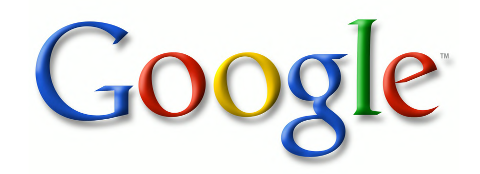
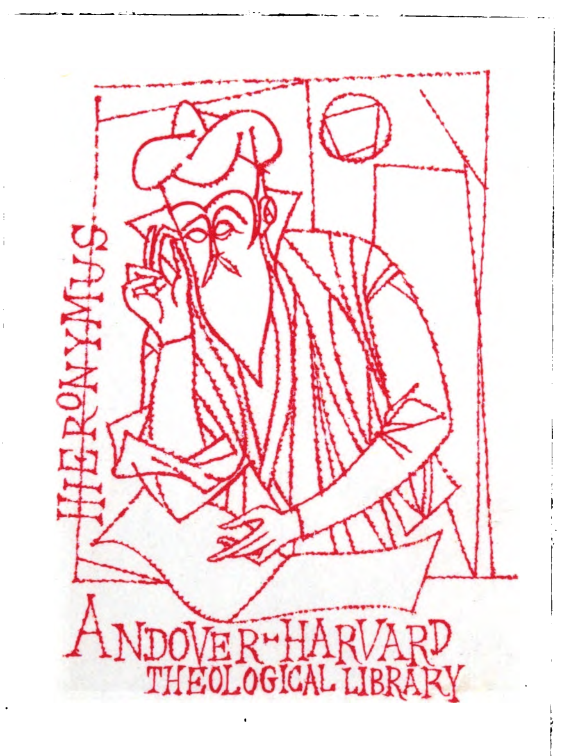
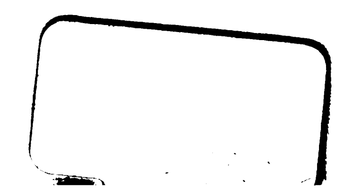





HIERONYMUS
ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY



Die XI. Allgemeine evangelisch-lutherische Konferenz

zu Rostock

vom 24. bis 29. September 1904.

Herausgegeben

auf Beschluß der Engeren Konferenz.

Schwerin i. Meckl.
Verlag von Fr. Bahn
Hofbuchhändler.
1906.

Vorwort.

Nachdrücklich ist der Wunsch geäußert worden, daß die Predigten und Vorträge der 11. Allgemeinen evangelisch-lutherischen Konferenz in Rostock in einem Gesamtband herausgegeben würden. Die engere Konferenz hat diesen Wunsch zum Beschluß erhoben, und ist der guten Zuversicht, daß die nochmalige Veröffentlichung der Rostocker Arbeiten in der vorliegenden Form vielen zu bleibendem Gewinn gereichen werde.

Wenn die Herausgabe eines Gesamtbandes erst jetzt erfolgt, so kann der Vorwurf der Verspätung kaum erhoben werden; denn einerseits sind die Rostocker Darbietungen bereits einzeln im Druck erschienen und in der kirchlichen Presse zumeist eingehend besprochen worden, und andernteils darf doch ein nach Jahresfrist wiederholter Neudruck als ein Beweis dafür gelten, daß die Rostocker Tagung einen besonders lebhaften Widerhall hervorgerufen hat und noch heute hervorruft.

Die Allgemeine evangelisch-lutherische Konferenz benutzt, in Erkenntnis ihrer stetig wachsenden Aufgaben und ihrer immer ernster werdenden Arbeitspflicht, auch diese Gelegenheit, durch das gedruckte Wort das Gemeinschaftsband der lutherischen Glaubensgenossen allerorten zu festigen und der Kirche des reinen Wortes und Sakramentes einen Dienst zu leisten.

Die Freude am Zustandekommen der vorliegenden Schrift sowie der Dank für alle hierbei uns zu Teil gewordene Unterstützung mögen ausklingen im Wort des Psalmisten:

„Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre, um deine Gnade und Wahrheit."

Inhalt.

Seite

Die den Vorträgen folgenden Debatten, sowie der Vortrag von Pastor von Harling: Welche Aufgabe wird der Judenmission durch ihre gegenwärtige Lage gestellt? konnte in vorliegendem Band nicht wiedergegeben werden. Wir verweisen hierfür auf die Berichte der Allg. luth. Kirchenzeitung. Das Referat von Pfarrer Gussmann über die lutherische Presse, ihre Geschichte, ihren gegenwärtigen Stand, ihre künftige Organisation wird voraussichtlich in erweiterter Gestalt als selbständige Arbeit erscheinen.

Das Bekenntnis im Berufsleben.

Von Pastor **Oehlkers,** Hannover.

„Du aber bleibe in dem, was du gelernt hast und dir vertrauet ist, sintemal du weißt, von wem du gelernet hast! Und weil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieselbige unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Christum Jesum." Das war der Text, über den ich vor vierzehn Jahren auf der „Allgemeinen Lutherischen Konferenz", der ersten, die ich als junger Pastor mitfeiern durfte, den alten Luthardt predigen hörte. Eine mir unvergeßliche Stunde! „Lasset uns auf der Bahn unserer Kirche bleiben," war seine Mahnung an uns.

Das hat die Konferenz an ihrem Teile auch treulich zu befolgen gesucht. „Lasset uns auf der Bahn unserer Kirche bleiben!" Das ist es, was uns auch heute hier in Rostock wieder zusammengeführt hat. Wir wollen uns miteinander unseres lutherischen Bekenntnisses freuen und uns in ihm stärken. Denn wir wollen Lutheraner bleiben, auch wenn „lutherisch" im Augenblick nicht „Trumpf" ist. Wir wollen Lutheraner bleiben, nicht nur, weil wir in der lutherischen Kirche aufgewachsen und erzogen sind, nicht aus Eigensinn und Verranntheit, auch nicht aus Schwerfälligkeit und Rückständigkeit des Denkens, sondern weil wir wissen, was wir an unserem lutherischen Bekenntnis haben: eine klare Stellung, einen starken Halt, eine blanke Waffe in allen Kämpfen, die wir zu führen haben. Oder mit andern Worten: weil wir überzeugt sind, daß das lutherische Bekenntnis die Wahrheit Gottes und deshalb auch die Zukunft für sich hat, darum wollen wir Lutheraner bleiben.

Die nun beginnende Tagung der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz" soll an ihrem Teile zeigen, in wie weit wir ein Recht zu so hohen Worten haben. Sie will nachweisen, daß das lutherische Bekenntnis in das zwanzigste Jahrhundert paßt, daß es im Kampfe gegen Rom wie gegen den falschen Zeitgeist seine Bedeutung behält, daß wir allen Anforderungen des modernen Lebens, allen Bestrebungen für eine bessere Zukunft der Kirche um so eher gerecht werden, je fester wir an dem alten Glauben halten.

Wir wissen freilich ganz genau, daß wir mit dieser Behauptung eitel Widerspruch von rechts und links erregen. Man

wird uns sagen: Ihr dient mit euren lutherischen Sonderbestrebungen nicht dem Ganzen, sondern bloß eurer Partei. Die Nöte der Zeit aber fordern gebieterisch Einheit der Evangelischen. Da ist der Kampf gegen Rom, gegen den Materialismus, gegen die atheistische Sozialdemokratie. Da ist die Erziehung des Volkes zur Mitarbeit im Staats- und Gemeindeleben wie die Erziehung zu rechtem Arbeitsernst und rechter Freude im häuslichen Kreise. Da sind die großen Aufgaben der Mission, der Diasporaversorgung, der christlichen Liebestätigkeit. Das alles fordert Zusammenschluß um jeden Preis, unter Zurückstellung alles Unwesentlichen. Warum in aller Welt betont ihr denn euer Luthertum mit solcher Ausschließlichkeit?

Wir wollen diese Bedenken gern ernstlich erwägen. Die Geschichte unserer lutherischen Kirche zeigt uns doch unmißverständlich, daß wir Lutheraner oft genug dem Ganzen der evangelischen Kirche dadurch geschadet haben, daß wir uns enge und ängstlich in unsern Landeskirchen und Kirchlein einschlossen, wo wir uns hätten vertrauensvoll anschließen und hoffnungsvoll mitarbeiten sollen. Solcher selbstgenügsamen Engherzigkeit soll hier nicht das Wort geredet werden. Wir wissen es, daß die Zukunft unserer lutherischen Kirche von der Arbeit abhängt, die sie leistet, daß sie den Nachweis der Berechtigung ihres Sonderdaseins erbringen muß durch ihren Beitrag zu dem Aufbau eines christlichen Volkslebens in unserer Zeit. Aber wir sind auch der Überzeugung, daß man dem Ernst und der Größe jener Aufgaben nicht gerecht wird, wenn man in allzu leichter Rüstung an sie herangeht, und daß wir, statt nach neuen Weisen zu suchen, am besten tun, die Gabe zu erwecken, die in uns ist, die Kräfte zu gebrauchen, die Gott uns in unserer lutherischen Eigenart gegeben hat. Das bloße Zusammenschließen und Einheitsstreben tut's noch nicht. Es kommt doch vor allem darauf an, wer sich zusammenschließt, ob man für sich etwas in die Einheit mitbringt, was eigenartige Kraft und Stärke darstellt. Es ist nicht des Heiligen Geistes Weise, daß er Individualitäten vernichtet und Einerleiheit, Uniform schafft. Christliche Art hat immer etwas von natürlichem Wachstum an sich, wie alles, was aus Gott ist. Und besser als blasse Einerleiheit ist eine knorrige Eigenart, eine charaktervolle Einseitigkeit, die, durch die heiligende Macht des Heiligen Geistes ihrer natürlich fleischlichen Herbigkeit und Selbstsucht entkleidet, sich dem Ganzen als wertvoller Baustein einfügt. Um ein Bild zu gebrauchen: unser Herrgott baut mit Bruchsteinen, nicht mit Backsteinen.

So denken wir. Und darum wollen wir auf der Bahn unserer Kirche bleiben und glauben, daß wir nicht nur unserer Partei, auch nicht bloß unserer heimatlichen Landeskirche, sondern dem Ganzen der evangelischen Kirche, ja, dem Ganzen des Reiches Gottes auf Erden am besten dienen, wenn wir dahin

streben, in diese unsere Zeit solche Persönlichkeiten hineinzustellen, welche in charaktervoller Ausprägung lutherische Eigenart zur Geltung zu bringen wissen.

II.

Mir ist heute die Aufgabe gestellt, die Bedeutung des lutherischen Bekenntnisses an einem besonderen Gebiete, dem des Berufslebens, zur Anschauung zu bringen. Welche Bedeutung hat das lutherische Bekenntnis für das Berufsleben? Das ist unsere Frage. Wer sich diese Frage ernstlich vorlegt, der kann an dem Gedanken nicht vorübergehen, welche ungeheure Wandlung doch die gesamte Auffassung, der gesamte Inhalt und Umfang des Berufslebens seit Luthers Zeit erfahren hat. Es ist da tatsächlich alles anders geworden. Wir stehen heute noch mitten im Fluß der Entwickelung und wissen nicht, wo sie enden wird. Machen wir uns das zunächst an dem äußeren Bilde der Stadt Rostock klar, in der wir tagen!

Wir sind hier in einer alten See- und Hansestadt, in einer Stadt, die von alters her durch weitschauenden Blick, wagenden Mut und rastlosen Unternehmungsgeist die Grenzen ihres Berufslebens zu erweitern verstand. Von kleinstädtischer Enge konnte hier auch vor 200 Jahren keine Rede sein, als der „Vogel Greif" vom Heck Rostocker Briggs und Barkschiffe in fernsten Häfen flatterte, ein weithin bekanntes Wahrzeichen deutscher seemännischer Tüchtigkeit. Und doch, vergleichen wir die alte Stadt mit der neuen, die sich seit fünfzig Jahren um die alten Wälle herumgelegt hat: welcher Umschwung! Dort das Familienhaus, hier das Miethaus, dort Kleinbetrieb und Kleinbesitz, hier Großbetrieb, Fabrikwesen, dort das eichene Segelschiff und hier der eiserne Dampfer. Dort alles zunftmäßig und handwerksmäßig gebunden, hier alles frei entfesselte Kraft und ungebundener Wettbewerb. Dort Behagen und ruhige, stetige Entwickelung, hier Kampf, Unruhe, Sorge und ein sprungweises Vorgehen im Fortschritt, dem die schwersten Rückschläge folgen. Und wie wirkt das nun auf die ganze Stellung des einzelnen zum Berufe im Staats-, Erwerbs-, Familienleben zurück! Neue Fragen treten auf, zu denen er Stellung nehmen muß, neue Aufgaben, die gelöst sein wollen. Das gilt vom Größten wie vom Kleinsten.

Sehen wir auf den einfachen Arbeiter! Er ist nicht mehr gebunden und geschützt durch Zunft, Gewerk, Gilde. Freizügig und frei wählend, kann er seine Arbeitskraft anbieten, wo und wem er will. Er steht dann aber auch in der Fremde, der Großstadt einsam da, ohne persönliche Fühlung mit dem Arbeitgeber und den Arbeitsgenossen. Und wie hat seine Arbeit an Wert verloren! Der Handwerker und der Landmann schaffen doch etwas Ganzes, an dem ihr Auge und Herz sich erfreuen. Der Fabrikarbeiter ist nur ein Rad im großen Getriebe, dazu

verurteilt, immer bloß Stücke zu schaffen, freudlose Teilarbeit zu tun, deren Zusammenhang mit dem Ganzen er wohl ahnen, aber nicht schauen und greifen kann. Sehen wir den Kaufmann, auf sich selbst gestellt, genötigt, im allgemeinen Konkurrenzkampf sich zu behaupten, immer auf der Wacht, daß er nicht überholt, überlistet, übervorteilt werde, abhängig von Konjunkturen in fernsten Weltteilen, auf die er keinen Einfluß besitzt, die ihm aber die heutige Weltwirtschaft mit Dampf und Elektrizität nahe gerückt hat! Und beobachten wir bei allen wirtschaftlich Schwächeren, die in der Gefahr der Zertrümmerung ihres Glückes stehen, infolgedessen ein Streben nach Zusammenschluß in Genossenschaft und Gewerkschaft, die ganz neuen, uns andern vielfach fremden und unverständlichen Pflichten und Aufgaben des Berufslebens, die aus der Vertretung der Standesinteressen entspringen! Sehen wir in das Haus, in das Leben der Frau! Sie findet im Hause nicht mehr den reichen Arbeitskreis wie einst, als das Haus noch die große Wirtschaftseinheit war, in dem alles selbst gearbeitet und beschafft, in dem gesponnen und gewebt, gebacken und geschlachtet wurde. Müßig, als bloße Zuschauerin der Mannesarbeit, will und soll sie aber auch nicht dasitzen. So entsteht die Frauenfrage, die Frage nach dem Beruf der Frauen, die im Hause keinen Raum zur Betätigung mehr finden und die daher in das Erwerbsleben als Konkurrentinnen oder in das Gemeindeleben als Mitarbeiterinnen des Mannes hinaustreten müssen.

Oder achten wir endlich auf den Umschwung in dem Berufsleben aller derer, die zu regieren oder zu leiten haben! Welche ungeheuren Wandlungen! Der Pastor in seiner Kirchengemeinde, der Bürgermeister in seiner Stadt, der Regent und seine Minister im Lande: sie alle haben es nicht mehr mit Kreisen zu tun, die willig wären, sich nach der besseren Einsicht der Leitenden führen zu lassen, sondern mit Gemeinschaften, die selbst mit regieren wollen und sollen. Nun wird ihr Beruf: im Widerstreit der Tagesmeinungen und in Auseinandersetzung mit oft törichtem Widerspruch ihre Ziele zu verfolgen, das Gute, Lebensfähige in den selbständigen Regungen der Volksseele herauszufinden und zu fördern, in freiem Gedankenaustausch, unter Anerkennung berechtigter Selbständigkeit das in der Masse schlummernde Leben zu wecken und zu leiten. Die Gemeindeglieder und Volksgenossen aber tragen heute Mitverantwortung für alles, was in Staat und Gemeinde geschieht, und dürfen daher nicht mehr, wie der alte deutsche Philister, die Faust in der Tasche ballen. Sie müssen lernen, Partei ergreifen, eine Überzeugung gewinnen und vertreten, mitarbeiten über den Kreis der engsten Haus- und Berufspflichten hinaus an dem Aufbau eines Gemeinde- und Volkslebens, wie die neue Zeit es fordert.

Eine neue Welt, die Welt der Maschine und der großen

Städte, die Welt der Arbeit, der Freiheit und Selbständigkeit tut sich vor dem sinnenden Auge auf. Eine andere Welt, als in der Luther einst lebte, vielleicht nicht allen von uns ganz sympathisch, zumal da wir Kinder der Übergangszeit viele ihrer Härten und Unannehmlichkeiten zu fühlen bekommen. Aber eine bedeutungsvolle Welt, eine große Zeit mit neuen großen Aufgaben für den, der sie mit christlichem Sinne angreifen und mit christlichen Gedanken durchdringen möchte.

III.

Wir glauben, daß alle Reiche dieser Welt Gottes und seines Christus sein werden. So dürfen wir auch vor der Entwickelung unserer Zeit nicht ängstlich still stehen und denken, daß das Evangelium uns dazu nichts zu sagen hätte. Nein, wir müssen sie mit dem Glaubensmute anfassen, der an nichts verzagt, weil er Christi gewiß ist! Schwer ist es heute, in allen Dingen ein Christ zu sein, schwerer als in früheren Zeiten. Aber sie ist lösbar, erfüllbar, diese Aufgabe, und zwar um so eher, wenn man in der Kraft des lutherischen Bekenntnisses an sie herantritt.

Freilich scheint auf den ersten, oberflächlichen Blick unser lutherisches Bekenntnis gerade dieser Aufgabe gegenüber wenig Hilfe zu bringen. Denn unser Bekenntnis ist doch dies, daß der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben! Das scheint den Blick von der Außenseite des Lebens, von dem Beruf und der Arbeit ganz auf die Innenseite hinzulenken. Der Reformierte wird angewiesen, an dem Fortschritt in der Heiligung seinen Gnadenstand zu erkennen, und sieht sich so um der innerlichen Gewißheit seines Heils willen auf energische Betätigung seiner Überzeugung im äußeren Leben gedrängt. Der Katholik weiß, daß er nur dazu die vergebende und heilende Gnade seiner Kirche im Sakrament empfängt, damit er auf diese Weise befähigt werde, sich seine Seligkeit durch eine Menge guter, Gott wohlgefälliger Werke zu verdienen. Der moderne Rationalist wird belehrt, daß neben dem Vertrauen zu dem allgütigen Vater wesentlich die Berufstreue nach Christi Vorbild den Christen mache. Wir Lutheraner dagegen sind auf den Weg eines Paulus und Luther gewiesen, der mit dem Zusammenbruch der eigenen Gerechtigkeit, mit dem Verzicht auf die eigene Kraft und die eigenen Gedanken und mit der demütigen Hinnahme der von Christus uns erworbenen und geschenkten Gerechtigkeit endet: mit der Rechtfertigung des Sünders vor Gott. Uns wird eingeprägt, daß auch unsere besten Werke, die wir im Glauben tun, sündliche Unvollkommenheit an sich tragen, daß auch der zum lebendigen Glauben Wiedergeborene täglich viel sündige und wohl eitel Strafe verdiene und täglich von neuem bitten müsse: „Vergib uns unsere Schuld!“

Was soll eine solche Anschauung aber für einen Einfluß

auf das Berufsleben haben? Kann es größere Gegensätze geben als den modernen Beruf und den Verzicht auf alle eigene Kraft und Gerechtigkeit? Selbst ein so bedeutender lutherischer Ethiker wie Martensen hat das Eigentümliche lutherischer Sittlichkeit darin zu finden geglaubt, daß sie den Menschen aus der Welt der Tat in die Stille, die Kontemplation hinüberleite. Die lutherische Kirche habe wohl auf dem Gebiete der Erbauungsliteratur, der Liederdichtung, der christlichen Kunst, des Gebetes, der Theosophie Großes geleistet. Aber die Arbeit im christlichen Sinne, in Äußerer und Innerer Mission, in Gemeinde und Staat sei nicht ihre, sondern der Reformierten Sache und Gabe. Darnach wäre es das Vorrecht der lutherischen Kirche, dafür zu sorgen, daß in dem heutigen Weltgebrause die Stillen im Lande eine Heimstatt haben, die stillen Seelen, die zwar nicht mitkommen können mit der Zeit des Dampfes und der Elektrizität, die aber daneben, abseits von der Heerstraße, ihr friedliches Zelt aufschlagen, wo sie Müde trösten und aufrichten und der Erbauung pflegen können. Die Kirche der Frommen und der Alten, der Sterbenden Trösterin, das wäre unsere Kirche? Wie man wohl in ostfriesischen Landgemeinden hören kann: „es ist gut reformiert leben, aber lutherisch sterben“?

Wir wollen gewiß den Segen nicht gering achten, der darin liegt, daß die lutherische Kirche ein Evangelium für zerbrochene Herzen predigt. Wer einmal an einem solchen Sterbebett gestanden hat, wo ein starker Mann, der mit Trotz in eigener Kraft das Leben zu meistern sich unterstand, zusammengebrochen daliegt und nun vergehen will in der Erkenntnis, gegen die er sein Leben lang sich gewehrt hat, daß unsere eigene Kraft nichts ist und nichts vermag — der weiß, welcher Quell des Trostes in solcher Not unser lutherisches Bekenntnis ist. Wir dürfen es ihm sagen: Ganz recht, du bist nichts wert, dein ganzes Leben war eitel Sünde! Aber nun sieh nicht auf dich, auf deine vergeblichen Anläufe und Versuche, nimm dir auch nichts vor, sieh nur auf deinen Heiland, der für dich genug getan hat, und halte dich an ihn! Er ist dein in der Taufe, dein im heiligen Abendmahle, du bist ihm nicht zu schlecht, er gibt sich dir zu eigen! Glaube nur, dann ist dir vergeben! Und an solchem Trost kann sich ein verzagendes Herz aufrichten, zum Frieden kommen und sprechen: nun bin ich ganz still und froh!

Aber es wäre doch falsch, zu denken, daß dieses Bekenntnis nur an das Ende eines verfehlten Lebens gehöre, daß es das Normale wäre, wie der Schächer am Kreuz sein Leben lang durch Dornen und Gestrüpp in der Irre zu laufen, um dann erst am Schluß, zerrissen und blutend, auf dem rechten Wege anzukommen und zu den Füßen des Heilands Vergebung und Frieden zu finden. Vielmehr dazu hat Gott Paulus und Luther in der Fülle ihrer Kraft, am Anfang ihres eigentlichen Lebenswerkes bekehrt

werden lassen, damit wir an ihnen anschaulich lernen sollten, daß eine gründliche Bekehrung die Quelle höchster Aktivität ist und darum außerordentlich viel austrägt für den irdischen Beruf!

Ein kurzer Blick auf ihren Lebensgang und ihr Lebenswerk mag uns das noch klarer machen. Was sie erlebt, das müssen wir auch erleben, wollen wir Lutheraner in Wahrheit heißen und imstande sein, lutherische Eigenart in unserm Leben auszuprägen. Paulus und Luther aber haben das miteinander gemein, daß sie durch die Religionsgemeinschaft, in der sie aufwuchsen, angetrieben wurden, in ihren eigenen Werken die Gewißheit ihres Gnadenstandes zu suchen. Beide sind daran fast vergangen, daß sie diesen herkömmlichen Weg mit einem rücksichtslosen Wahrheitssinn verfolgten, der mit Gottes Gerechtigkeit unbedingt Ernst machte. Darum konnten sie sich bei der pharisäisch-mönchischen Gerechtigkeit, die von ihnen verlangt wurde, nicht beruhigen. Sie mußten tiefer graben, denn sie mußten unbedingt Wahrheit im Verhältnis zu Gott haben. Ihr Gewissen ließ keine Vermittelungen, keine Halbheiten gelten. Erst als ihnen in der Glaubensgerechtigkeit nicht etwas Halbes, sondern etwas Ganzes, Gottes unbedingte Gnade, dargeboten war, kamen sie zur Ruhe. Diese unbedingte, rücksichtslose Wahrhaftigkeit in Beziehung auf das eigene Leben und dessen Verurteilung, wie auf Gottes Gnade und deren Bejahung, erwies sich bei ihnen aber als Quell höchster Aktivität. Denn wie steht nun Luther, der zum Glauben Bekehrte, im Leben so ruhig, so frei, so fest, so fröhlich da! Seines Gottes gewiß, in Wort und Sakrament ruhend, faßt er die Aufgaben des Berufes ins Auge und wird ihnen gerecht wie keiner vor ihm, wird der Bahnbrecher einer neuen Auffassung des Berufslebens.

IV.

Luthers Weg müssen wir auch gehen. Der ist noch kein Lutheraner, der nur verstandesmäßig die Lehren unserer Kirche sich angeeignet hat und durch Anerkennung der Lehrsätze und Einfügung in die Ordnungen unserer Kirche sich ihr anschließt. Unsere Kirche muß verlangen, daß ihre Mitglieder ihr innerlich angehören. Sie will kein Surrogat schaffen, das sich zwischen Gott und Menschen schiebt. Sie will ein wahrhaftiges Verhältnis zwischen Gott und Menschen herstellen, sie will ihren Gliedern zur Bekehrung helfen. Darum ist das ihr Segenserbe, daß sie uns nicht in eigener Gerechtigkeit zur Ruhe kommen läßt. Gehen wir auch nicht alle genau denselben Weg wie Luther — wir wachsen ja in der evangelischen Gemeinde und nicht im Kloster auf — so ist doch das Ziel das nämliche. In der Jugendzeit tritt uns, wie es bei der Erziehung nicht anders möglich ist, Gott zunächst als der fordernde, das Christentum als Weltanschauung, Sitte, Gewohnheit, also in der Form des Gesetzes, entgegen. Die Arbeit des Lebens, in die wir dann eintreten,

fordert unsere Kraft, unsere Gedanken, unsern Willen zu einer größern Anspannung heraus. Und wir müßten nicht Menschen, Fleisch vom Fleische geboren, sein, wenn wir nicht zunächst einmal an diese Aufgaben herangingen und versuchten, mit Gott und der Welt fertig zu werden durch Gebrauch der Gaben und Kräfte, die Gott uns gegeben hat.

Dieses Ringen mit den Problemen und Forderungen des Lebens in eigener Kraft kann dann eine sehr verschiedene Folge haben. Bei den einen führt es zu dem Hochgefühl des modernen, welttrunkenen Übermenschen, der seine Persönlichkeit rücksichtslos sich ausleben lassen will, unbekümmert um Gottesgebot und Menschensatzung. Bei den andern zu dem philiströsen Behagen des selbstzufriedenen, guten Staatsbürgers, der sich seine Hörner abgelaufen hat und nun sich damit abfindet, daß man nicht alles könne und nicht zu viel von sich und der Welt verlangen dürfe, und meint, Gott müsse sich schließlich auch zufrieden geben und seine Menschen nehmen, wie sie nun einmal sind. Bei wieder andern führt es zu dem Pessimismus, der daran zweifelt, jemals zur Erkenntnis der Wahrheit, zur Ruhe und zum Frieden zu kommen, und das ruhelose Streben nach Wahrheit als nach einem ewig unerreichbaren Ziele für das Höchste erklärt, was einem Menschen zuteil werden könne. Bei noch andern, und deren sind es gerade in unserer Zeit wieder mehr als früher, zeigt es sich in dem Streben nach einer besonderen Heiligkeit, die entweder in einer Häufung frommer Übungen oder außerordentlicher Entsagungen besteht und in manchen Kreisen geradezu weltflüchtig mönchischen Charakter trägt.

Mir scheint nun, daß für uns das Segenserbe der lutherischen Reformation darin bestehen muß, daß wir bei alledem nicht zur Ruhe kommen. Wir können dabei das Gefühl der Wahrhaftigkeit nicht gewinnen. Wer Pauli und Luthers Ringen verstehen gelernt hat, dem ist Gott zu groß und zu heilig geworden, als daß er dächte, mit seiner eigenen Kraft vor Gott bestehen und in einem Gemeinschaftsverhältnis mit ihm bleiben zu können. Das ist der Weg, auf dem auch der, welcher in der evangelischen Kirche aufgewachsen ist, zu einer Bekehrung kommen kann, die der Luthers entspricht. Sobald er den Selbstbetrug durchschaut, in dem er befangen war, bricht er vor Gott mit seinem ganzen Leben zusammen. Er erkennt, daß alles, was er geleistet und gelebt hat, eitel Sünde war, daß auch das, worauf er stolz war, das ernste Streben, die idealen Ziele, die Treue im Beruf, die fromme Sitte, von Eitelkeit durchzogen und vergiftet war und daß er sich selbst auf keinem Wege daraus helfen kann. Er muß sich selber rücksichtslos verurteilen. Indem er dies aber in innerlicher Wahrhaftigkeit tut, wird ihm die Predigt von Christi Verdienst und stellvertretender Genugtuung, die er vordem vielleicht nur mit halbem Ohre angehört hat, so süß und

so groß. Denn da tut sich ein Weg auf, bei rücksichtslosester Wahrhaftigkeit in Bezug auf Gott und sich selbst doch in ein Verhältnis des Friedens mit Gott zu kommen. Da vollzieht sich denn das entscheidende Erlebnis, daß ein Mensch sich bekehrt, von dem Vertrauen auf eigene Gerechtigkeit, eigene Gedanken und eigene Kraft sich abkehrt zu dem Vertrauen auf Gottes Gnade in Christus und die Kraft des Heiligen Geistes.

Und dieses Erlebnis ist, wohl gemerkt, keine Gefühlsaufwallung, in einem Augenblick vollzogen und in der Folgezeit schwärmerisch verklärt und überschätzt — eine Auffassung, durch die das Wort „Bekehrung“ in weiten Kreisen der lutherischen Kirche einen bedenklichen Klang hat — sondern eine ein für allemal vollzogene, täglich neu erkämpfte und wiederholte Stellungnahme gegen das eigene Ich und für die Gottesgerechtigkeit. Eine innere Stellungnahme, an der der ganze Mensch mit allen seinen Kräften, seinem Denken, Fühlen und Wollen, beteiligt ist und die er doch nicht als seine eigene Tat, sondern als ein Geschenk der freien, unverdienten Gnade Gottes erfährt. Von sich selbst wäre er eben nicht weiter gekommen als zu der Verneinung und Verdammung seines eigenen Lebens, die in Verzweiflung endet. Dadurch, daß dieser seiner eigenen Stellung das Evangelium von Christus entgegenkam, ist ihm der Glaube geschenkt worden, der ihn rechtfertigt, froh und frei macht.

V.

Hier ist nun der Ausgangspunkt gegeben, von wo aus eine Durchdringung des modernen Berufslebens mit christlichen Gedanken wahrhaft möglich ist. Dieses fordert zunächst innerlich zur Ruhe gekommene Menschen, die in der verwirrenden Fülle der neuen Aufgaben und Strömungen sich zurechtzufinden vermögen und dadurch, daß sie selbst ihren Weg sicher gehen, auch andern Halt und Stütze werden können.

Die Hauptgefahren für die individuelle Charakterentwicklung sind: Stumpfheit und Nervosität. Stumpf und haltlos macht der Materialismus, der den Menschen für ein Produkt der Verhältnisse erklärt. Woher soll ihm da die Kraft kommen, gegen die Verhältnisse anzugehen und sie von innen heraus zu überwinden? Hat man einen Menschen erst so weit gebracht, daß er das Bewußtsein der eigenen Verantwortlichkeit verloren hat, dann ist er für die großen sittlichen Kämpfe unserer Zeit nicht mehr zu gebrauchen. Nervös aber macht der Methodismus. Er lebt im Grunde von dem reformierten Gedanken: du kannst deines Gnadenstandes nur gewiß bleiben, wenn du an dir selbst einen Fortschritt in der Heiligung beobachtest. Daher kommt dann dieses beständige Sichselbstbeobachten und Sichselbstheiligen, dieses ganze nervöse Christentum, das auch in unserer Kirche allmählich so viele Gemüter gefangen nimmt. Drummond hat es einst treffend

charakterisiert, wenn er es dem Spiel des Kindes verglich, das eine Blume gepflanzt hat und nun alle Tage an den Blättern zupft, damit sie schneller wachse.

Das alles ist zu leichte Rüstung für unsere Kämpfe. Innerlich ruhig, seines Gottes und Heiles gewiß wird nur der Mensch bleiben, der nach dem Bekenntnis unserer Kirche seine Gewißheit auf den in Wort und Sakrament offenbaren Gnadenwillen Gottes gründet. Gerade diese eigentümlich lutherische Wertung des Sakramentes gibt innere Ruhe. Sie lenkt den Blick von der eigenen Person ab und läßt uns ehrfürchtig stille stehen vor den Geheimnissen Gottes. Wo Gott und Mensch, Ewigkeit und Vergänglichkeit miteinander in Berührung treten, da ist immer ein Geheimnis, das der rechnende Verstand nicht ergründen kann. Gott wird nicht nur gefunden in dem Wort, das man begreifen und deuten, erst recht nicht in dem eigenen Erleben allein, das man empfinden und erfahren kann. Gott hat auch eine Weise, des unbewußten Lebens sich anzunehmen, dem Menschenherzen nachzugehen und es zu sich zu ziehen, die über die individuelle Erfahrung hinausliegt. Von dieser Gottesliebe wissen wir uns getragen von unserer Taufe an. Diese Gottesliebe läßt sich zu uns herab im heiligen Abendmahle und begegnet uns hier auf Erden. Diese Gottesgnade macht unsere Herzen ruhig und friedevoll, still und stark.

In dieser Gewißheit war Luther ruhig und geduldig geworden, der von Natur so leidenschaftliche, ungeduldige Mann. Wie gewiß geht er seinen Gang und lebt er sein Leben! Er weiß, wo er seinen Trost zu suchen hat, und „kriecht alle Tage wieder in seine Taufe“. Wie weiß er auf Gottes Zeit und Stunde zu warten! Denn er kennt die wachstümliche Art des Reiches Gottes, die der Herr in dem Gleichnis vom Samen im Acker so herrlich gezeichnet hat: „und der Same gehet auf und wächset, daß er es nicht weiß“. Brauchen wir das aber nicht gerade heute, wir eiligen, hastigen Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts? Aus der Fülle der Gottesgemeinschaft heraus, als das Volk, das von der täglichen Vergebung der Sünden lebt, können wir an unsere Arbeit gehen: in der heiligen Ruhe derer, die schon alles inne haben und sich nichts mehr zu erringen und erarbeiten brauchen, denen Satan selbst mit seiner Macht und List nichts anhaben kann, weil sie Christi gewiß sind. Aus den Liedern und Gebeten unserer Kirche weht uns dieser Geist innerlichen Friedens an. In der Geschichte unserer Kirche stehen als lebendige Zeugen solcher gesunden, tiefgründigen Frömmigkeit ehrwürdige Gestalten ohne Zahl. Das kann unser Bekenntnis uns mitgeben, wenn wir seiner innerlich mächtig werden.

VI.

Aber von denen, die so zur Ruhe gekommen sind, fordert unsere Zeit dann auch Taten, Stellungnahme im öffentlichen

Leben, Geltendmachung ihrer Grundsätze gegenüber den Fragen und Aufgaben des Tages. Sie fordert freie und selbständige, nüchtern und doch pietätsvoll denkende Männer. Wieder müssen wir sagen, daß keine andere Erfassung des Christentums so geeignet ist, derartige Persönlichkeiten zu schaffen, wie eben unser lutherisches Bekenntnis. Der moderne Rationalismus macht den Menschen zum Maß aller Dinge. Indem er ihn aber in den Fluß der Entwicklung hineinstellt, kommt ihm selbst alles in Fluß: er verliert die festen, die Ewigkeitsmaßstäbe. Die katholische Kirche unterwirft das Gewissen des einzelnen dem Urteil der Kirche, und auch die reformierte Kirche, wo sie zu charakteristischer Ausprägung ihrer Eigenart gekommen ist, bindet den einzelnen in einer Weise an die Bibel als das Lehr- und Lebensgesetz, die in unsern Tagen vor der geschichtlichen Erforschung der Schrift ebensowenig wie vor den Forderungen des Gegenwartslebens bestehen kann.

Dem gegenüber danken wir es unserem Luther und unserer lutherischen Kirche, daß wir nirgends in unseren Bekenntnisschriften auf eine Inspirationstheorie festgelegt sind, sondern uns jene innerlich freie und doch gebundene Stellung zum Worte Gottes ermöglicht ist, die Luther selbst in seinem ganzen Leben betätigt hat. Wie weiß er sich gebunden an Gottes Wort! Keine Autorität steht ihm höher als diese. Das läßt ihn und die Seinen so fest stehen gegen Kaiser und Reich, gegen tobende Bauern und gewalttätige Fürsten, gegen Überfromme und Gottlose, daß er eine viel höhere Norm für sein Urteil hat als Fürstengebot und Zeitmeinung: nämlich seine liebe heilige Schrift, deren Doktor er ist und in der sein Gott zu ihm redet. Wo Schwierigkeiten sind, da findet er sich am Worte Gottes zurecht. Wo es Kämpfe gilt, da führt er sie mit diesem Schwerte. Wo alle Ja sagen und alle weltliche Klugheit zum Jasagen drängt, da kann er Nein sagen, wie damals in Marburg, weil er sonst seiner lieben heiligen Schrift ungehorsam würde. Sie ist ihm und uns alleinige Regel und Richtschnur für Lehre und Leben. Besonders da, wo die Berufung auf das innere Licht ihm entgegentritt, da hält er sich an das Wort. Er will sich nicht in das Uferlose treiben lassen durch Leute, die sich auf die eigene Erfahrung und die innerliche Zusprache des heiligen Geistes berufen, sondern will, daß sich diese neuen Offenbarungen dadurch als göttlich gegeben ausweisen, daß sie mit der in der heiligen Schrift urkundlich niedergelegten Offenbarung übereinstimmen und an ihr sich messen lassen.

Und doch, wie frei steht er wieder zu dem geschriebenen Worte! Wie ruhig übt er mit den wissenschaftlichen Mitteln seiner Zeit Kritik an der Bibel! Nicht der Buchstabe des Bibelbuchs, sondern Christus ist das Wort Gottes und in der Bibel das, „was Christum treibet“. Ich möchte sagen: Luther lebt in der Bibel wie ein Kind im Vaterhause, nicht wie ein Knecht im

Dienst. Darum hat er auch ein solches Verständnis für das, was nach der Zeit der Apostel in der Geschichte der Kirche unter Einwirkung des Heiligen Geistes geschichtlich geworden ist, einen solchen pietätsvollen Sinn für das Schöne und Ehrwürdige in Kultus, Sitte und Lehre der gesamten christlichen Kirche. Zu solcher Freiheit und Gebundenheit gegenüber der Schrift unsere Gemeinden zu erziehen, dünkt mich die schwere, aber nötige Aufgabe der lutherischen Kirche in dieser Zeit. Wer so in der Schrift lebt, daß er sie liest mit dem Gedanken: hier redet Gott mit mir, der wird in seinem Urteil selbständig und unabhängig von den Zeitströmungen. Er lernt auf Gottes Stimme mitten in dem verwirrenden Geräusch der Tagesmeinungen achten. Und wer so gelernt hat, in der Schrift zu forschen, daß er sie nicht als Spruchbuch braucht, sondern nicht eher ruht, als bis er weiß: ich habe die ganze Schrift in ihrer Einhelligkeit für mich, der hat gelernt, das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu scheiden, und wird nicht jedes einzelnen Sektenfündleins Beute, sobald es nur durch eine einzelne, aus dem Zusammenhange gerissene Stelle gestützt zu werden scheint. Wie hängt aber leider doch auch unser Kirchenvolk an Personen, an Autoritäten, an Tagesmeinungen und Schlagworten! Wie selten sind die Christen, die vor Bildung eines Urteils auf die letzte höchste Quelle, die heilige Schrift, zurückgehen!

VII.

Mit dieser selbständigen und freien Stellung zur Schrift und Geschichte ist dann von selbst die richtige Stellung zu den natürlichen Ordnungen des Lebens gegeben. Und gerade das ist für alle, die in unserer Zeit ihren Beruf als Christen erfüllen sollen, eine der wichtigsten Lebensfragen. Das Kloster liegt als überwundener Standpunkt hinter uns. Darin besteht die Schwäche der katholischen Kirche gegenüber der modernen Kultur. Ihr Ideal bleibt das Kloster. Mit dem modernen Leben kann sie sich nur durch Kompromisse abfinden. Mit ganz frohem, ungeteiltem Herzen vermag der fromme Katholik nicht in der Berufsarbeit zu stehen. Das ist auch die Schwäche des Pietismus und des Methodismus. Mehr als ein notwendiges Übel ist ihnen die moderne Welt auch nicht. Am liebsten geht er seitab in einen kleinen, engen Kreis. Und das ist es, worauf alle gesetzliche Auffassung des Christentums immer wieder hinauskommt. Das vielgelesene Buch „In Jesu Fußtapfen“ krankt ebenso daran, daß es statt der Frage: was tust du deinem Herrn Jesu zu Liebe und Dank? die Frage stellt: was würde Jesus tun? Und mit Schmerz haben wir neulich gelesen, daß selbst Naumann, der uns einst das soziale Programm der evangelischen Kirche erläuterte, Jesus als zu enge darstellt, als daß er mit seiner Sittenlehre in das moderne Leben hineinpaßte. Wie gefährlich ist doch diese An-

schauung für die breite Masse unseres Volkes! Ist das Christentum zu enge für das heutige Leben, paßt es nicht mehr in die Welt, ist seine Moral ein überwundener Standpunkt, was soll es dann noch?

Welchen klaren Weg zeigt uns da doch unser Bekenntnis für alle diese Fragen! An Jesu Wort und Beispiel bilden wir uns die Grundsätze für unser Handeln und dann gehen wir in alle Ordnungen und Verhältnisse des natürlichen Lebens fröhlich und getrost hinein. Es sind doch unseres Gottes Ordnungen. Er hat sie und uns für sie geschaffen. Er hat sie geheiligt und durch seine Vergebung das Herz frei gemacht zu fröhlichem Gebrauche seiner Gaben. Wie fröhlich steht Luther in seinem Beruf, in der Ehe, im geselligen Leben! Alle ängstliche, überfromme, gesetzliche Art ist ihm fremd. Er weiß, daß er die Vergebung schon hat, sie sich nicht erst durch besondere fromme Leistungen zu verdienen braucht. Er freut sich der Frau Musika, er freut sich der Blumen und der Früchte, er freut sich der Kinder und ihres Spiels. Denn er nimmt das alles aus seines Gottes Hand, der ihm in Christus ein gnädiger Vater geworden ist. Ihm dient er in seinem Berufe, dahin Gott ihn gestellt hat. Der Magd und des Knechtes geringe Arbeit, so sie in dankbarer Liebe und stiller Treue geschieht, ist ihm wichtiger, als aller Mönche und Nonnen Singen. Denn dies ist selbsterwählt, jenes gottgewiesen. So ist er als Familienvater, als Diener der Gemeinde und des Staates das Vorbild eines innerlich freien, weltoffenen, tatenfrohen Mannes geworden, für den wir Gott um unseres Volkes willen danken.

Es mag sein, daß die lutherische Kirche manchmal zu vertrauensselig dem Staate, der bürgerlichen Gemeinde Dinge überlassen hat, die unter weltlicher Verwaltung verweltlichten und verdarben. Es mag sein, daß das Privatleben der Lutheraner manchmal einen zu weltförmigen Charakter trug und trägt und die Strenge und den Heiligungsernst der Reformierten vermissen läßt. Da wollen wir von der reformierten Schwesterkirche gerne lernen, daß die Kirchengemeinde und Bekenntnisgemeinschaft auch Gottesordnungen sind, die in ihrem eigenen Rechte stehen und ihr eigenes Leben ausleben wollen, und von der Heiligungsbewegung unserer Tage uns zu größerem Eifer in dem Kampf gegen die schweren Schäden und Sünden unseres Volkes anspornen lassen. Aber wir vergessen nicht, daß nach unserm lutherischen Bekenntnis ebensowenig die Vollkommenheit im Versagen der irdischen Genüsse besteht, wie das Glück in ihrem Genießen, daß wir freie Kinder in dem Hause unseres Gottes sind und fröhlich mitarbeiten sollen und dürfen an den Kulturaufgaben unserer Zeit. Tun wir das in dankbarer Liebe zu dem, der uns zuerst geliebt hat, tun wir es als Leute, die durch sein täglich Sündenvergeben sich das Herz immer wieder frei und

froh machen lassen, so bildet dies eben unsern vernünftigen Gottesdienst.

Ist es nicht ein köstliches Ding um dieses frei machende Bekenntnis unserer Kirche? Erweist sie sich nicht als die Kirche der Zukunft in dieser ihrer Stellung zu dem irdischen Berufe? So laßt uns denn unsere Jugend erziehen zu rücksichtsloser Wahrhaftigkeit im Verhältnis zu Gott! Denn den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen. Laßt uns unsern Gemeinden predigen die Notwendigkeit der Bekehrung und der innerlichen Aneignung des Bekenntnisses! Denn der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes. Laßt uns Gott bitten, daß er uns selbst zu innerlich befriedeten, freien und selbständigen, weltoffenen und tatenfrohen Menschen mache und durch unseren Dienst viele solcher Persönlichkeiten hineinstelle in die Aufgabe des Berufslebens unserer großen Zeit, unserer lieben lutherischen Kirche zur Ehre und zum Segen!

Predigt über Römer 1, 16.

Von **Otto Armknecht,** Pastor in Linden-Hannover.

Text: Röm. 1, 16. Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht: denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben.

Die Mitglieder der XI. Allgemeinen Lutherischen Konferenz haben sich hier vor Gottes Angesicht versammelt. Denn alles wird geheiligt durch Gottes Wort und Gebet. Und da meine ich, wird das Erste ein Dankgebet sein von der Art, wie wir es so oft im Anfange der Briefe Pauli finden, ein Dankgebet, daß auch in unsern Landen die Predigt von Christo kräftig geworden ist, daß auch wir es gehört haben, das Wort der Wahrheit, und daß es die Gemeinschaft am Evangelium ist, die uns jetzt hier in Rostock zusammengeführt hat. Herr Gott, dich loben wir, Herr Gott, wir danken dir. Ja, Gott sei Dank für seine unaussprechliche Gabe! Richten wir aber sodann unser Bitten und Flehen darauf, daß wir in dieser Gemeinschaft immer fester gegründet und vereinigt werden, und daß durch solche Gemeinschaft die Freude an der Wahrheit und unser Arbeiten und Kämpfen für dieselbe mächtig gefördert werden — was wird dann von unserer Seite nötig sein? Ich frage: wann können wir die gute Zuversicht haben, daß die Tage dieser Allgemeinen Lutherischen Konferenz für das Evangelium einen Gewinn haben werden, daß sie zur Befestigung der Gemeinschaft und zur Vermehrung der Freude am Evangelium, zur Förderung der Arbeit und zur

Stärkung im Kampfe für dasselbe uns von dem Herrn gesegnet werden? Dann, liebe Brüder, aber auch nur dann, wenn wir uns des Evangeliums nicht schämen. Der Herr ist mit uns, wenn wir mit ihm sind. Der Herr bekennt sich zu uns, wenn wir uns zu ihm bekennen. Es hat einmal der treue Heiland unsere Sache, unsere böse Sache zu der seinen gemacht und hat sie gut und herrlich hinausgeführt. Nun, ihm zu Lob und Dank haben wir seine Sache, seine herrliche Sache zu der unserigen gemacht, um sie mit ihm und durch ihn auch gut und zum Siege hinauszuführen. Des aber zum Zeugnis laßt das Wort des Apostels unser Wort sein: Wir schämen uns des Evangeliums nicht. Kommen wir uns mit dem Vertrauen entgegen, daß wir alle so zum Evangelium stehen. Lasset dies Wort den gemeinsamen Boden bezeichnen, auf dem wir uns grüßen, den Grundakkord, in den sich alle Dissonanzen wieder auflösen, aber auch einen deutlichen Ton und Ruf in dieser verworrenen Zeit:

Wir schämen uns des Evangeliums nicht.

Laßt uns dieses Wort aber sein

1. ein gut lutherisches Bekenntnis,
2. eine protestantische Erklärung,
3. ein evangelisches Gelübde.

I.

Wir schämen uns des Evangeliums nicht. Sei uns dieses Wort zunächst ein gut lutherisches Bekenntnis, nämlich zu dem alten, ewig jungen und unwandelbaren Evangelium von unserm Herrn Christo, wie es uns die Apostel verkündigt haben, Luther wieder gelehret hat, und wie es in unsern lutherischen Bekenntnisschriften deutlich und klar für jedermann zu finden ist. Wie es die Apostel verkündigt haben! Denn es sei ferne von uns, zwischen dem Evangelium der Apostel und dem Evangelium Jesu den Unterschied zu finden, den man schon vor Jahr und Tag zu finden vermeinte und neuerdings wieder entdeckt zu haben glaubt. Uns ist der Heiland, für den Paulus Glauben fordert, auch der Heiland der ersten Evangelien; der ewige Sohn Gottes bei Johannes auch der, der bei Matthäus bezeuget wird als Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Uns ist der, der am Kreuze ruft: Eli, Eli, lama asabthani, der nämliche, von dem St. Paulus predigt: Er ward ein Fluch für uns; und woher haben sie denn alle — Petrus, Paulus, Johannes — genommen unsern Trost im Leben und im Sterben, den Trost vom Blut des unbefleckten Lammes, von der Erlösung durch das heilige und teure Blut — wenn nicht aus seiner Fülle, aus dem unausforschlichen Reichtume seines Testamentswortes: Das ist mein Blut, vergossen zur Vergebung der Sünden. Zum Evangelium bekennen wir uns, d. h. zu unserm Herrn Jesus, denn Jesus ist das Evangelium. Wer

den Sohn hat und durch ihn den Vater, der hat Evangelium; wer den Sohn nicht hat, der hat keinen Vater, kein Evangelium. Darum: Wir schämen uns des Evangeliums nicht — das will sagen, wir bekennen uns zu dem ewigen Gottessohne, der um unsertwillen Mensch geworden von der Jungfrau Maria, zu dem Heiland, der für uns gestorben ist zu einem Mal, auf daß wir der Sünde stürben, der für uns auferstanden, auf daß auch wir auferständen, der für uns gen Himmel gefahren ist, uns die Stätte zu bereiten, und sind ihm untertan die Engel und die Gewaltigen und die Kräfte, und der wiederkommen wird sichtbar in der Herrlichkeit. Das ist das Evangelium, wie es uns die Apostel verkündigt haben, und wie es uns Luther wieder gelehrt hat.

Denn das ist doch ohne Zweifel das Größte an Luther, daß er sich dieses Evangeliums nicht geschämt hat, sondern, ob auch, wie er sagt, das Fleisch so zart und schwach und der Teufel so gewaltig und geschäftig durch seine Weltweisen, ob es auch hieß: Du gehst einen schweren Gang — Papst und Kaiser, die ganze Welt ist wider dich — so gedachte er doch: Ich will's predigen, ich muß es predigen, und wenn die Welt voll Teufel wär. Und wie hat er es uns wieder gepredigt und ausgelegt in seinen Predigten und Schriften, z. B. wenn er sagt: „Wer Jesum verfehlt, der hat der Seligkeit gefehlt, ob er sich gleich zu Tode gefastet und zum Narren gebetet hätte," oder: „Meine Sünde und Tod sind wie ein Fünklein, das erlischt in dem großen Meer seines Sterbens und Auferstehens," oder: „Der Artikel von der Auferstehung Christi muß uns erhalten, wenn der Tod kommt," und dann noch: „Mein Trost, mein Trotz und Freude soll sein nicht mein Geld, nicht meine Weisheit, sondern mein Herr Christus, Gottes Sohn." Wie hat er uns das Evangelium gesungen in seinen Liedern: „Gelobet seist du, Jesus Christ, daß du Mensch geboren bist" und „Christ ist erstanden von der Marter alle", und wenn wir für Passionszeit oder Karfreitag ein Lied von Luther vermissen möchten — wer hat uns das Lied von der Erlösung herrlicher gesungen als Luther in seinem: „Nun freut euch, liebe Christen g'mein" — ja, ein hohes Lied von der Erlösung, so möchte man auch die Erklärung des zweiten Artikels nennen, um derentwillen allein schon der Mann recht hat, der von Luthers Katechismus sagte: Selig die Hände, die dieses Buch geschrieben haben! Da liegt nach einer Schlacht ein sterbender Krieger im Lazarett. Vor seinem Tode empfängt er das heilige Abendmahl. Mit lauter Stimme bekennt er: „Ich glaube, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr" — und so fährt er fort bis zu dem: Das ist gewißlich wahr! „Das ist mein Bekenntnis," erklärt er, „darauf will ich sterben, darin hoffe ich selig zu werden." Bald darauf ging er heim in Frieden. Auch ein gutes Bekenntnis, ein Bekenntnis im Berufssterben.

Und wenn wir nun, liebe Brüder, nicht nur im Gedanken an Luther uns begegnen, sondern auch über die allerwichtigsten und höchsten Angelegenheiten, die unser Gewissen, Heil und Seele betreffen, einhellige Lehre führen, die seligmachende Lehre des Evangeliums, wenn wir aus so verschiedenen Landen und bei so mancherlei Verschiedenheit in äußeren Gebräuchen dennoch als ein geistliches Brudervolk uns fühlen, als Kinder der einen Mutterkirche — woher rührt das anders, als von dem Bande, das uns in unsern gemeinsamen Bekenntnisschriften umschlingt, Schriften, zu denen jeder Mensch, der selig werden will, wahrhaftig Ja und Amen sagen soll. Denn hier breitet unsere Kirche ihre Glaubensschätze so recht vor jedermanns Augen aus, hier läßt sie den Diamant des Evangeliums, das „für euch", nur zu erfassen durch den Glauben, nach allen Seiten hin leuchten und funkeln, ja, hier lernt ein erschrockenes Gewissen so recht das Evangelium ergreifen als einen Baum und Zweig in der großen Flut, in dem starken Strom der Anfechtung, in den Wellen der Todesangst, und lernt absehen von aller Kretzschmerei, wie es in der Apologie heißt, d. h. von aller Werkerei, in welcher ja kein Friede ist, und durch welche Christo, dem rechten Mittler, die Ehre genommen wird. Denn nichts anderes begehrt unser Bekenntnis, als für Christum allein die Ehre und für die Gewissen den Trost und die Gewißheit ewigen Lebens. Ich frage, welcher Mensch kann wider unser Bekenntnis sein? Nur wer auch gegen das Evangelium von Christo ist. Wir aber sagen Ja zu diesem und darum auch zu dem Bekenntnis unserer Kirche. Das Gras verdorret und die Blume fällt ab, aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. Und das ist das Wort, das unter euch verkündigt wird. Zu dem von den Aposteln verkündigten, von Luther wieder gepredigten, von unserer Kirche behaupteten Evangelium von Christo bekennen wir uns — das ist das gut lutherische Bekenntnis, das wir ablegen mit den Worten: Wir schämen uns des Evangeliums nicht.

II.

Aber man kann zu der Wahrheit nicht Ja sagen, ohne zu dem Irrtum Nein zu sagen. Und so wird uns das Pauluswort auch eine protestantische, eine protestierende Erklärung, nämlich gegen alles, was sich des Evangeliums schämt. Und das ist der heutige Unglaube, der es verwirft, ferner der römische Aberglaube, der es verfälscht mit seinen menschlichen Zutaten, und der moderne Schwarmglaube, der es verhunzt, indem er es modernisieren will. Indem wir uns zu dem Evangelium, zu der Kraft Gottes, die selig macht alle, die daran glauben, bekennen, erklären wir uns wider die, die nicht daran glauben, sondern es durch ihren Unglauben verwerfen. Ach, Jesum verwerfen, an den Sohn Gottes nicht glauben, nachdem er ihre Kinder geherzt, ihre Blinden sehend, ihre Aussätzigen rein, ihre Toten lebendig

gemacht und den Armen das Evangelium gepredigt hatte, für das alles zum Dank ihn aus dem Weinberge stoßen und ans Kreuz nageln — war das nicht die alte Judensünde, über die Jesus geweint hat? Und in unserer Zeit — das Evangelium verwerfen, nachdem es Jahrhunderte seine rettende Kraft unter uns bewiesen, unsere Völker aus Wildnis und Finsternis ans Licht gebracht, unsere Länder geschmückt mit christlichen Kirchen, christlichen Schulen und Häusern, nachdem wieder die Kleinen von ihm geherzt, die Eheleute gesegnet, die Kranken getröstet, die Sterbenden zum Frieden gebracht wurden, ja, nachdem es in den Kreislauf der Jahre Weihnachtsglanz, Osterjubel und Pfingstfreude hineingebracht — nun hintreten und sagen: Wir brauchen's nicht mehr, uns ekelt der losen Speise, wir mögen's nicht mehr, das ewige „Du mußt glauben, du mußt glauben“ — ist das nicht mitten in der Christenheit die alte traurige Judensünde? Und fürwahr, wir müßten stumme Hunde sein, wenn wir nicht wider solchen Undank rufen, predigen und schreien wollten, um des Herrn willen, dessen Diener wir sind, und um des Volkes willen, dessen Glieder wir sind, und das durch seinen Undank und Unglauben die Adler des Gerichtes herbeizieht. Und wenn das Protestieren mit dem Wort allein dem Abfall nicht Einhalt tut — haben wir denn nichts als Worte? Haben wir nicht auch noch Tränen und Gebete, um dem Verderben zu wehren? Wo sind die Moses, die fürbittend eintreten für das Volk? wo die Priester, von denen es bei Joel heißt: „Laßt die Priester, des Herrn Diener, weinen zwischen Halle und Altar und sagen: Herr, schone deines Volkes“? Ach Herr, sie schämen sich deines herrlichen Wortes und empfinden darüber keine Scham. So müssen wir sie empfinden für sie, und uns der Sünde unseres Volkes, ja, unserer eigenen Sünde schämen, aber — des Evangeliums schämen wir uns nicht.

Indem wir Ja sagen zu dem Glauben an das Evangelium, sagen wir ferner Nein zu dem römischen Aberglauben und zu der Verfälschung des Wortes Gottes durch sein Menschengesetz. Denn diejenigen irren, die meinen, es könne nun Friede werden zwischen Wittenberg und Rom, Luthertum und Papsttum. Da müßte doch entweder dieses oder jenes sich gründlich geändert haben. Aber ist das der Fall? Noch immer ist ihnen Luther der Aufrührer, den zu beschimpfen die höchste Leistung ihrer Wissenschaft zu sein scheint, und uns ist er ein auserwähltes Rüstzeug Gottes, noch immer ist ihnen unsere evangelische Lehre ein unheilvolles Gift, und uns ist sie eine rettende Gotteskraft, noch immer heißt es bei ihnen: So jemand lehrt, daß der Sünder durch den Glauben gerecht wird, anathema sit, und wir preisen selig alle, die geglaubt haben; noch immer betet man dort: Bekehre oder rotte aus, Herr, die Ketzer — und noch immer singen wir: Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und steu'r des Papsts und Türken Mord. Nun denn, wie kann da Friede sein,

Friede werden? Es soll kein Friede werden zwischen Licht und Finsternis, zwischen Wahrheit und Lüge. Aber auch diejenigen irren, die meinen, sie könnten wider Rom kämpfen, während sie mit Rom im tiefsten Grunde eins sind in der Verleugnung des Evangeliums von Christo. Wer sein Schwert verspielt oder verliert, soll das Kämpfen wohl bleiben lassen. Man kann das neue Babel nicht mit der Bibel bekämpfen, wenn man die Bibel an das alte Babel ausgeliefert hat. Nirgends hat der liberale Unglaube eine Verheißung, sondern unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Rom wird mit all seinen Feinden, insonderheit einem bekenntnislosen, verschwommenen Christentum, sehr bald fertig, bis nur noch ein Gegner übrig bleibt — das Wort, das ewige Evangelium, und das allein wird mit Rom fertig. Wie denn auch in der Offenbarung Johannis unmittelbar nach dem Engel, der das ewige Evangelium hat, ein anderer folgt, der spricht: Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon, die große Stadt. Aber gibt's nicht auch in unsern Beziehungen zu Rom gar manches, dessen wir uns zu schämen haben? Der Gleichgültigkeit gegen alles Bekenntnis bei den Niederen, der Verschwommenheit bei den Hohen und der Canossagänge bei den Höchsten — jawohl, des müssen wir uns schämen, aber — des Evangeliums schämen wir uns nicht.

Nachdem wir uns für seine Wahrheit und seine seligmachende Kraft entschieden haben, müssen wir uns endlich auch erklären gegen die neuesten Schwarmgeister, gegen das Reformchristentum, das das Evangelium zu modernisieren sucht und dabei verhunzt und verschneidet. Sehet auf die bösen Arbeiter! Sehet auf die Zerschneidung! Gern wollen wir jedem dankbar sein, der uns den Weg zeigt, immer besser an die Herzen der Menschen herankommen mit der Predigt von Christo, und in ihrem Gedankenleben den Punkt zu finden, wo wir anknüpfen können, worin Paulus noch immer unser Meister ist. Aber einen Weg müssen wir von vornherein ablehnen, nämlich aus unserer Verkündigung das wegzulassen, das ihnen von jeher ein Ärgernis und eine Torheit war, die göttliche Torheit des Kreuzes Christi zu beseitigen, und Jesum auf die Linie eines menschlichen Religionslehrers herabzudrücken. Das dürfen wir nicht, das können wir nicht, das wollen wir nicht! Das *dürfen* wir nicht, denn wir haben einen Herrn *über* uns, dem müssen wir gehorchen. Wir sind Christi Diener und dürfen nicht predigen, was wir wollen, sondern der Botschafter ist an seinen Auftrag gebunden. Und das *können* wir nicht, denn wir haben Seelen *um* uns, die sollen wir selig machen und keine Experimente an ihnen versuchen. „Lieber eine Seele selig als hundert gelehrt machen“, war der Ausspruch eines alten Rostocker Predigers. Wissen wir aber aus Erfahrung, was uns errettet hat, und haben wir aus seiner Fülle genommen Gnade um Gnade, dann ist es eine Unmöglichkeit,

den Menschen ein anderes Evangelium zu bringen. Und das wollen wir nicht, denn wir haben ein Gericht vor uns, da wollen wir bestehen als solche, die nicht, um den Menschen zu gefallen, sich des Herrn Christus und seines Kreuzes geschämt haben. Darum nur kein anderes Evangelium! Lenkt aber der Blick auf jenen Tag unsere Gedanken weg von allen andern auf uns selbst, auf unsere Untreue, unser Verleugnen, unsern Halb- und Kleinglauben, so ist immer, ja täglich genug Ursache zur Scham und zur Buße. Aber das Evangelium, das uns auch täglich wieder aufrichtet und tröstet und stärkt, das soll unser Ruhm, unser Schatz, unsere Krone bleiben, so lange der Herr uns würdigt, seine Diener zu sein und Haushalter über seine Geheimnisse. Und da an solchen nicht mehr gesuchet wird, als daß sie treu erfunden werden, so werde das Wort unseres Textes uns schließlich zu einem evangelischen Gelübde.

III.

Es sei uns ein evangelisches Gelübde, nämlich immer herzlicher an das Evangelium zu glauben, immer freudiger davon zu zeugen und würdiger darnach zu wandeln. Man spricht heute so viel von den Aufgaben, die die Zeit an uns stelle — wer kann diese Aufgaben alle nennen? Beschränken wir uns einmal, konzentrieren wir uns einmal! Hier, hier liegt unsere Aufgabe, ohne die sonst keine gelöst wird: Christum glauben, Christum predigen, Christum leben. Nein, nicht schämen wollen wir uns des Evangeliums, sondern immer herzlicher daran glauben, damit es sich als eine seligmachende Kraft in uns erweise. Seltsam, daß man es seitens der Reformtheologie für nötig befunden hat, uns über das Wesen des Glaubens aufzuklären, als ob das nicht das A-B-C unserer lutherischen Erkenntnis wäre — nicht das Wissen der Historie tut's, sondern daß sich das Herz des Schatzes annimmt, dessen getröstet und darauf verläßt. Aber daran wollen wir uns gern erinnern lassen, daß aller Glaube ohne die Historie eitel Dunst und Wind ist, daß wir Jesum nur haben können als den für uns Gekreuzigten und Auferstandenen. Daran wollen wir uns erinnern, wie man an diesem Glauben sein Lebelang zu lernen, nämlich, daß man an die grundlose Barmherzigkeit seines Gottes glaubt trotz aller Sünden, sich des gnädigen Vaters getröstet trotz aller Not, daß man ganz absehen lernt von seinen eigenen Werken und in täglicher Buße sich des Gnadenschatzes immer aufs neue versichert und seiner immer froher und gewisser wird. O, wie viel gibt's da noch zu lernen! Und was wollte ich lieber, als daß jetzt aus dieser Versammlung einmütig das Gebet vor unsern Herrn käme: Herr, stärke uns den Glauben!

Nein, nicht schämen wollen wir uns des Evangeliums, sondern es immer freudiger bezeugen, damit es auch als eine seligmachende Kraft sich durch uns beweise an denen, die uns hören. Immer freudiger, je betrübter die Zeiten, gleichwie es in

Jerusalem bei den ersten Stürmen über die Gemeinde hieß: Mit Freudigkeit gaben sie Zeugnis von der Auferstehung. Mit Freudigkeit, denn soll der Glaube aus der Predigt kommen, so muß sie bei uns aus dem Glauben kommen, oder wie geschrieben steht: Ich glaube, darum rede ich. Darin steht alles freudige Auftun des Mundes. Ich glaube, darum darf ich reden und habe ein gutes Gewissen vor Gott und vor den Menschen. Ich glaube, darum kann ich reden, denn was man selbst erfahren hat, das kann man bezeugen. Ich glaube, darum muß ich reden, denn wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über. Und solche Freudigkeit, die nicht von der Zeit und den Verhältnissen abhängt, sondern von dem innern Glaubensleben, die bleibt, einerlei, ob der Herr dir viel oder wenig Frucht auf deinen Acker gibt. Predige du nur den lebendigen Christum, und zwei Erfolge hast du immer, erstlich den, daß du arme Gewissen tröstest, und zum andern, daß du die Ehre deines Gottes förderst, sowohl an denen, die da glauben und ihre Seelen erretten, als auch an denen, die nicht glauben und verloren werden. Denn Gottes Wort ist immer eine Kraft, entweder eine rettende oder eine richtende, und ob sie es hören wollen oder nicht, beides treibt in das Gebet, das wiederum aus dieser Versammlung emporsteigen möge zu dem Throne der Gnade: Gib, Herr, deinen Knechten, mit aller Freudigkeit zu reden dein Wort!

Und endlich würdig des Evangeliums wandeln! Das ist schon des Apostels Mahnung, damit es auch als eine seligmachende Kraft sich an uns beweise vor aller Welt. Denn man kann das Evangelium nicht wie eine tote Ware im Handel unter die Leute bringen, sondern das Evangelium ist lebendig, das hat Augen, und so oft du es predigst, sieht es dich an und fragt: Tust du es auch, lebst du danach? Vor Jahr und Tag hat Joachim Lütkemann hier einmal gepredigt: „Gott wird an jenem Tage nicht fragen, wie gelehrt, sondern wie heilig wir gewesen seien. Wir müssen uns befleißigen, daß wir unsträflich seien in Worten und Werken. Wir müssen der Gemeinde ein Vorbild sein in Wort und Wandel, in der Liebe, im Geist, im Glauben und in der Keuschheit. Woher kommt's, daß so viele Predigten so wenig Nutzen schaffen? Anders redet, anders lebt man.“ Und in einem Rektoratsprogramm 1647 sagt er: „Laßt uns, liebe Brüder, hangen an unserem Heiland, daß wir mit ihm und durch ihn siegen. Wir werden aber siegen, wenn wir ihm ähnlich werden, dem Lamm im Leiden, dem Löwen im Kampfe. Der aber kämpft am besten, der sich Gott am meisten unterwirft, der den Feind, die Welt in sich, ja in sich, besiegt.“ So der alte Rostocker Prediger. Und wir, wie wollen wir wieder beten? Siege, Herr, in uns, so siegen wir mit dir! —

Genug, da liegen unsere Aufgaben, große, herrliche Aufgaben. Nicht neue Wahrheiten zu erfinden, damit geben wir uns

nicht ab, aber immer tiefer hinein in die alte Wahrheit, in diese Fülle von Gnade, in diesen unausforschlichen Reichtum — Christum glauben! Und mit der alten Wahrheit immer näher heran an die Herzen und Gewissen der Menschen, immer dringender und drängender zu einer ewigen Entscheidung — Christum predigen! Und von der alten Wahrheit geleitet, immer höher hinan! Dem Herren nach! Dem Himmel zu — Christum leben! Sehet da, ihr Anhänger des Fortschritts, ihr Liebhaber des Neuen, da gibt's genug fortzuschreiten, genug zu erneuern. Erneuern wir nur unsere Herzen, unser Leben, unsere Gedanken, unsere Wege und theologischen Systeme. Aber über einem wollen wir stille stehen, unbeweglich, einen ewigen Stillstand proklamieren und geloben, über dem göttlichen Geheimnis von Bethlehem und Golgatha. O Liebe, die den Himmel hat zerrissen und sich zu mir in dieses Elend niederließ! Ewiges Evangelium! Du meine Rettung, du unser Psalm und unser Lobgesang und unser Heil!

Geliebte in dem Herrn! Wir schämen uns des Evangeliums nicht! Ein lutherisches Bekenntnis, eine protestantische Erklärung, ein evangelisches Gelübde! Denn wir haben zuerst ja gesagt zu dem guten, alten Evangelium von Christo — da stehen wir, aber darum mußten wir auch nein sagen zu allem, was wider das Evangelium streitet — wir konnten nicht anders, und nun, daß wir's glauben, predigen und leben, das helfe uns Gott durch Jesum Christum. Amen.

Taugt das evangelisch-lutherische Bekenntnis für das zwanzigste Jahrhundert?

Von **D. Theodor Kaftan,** Generalsuperintendent für Schleswig.

Meine hochgeehrten Herren und Freunde! Die Thesen des ersten Vortrags, die sich in Ihrer aller Händen befinden, handeln von der Frage, ob das lutherische Bekenntnis für das zwanzigste Jahrhundert taugt. Selbstverständlich nicht in dem Sinn, als wenn das unter uns zweifelhaft geworden wäre. Wir stehen persönlich mit unserm Glauben und Leben in diesem Bekenntnis. Dieses Bekenntnis ist das, was uns hier zusammengeführt hat, und was uns, mögen wir in manchen Beziehungen differieren, dennoch miteinander verbindet. Andere Kreise sind es, modern-kirchliche, modern-theologische, welche die Tauglichkeit des lutherischen Bekenntnisses für unser modernes Geschlecht in Frage stellen. Oder richtiger: welche diese nicht nur in Frage, sondern in Abrede stellen — zweifellos in ehrlicher Überzeugung, ja, in dem ernsten Bewußtsein, damit Jesus und seiner Sache zu dienen in

dieser unserer modernen Welt. Wir Lutheraner sind in ihren Augen rückständige, eigensinnige, ärgerliche Leute. Kein Wunder; es sind vielfach dieselben, die mit Paulus fertig sind, wie sie selbst meinen, in Kraft ihrer Rückkehr zu Jesus; die aber mit Paulus fertig sind, wie sollten die nicht auch mit Luther fertig sein.

Aber so steht es nun doch nicht, daß es diese Kreise wären, die das erste Thema unserer Verhandlungen uns sozusagen auf die Tagesordnung gesetzt hätten. Dazu hat, was sie gegen das lutherische Bekenntnis vorbringen, m. E. nicht das hinreichende Gewicht. Überhaupt, wir sollen uns gewiß um die gesamte kirchliche und um die gesamte theologische Bewegung unserer Tage kümmern, aber wir haben uns nicht von anderen die Themen stellen zu lassen; wir sollen selbst unsere Zeit, ihre Forderungen und Bedürfnisse klar und fest ins Auge fassen, und diesen Forderungen und Bedürfnissen, soweit sie berechtigt sind, in eigener Kraft, d. h. von dem aus, das uns gegeben ist, und das wir besitzen, Rechnung tragen.

Das ist auch die Weise, wie das Thema, dessen Besprechung ich einzuleiten habe, auf unsere Tagesordnung gekommen ist. Aus unseren eigenen Kreisen ist es erwachsen. Wie denn?

Unser lutherisches Bekenntnis ist eine geschichtliche Größe, aber nicht nur eine geschichtliche, sondern auch eine lebendige Größe. Von lebendigen Größen gilt, daß sie nicht wie ein toter Schatz von den Vorfahren auf die Nachkommen übergehen. Auf einen lebendigen, von den Vätern ererbten Besitz hat sich jede Generation neu zu besinnen. Was du ererbt von deinen Vätern — erwirb es, um es zu besitzen. Wir wollen uns auf unser Bekenntnis besinnen mitten im Strom der lebendigen Gegenwart. Aber nicht nur das. Lebendigen Größen eignet eine gewisse Anpassungsfähigkeit. Nicht, daß sie selbst sich änderten in Wesen und Art — das wäre etwas anderes — nein, sie passen sich an. Sie sind eben als die Lebendigen innerlich befähigt, in sich unwandelbar, in den sich wandelnden Zeiten den sich wandelnden Verhältnissen zu entsprechen, aus ureigener Lebensfülle je und je das herausstellend, was die zeitgeschichtliche Lage fordert. Das gilt auch von unserm lutherischen Bekenntnis. Aber in welcher Weise gilt das und in welchen Schranken? Sehen Sie, das sind die Erwägungen, aus denen heraus unser erster Verhandlungsgegenstand erwachsen ist. Die erste Anregung gab unser Herr Vorsitzender; die nähere Formulierung stammt von mir. Mit diesem letzteren hängt es zusammen, daß ich ersucht worden bin, die erforderlichen Thesen zu stellen und die Verhandlung einzuleiten.

Ich beginne damit, daß ich mit ein paar Worten den Aufbau der Thesen — Sie werden alle dieselben gelesen haben, sie mithin kennen — zeichne.

Wenn es sich um die Frage handelt: Taugt das lutherische Bekenntnis für das zwanzigste Jahrhundert, so will in erster Linie die Größe, nach deren Tauglichkeit für unsere Zeit gefragt wird, d. i. hier das lutherische Bekenntnis, in seiner Eigenart charakterisiert sein und zwar nach Form wie nach Inhalt, oder besser nach Wesensart und Wesensgehalt. In ersterer Beziehung charakterisiere ich dasselbe als eine eigenständige, in Gottes Wort wurzelnde, religiöse Größe. Davon handeln die Thesen 1—3. Eine religiöse Größe ist aber ein sehr allgemeiner Begriff. Um so notwendiger ist es, das Bekenntnis inhaltlich zu charakterisieren, d. h. nach seinem Wesensgehalt — These 4 — und zwar in seiner gemeinchristlichen — These 5 — wie in seiner Sonderart — These 6 —. Nachdem so die Größe, um die es sich hier handelt, hinreichend klargestellt ist, ist sie in Beziehung zu setzen zu den eigenartigen Zügen des geistigen Lebens im zwanzigsten Jahrhundert, um auf Grund dessen die Suffizienz des lutherischen Bekenntnisses gegenüber der Eigenart unserer Zeit zu erwägen. Das tut These 7. Die Schlußthese — These 8 — zieht dann aus dieser Konfrontierung des lutherischen Bekenntnisses mit dem zwanzigsten Jahrhundert das Resultat.

Ich darf jetzt die einzelnen Thesen etwas näher erläutern. Zunächst die drei ersten.

Was in der ersten These ausgesprochen ist, daß das Evangelium unveränderlich sei, nicht aber die Theologie, erwächst aus der uns allen heute in verschiedenen Konfessionen und in verschiedenen Lagen geläufig gewordenen Scheidung zwischen Religion und Theologie. Ich sage: uns allen, denn ganz entzieht sich dem heutzutage wohl kaum einer. Er darf es auch nicht. Wir wissen alle, daß diese Scheidung zwischen Religion oder, wie ich bestimmter sage, Evangelium und Theologie vielfach dazu mißbraucht worden ist, das Evangelium zu entleeren, indem das alles, in das ein weltgebundenes Denken sich nicht finden konnte, als Theologie charakterisiert und damit aus dem Evangelium hinausgetan wurde. Aber auch hier gilt: abusus non tollit usum. Das Evangelium ist vor aller Theologie und über aller Theologie. Das Evangelium ist von Gott, ist ein divinum. Die Theologie ist die wissenschaftliche Bearbeitung des Evangeliums und als solche ein humanum. Darin gründet, was in der ersten These gesagt ist, daß nur das Evangelium unabänderlich ist, nicht die Theologie, die eben als ein humanum, ob auch vorzugsweise formell, bedingt ist durch das allgemeine geistige Leben der jeweiligen Zeit, mithin mit diesem dem Wandel der Zeit unterworfen ist und so selbst eine wandelbare Größe wird.

Aber nicht mit dem Evangelium als solchem haben wir es hier zu tun, sondern mit dem Bekenntnis. Auch Evangelium und Bekenntnis dürfen nicht identifiziert werden. Es gibt nur ein Evangelium, aber es gibt verschiedene Bekenntnisse. Auch

das Bekenntnis ist, recht verstanden, ein humanum. Menschen bekennen. Dennoch steht es mit dem Bekenntnis anders, als mit der Theologie. Ich sage in der zweiten These, das Bekenntnis stehe auf seiten des Evangeliums, nicht auf seiten der Theologie. Das will cum grano salis verstanden sein. Wie denn? Unter dem Bekenntnis ist der unmittelbare Widerhall des Evangeliums aus der Menschenseele zu verstehen. Das Evangelium, indem es den Glauben weckt, ruft das Bekenntnis wach. Wir sind als Bekennende gewiß, nichts anderes auszusprechen, als den vom Evangelium geweckten und diesem entsprechenden Glauben. In Kraft dieser seiner Unmittelbarkeit, ich darf vielleicht sagen Reflexionslosigkeit, steht das Bekenntnis, ob es auch genau genommen zwischen Evangelium und Theologie steht, doch, recht verstanden, auf seiten des Evangeliums, nicht der Theologie. Zwar entsteht auch ein Bekenntnis nicht schlechterdings ohne Reflexion. Das habe ich in meiner These dadurch angedeutet, daß ich die Menschenseele, aus der es, vom Evangelium geweckt, widerhallt, als die fühlende, denkende, wollende bezeichne, aber diese Reflexion im Entstehen des Bekenntnisses ist nichts anderes als Selbstbesinnung, während es sich in der Theologie um Reflexion im eigentlichen Sinn handelt; die Theologie ist geradezu das Produkt eigentlicher und vielseitiger Reflexion. Ein Bekenntnis wird geboren, eine Theologie wird erarbeitet. Aber nicht nur kraft seiner Unmittelbarkeit, auch kraft seiner Unabhängigkeit steht es mit dem Bekenntnis so, wie ich hier sage. Erarbeitet wird eine Theologie. Von einer solchen Arbeit aber gilt, daß sie sich unvermeidlich unter dem Einfluß des geistigen Gesamtlebens und pflichtmäßig in Auseinandersetzung mit dem Gesamtwissen der Zeit vollzieht, das, wie schon in der ersten These angedeutet, bedingt ist durch wandelbare Größen. Ich komme darauf noch eingehender zurück; hier konstatiere ich das nur. Also, weil von dem Bekenntnis im Unterschied von der Theologie das beides gilt, daß es unabhängig ist von wandelbaren Größen, und daß es unmittelbar aus der Berührung der Seele mit dem Evangelium entsteht, darum gilt von dem Bekenntnis das, was die zweite These sagt, daß es auf seiten des Evangeliums, nicht auf seiten der Theologie steht, und das heißt: das Bekenntnis ist eine religiöse Größe.

Ich komme zur dritten These. Konnte ich mich in Erläuterung der beiden ersten Thesen kurz fassen — hier muß ich etwas ausführlicher werden. In dieser dritten These wahre ich das Bekenntnis in seiner in der zweiten These konstatierten Eigenart, wahre ich dasselbe als die eigenständige, in Gottes Wort wurzelnde Größe, die es ist, indem ich der Identifizierung derselben mit irgendwelcher Theologie wehre, selbst mit der Theologie, mit der es nicht selten identifiziert worden ist, der Theologie der Bekenntnisschriften oder gar der Theologie des 17. Jahrhunderts.

Daß Bekenntnis und Theologie nicht identische Größen sind — das im allgemeinen zu erweisen, ist nicht schwer. Ich bezeichnete droben die Theologie als die wissenschaftliche Bearbeitung des Evangeliums. Ich kann sie nach dem, was ich in der zweiten These vom Bekenntnis gesagt habe, ebensogut bezeichnen als die wissenschaftliche Bearbeitung des Bekenntnisses. Das Evangelium wird von Menschen nur im Glauben erfaßt, und der Glaube faßt sich so notwendig in ein Bekenntnis, wie eine Nationalität in eine Sprache. Daß aber das, was wissenschaftlich bearbeitet wird, und diese seine Bearbeitung nicht identische Größen sind, ergibt sich ohne weiteres von selbst.

Dieses allgemeine Urteil will aber nun bewährt sein gegenüber der besonderen Theologie, mit welcher das lutherische Bekenntnis nicht selten identifiziert wurde, der Theologie der Bekenntnisschriften bezw. der Theologie des 17. Jahrhunderts — eine Identifizierung, die auch nicht ganz von ungefähr geschah.

Ich scheide hier zwischen der Theologie der Bekenntnisschriften und der Theologie des 17. Jahrhunderts. So hat man nicht immer getan. Die letztere wollte nichts anderes sein als die vollwissenschaftliche Ausgestaltung der ersteren. Indes spielt da eine gewisse Selbsttäuschung mit. Vollwissenschaftlich — ja, das ist richtig, auch allseitig anerkannt; die Theologie des 17. Jahrhunderts ist weit mehr Wissenschaft als das, was wir unter der Theologie der Bekenntnisschriften verstehen. Aber damit hängt ein Zweites und Bedeutenderes zusammen, etwas, das hier sonderlich ins Gewicht fällt. Das, was wir die Theologie der Bekenntnisschriften nennen können, ist in weit stärkerem Maß durch das Bekenntnis geprägt als die Theologie des 17. Jahrhunderts. Weder von der einen noch von der andern gilt, wie bekannt, diese Prägung in vollem Umfang. Spezifisch lutherisch sind sie beide nur, soweit die neuen Gedanken der Reformation sich in ihnen durchgesetzt haben; beide umschließen solches, das der vorreformatorischen Theologie entnommen ist und darum nur insofern als lutherisch bezeichnet werden kann, als unsere Väter das aufnahmen. Ich brauche das hier nicht näher darzulegen. Auch die Laien unter uns wissen, daß die neuen Gedanken der Reformation sich wesentlich auf dem Gebiet der Heilsaneignung und des aus ihr erwachsenen neuen Lebens bewegen, in den anderen Partien der Dogmatik sich aber nur soweit durchsetzen, als diese mit jenen innerlich zusammenhängen; in manchen Partien verlieren sich ihre Spuren, so namentlich in der eigentlichen Theologie, d. i. in der Lehre von Gott. Aber ob auch dies, woran ich hier erinnert habe, von beiden gilt, so doch nicht von beiden in gleichem Maß. Während in der Theologie des 17. Jahrhunderts das aus der vorreformatorischen Theologie Stammende den breiten Raum einnimmt, der ihm in einem dogmatischen System als solchem gebührt, wird das in der Theologie der

Bekenntnisschriften nur gestreift. Diese ist wesentlich und immer wieder auf das in der Reformation geschenkte Neue und seine Auswirkungen gerichtet; sie ist, wie sie der schöpferischen Periode der Reformation zeitlich viel näher steht, so auch viel unmittelbarer durch das Bekenntnis bestimmt.

Ich versuche, den Unterschied auf einen kurzen Ausdruck zu bringen, und zwar, indem ich gleichzeitig eine gewisse Selbstkorrektur vornehme. Nicht ganz ohne Bedenken sprach ich wiederholt von einer Theologie der Bekenntnisschriften; eine ausgebildete Theologie liegt nämlich in ihnen nicht vor. Richtig wird es so heißen: In den Bekenntnisschriften haben wir die zeittheologisch bedingte Formulierung des Bekenntnisses, in der Theologie des 17. Jahrhunderts dagegen die erste wissenschaftliche Bearbeitung desselben. Daraus ergibt sich dann ohne weiteres, daß die Stellung der religiösen Größe, die wir das Bekenntnis nennen, zu beiden nicht die gleiche ist.

Zunächst von der Stellung des Bekenntnisses zu den Bekenntnisschriften. Das erstere darf mit dem Vollinhalt der letzteren nicht identifiziert werden, denn dieser ist voll theologischer Momente. Ich sage damit nichts neues. Es hat sich diese Unterscheidung vielmehr längst in weiten Kreisen der lutherischen Kirche durchgesetzt. Man hat dem in verschiedener Weise Ausdruck gegeben, durch Scheidung zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, zwischen Prinzipien und ihrer Ausführung oder zwischen Substanz und Form. Ich sage am liebsten: unser Bekenntnis steckt in den Bekenntnisschriften wie die Seele im Leib. Aber ich verfolge das hier nicht, sondern konstatiere vielmehr, was nun trotzdem von dem Vollinhalt der Bekenntnisschriften zu sagen ist, nämlich, daß er, wiewohl er mit dem Bekenntnis nicht identisch ist, doch um seines tiefinnerlichen Zusammenhangs willen mit der Entstehung des Bekenntnisses selbst eine den Wechsel der Zeiten überdauernde, alle späteren lutherischen Theologien überragende Bedeutung hat, die, für alle Zeiten das vornehmste Hilfsmittel zu sein für das richtige Verständnis des lutherischen Bekenntnisses, etwas, dadurch er, soweit es sich um das Neue in der Reformation, aber um dieses bis in seine feinsten Verzweigungen handelt, eine Art regulative Bedeutung für alle lutherische Theologie gewinnt. Wie uns das richtige Verständnis des Christentums nicht durch die evangelische Literatur allein, sondern voll erst durch den Hinzutritt der im eigentlichen Sinn apostolischen Literatur gewährleistet ist, so ist uns das richtige Verständnis des lutherischen Bekenntnisses nicht allein durch seine unmittelbare Aussprache in Katechismuswort und Kirchenlied, sondern voll erst durch den Hinzutritt der Gesamtheit unserer Bekenntnisschriften gesichert.

Anders steht es mit der Theologie des 17. Jahrhunderts. Auch sie hat ihren großen und eigenartigen Wert;

ich bin überzeugt, daß noch ferne Zeiten sie studieren und von ihr lernen werden, aber was wir in ihr haben, das ist nun doch nichts anderes als eine wissenschaftliche Bearbeitung des Bekenntnisses, zwar die erste — das ist ihr Sonderliches — aber nicht die einzig-mögliche, sondern eine unter anderen. Das Bekenntnis ist eins, in sich einheitlich und eindeutig. Aber die Theologie eines Bekenntnisses ist nicht notwendig eine. Im Gegenteil, die Theologie steht, weil bedingt durch Faktoren, die sich im Laufe der Zeiten ändern, naturgemäß im Plural; es gibt nur ein lutherisches Bekenntnis, aber die Zahl der lutherischen Theologien, wenn ich mich so ausdrücken darf, ist nicht begrenzt.

Die lutherische Theologie des 17. Jahrhunderts und die lutherische Theologie, die recht eigentlich die unserer Zeit ist, müssen differieren, so gewiß das allgemein-geistige Leben und der Wissensschatz unserer Tage andere sind als die jener Tage. Die charakteristischen Züge der geistigen Art jener Tage entstammen, wenigstens zum großen Teil, der durch das ganze Mittelalter hindurchwirkenden Philosophie der großen Griechen. Auch uns sind diese groß. Aber unsere Stellung ihnen gegenüber ist doch eine andere. Die Geistesart unserer Zeit kann den gewaltigen Einfluß nicht verleugnen, den der Philosoph von Königsberg ausgeübt hat. Ich weiß, daß etliche das nicht gerne hören. Sie wittern in Kant etwas Evangeliumfeindliches. Sie verweisen dafür wohl auf seine persönliche Stellung zur lutherischen Kirche oder auf seine Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft. Aber damit beweisen sie dann nur, daß sie nicht verstanden haben, was mit einem solchen Hinweis wie dem hier vorgebrachten gemeint ist. Es handelt sich dabei schlechterdings nicht um Religion — geschweige denn um Kants unbedingt abzulehnende Religion — lediglich um Philosophie und das heißt: um die von ihm klargestellte Scheidung zwischen dem rein theoretischen und dem praktisch bedingten Erkennen wie um den von ihm geltend gemachten Primat der praktischen Vernunft. Weder gegen das eine noch gegen das andere ist vom Standort des lutherischen Bekenntnisses aus — ich bescheide mich hier und sage: das Mindeste zu erinnern. Aber nicht nur sozusagen das geistige Klima unserer Tage ist ein anderes als das jener, auch der geistige Besitz unserer Tage. Was hier sonderlich in Betracht kommt, ist der Fortschritt in der Geschichtserkenntnis. Wie immer im heutigen Wissen sich Wahrheit und Irrtum mischen mögen, niemand kann und niemand wird bestreiten, daß wir heute über ein geschichtliches Wissen von der Schrift wie vom Dogma verfügen, das unsere Väter nicht hatten.

In diesem Doppelten ist begründet, was ich sage: daß, wiewohl das lutherische Bekenntnis das gleiche ist im 17. und im 20. Jahrhundert, doch die lutherische Theologie heutzutage eine andere zu sein hat als damals. Sie auszugestalten ist die Auf-

gabe unserer lutherischen Fakultäten. Diese wollen und sollen nicht lediglich einmal Gegebenes überliefern noch lediglich unsern Besitz verteidigen, sie sind Korporationen, denen in unserer Zeit eine schöpferische, große und reizvolle Aufgabe gestellt ist, eben die in sich mannigfaltige Aufgabe, die unserer Zeit entsprechende lutherische Theologie zu gestalten, eine Aufgabe, die wichtiger ist als das Tradieren und Defendieren, eine Aufgabe, durch deren Lösung sie wie durch nichts anderes den, den Wechsel der Zeiten überdauernden, unvergänglichen Wert des lutherischen Bekenntnisses erweisen.

Aber nicht nur die Unvergänglichkeit des lutherischen Bekenntnisses, auch seine Universalität fordert die Unterscheidung des lutherischen Bekenntnisses von jedwelcher bestimmten Theologie. Das lutherische Bekenntnis ist für alle. Zwar — ich darf dies nicht aussprechen, ohne einer gewissen Einschränkung Ausdruck zu geben. Im deutschen Volke ist das lutherische Bekenntnis geboren, in der germanischen Völkergruppe vornehmlich hat es sich durchgesetzt. Man spricht wohl von einer innern Übereinstimmung zwischen lutherischem Bekenntnis und germanischer Art — ich glaube, nicht ganz ohne Recht. Ein Bekenntnis ist eben als der unmittelbare Widerhall aus der Seele bis zu einem gewissen Grade durch die Volksseele bedingt. Sollte es geschehen, daß China christlich wird, in ihm sich eine eigenständige, wurzelechte, christliche Kirche bildet — ich zweifle nicht, daß ihr Bekenntnis dann als der Widerhall des Evangeliums aus der chinesischen Volksseele nicht schlechthin identisch sein würde mit dem lutherischen, selbst wenn nur lutherische Missionare in China gearbeitet hätten. Aber das würde nun eine arge Übertreibung der völkerpsychischen Bedingtheit des Bekenntnisses sein, wollten wir das lutherische Bekenntnis auf die germanische Völkergruppe beschränken; es hat auch in andern Völkern Wurzel gefaßt, und wir wissen uns mit den nichtgermanischen Lutheranern als Volllutheranern verbunden in der Einheit des Glaubens, in der Einheit der Kirche. Ja, wir können trotz unserer Einsicht in eine gewisse völkerpsychische Bedingtheit des Bekenntnisses gar nicht anders als von unserm Standpunkte aus daran festhalten: das lutherische Bekenntnis ist für alle. Das hat aber dann zur unabweisbaren Folge die Unterscheidung von lutherischem Bekenntnis und lutherischer Theologie, denn darüber dürfen wir uns keinen Täuschungen hingeben: spielt die Differenz der Volksseelen schon im Bekenntnis eine wenn auch beschränkte Rolle, in der wissenschaftlichen Bearbeitung des Bekenntnisses setzt sich die Differenz der verschiedenen Volksseelen weit stärker durch, so viel stärker, als in der Theologie das humanum stärker ist als im Bekenntnis. Man verweise dem gegenüber nicht auf die Arbeitsgemeinschaft der verschiedensten Völker auf dem Gebiet der exakten Wissenschaften, die Theologie, vornehmlich die systematische — als

welche sie hier immer wieder gemeint ist — ist keine exakte Wissenschaft.

Und nicht nur das. Wenn ich um der Universalität unsers Bekenntnisses willen die Unterscheidung des Bekenntnisses von der Theologie fordere, denke ich nicht nur an die Verschiedenheit der Völker, ich habe sonderlich auch den Unterschied der einzelnen, vielfach so verschieden angelegten Menschen unter uns im Auge. Es taugt nicht eine Theologie für uns alle. Wird jede vollausgeprägte Zeit — hier rechnen wir mit Jahrhunderten — ihre sonderliche Theologie brauchen, Nuancierungen dieser Theologie von mehr oder weniger Gewicht brauchen wieder die einzelnen Individualitäten. Wir sprechen von vier verschiedenen Temperamenten, die sich in den einzelnen verschiedenartig mischen und kreuzen. Vom Gesichtspunkt der Theologie aus kann man von einer vierfach verschiedenen Veranlagung der Menschen reden. Die einen sind auf die Empirie gerichtet, die andern auf die Spekulation. Etliche sind von Natur rationalistisch veranlagt — ich nehme das Wort hier im ethymologischen, nicht im geschichtlich fixierten Sinn — andere dagegen mystisch geartet. Und das alles kreuzt sich nun mannigfaltig in den einzelnen. Wahrlich, da taugt unter ehrlichen und selbständigen Männern nicht eine Theologie für alle. Von Hofmann wurde in den sechziger Jahren in Erlangen das Wort kolportiert: wir haben alle denselben Glauben, wenn anders wir einen haben, und jeder von uns hat seine eigene Theologie, wenn anders er eine hat. Cum grano salis verstanden spricht dieses Wort zweifellos eine Wahrheit aus.

Und endlich: wie um seiner Unvergänglichkeit und seiner Universalität willen, so fordert das lutherische Bekenntnis von seiner Wesensart aus seine Unterscheidung von jedwelcher Theologie, d. i. als die volkstümlich religiöse Größe, die es ist. Die Theologie ist für die Theologen, das Bekenntnis aber ist für alle — für alles Volk, alles Kirchenvolk in hohen und niederen Kreisen. Das Bekenntnis ist das Panier, um das wir uns scharen als Kirchgenossen. Wo eines Stärke liegt, da pflegt auch eines Schwäche zu liegen. Die Stärke des Luthertums liegt in der reinen Lehre; liegt aber nicht auf eben diesem Gebiet seine Schwäche? Auf lutherischem Boden hat das Sektentum so gut wie nichts zu bedeuten; das Sektentum entstammt dem reformierten Christentume und ist, wo es sich unter uns findet, von dort importiert. Dagegen ist das Luthertum die Heimat der Separationen, und was bedeuten diese? Nur zu oft ein Zurücktreten des Volkskirchentums hinter die Theologenschule. Und weiter: wenn unter den lutherischen Laien sich lebendiges Interesse an der Kirche regt — nicht selten gestaltet sich das zu einem Theologisieren der Laien, und was bedeutet das? Nur zu oft ein Zurücktreten des Religiösen hinter dem Theologischen.

Wir können nichts lebhafter wünschen, als daß viele Laien unter uns sich kirchlich-lutherisch vollbewußt werden, ja darin, daß das in wachsendem Maße geschieht, erblicke ich die Zukunft unserer Kirche. Aber das, dessen sie sich dann bewußt zu werden haben, und darin sie fest sein sollen — das ist einfach und schlicht das Bekenntnis, die schlichte Aussage des Glaubens und nichts anderes. Gewiß, wo solche konfessionelle Lebendigkeit der Laien erwacht, da wird diese sich auch kundgeben und auswirken, aber das Gebiet, auf dem sie sich naturgemäß und wahrhaft volkstümlich auswirkt, das ist nicht das der Theologie, sondern einerseits das des konfessionellen Kultus und andererseits das der konfessionellen Lebensgestaltung. Unsere lutherische Kirche ist viel mehr, ist etwas viel Größeres, viel Höheres, viel Weiteres als eine Schule von Theologen und theologisierenden Laien, unsere lutherische Kirche ist eine religiöse, in ihrem Glauben und Leben vom Bekenntnis geprägte Volksgenossenschaft.

Ich komme jetzt zu den Thesen 4—6, in denen ich das lutherische Bekenntnis nach seinem Wesensgehalt kurz zu charakterisieren suche. Je schärfer ich seine Unterscheidung von aller Theologie, seinen vortheologischen Charakter, seine rein religiöse Art betont habe, um so notwendiger ist es jetzt zur Vermeidung von Mißverständnissen, nach der Zeichnung seiner Wesensart nun auch seinen Wesensgehalt zu zeichnen, und zwar zuerst den gemeinchristlichen Charakter desselben, wie das die fünfte These tut.

Darüber herrscht unter uns wohl lückenloses Einverständnis, daß der christliche Glaube, mithin auch der lutherische Glaube, in seinem Kern Christusglaube ist. Wer ein Evangelium Christi predigt im Unterschied von dem Evangelium von Christo, wem Jesus das erste Subjekt des christlichen Glaubens, nicht das Objekt dieses Glaubens ist, der stellt sich mit seinem Bekenntnis — seine Person zu richten überlassen wir Gott — außerhalb des christlichen Glaubens. Dieser ist zentral Christusglaube, Glaube an Jesum von Nazareth als den Christ, d. h. als den, der aus Gott geboren ist und durch sein Kreuz, in dem sein „Dienen“ kulminierte, unser Versöhner und Erlöser, und in Kraft seiner Auferstehung unser Lebensfürst ward, das aber in der gottgewollten Abzielung, daß wir sein eigen seien und in seinem Reiche unter ihm leben und ihm dienen — und dieser christliche Glaube, das ist der lutherische Glaube. So wahrt die fünfte These den gemeinchristlichen Charakter unseres Bekenntnisses gegenüber aller Schwarmgeisterei unserer Zeit. Es hätte das auch in anderer Weise geschehen können. Ich hätte sagen können: Der lutherische Glaube ist der Glaube an den dreieinigen Gott. Ich kenne keine kürzere und schlagendere Charakteristik des christlichen und insofern auch des lutherischen Glaubens als diese; aber ich glaube, da die von mir gewählte die unserer heutigen

Situation entsprechende ist, auch den Vorzug hat, daß durch sie die lutherische Wertung der Geschichte wie die lutherische Fassung des Glaubens als etwas nicht nur Theoretisches, sondern etwas durch und durch Praktisches zum Ausdruck kommt. Deshalb habe ich gerade sie gewählt. Einer weiteren Erläuterung bedarf sie nicht.

Dagegen muß ich in Besprechung der sechsten These, in der ich die Eigenart des lutherischen Bekenntnisses zu zeichnen versuche, wieder etwas ausführlicher werden. Ich habe mich in dieser These bemüht, die Momente herauszuheben, die für die Sonderart unseres Bekenntnisses charakteristisch sind. Ich glaube nicht, daß in dieser Beziehung eins der von mir hervorgehobenen Momente zu beanstanden ist. Dagegen bin ich nicht gleich sicher, ob ich alle hier in Betracht kommenden Momente habe zu ihrem Recht kommen lassen. So habe ich selbst eine Weile geschwankt, ob hier auch etwas über das lutherische Verständnis der Kirche zu sagen sei; ich glaube nämlich, daß es trotz alles Streits über die Frage der Kirche doch hier gemeinsam anerkannte charakteristische Merkmale gibt, aber ich habe dann davon Abstand genommen in der Erwägung, daß es sich in dieser Frage mehr um Konsequenz als um Substanz handele. Habe ich darin geirrt, überhaupt, bin ich hier nicht ausreichend vollständig, korrigiere mich die Diskussion und ergänze das Fehlende. Ich, soweit ich gegenwärtig sehe, finde das Charakteristische des lutherischen Bekenntnisses in vier Momenten. Diese hebe ich in der sechsten These heraus und schließe dann diese These damit, daß ich zeige, wie sich unser Bekenntnis volkstümlich im Kultus und in der Lebensgestaltung auswirkt.

Nun zum einzelnen. Als ersten Charakterzug des lutherischen Bekenntnisses betone ich die schlechthinnige Gründung des Glaubens auf das Wort. Das war für unser Bekenntnis charakteristisch von Anfang an und wird es bleiben immerdar. Es ist ja richtig, daß wir das Wort nicht anders haben als durch die Überlieferung der Kirche. Wir verachten diese auch nicht. Dazu sind wir Lutherischen viel zu sehr von Wert und Bedeutung der Geschichte durchdrungen, aber über allem, was die Kirche uns in ihrer Tradition darbietet, wie über der Kirche selbst steht uns diese ihre vornehmste Gabe, das Wort. Wir wissen, daß es weder das Ohr noch der Verstand ist, der letztlich Gottes Wort hört und versteht. Das tut der inwendige Mensch, der vom Geist dieses Wortes erfaßt wird; ohne innere Erleuchtung durch den heiligen Geist erschließt sich keiner Seele das Wort. Aber auch das wissen wir und halten das fest gegenüber aller Schwarmgeisterei: sowohl, daß das Wort selbst das vornehmste Mittel dieser Erleuchtung ist, als auch, daß diese Erleuchtung die Gewähr ihrer Echtheit, d. i. dessen, daß sie aus Gottes Geist ist und nicht aus der Menschen eigenem Geist, in nichts anderem hat,

als darin, daß sie in der Spur des Wortes geht. Also bei aller Wertung der kirchlichen Tradition wie der inneren Erleuchtung — das Wort, wie es in der heiligen Schrift vorliegt in der Form einer geschichtlichen Urkunde, der Urkunde der göttlichen Offenbarung, das Wort, in dem und durch das Gott selbst zu der Seele redet, dieses Wort des lebendigen Gottes, das ist unseres Glaubens einiger Grund und einiger Quell.

Das zweite charakteristische Moment unseres Bekenntnisses ist dies, daß es sich uns Lutherischen im christlichen Glauben kurz und gut um das Heil der Seele handelt. Das ist uns das Zentrale, dem gegenüber alles andere in zweiter Linie steht, alles Erkennen und alles Handeln, alle soziale Aktion und alle Spekulation. Das will aber etwas näher bestimmt sein. Irgendwie um Seelenheil handelt es sich ja schließlich so oder so im Christentum überhaupt, in allen christlichen Konfessionen. Schon die alte morgenländische Welt suchte im Christentum das Heil, aber sie erblickte dieses Heil in Gnosis, im Erkennen einerseits und andererseits in der Vergottung unserer menschlichen Natur. Tiefer drang das Abendland, indem es, sonderlich unter der Führung des großen Afrikaners, in der göttlichen Gnade und ihrer Neuschöpfung das Heil erblickte, aber je länger, je mehr trat im abendländischen Christentum das Wesentliche hinter Unwesentliches zurück, veräußerlichte der Heilsbegriff, ward der Heilsweg wie der Heilsquell verschüttet. Dem gegenüber leuchtete das ursprüngliche Evangelium wieder auf in dem sola fide. In ihm steckt beides, das rechte Verständnis des Heils, nämlich, daß dieses etwas Persönliches ist, und die rechte Erschließung des Heils, nämlich, daß das Heil lediglich dem Glauben zugänglich ist, wie sich denn auch beides gegenseitig bedingt. Das ist das Heil, das uns Lutherischen das Zentrale ist im Christentum: die göttliche Vergebung der Sünden und das in ihr wurzelnde Leben der Seele in Gott.

Als das dritte Moment nennt meine These die Heilsgewißheit in ihrer eigentümlich lutherischen Bestimmtheit. Die Heilsgewißheit steht als etwas allgemein Evangelisches der katholischen Heilssicherheit gegenüber. Während Heilssicherheit etwas Äußerliches ist, darum auch durch äußere Garantien sich darreichen läßt, ist die evangelische Heilsgewißheit etwas Innerliches. Aber diese Heilsgewißheit ist, wiewohl etwas Innerliches, doch etwas objektiv Begründetes, und damit ist nun die Beziehung genannt, in der die Heilsgewißheit ihre spezifisch lutherische Gestalt gewinnt. Die Heilsgewißheit bedarf eines festen Grundes. Den finden wir Lutherischen nicht in unserer Bekehrung, noch in unserem aus der Bekehrung erwachsenden neuen Wandel, sondern allein in dem in Christo gegebenen Heilswort, dem verbum, aber nun nicht sowohl in dem audibile, sintemal dieses generell ist, während die Heilsgewißheit individuell ist, als in dem visibile,

d. i. in dem Sakrament, das uns weder in einer magischen Gottestat besteht, noch in einen menschlichen Bekenntnisakt aufgeht, sondern eben individualisiertes Heilswort ist und damit etwas für das religiöse Leben unmittelbar Wertvolles. Uns ist die Taufe das fundamentum der Heilsgewißheit und das Abendmahl — nach seiner individuellen Bedeutung — der Heilsgewißheit spezifische confirmatio.

Aber — so entschieden wir es ablehnen, die Heilsgewißheit auf die Bekehrung zu gründen oder auf den neuen Wandel, die Heilsgewißheit ist auch uns weder ohne jene noch ohne diesen; die lutherische Heilsgewißheit ist nicht etwas Totes, sondern etwas Lebendiges. Sie ist wesentlich identisch mit dem, was wir Lutherischen unter Glauben verstehen; von diesem aber sagt Luther, er sei ein tätig, geschäftig Ding. Die lutherische Heilsgewißheit ist die größte Kraftkonzentration im kleinsten Zentrum, etwas das ganze Leben Bestimmendes und Gestaltendes. Und das führt nun auf das vierte und letzte Moment, das meine These als charakteristisch für das lutherische Bekenntnis betont, das lutherische Verständnis des neuen Lebens. Das neue Leben, wie wir das verstehen, ist im tiefsten Grunde ein Leben des Friedens, in seiner Ausgestaltung beides: ein Leben der Freiheit vom Gesetz und ein Leben im Gesetz. Alle drei Momente nenne ich mit Bedacht; keins derselben kann bei einer Charakteristik des lutherischen Lebensverständnisses entbehrt werden. Der Friede zuerst. Er ist das unmittelbare Korrelat der lutherischen Heilsgewißheit, der große Trost, das unüberbietbare Gut, das, was fröhliche Leute macht. Lutherisches Christentum ist bei allem Ernst ein in Gott fröhliches Christentum. Damit hängt innerlich zusammen das zweite, daß das lutherisch verstandene neue Leben ein Leben der Freiheit ist, der Freiheit vom Gesetz. Die Freiheit des Christenmenschen prägt nach unserem Verständnis das Leben in den allerverschiedensten Richtungen als ein freies. Alles gesetzliche Wesen ist überwunden. Das setzt sich durch bis hinein in die Freiheit auch vom Buchstaben der Schrift. Aber dieses Leben der Freiheit vom Gesetz gestaltet sich als ein Leben im Gesetz, d. h. als ein Leben nach dem neutestamentlich erfüllten Zehngebot. Wie die Freiheit vom Gesetz wohl nirgends so voll und tief erfaßt ist wie im lutherischen Verständnis des neuen Lebens, so ist dieses neue Leben wohl nirgends so schlicht und so ausschließlich als ein Leben nach den alten heiligen zehn Geboten Gottes erfaßt. Freilich, moderne Weisheit hat auch das Zehngebot angetastet als für unsere Zeit überlebt. Nebenbei: es ist doch hoch interessant, ja belehrend, daß von derselben Seite, die das zweite Hauptstück verwirft, auch das erste angetastet wird. In der Tat hängt beides eng zusammen. Die Angreifer, auch die wohlmeinenden, verstehen das erste so wenig wie das zweite. Auch was das Zehngebot angeht, sollten sie sich als Katechismus-

schüler zu Luthers Füßen setzen. Dann würde ihnen aufgehen, daß wir in dem von Christus erfüllten Zehngebot nicht zeitgeschichtlich bestimmte Statuten haben, sondern die aus dem heiligen Wesen Gottes stammenden, unveränderlichen Grundsätze für das Leben der Menschen Gottes auf Erden. Als solche verstehen wir diese zehn Gebote, und darum wissen wir für unser neues Leben von keinen andern Grundsätzen. Alle selbsterdachte Heiligkeit verwerfen wir, alle selbsterdachten guten Werke lehnen wir ab; wir „heben und preisen“ mit Luther „die zehn Gebote über alle Stände, Gebot und Werk, so man sonst lehret und treibet“.

Damit habe ich das lutherische Bekenntnis in seiner Eigenart, so gut ich das verstehe, charakterisiert, in seiner Eigenart, wie gegenüber der katholischen, so gegenüber der reformierten Art und allem, dieser entstammenden, Sektenwesen. Habe ich unser Bekenntnis richtig charakterisiert, so darf ich von ihm sagen, daß es in dieser seiner Eigenart etwas in sich Einheitliches und in sich Geschlossenes ist, das da nicht verträgt, mit Fremdartigem verquickt zu werden, mag dieses auch in seiner Weise etwas Gutes sein. Daß unser lutherisches Bekenntnis, beides, in seiner Fülle und seiner Reinheit, erhalten bleibt, darin steckt sein Wert und seine Kraft; dadurch ist bedingt, daß es das leistet, was es im großen Haushalt Gottes leisten kann und soll. Ich sage das ohne Gehässigkeit nach irgend einer Seite; ich sage das im Interesse der Wahrheit und Klarheit.

Die Erläuterung der sechsten These, die von der Eigenart des lutherischen Bekenntnisses handelt, schließe ich mit einem Ausweis, wie sich dieses unser Bekenntnis naturgemäß und volkstümlich im öffentlichen Leben auswirkt. Nicht in der Theologie. Selbstverständlich wirkt es sich auch in dieser aus. Aber nicht mit Theologen, sondern mit Kirchgenossen habe ich hier zu tun. Darum charakterisiere ich hier die Auswirkung des lutherischen Bekenntnisses, die für uns alle die gleiche ist, ob wir Theologen sind oder Laien, und das heißt, wie ich das schon vorhin angedeutet habe, seine Auswirkung in einem Zweifachen, im Kultusleben und im Kulturleben.

Die Eigenart des durch unser Bekenntnis bestimmten Kultus besteht darin, daß dieser sich auf Wort und Sakrament gründet, weder nur Wortgottesdienst ist, wie der reformierte, noch nur Sakramentsgottesdienst, wie der katholische. Das prägt unsern Kultus eigenartig bis in die Gestaltung des Kirchengebäudes hinein. Aber der von unserm Bekenntnis bestimmte Kultus ist nicht nur in diesem Sinn eigenartig; er vereinigt in eigenartiger Weise Reinheit — geprüft an Gottes Wort — und Reichtum. Das ist unser Reichtum, daß wir in Kraft unserer evangelischen Freiheit wie unseres Sinns für die Geschichte aus der ganzen großen Vergangenheit des christlichen Kultus uns alles das an-

eignen, das, in sich nicht wider Gottes Wort, geeignet ist, uns kultisch zu dienen, mag es auf morgenländischem Boden oder mag es im römischen Mittelalter erstanden sein. In unserm Kultus vereinigt sich mit der Psalmodie der alten Kirche der Choral der Lutherkirche. In unserm Kultus werden die Stimmen der Völker laut, ertönen die Stimmen der Jahrhunderte, geprägt durch das Kyrieeleison und das Gloria in excelsis und ausklingend in das Halleluja, das die ewige Stimme der Kirche Gottes ist. Freilich — vieles davon erstarb in tränenwerter Zeit; in manchen Gebieten lutherischer Konfession ringt sich der alte lutherische Kultus erst wieder empor, aber hier habe ich nicht empirisch zu berichten, sondern prinzipiell zu zeichnen; auch stehen wir im Aufwärts; der „Herold“ des lutherischen Kultus, der unermüdlich seine Posaune bläst — mit Gottes Hilfe wird er allenthalben wieder erwecken, was gestorben ist.

Und wie im Kultusleben wirkt sich das lutherische Bekenntnis im Kulturleben aus. Unsere eigentümliche Stellung in diesem und zu diesem ist bestimmt durch das vierte Gebot. Wie ich droben ausführte, daß wir Lutherischen die Grundzüge des gottwohlgefälligen Lebens nicht in aparten Heiligkeitsvorschriften erblicken noch in allerlei Sonderwerken, sondern ganz schlicht in Gottes alten heiligen zehn Geboten, so liegt es uns Lutherischen von Anfang an im Blut, daß wir in den natürlichen Ordnungen dieser Welt gottgegebene Ordnungen sehen, in die wir einzugehen haben mit unserem Leben und mit unserer Arbeit. Es liegt uns das so sehr im Blut, daß wir — wo unsere Stärke liegt, liegt auch unsere Schwäche — fast zu wenig darauf bedacht gewesen sind, die für das Kirchenwesen nun doch einmal unentbehrliche äußere Organisation zu schaffen; nur zu gerne überließen unsere Väter das ihrem konfessionellen Staat. Ich erwähne das in diesem Zusammenhang nicht, um näher darauf einzugehen, sondern nur, um aufzuzeigen, wie weltoffen die Lutherischen von Anfang an waren, wie bereit, sich in alle natürlichen Ordnungen des Lebens zu schicken. Und das gilt in der durch den Wechsel der Zeiten bedingten Modifikation auch heute noch. Wird uns in den natürlichen Ordnungen und auf Grund der natürlichen Ordnungen des Lebens Verleugnung unseres Glaubens zugemutet — ich hoffe zu Gott, da werden wir an Klarheit und Festigkeit in der Ablehnung hinter keinem Pietisten und hinter keinem Ultramontanen zurückstehen — das ist unsere Freiheit gegenüber der Welt —, aber alle natürlichen Ordnungen dieser Erde, voran der Staat, haben unter den Christlichgesinnten keine aufgeschlosseneren Leute, als wir Lutherischen das sind. Wenn in unsern Kreisen sich gelegentlich Bitterkeit gegen den Staat regt, so gilt das nicht dem Staat als solchem, sondern dem, daß der Staat, seines konfessionellen Charakters entkleidet und ein paritätischer Staat geworden, vielleicht gar vom Zentrum dirigiert,

trotz dieses einschneidenden Wechsels auch heute noch die Herrschaft in unserer Kirche beansprucht. Der reine Staatsgedanke — wollte er sich nur durchsetzen! — fände unter uns volles Verständnis und innere Zustimmung. In alle natürlichen Ordnungen, voran die des Staats, mitarbeitend eingehen — das ist uns Lutherischen nicht eine Konzession, die wir uns abringen, das ist uns ein Prinzip, das aus unserem Bekenntnis erwächst; uns ist das Leben in den natürlichen Ordnungen dieser Welt Gehorsam gegen Gott.

Ich komme zur siebenten These. Haben wir uns bisher mit dem lutherischen Bekenntnis, seiner Wesensart und seinem Wesensgehalt beschäftigt, jetzt richten wir das Auge auf das zwanzigste Jahrhundert, auf unsere Zeit und ihre Eigenart, und zwar im Interesse der Frage, die unser Thema bildet, der Frage, ob das lutherische Bekenntnis für das zwanzigste Jahrhundert taugt, oder, da das lutherische Bekenntnis die Wahrheit repräsentiert, die Wahrheit aber für alle Zeiten taugt, genauer, wie das lutherische Bekenntnis sich zur modernen Welt verhält, inwieweit diese beiden Größen sich begegnen, inwieweit sie sich abstoßen.

Je und je tritt einem in unsern Tagen die Auffassung entgegen, daß das lutherische Bekenntnis und die moderne Welt sich gegenseitig abstoßende Größen sind, und zwar nicht nur auf seiten der Vertreter der Moderne, hier in der Beurteilung des lutherischen Bekenntnisses als etwas völlig Überlebten, sondern auch auf seiten der Vertreter des lutherischen Bekenntnisses, hier in der Ablehnung alles Modernen. Ich aber halte diese Auffassung von dem Gegensatz des Lutherischen und des Modernen für falsch; nach meiner Überzeugung wirkt in ihr ein quid pro quo.

Lutherische Bekenner und moderne Menschen sind tausendfach widereinander — das ist so und kann auch gar nicht anders sein; nur handelt es sich dabei genau besehen nicht um etwas spezifisch Modernes, sondern um etwas sehr Altes. Jede Zeit hat ihre Art, und ihre Art hat ihr Recht. Das gilt genau so gut von der modernen Zeit, wie von der mittelalterlichen, wie von der antiken. Wir Menschen von heute sind im Grunde alle mehr oder weniger moderne Menschen, ob wir das wollen oder nicht. Viele sträuben sich dagegen, es zu sein. Aber weshalb? Ein moderner Mensch zu sein, voll und ganz, das ist kein Unrecht, das ist keine Sünde, im Gegenteil: das ist Gehorsam. Daß ich ein moderner Mensch sein will, heißt schließlich nichts anderes, als daß ich auf dem Platz in der Geschichte, auf den Gott mich gestellt hat, auch stehen will. Besteht aber so das Moderne voll und ganz zu Recht, so ist ihm auch Rechnung zu tragen voll und ganz. Wenn die Menschen von heute solches fordern, so stehen sie damit in einem gottgegebenen Recht, das sie sich weder nehmen lassen können, noch nehmen lassen dürfen. Das heißt

aber nun selbstverständlich nicht, daß der sogenannte moderne Mensch das Maß aller Dinge ist, wie heute Tausende predigen, unter ihnen leider auch schwach gewordene Theologen. Das Maß aller Dinge — das ist der moderne Mensch nicht. Das ist er genau so wenig wie der antike Mensch. Modern, mittelalterlich, antik — das alles sind dem Evangelium — was in dem lutherischen Bekenntnis als überlebt gilt, ist ja nichts anderes als das alte Evangelium — das alles sind dem Evangelium gegenüber neutrale Begriffe. Nicht das Moderne als solches richtet sich im modernen Menschen wider das Evangelium; nein, was sich in ihm gegen das Evangelium richtet, das ist, so wir nur irgendwie scharf zusehen, ein sehr alter Bekannter, das ist niemand anders als der alte Adam, nur modern frisiert. Der alte Adam im modernen Menschen rechtfertigt sich geschickter, als der im antiken Menschen das verstand; er ist auch beredter; sonst sind beide gleich. Der alte Adam im antiken Menschen war bezw. ist so gut wider das Evangelium, wie der im modernen. Beiden, dem antiken wie dem modernen Menschen gilt, und zwar keinem anders als dem anderen, das Wort: es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen.

Aber die moderne Wissenschaft! Ja, auf diese beruft sich der sog. moderne Mensch, wenn er sich hoch über das alte Evangelium und damit über das lutherische Bekenntnis als etwas Überlebtes erhebt, mit großer Zuversicht, und nicht selten begegnet, daß ein Bekenner des alten Glaubens dieser modernen Wissenschaft mit einem geheimen Grauen gegenübersteht. Die moderne Wissenschaft, sie wird von dem einen gepriesen, von dem andern bisweilen gefürchtet, gleich als wäre sie eine objektive Macht, die in der Tat das Evangelium und damit auch unser Bekenntnis überwunden hat oder zu überwinden im Begriff steht. Aber davon kann, rein wissenschaftlich angesehen, im Ernst nicht die Rede sein. Die moderne Wissenschaft ist etwas sehr Gutes. Die moderne Wissenschaft als solche, d. h. ihre unendlich verzweigte, aufopferungsvolle, auf Erkenntnis des Wirklichen gerichtete Arbeit — was ist sie tatsächlich, ob ihre Jünger das wissen oder nicht, was ist sie tatsächlich anderes als ein heißes Bemühen, die Gedanken Gottes nachzudenken, die realisiert sind in der uns umgebenden Wirklichkeit? Da sei Gott vor, daß das lutherische Bekenntnis sich irgendwo und irgendwie dawider in Gegensatz stellte. Damit würde es in Widerspruch treten gegen seinen eigenen Ursprung. Nicht aus dem Wissen ist es geboren, sondern aus dem Gewissen, aber mit der reinen Wissenschaft trat es in Bundesgenossenschaft in der Zeit seines Ursprungs; ich erinnere an Melanchthon; bleibe es so bis an das Ende der Tage.

Aber woher stammt denn der nun doch in praxi grell zutage tretende Gegensatz zwischen dem lutherischen Bekenntnis des Evangeliums und der Vertretung der modernen Wissenschaft?

Meine verehrten Herren, hier gilt etwas Analoges von dem, das ich vorhin sagte, als ich vom modernen Menschen sprach. Auch hier wirkt ein quid pro quo. Wie es im modernen Menschen nicht das Moderne ist, das wider das Evangelium streitet, sondern der alte Adam, der in seine Haut kriecht, so ist es in der modernen Wissenschaft nicht die eigentliche, nicht die exakte Wissenschaft, die wider das Evangelium ist, sondern die moderne Weltanschauung, die sich in ihr Gewand hüllt, nicht das Weltwissen, sondern der Weltglaube. Es ist nicht nur an sich eine Torheit, es ist auch gegen die moderne Wissenschaft ein Unrecht, sie zu identifizieren mit der Lösung der Welträtsel, die eine übelberatene Naturphilosophie in Jena unter stürmischem Beifall der Halbbildung betreibt. Die exakte Wissenschaft, die das große Erbe des vorigen Jahrhunderts ist, die eins der wertvollsten Güter ist unserer Tage, gleicht einem Instrument, das von sehr verschieden denkenden Leuten gespielt werden kann, vom Gottgläubigen so gut wie vom Weltgläubigen. So steht es, und daß es so steht, daran dürfen wir uns auch dadurch nicht irre machen lassen, daß eine Pseudotheologie unserer Tage sich in ihrer Bekämpfung des alten Glaubens auf die moderne Wissenschaft beruft. Der Fehler steckt in jener, nicht in dieser. Ihre historizistische Auflösung der spezifischen Gottesoffenbarung in Jesu Christo, zu der die schon früher geübte naturalistische Verschränkung derselben fortgeschritten ist, worin anders hat sie ihren Grund als darin, daß jene Theologen, die auf dem Gebiet der Naturerkenntnis wie auf dem Gebiet der Geschichtsforschung der gemeinen Wirklichkeit abgelauschten Gesetze illegitimer Weise auf das anwenden, was über aller gemeinen Wirklichkeit liegt, auf die in Jesu Christo kulminierende Geschichte der göttlichen Offenbarung? Darum — trotz dieser Theologen und ihrer Berufung auf die moderne Wissenschaft — es bleibt dabei, daß es sich bei dem sog. wissenschaftlichen Widerspruch unserer Tage gegen das lutherische Bekenntnis des Evangeliums nicht um ein Wissen, sondern um ein Glauben handelt und eben deshalb auch nicht um etwas spezifisch Modernes, sondern etwas sehr Altes. Wollen Sie dafür einen klassischen Beleg, so lesen Sie das nach, was Adolf Harnack, gewiß ein einwandfreier Zeuge, in seiner dankenswerten Schrift über die Mission in den drei ersten Jahrhunderten über die Angriffe des Celsus und namentlich über die des Porphyrius gegen das Evangelium schreibt. Die sog. antike Wissenschaft hat in jenen alten Tagen das Evangelium nicht wesentlich anders bekämpft, als die sog. moderne Wissenschaft das in unseren Tagen tut.

In dem, das ich bisher über die Stellung des lutherischen Bekenntnisses zu der modernen Welt ausgeführt habe, hat es sich wesentlich um das Gemeinchristliche in diesem Bekenntnis gehandelt. Richten wir jetzt das Auge auf dasselbe als etwas

Besonderes. Wie schickt es sich als das Besondere, das es ist, in die moderne Zeit?

Zunächst ein Allgemeines. Ich kenne kein Bekenntnis, das so unmittelbar und so tief dem Evangelium entsprungen ist, wie das lutherische. Oder wäre das nur Voreingenommenheit? Ich glaube nicht. Hemmte mich nicht der schon ausgesprochene Gedanke von der völkerpsychischen Bedingtheit des Bekenntnisses, hemmte mich nicht die Furcht vor mir selbst, daß ich als Germane den germanischen Menschen und den Menschen an sich zu sehr identifiziere, würde ich sagen, das lutherische Bekenntnis sei in seiner rein religiösen Fassung das evangelische. Aber ich sage das nun nicht. Dagegen darf ich das doch sagen, daß es in höherem Maße wohl als sonst irgend eins rein evangelisch ist. In demselben Maße aber als das zutrifft, teilt es die Eigenschaft des Evangeliums, für alle Zeiten zu sein trotz des Wandels, der sich in ihnen vollzieht, teilt es die Anpassungsfähigkeit des Evangeliums gegenüber dem geistigen Gesamtwesen der verschiedenen Zeiten. Darf ich von unserm Bekenntnis nicht sagen, an Festigkeit werde es von keinem übertroffen, an Freiheit von keinem erreicht, an Festigkeit in divinis und Freiheit in humanis? Dieses beides aber im Verein miteinander — das ist es doch, das ein Bekenntnis geschickt macht, Träger des einen ewigen Evangeliums zu sein in dem Wechsel der Zeiten, in den Wandlungen des menschlichen Erkennens, des menschlichen Denkens. Und nun die geistige Eigenart der Zeit, um die es sich gegenwärtig handelt. Das ist ja unbestreitbar, daß der Widerspruch gegen das Evangelium heute sonderlich stark ist, namentlich viel allgemeiner denn je zuvor. Aber das ist nicht in der intellektuellen Eigenart unserer Zeit begründet, nein, in ganz andern Dingen: in der sozialen Erregung der Massen, in der kolossalen Ausdehnung der Halbbildung, nicht zuletzt in der Stärke der Kulturseligkeit unseres Geschlechts. Die intellektuelle Eigenart unserer Tage kommt dem lutherischen Bekenntnis, statt ihm zuwider zu sein, vielmehr entgegen. Ich bezeichnete vorhin die geistige Art unserer Zeit als stark bestimmt durch Kant. In der Tat, darin erblicke ich Grundzüge ihrer Eigenart, in der Scheidung zwischen dem rein theoretischen und dem praktisch bedingten Erkennen und in der Anerkennung des Primats der praktischen Vernunft. Ich weiß, daß jene nicht unbestritten ist, und daß dieser bekämpft wird, aber von beidem gilt, trotz des hie und da sich regenden Widerspruchs, daß sie in der Linie des modernen Geisteslebens liegen. Und da frage ich nun: ist das nicht Wegbahnung für ein Bekenntnis, das, gleich fest und frei, ein Evangelium als die letzte entscheidende Wahrheit vertritt, also eine Wahrheit, die nur im Glauben erfaßbar, aber auf diesem Wege auch erlebbar ist? Wenn ich das lutherische Bekenntnis in seiner rein religiösen Art erfasse, beides in seiner Festigkeit und seiner Freiheit, und dann mein

Auge auf der Gestaltung des Geisteslebens unserer Tage ruht, dann drängt sich mir innerlich der Gedanke auf: welche Vertretung des Evangeliums wäre wohl geeigneter als die, welche im lutherischen Bekenntnis vorliegt, in den Spuren dessen, der Luthers geistlicher Vater war, in den Spuren dessen, der, fest und frei, den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche ward, den Modernen ein Moderner zu werden, und so die sonderlich unserer Gegenwart von Gott gestellte Aufgabe zu lösen, in vollem freiem Eingehen auf das modern-geistige Leben das alte Evangelium in diesem ungebrochen zu vertreten?

Gedanken wie diese bewegten mich, als ich es wagte in meiner These von dem lutherischen Bekenntnis und dem zwanzigsten Jahrhundert — vielleicht etwas zu kühn — als korrespondierenden Größen zu reden. Gedanken wie diese. Aber dazu gesellte sich nun die Beobachtung, daß sich im geistigen Leben unserer Zeit, wie ich meine, eine Reihe von Zügen findet, die mit einzelnen Seiten in der lebendigen Größe, die unser Bekenntnis ist, korrespondieren. Ich möchte diese Korrespondenz nicht überschätzen. Immerhin glaube ich, daß sie Erwähnung verdient. Meine These erinnert zuerst an die Wertung des Geschichtlichen, die der lutherischen Art eigen ist. Auf das geschichtliche Gotteswort gründen wir unseren Glauben; auf das sakramentale Heilswort der Taufe als einen geschichtlichen Akt gründet der einzelne seine Heilsgewißheit — in dem einen wie in dem anderen zeigen sich Spuren der lutherischen Wertung des Geschichtlichen. Dem steht gegenüber, daß in intellektueller Beziehung weder Interesse an der Mystik noch Interesse an der Spekulation, sondern die Wertung der Geschichte unser gegenwärtiges Geistesleben prägt. Nicht nur, daß nie zuvor der Geschichte so viel Aufmerksamkeit zugewandt war — in der Entwicklungstheorie hat die Geschichte ihren Einzug gehalten in die Naturwissenschaft, und wenn heutzutage Philosophie der Geschichte als die Philosophie der Zukunft bezeichnet wird — ist das nicht ein echt modernes Wort?

Das zweite ist, daß nach lutherischem Verständnis des Evangeliums das Heil der Seele das Zentrale ist im Christentum. Daß es so ist, ist dem Luthertum oft verdacht worden und wird ihm heute noch verdacht; es ist deshalb oft über die Achsel angesehen worden als sozial minderwertig oder, wenigstens so weit Luther in Frage kommt, als systematisch unzulänglich — ich erinnere an das Wort des holländischen Theologen, der dem holländischen Ministerium präsidiert — oder als zu nüchtern gegenüber der Glut der Mystik, freilich, ohne daß uns das anficht; wir wissen, was wir an unserer Zentralerfassung des Evangeliums haben. Achten wir nun auf das religiöse Sehnen unserer Zeit in den weiten Kreisen, da sich solches findet. Wonach verlangt die Seelen? weder nach Spekulation noch nach Mystik; wonach fragen sie? nach dem Sinn des Lebens — ich erinnere an Tolstois

Beichte —, aber nicht sowohl in theoretischem als in praktischem Interesse; man fragt nach Mut zum Leben, man fragt nach Kraft zum Leben. Dem, meine ich, entspricht das Bekenntnis, dem alle Spekulation und alle Mystik und erst recht alles Soziale dahinter zurücktritt, daß die verwundete Seele heil werde und zu dem Leben erstarke, das ewig ist.

Drittens habe ich Bezug genommen auf das lutherische Verständnis des neuen Lebens. Dieses Lebensverständnis mit seinem eigentümlichen Gepräge der Freiheit — korrespondiert das nicht einer Zeit, in der die Wertung der freien Persönlichkeit sich in steigendem Maße durchsetzt? Dieses Lebensverständnis mit seiner Wertung der zehn Gebote, der natürlichen Lebensordnungen, der gemein-menschlichen Pflichten —, korrespondiert das nicht einer Zeit, die männliches Christentum fordert? Lebensgestaltungen, die sich durchzuringen suchen in unseren Tagen, weist das lutherische Bekenntnis, ob auch vielfach nicht gekannt, in der Tat die Bahn.

Und was die eigenartige Auswirkung des lutherischen Bekenntnisses im gemeinen Leben angeht, im Kultusleben wie im Kulturleben — welch eine Farbenfreudigkeit ist heute erwacht! Wir kratzen allenthalben den Kalk von den Wänden, damit das alte Bildwerk wieder erstehe in seiner Schöne. Wir vertragen nicht mehr das ausschließliche Weiß der Kirchenwände, wir trachten nach Farbe und Bild auch in den Fenstern unserer Kirchen. Und andererseits: alte Weisen werden wieder lebendig; Pflege der musica sacra gestaltet sich hin und her in den Landen; man versteht wieder, daß Kultus nicht ausschließlich, aber zu einem guten Teil Anbetung ist —, sind das nicht alles Regungen unserer Zeit, die, soweit es sich um evangelisches Gebiet handelt, der lutherischen Kultusübung entsprechen? Selbst wenn unsere Zeit, wesentlich unter reformiertem Einfluß, nach einem neuen Kirchbaustil fragt und sich um eine neue Liturgie bemüht, unter mancherlei Verirrungen, daß man überhaupt nach einem Kirchenstil fragt und um Liturgie sich bemüht, ist das nicht ein lutherischer Zug?

Und wie bezüglich des Kultuslebens, so bezüglich des Kulturlebens. Wie regt und weitet sich das in unseren Tagen. Das träumende Deutschland unserer Väter ist unter der Führung unseres gegenwärtigen Kaisers eingetreten in die Weltpolitik, und was von Deutschland gilt, gilt, so oder so modifiziert, auch von den anderen Völkern. Wie sind damit die Aufgaben gewachsen! Wie ganz anders muß gearbeitet werden und wird gearbeitet in unserer Zeit als in den Tagen zuvor, und das auf allen Gebieten und in allen Berufen. Sagen Sie, korrespondiert einer solchen Zeit nicht ein Bekenntnis, das die in der tiefsten Beziehung der Seele, in der Beziehung der Seele zu Gott, geborenen Kräfte statt ins Kämmerlein, statt in ein Sonderwerk in die natürlichen

Lebensordnungen, in die allgemein menschlichen Aufgaben hineinweist, da sich zu bewähren als Kräfte, die aus der Wahrheit sind?

Ich sage noch einmal: ich möchte nicht dahin verstanden werden, als legte ich auf diese einzelnen Korrespondenzen zwischen dem lutherischen Bekenntnis und unserer Zeit ein zu großes Gewicht. Ich weiß, daß andere dem gegenüber auf widersprechende Züge hinweisen werden, vor allem auf unsere angebliche soziale Unzulänglichkeit. Zwar, ich getraute mir auch da, Rede und Antwort zu stehen. Aber ich kann das zur Stunde nicht. Und da sage ich nun: ich will die aufgezeigten Korrespondenzen nicht überschätzen, aber Illustrationen sind sie immerhin, beachtenswerte Momente, wenn die Reflexion der Frage gilt, ob das lutherische Bekenntnis für das zwanzigste Jahrhundert taugt.

Ich komme zum Schluß. Diesen kann ich kurz fassen. Näherer Erläuterung bedarf meine achte und letzte These jetzt nicht mehr. Sie beruht auf dem, das in den vorausgehenden Thesen vom lutherischen Bekenntnis gesagt ist, wie auf dem, das sich aus einer Konfrontierung dieses Bekenntnisses mit der Eigenart unserer Zeit ergibt. Sie lautet: das lutherische Bekenntnis, den Windeln einer Zeittheologie entnommen, vielleicht sage ich besser: entschränkt von allem, das nur menschlich ist, gefaßt als die eigenständige, in Gottes Wort wurzelnde Größe, die es ist, taugt nicht nur für das zwanzigste Jahrhundert, sondern hat in seiner freimachenden Wahrheitskraft, in seiner gottgeschenkten Heilkraft, in seiner alle gesunde persönliche, nationale und menschheitliche Entwicklung fördernden Lebenskraft die Gewähr einer großen Zukunft. Ich schließe mit einem doppelten Gebetswunsch. Möchten wir, die wir dieses Bekenntnis hochhalten, uns wachsend erweisen als seine echten Söhne, fest und frei. Nur als die Festen und Freien sind wir den Aufgaben gewachsen, die das lutherische Bekenntnis heutzutage seinen Bekennern stellt. Möchte das Bekenntnis selbst in wachsender Klarheit heraustreten als die eigenständige, aus der Tiefe des Evangeliums geborene, und darum allem Menschlichen gegenüber freie, keinem Wechsel der Zeiten unterworfene religiöse Größe, die es ist. Dann werden ihm die Herzen zufallen, nicht die alten nur, auch die jungen, und die jungen sind es, die unser Bekenntnis braucht, diese lebendige Größe, die eine Zukunft hat.

Leitsätze.

1. Unveränderlich ist das Evangelium, nicht die Theologie. Die Theologie ist dem Wechsel der Zeit unterworfen. Das ist darin begründet, daß die Theologie als die wissenschaftliche Bearbeitung des Evangeliums bedingt ist durch die Art des allgemein-geistigen Lebens. Dieses aber ist keine konstante, sondern eine sich entwickelnde Größe.

2. Das Bekenntnis, wiewohl es nicht dem Evangelium gleichgesetzt werden darf, steht auf seiten des Evangeliums, nicht der Theologie. Das Bekenntnis ist der Widerhall des Evangeliums aus der geistigen, d. i. fühlenden, denkenden

wollenden Menschenseele, der schlichte Ausdruck des Glaubens, der das Korrelat des Evangeliums ist.

3. Das lutherische Bekenntnis, wiewohl es zu bestimmten geschichtlich vorliegenden Gestaltungen der Theologie in nahen Beziehungen steht, so namentlich zu der Theologie der Bekenntnisschriften als der aus der Reformation selbst herausgeborenen Formulierung des Bekenntnisses, aber auch zu der Theologie des 17. Jahrhunderts als der ersten wissenschaftlichen Bearbeitung desselben, darf doch weder mit der einen noch mit der anderen identifiziert werden. Eine solche Identifizierung — an sich eine Verkehrung seiner Natur — führt zu einer Einschränkung wie seiner Unvergänglichkeit so seiner Universalität.

4. Das lutherische Bekenntnis ist zu erfassen erstens in seiner Gemeinchristlichkeit, zweitens in seiner Sonderart.

5. Der christliche Glaube ist zentral gefaßt Christusglaube, Glaube an Jesum von Nazareth als den Christ, d. i. als den, der aus Gott geboren ist und durch sein Kreuz unser Versöhner und in Kraft seiner Auferstehung unser Lebensfürst ward, auf daß wir sein eigen seien und in seinem Reiche unter ihm leben und ihm dienen in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit. Das ist der gemeinchristliche Glaube, den das lutherische Bekenntnis ausspricht.

6. Die Sonderart des lutherischen Bekenntnisses findet darin ihren Ausdruck, daß nach lutherischem Verständnis

a) bei aller Wertung der kirchlichen Tradition und der inneren Erleuchtung das Wort Gottes, wie es in der Form einer geschichtlichen Urkunde in der heiligen Schrift vorliegt, der einige Grund wie der einige Quell des Glaubens ist;

b) es sich im Christentum zentral weder um Gnosis noch um Vergottung, sondern um das nicht magisch vermittelte, sondern nur dem Glauben zugängliche Heil der Seele handelt, das in Vergebung der Sünden und in dem in ihr wurzelnden Leben der Seele in Gott besteht;

c) die Gewißheit dieses Heils sich weder auf unsere Bekehrung noch auf die nachfolgenden Werke gründet, sondern auf das in Christo gegebene Heilswort, und zwar sonderlich nicht auf das verbum audibile, das generell ist, während die Heilsgewißheit individuell ist, sondern auf das verbum visibile, d. i. das Sakrament, das weder in einer magischen Gottestat besteht, noch in einen menschlichen Bekenntnisakt aufgeht, sondern individualisiertes Heilswort ist;

d) das neue Leben in Gott, im tiefsten Grunde ein Leben des Friedens, sich unter Abweisung aller Sonderwerke einerseits als ein Leben der Freiheit vom Gesetz, andererseits als ein Leben im Gesetz, d. i. schlichter Erfüllung der zehn Gebote, gestaltet.

Die Sonderart des lutherischen Bekenntnisses prägt sich im öffentlichen Leben in zwiefacher Weise aus:

a) im lutherischen Kultus, der, auf Wort und Sakrament gegründet, mit der Treue gegen die Wahrheit die Verwertung der ganzen christlichen Kultusentwicklung verbindet;

b) in der lutherischen Lebensordnung, die, in Anerkennung und Wertung der natürlichen Ordnungen als gottgegebener, in demselben Maße durch Weltfreiheit wie durch Weltdienst bestimmt ist.

7. Das lutherische Bekenntnis, das sich in Ablehnung und Überwindung alles des Neuzeitlichen, das wider das Evangelium ist, als das Bekenntnis des Evangeliums erweist, ist eine dem zwanzigsten Jahrhundert korrespondierende Größe, und zwar nicht nur, weil es kraft seines eigenständigen rein religiösen Charakters wie in die geistige Art eines jeden, so auch in die des zwanzigsten Jahrhunderts eingeht, sondern auch weil dieses in gewissen Zügen seiner Eigenart der Sonderart des lutherischen Bekenntnisses entgegen kommt,

so in seiner stark geschichtlichen Prägung, — dem, daß nach lutherischem Verständnis der Glaube sich auf das geschichtliche Gotteswort gründet;

so in der Art seines religiösen Sehnens, soweit es im Suchen nach Frieden und Kraft zum Leben besteht, — dem, daß nach lutherischem Verständnis das Heil der Seele als das Zentrale in der Religion gewertet wird;

so in seiner Wertung der freien Persönlichkeit und seiner Forderung eines männlichen sittlich-tatkräftigem Christentums — dem lutherischen Verständnis des neuen Lebens.

Der Eigenart des lutherischen Kultus begegnet das Neuerwachen der Freude an Farbe und Ton auch in der Sphäre des gottesdienstlichen Lebens, und die lutherische Wertung der natürlichen Gottesordnungen tritt in Einklang mit der Mehrung und Erweiterung der Kulturaufgaben in unserer Zeit.

8. Das lutherische Bekenntnis, den Windeln einer Zeittheologie entnommen, gefaßt als die eigenständige, in Gottes Wort wurzelnde, religiöse Größe, die es ist, taugt nicht nur für das zwanzigste Jahrhundert, sondern hat in seiner freimachenden Wahrheitskraft, in seiner gottgeschenkten Heilkraft, in seiner alle gesunde, persönliche und menschheitliche Entwicklung fördernden Lebenskraft die Gewähr einer großen Zukunft.

Was können wir tun, daß die Landeskirche Volkskirche werde?

Von Oberpfarrer **L. Seidel,** Lichtenstein i. Sa.

I.

Die Frage, welche uns jetzt beschäftigen soll: „Was können wir tun, daß die Landeskirche Volkskirche werde?“ stellt uns vor eine allseitig empfundene, aber schwer zu definierende, noch schwerer zu lösende Aufgabe. Sie ist der zusammenfassende Ausdruck für eine Menge von Bestrebungen, die längst im Gange sind, von Tendenzen, die sich durchsetzen wollen, von Problemen, die ihrer künftigen Lösung harren. Es kann unmöglich unsere Aufgabe sein, alle Seiten der großen Frage zu erörtern. Ich suche einen Durchblick, ich suche Richtlinien, auf denen sich unser kirchliches Handeln bewegen soll und kann.

Das Ziel heißt Volkskirche. Was meinen wir mit Volkskirche? Was liegt uns daran? Die Kirche Christi ist die Gemeinde der Gläubigen, eine geistliche, durch kein Land und Volkstum umschriebene Größe. Aber dieser Gemeinde hat der Herr sein Wort und Sakrament gegeben, damit sie durch Wort und Sakrament sich selbst erbaue, fortpflanze und ausbreite. Als Verwalterin von Wort und Sakrament wird sie eine sichtbare Größe, tritt mit sichtbarer Wirksamkeit werbend und gestaltend in die Geschichte der Völker hinein. Es ist ein Glaubensurteil, aus der Schrift geschöpft: Der Herr will, daß seine Gemeinde durch Wort und Sakrament nicht nur einzelne Seelen aus den Völkern herausrufen, sondern die Völker selbst in sein Reich hineinrufen, an den Völkern arbeiten, die Volksgemeinschaft unter den Einfluß des Wortes und Sakramentes bringen, dem ganzen Volksleben ein Salz, Licht und Sauerteig werden soll.

Im Verfolg dieser Aufgabe hat sich die Gemeinde Christi unter günstigen Umständen zur Volkskirche entwickelt, d. h. zu einer öffentlichen Institution des Volkslebens, die als

solche volksumfassend und zugleich volkstümlich sein muß. Denn, wenn sie nicht volkstümlich ist, wird sie auch nicht auf die Dauer das Volk umfassen können. Die Volkstümlichkeit der Kirche beruht darin, daß sie das Evangelium in ihrem Bekenntnis und in ihrer Predigt so darbietet, wie es dem tiefsten Gemütsbedürfnis und zugleich dem Kulturstande des Volkes entspricht, daß sie in ihrem Kultus den Volkscharakter zum Ausdruck kommen läßt, in ihrer Verfassung dem geschichtlichen Entwickelungsgange des Volkes sich anpaßt. Sie kommt zur Erscheinung in der lebendigen kirchlichen Sitte und der freiwilligen Mitarbeit des Volkes an den kirchlichen Zwecken. Sie beweist sich darin, daß das Volk die Sache der Kirche zur eigenen Sache macht.

Eine derartige volksumfassende und zugleich volkstümliche Kirche zu haben, erachten wir als ein hohes Gut für ein Volk. Im Volke wurzelnd, begleitet sie dasselbe durch allen Wandel seiner Geschichte, verknüpft die Generationen und überliefert von Geschlecht zu Geschlecht einen Schatz heiliger Güter. Sie erhebt nicht den Anspruch, die Kirche Christi selbst zu sein, aber sie trägt sie in sich und ermöglicht ihr die Erfüllung ihrer geschichtlichen Aufgabe: den Lebenssamen des Evangeliums über den ganzen Volksacker zu streuen, dem Volksganzen ein Salz, Licht und Sauerteig zu werden. Das ist unser Interesse an der Volkskirche, und daß unsere lutherische Kirche, als die Kirche des schriftgemäßen Bekenntnisses, in diesem Sinne Volkskirche werde, ist unser Ziel.

Nicht überall sind die Vorbedingungen zu solchen Volkskirchen gegeben. Das nordamerikanische Volk ist christlich. Aber es sind eine ganze Menge großer und kleiner, sehr verschiedenartiger Kirchengemeinschaften, die im Wettbewerb um des Volkes Seelen stehen. Keine von ihnen kann sich die Volkskirche Amerikas nennen. Keine hat Aussicht es zu werden. England hat seine offizielle Volkskirche: die Kirche von England. Aber die ist so wenig volkstümlich, daß sich die Hälfte des Volkes, und ohne Zweifel die religiös lebendigere, den Kirchen der Dissenters angeschlossen hat. Wenn einst die Kulturländer Asiens: Indien, China, Japan christianisiert sein werden, so werden sie nach dem jetzigen Stande der Mission keine einheitliche Volkskirche haben, sondern die ganze Mannigfaltigkeit der missionierenden Christenheit in ihrem Kirchenwesen widerspiegeln. Umfassende Volkskirchen haben sich nur bilden können, wo von vornherein einheitliche politische Faktoren mitwirkten. Die Volkskirche tritt überall als eine mit dem Staate verwachsene Institution auf.

Gerade aus diesem Grunde liegt die Frage der Volkskirche nirgends so kompliziert als in Deutschland. Unsere Brüder in Dänemark, Schweden und Norwegen können von einer einheit-

lichen lutherischen Volkskirche reden. Wir nicht. Deutschland, von jeher eine Summe großer und kleiner Staatsgebilde, hat seine großen und kleinen Landeskirchen, und deren Summe gibt leider keine Volkskirche. Als unser Luther den christlichen Adel deutscher Nation zu des christlichen Standes Besserung aufrief, schwebte ihm ohne Zweifel eine christlich erneuerte deutsche Nationalkirche vor. Aber gerade der Appell an die Fürsten, die als praecipua membra der Christenheit ihr zum Dasein verhelfen sollten, mußte sie vereiteln. Denn ein Teil der Fürsten bejahte, ein Teil verneinte die Reformation. Der Rechtssatz: cujus regio, ejus religio begründete die Landeskirchen. Er schuf und verewigte innerhalb der Nation die große, durch nichts wieder auszufüllende Kluft zwischen Rom und dem Protestantismus. Er baute die lutherische Kirche, aber er zerstörte sie zugleich. Denn kraft dieses Satzes konnten deutsche Fürsten auch reformiertes Kirchenwesen bei sich einführen. Kraft dieses Satzes konnte noch im vorigen Jahrhundert der Landesherr des größten deutschen Staates lutherisches und reformiertes Kirchenwesen verkoppeln. So hat die Verbindung von Konfession und Landeskirche gerade im Lande Luthers die einheitlich-evangelische Volkskirche, etwa eine „Reichskirche", unmöglich gemacht.

Es muß demnach unsere Frage zunächst so verstanden werden: Wie kann die Landeskirche in sich selbst zur Volkskirche, d. h. zur volkstümlichen Kirche werden? Es wäre unrecht, zu sagen, daß unsere lutherische Kirche im Rahmen des Landeskirchentums sich gar keiner Volkstümlichkeit erfreut hätte. Mit ihrer Lehre, ihrem Kultus, ihrer Sitte, ihren Liedern, ihrer Lutherbibel hat sie in unserem Volk tiefe Wurzeln geschlagen. Was ihre Kraft schwächte, ihr je länger je mehr verhängnisvoll ward, war ihre Verbindung mit dem Staate: das Staatskirchentum. Aus dem Liebesdienst, den die Fürsten als praecipua membra dem christlichen Volkskörper leisten sollten, ist das landesherrliche Kirchenregiment geworden. Und dieses Kirchenregiment, mochte man es nun theoretisch rechtfertigen als bischöfliches Nebenamt der Fürsten, als Summepiskopat, wie es heute noch fälschlich heißt, oder mochte man es aus der reinen Territorialmacht der Fürsten ableiten, — es blieb doch immer ein Anhängsel der Staatsgewalt. Es machte die Kirche zum Staatsdepartement und beraubte sie der eigenen Leitung ihrer Angelegenheiten. Das Staatskirchentum bedeutet, daß die Staatsgewalt nicht nur in den Konsistorien und Superintendenten, sondern in jedem Pfarrer regiert. Die Staatskirche ist wesentlich Pastorenkirche und der Pastor Staatsdiener. Sie ist, weil sie nur mit approbierten Theologen zu tun haben will, Theologenkirche. So mußte in ihr auf jede Weise die Selbständigkeit und Selbsttätigkeit der Gemeinde verkümmern. Das Christentum der Gemeinde konnte sich nur individuell oder sittenhaft in der Teil-

nahme am Kultus, aber nicht aktiv am Dienst und an der Arbeit der Kirche betätigen. Daß unser Christenvolk kirchlich arbeiten könne und solle, das hat es erst wieder lernen müssen und muß es noch mehr lernen, wenn die Landeskirche Volkskirche werden soll.

Das aber ist doppelt schwer und doppelt nötig gegenüber den Schäden, die im Laufe des vorigen Jahrhunderts in unserem Landeskirchentum zutage getreten sind. Das Jahrhundert begann im Zeichen des Rationalismus. Die Staatskirchen, der seichten Aufklärung verfallen, verloren ihr Salz. Das Christenvolk ward lau, gleichgültig, interesselos gegen seine Kirche. Geistlicher Tod lagert sich über weite Gefilde, allenthalben mehren sich die Klagen über Unkirchlichkeit. Die Frommen aber wenden sich innerlich von der Landeskirche ab, ihr Christentum rettet sich in die pietistischen ecclesiolae. Viele, und nicht die Schlechtesten, verlassen die Kirche und suchen im Sektentum, das von England her eindringt, religiöse Befriedigung. Treue Lutheraner werden von der unierten Staatskirche zur Separation gedrängt. Wollen unsere Landeskirchen Volkskirchen sein, dann stehen sie vor der doppelten Aufgabe, einerseits die Unkirchlichen wiederzugewinnen, andererseits die Frommen und Gläubigen bei sich zu erhalten.

Nun ist ja der alte Rationalismus längst überwunden, die Kirche hat ihren positiven Inhalt in Bekenntnis und Liturgie wieder gefunden. Aber die Gegenwirkungen sind immer stärker geworden. Das gesamte Kulturleben der Nation, einst von der Kirche beeinflußt, entwickelt sich auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiet immer reicher, immer selbständiger. Das beklagen wir nicht an sich. Die lutherische Kirche erkennt es an, daß alle Wissenschaften, alle Künste, alle Bildungszweige ihr eigenes Lebensgebiet haben und eigenen Gesetzen folgen. Aber was wir beklagen, — sie entwickeln sich antichristlich, werden Träger dem Christentum entgegengesetzter Weltanschauungen. Die Naturwissenschaft wird philosophisch verbrämt zum Häckelschen Monismus. Die entchristlichte Ethik wird zur Nietzscheschen Herrenmoral. Die ganze Bildungswelt, das theoretische und praktische Denken des modernen Menschen zerfällt mit der Kirche. Wollen wir eine Volkskirche haben, so stehen wir vor der Aufgabe, die antichristliche Bildung, ich sage nicht, zu versöhnen, denn das ist unmöglich, vielmehr geistig zu überwinden.

Oder sollten wir uns auf das von solcher Bildung nicht berührte, das im engeren Sinne sogenannte „Volk“ stützen wollen? Wo ist denn heute dies „Volk“? Neben der geistigen hat sich die große wirtschaftliche Umwälzung vollzogen. Auch diese hat, technisch betrachtet, ihr selbständiges Recht. Es steht der Kirche nicht zu, das Volk in den patriarchalischen Kulturzuständen der alten Agrarstände erhalten zu wollen. Aber die technisch-wirt-

schaftliche Umwälzung zog die große soziale Bewegung nach sich. Massenhafte Notstände in den unteren Klassen treten auf. Der Klassenkampf der Nichtbesitzenden gegen die Besitzenden entbrennt mit erbitterter Schärfe. Ein neues Gesellschaftsprinzip: der Sozialismus, wird proklamiert. Und dieser Sozialismus, vom antichristlichen Zeitgeiste durchtränkt, die Massen als ein neues Evangelium mit sich fortreißend, wendet sich, wie gegen den Staat, so zugleich gegen die Kirche. Er lehrt die Kirche, weil mit der Staatsgewalt verquickt, als des Volkes Feindin betrachten. Sie muß als Kirche zertrümmert werden. Religion darf nur noch Privatsache sein. So wendet sich der ganze Strom der antichristlich gewordenen Kultur gegen den Bestand der Landeskirchen. Und das Landeskirchentum vermag ihm keine Dämme entgegenzustellen. Das Landeskirchentum hat, wenn einzelne seiner Diener sich auf sozialem Gebiete zu weit vorwagen, nur die kühle Mahnung übrig: „Der Geistliche soll sich mit der sozialen Frage nicht befassen. Die soziale Frage geht die Kirche nichts an.“ Ganz recht! Gar nichts — als daß sie in ihrem Verlaufe die Kirche zu zertrümmern droht und auf den Trümmern das Zukunftsbild einer kirchenlosen Gesellschaft erscheinen läßt. Wollen wir eine Volkskirche haben, dann muß diese soziale Volksbewegung irgendwie in die Kirche hineinmünden, in ihr sich auswirken und mit ihr an der sozialen Neugestaltung des Volkes zusammenwirken. Sonst, wenn die evangelische Kirche dem Volke über diese seine schwierigste Krisis nicht hinweghilft, wird sie als ohnmächtig aus dem öffentlichen Leben verdrängt.

Welch' Schauspiel bietet sich uns denn heute dar? Die römisch-katholische Kirche, durch den Kulturkampf gekräftigt, bietet sich dem Staate als Retterin an, wird von den Herrschern umschmeichelt und feiert einen politischen Triumph nach dem anderen. Die evangelische Kirche aber, zersplittert, gebunden, durch innere Gegensätze geschwächt, wird samt ihrem landesherrlichen Behördenapparat nicht gefragt, und — wenn sie redet, nicht gehört. So versteht man es, wenn Gußmann über unsere kirchliche Lage klagt: „Die organisierte Kirche hat weder Tatkraft noch Beweglichkeit, noch Heldenmut, den antichristlichen Weltmächten den Fehdehandschuh ins Gesicht zu werfen. Sie vermag ihre Kraft nicht zu gebrauchen, sie kann keine Söhne zeugen, die für ihre Größe glühen, für ihre Freiheit das Schwert ziehen, für ihr heiliges Recht die Hand ins Feuer legen. Als Kirche fehlt ihr die Selbständigkeit, als Volkskirche die Volkstümlichkeit.“

Das ist die Situation, aus der heraus unsere Frage geboren wird: „Was können wir tun, daß die Landeskirche Volkskirche werde?“ Ihr ganzer Ernst ist uns klar. Entweder — oder! Entweder, so scheint es, muß unsere lutherische Kirche im Landeskirchentum versiechen, oder sie erhebt sich neu

verjüngt als Volkskirche, gestützt, nicht auf Fürsten, sondern auf den treuen, lebendigen Kern des Volkes. Die Landeskirche ist da. Sie ist als lutherische Landeskirche die geschichtliche Rechtsbasis für unser Bekenntnis. Wir möchten sie erhalten, so lange der Herr der Geschichte sie hält. Wie kann sie Volkskirche werden, ohne aufzuhören, Landeskirche zu sein?

Nichts wäre verkehrter, als wenn wir mit den äußeren Fragen der Verfassung und Verwaltung anfangen wollten. Auf das innerste Wesen der Kirche müssen wir uns besinnen. Haben wir noch in unserem Volke eine „Gemeinde der Gläubigen“, die mit Christo, ihrem himmlischen Haupte, verbunden ist? Haben wir eine solche Gemeinde, die auf Luthers Bekenntnis steht? Hat diese Gemeinde noch heute die Aufgabe, das Volk zu christianisieren? Wenn Ja — und wir sagen dies „Ja“ mit zuversichtlichem Glauben —, dann muß von dieser Gemeinde Christi unter uns die Erneuerung ausgehen. Wir wollen unsere Augen auftun, es ist nicht lauter Schatten, es ist auch Licht in unseren Landeskirchen. Es sind verheißungsvolle Kräfte in ihnen tätig. Dies Licht, diese Kräfte gehen aus von der Gemeinde des Herrn, die unter uns wahrhaftig da ist. Die Dogmatik nennt sie unsichtbar, aber ich sehe sie. Sie erhebt sich, gemeinschaftsuchend, werbend, sammelnd, arbeitend, kämpfend vor meinen Augen. Lassen Sie uns unseren Standort in der lebendigen Gemeinde Christi nehmen! Für die Landeskirche als solche erglüht meine Seele nicht; für sie lege ich keine Hand ins Feuer, aber für die Gemeinde Christi, die darin ist, und sich auf Grund des schriftgemäßen Bekenntnisses zu neuer Kraft und Größe erheben will, erbitte ich mir Mut und Glut!

Man spricht in unseren Tagen viel vom Gemeindeprinzip, aber nicht die empirischen Gemeinden sind es, die das Leben haben, sie sind die Körper, die beseelt werden müssen. Die Gemeinde muß religiös und kirchlich belebt werden, d. h. in den empirischen Kirchgemeinden und im Körper der Landeskirchen muß die Gemeinde der Gläubigen zur Lebensentfaltung und Betätigung kommen.

Wie das? Ich sage, solche Lebensentfaltung kann nur von charismatisch begabten Persönlichkeiten ausgehen. Das will sagen, nicht durch Verwaltungsmaßnahmen, — das will auch sagen, nicht dadurch schon, daß Wort und Sakrament ordnungs- und bekenntnismäßig verwaltet werden. Unser Bekenntnis betont allerdings die objektive Wirksamkeit der Gnadenmittel, und tut recht daran. Es ist für meinen Glauben ein großer Trost, daß das sündenvergebende Wort, das Vergebung besiegelnde Sakrament nicht von der Würdigkeit oder Begabung des zufälligen Amtsträgers abhängt. Hinter dem steht Christus. Und der Glaube sieht Christum. Aber wohlverstanden: nur der Glaube. Wo der nicht vorhanden ist, da hilft es ganz gewiß nichts, daß

der Kirchenapparat ordnungsmäßig funktioniert. Die Geschichte und Erfahrung lehrt, daß es überall nur geistbegabte, lebendige Persönlichkeiten waren, im Amte und außer dem Amte, die Glauben zeugen, Leben wecken, Leben gestalten konnten. Solche Persönlichkeiten haben eben ein Charisma. Das Charisma ist nicht an die Amtsträger gebunden, aber die vor allem bedürfen es. Wenn eine Gemeinde einen Pfarrer wählt und weiß, was sie tut, dann wählt sie ihn, weil sie ein Charisma in ihm erkennt. Ihre Wahl ist Anerkennung seines Charisma. Dem Charisma folgt sie, dem Charisma ordnet sie sich unter, und wenn das Charisma versiegt, dann versiegen die Zuflüsse ihres Lebens. Die Quelle nicht, aber die Zuflüsse aus der Quelle. Der Satz, daß nur charismatische Persönlichkeiten die Kirche bauen können, besagt, daß nur der heilige Geist, der Spender des Charisma, es tut. Bitten wir Gott, daß er unseren Landeskirchen geistbegabte Personen und diesen Raum zu volkstümlicher Betätigung schenke, im Amt und außer dem Amt. Das Charisma ist nicht an die Natur gebunden; es kann der Folie einer glänzenden Naturbegabung entbehren, denn es ist ethisch vermittelt. Es vermählt sich am liebsten der Demut und der nicht das Ihre suchenden Liebe, und wächst mit der Treue, mit der es dem Herrn zu Dienst gestellt wird. Das gebe einem jeden unter uns Mut, den Herrn um die Gabe zu bitten, die er in seinem Amte braucht.

II.

Ich wende mich nun zu den Hauptgebieten, auf denen das Leben der Volkskirche sich auszugestalten hat. Es sind dies: die kirchliche Sitte, die frei gewollte Arbeit des Volkes für die Kirche, und schließlich die Verfassung.

Die kirchliche Sitte ist die ursprünglichste Äußerung kirchlichen Lebens. Sie ist das unmittelbare tägliche Bekenntnis des Volkes zu seiner Kirche. Alles sittenmäßige Verhalten in menschlichen Gemeinschaften quillt aus unbewußt gestaltenden Gemütstiefen und Gemeinschaftstrieben und wird durch fortdauernde Gewöhnung und Erziehung zur festen Ordnung, zur tragenden Stütze des Gemeinschaftslebens. Die Volkskirche wird von der Volkssitte getragen. Was wir jetzt an evangelisch-kirchlicher Sitte haben, ist zum guten Teil noch Erwerb des alten Staatskirchentums. Das hat bei all seinen Schwächen das Große geleistet, daß es, ein Zuchtmeister auf Christum, oft mit Mitteln, die wir nicht mehr billigen, mit polizeilicher Kirchenzucht, unser Volk kirchlich gewöhnt hat. Die Frucht davon zeigt sich noch heute in dem freiwilligen Festhalten des Volkes an Kindertaufe, Konfirmation, Trauung und kirchlichem Begräbnis, den Weiheakten des natürlichen Lebens. Diese Akte, einst unter staatlichen Zwang gestellt, sind seit einem Menschenalter freigegeben. Große Befürchtungen, als ob nun die Volkskirche zusammenbrechen müsse, knüpften sich an das Zivilstandsgesetz. Aber der Herr

hat unseren Kleinglauben beschämt. Die kirchliche Sitte ist nach anfänglicher Erschütterung in allen Landeskirchen wieder erstarkt. In Sachsen, das einen mittleren Typus darstellt, sind in den letzten 25 Jahren die Taufen von 95 auf 97, die Trauungen von 95 auf 98, die kirchlichen Beerdigungen von 84 auf 98 $^1/_2$ Proz. gestiegen. Auch das dunkle Bild, welches die Bevölkerung mancher Großstädte darbietet, eine zusammengeströmte, von aller kirchlichen Sitte losgelöste Masse, fängt an, sich wieder zu lichten. Selbst in dem über die Maßen kirchlich verwahrlosten Berlin sind die kirchlichen Beerdigungen von 20 auf 46 Prozent, die Trauungen von 35 auf 65 Prozent, die Taufen von 75 auf 93 Prozent gestiegen. Das zeigt, daß selbst der kirchenfeindlichste Freisinn und die roteste Sozialdemokratie unser Volk noch nicht dahin gebracht hat, das Band mit der Kirche ganz zu lösen. Die Macht der Sitte trägt uns sichtlich über den drohenden Bruch zwischen Volk und Kirche hinweg. Ihre Ordnungen wurzeln noch im Volk.

Daher gilt es, diese Ordnungen als gottgegebene Anknüpfungspunkte für das lebendige Wort auszunutzen. Lassen Sie uns die sog. Kasualien nicht geschäftsmäßig, sondern mit höchster seelsorgerlicher Intention vollziehen. Lassen Sie uns damit die kirchliche Intention verbinden. Lassen Sie uns streben, den Beteiligten jedesmal ihre Gliedschaft an der Kirche und den Segen und die Pflichten dieser Gliedschaft zum Bewußtsein zu bringen. Lassen Sie uns die veralteten bösen Klassenunterschiede zum mindesten in der Darbietung des Wortes beseitigen, und nicht die Armen mit dem Formular, die zahlen können, mit der freien Rede bedienen. Es ist ein wichtiges Kapitel, das ich hier nur streifen kann: die Bedeutung der Kasualien für die Volkskirche!

Bezüglich der viel angefochtenen Konfirmationspraxis sage ich nur: eine Änderung dieser Praxis, etwa eine Verlegung der Konfirmation in späteres Alter und damit in den freien Entschluß des Einzelnen, ist für die Volkskirche gefährlich. Die Konfirmation fällt für diese unter denselben Gesichtspunkt wie die Kindertaufe: sie ist Eingliederung in die Kirche behufs künftiger Erziehung. Die kirchliche Erziehung vor und nach der Konfirmation ist das Problem, das zu lösen ist. Wie erhalten wir unser Volk bei der Teilnahme am öffentlichen Kultus? Wie erhalten wir uns Kommunion-Gemeinden?

Hier setzen die Klagen über Unkirchlichkeit ein, weil hier die öffentliche Sitte versagt. Es ist eben in weiten Schichten Sitte geworden, nicht mehr in die Kirche zu gehen. Hat einst die Zeit der Aufklärung die Predigt kraftlos gemacht, so ist es heute der ganze aufreibende Weltbetrieb, das politische Parteitreiben, die geistige Zerstreuung und Übersättigung durch Presse und Literatur, das Übermaß des weltlichen Vereins- und Vergnügungswesens,

was die Menschen dem Gottesdienst entfremdet. Was können wir tun? Es kann äußerlich manches geschehen, durch Schutz der Sonntagsruhe, rechte anziehende Gestaltung der Gottesdienste, durch Vermehrung der Kirchen und Geistlichen u. dergl. Aber was die Gemeinden um Kanzeln und Altäre sammelt, ist doch zuletzt überall das lebendige Wort. Die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts zeigt uns neben dem Rückgang auch herrliche Beispiele frisch aufblühenden kirchlichen Lebens in Stadt und Land, neugesammelte Gemeinden, die die einstmals leeren Kirchen wieder füllen. Aber überall geschah es durch das lebendige Wort geistbegabter Persönlichkeiten, Personen, die ein Charisma besaßen, das Charisma des starken und innigen Glaubens und des Gebets, der Menschenkenntnis und der herztreffenden Sprache, das Charisma der Seelsorge, des Dienens oder der Leitung. Das sind die Werkzeuge Gottes, die ziehen und sammeln, die „Jemande“, welche der Großstädter sucht, wenn er seinen Kirchenzettel liest und ihn vielleicht weglegt mit der Bemerkung: „Heute predigt niemand!“ Das Urteil des Großstädters ist oft sehr falsch, verwechselt Geistliches und Natürliches, geht der Mode nach, tut Unrecht treuen Männern, die im Stillen sehr segensreich wirken. Aber etwas Richtiges ist daran: Die Gemeinde sucht „Jemande“, Persönlichkeiten, die etwas sind, vom Herrn etwas empfangen haben und darum etwas geben können, wovon das Innerste getroffen und bewegt wird. Das Charisma, das wir in unsern Tagen besonders brauchen, heißt: „mit neuen Zungen“ reden, die alte Wahrheit, von deren Kraft und Inhalt unsere Väter gelebt, den Menschen des 20. Jahrhunderts in der Denk- und Sprechweise unserer Zeit sagen. Welche Art von Theologie dazu am besten befähigt? Die moderne oder die alte? Ich fürchte, die Theologie, die extra darauf ausgeht, das Christentum der Durchschnittsweisheit der Welt *inhaltlich* anzubequemen, wird es am wenigsten tun. *Die* wird es tun, die die Gemeinde auf den objektiven Heilsgrund erbaut und dem zweifelnden, im Grunde glaubenshungrigen Geschlecht unserer Zeit Realitäten zu bieten hat. Es *sind* Realitäten, schlimme, widerchristliche Mächte, welche die kirchliche Sitte des Volkes untergraben haben; nur an besseren, stärkeren, jene überwindenden, kann sie sich wieder aufrichten.

Die kirchliche Sitte wirkt als allgemein christliche Sitte in das häusliche, berufliche, gesellige Leben des Volkes hinein. Sie trägt da die Erdfarbe der Stammesart und mutet uns an, wie der Tau des grünen Feldes. Gerade da beklagen wir ihr Schwinden am meisten. Die moderne, nivellierende Zeit hat viel eigenartiges, edles Sittengut der Väter weggeschwemmt und für vieles mag Freybes Klage gelten: Was vergangen, kehrt nicht wieder! Aber vergessen wir nur nicht, daß der Strom der Zeit, was er auf der einen Seite wegschwemmt, auf der anderen wieder an-

setzt. Der christliche Geist hat sich im 19. Jahrhundert Lebensformen geschaffen, die keine frühere Zeit kannte: ich meine das kirchliche Vereinswesen und damit die freie Mitarbeit des Volkes an den Aufgaben der Kirche.

Ein neues Stück Volkskirche taucht hier vor uns auf: Freiland, wenn Sie wollen, etwas wie Freikirche auf dem Boden der Landeskirche. Man hat gesagt: In den kirchlichen Vereinen pulsiert jetzt das Lebensblut der Kirche. Ich will bescheidener sagen: ein gut Teil ihres Lebensblutes. Die große Bedeutung dieses Vereinswesens liegt darin, daß es die in der Gemeinde vorhandenen Glaubens- und Liebeskräfte sammelt, in Tätigkeit setzt und zur Selbsterbauung der Kirche verwendet. Wenn dies in gesunder Weise geschieht, nicht unlutherisches und undeutsches Wesen in die Kirche hereinbringt, dann hebt es ihre innere Kraft und Volkstümlichkeit. Mit Dank blicken wir auf unsere Missionsvereine, die wie Hermannsburg, Breklum, Lebenszentren für ihre heimische Kirche geworden, oder wie Leipzig ein Bindeglied zwischen den lutherischen Kirchen geworden sind. Mit Dank blicken wir auf die Vereinigungen zur Versorgung der Diaspora: den Gustav Adolf-Verein, von dem wir anerkennen müssen, daß er überaus volkstümlich geworden und tätiges Interesse für die evangelische Kirche in weiten Volksschichten geweckt hat, während der Gotteskasten die engere Bekenntnisgemeinschaft betont und stärkt und in dieser Beziehung für unser lutherisches Volk eine große und berechtigte Aufgabe hat. Ganz besonders aber kommt hier die Innere Mission in Betracht.

Was will die Innere Mission? Man darf wohl kurz sagen: ein Band zwischen Kirche und Volk schlingen. Aus dem Schoß der gläubigen Gemeinde hervorgegangen, auf das allgemeine Priestertum gestützt, ist die Innere Mission durch schöpferische, mit besonderen Charismen begabte Persönlichkeiten in das öffentliche Leben der Kirche eingeführt und heute ein unentbehrlicher Faktor der Volkskirche geworden.

Der Name Wichern bedeutet die zielbewußte Vereinigung dessen, was sich zuvor vereinzelt und tastend in der Kirche geregt hatte. Nach Wichern ist die Innere Mission die große volksumfassende und volkstümliche Arbeit der Kirche: alle Notstände des Volkslebens, die geistlichen, die sittlichen, die leiblichen, die wirtschaftlichen faßt sie in ihrem Umkreis. Aber sie tut das als Mission, missionieren will sie im Volk, direkt und indirekt, Seelsorge treiben, auch wo sie leibliche Dienste leistet. Und weil sie das will, will sie kirchlich sein. Wir wollen Wichern das Wort nicht vergessen, das er in der größten Stunde seines Lebens sprach: Eins ist not, daß die Kirche ein großes Siegel auf die Summe dieser Arbeit setze und sage: die Arbeit der Inneren Mission ist mein.

Freilich die Erfolge sind hinter den begeisterten Hoffnungen des Anfanges zurückgeblieben. Aber was unsere Landeskirchen an ihrer Inneren Mission haben, können wir doch kaum hoch genug einschätzen. Eine Summe von Kleinarbeit, die kein Pfarramt leisten, kein Kirchenregiment dirigieren kann, und die sich in alle Beziehungen des Volkslebens hinein verzweigt, wird durch sie täglich getan. Eine Fülle schlummernder Kräfte sind durch sie geweckt, besonders auch im weiblichen Geschlecht. Die Frau im Diakonissenberuf, die Frau als Leiterin und freiwillige Mithelferin in vielfacher Gemeinde- und Vereinsarbeit bedeutet eine große Bereicherung der Volkskirche.

Das Wichernsche Wort: „Die Kirche soll sagen: die Arbeit der Inneren Mission ist mein," ist verschiedener Deutung fähig. Es forderte zunächst nur, die Kirche soll diese Arbeit als kirchlich anerkennen, sie nicht, wie etliche meinten, als wucherndes Schlinggewächs, das den edlen Baum der Kirche ersticken werde, bekämpfen. Es ist mehr daraus geworden. Es ist eine teilweise Eingliederung in Form kirchlicher Diakonie erfolgt. Es wird und muß diese Eingliederung noch weiter fortschreiten in der Gemeinde, der Diözese, der Landeskirche. Aber das kann nur in freier Weise geschehen, d. h. ohne Zwang auf Grund gegenseitigen Suchens und Bedürfens. Die Kirche kann und will es nicht hindern, daß manches, was sie als Innere Mission begann, sich von ihr löst und zur staatlichen, zur allgemein humanitären, zur selbständigen sozialen Einrichtung wird. Es geht ihr wie einer Mutter, wenn ihre heranwachsenden Töchter sich verheiraten, das Haus verlassen und einen anderen Namen annehmen. Die Blutsverwandtschaft hört damit doch nicht auf. Lebensblut der Kirche strömt auch so ins Volk.

Für uns ist jetzt wichtig, wie die Innere Mission die Volkskirche bauen hilft. In welcher Richtung bedürfen wir heute ihres Dienstes? Die Richtung ist uns gezeigt in den vorhin berührten Schäden des Landeskirchentums. Sie soll uns vor allem helfen, die unkirchlichen, die lauen, toten Glieder der Kirche zurückzugewinnen, d. h. sie soll evangelisierend wirken. Das gedruckte Wort, die christliche Presse und Literatur, ist ein wichtiges Stück dieser Arbeit. Aber auch der mündlichen Evangelisation muß Raum gegeben werden. Ich sage nur, Raum gegeben, denn die Evangelisationspredigt kann, weil sie von besonderen Charismen abhängt, nicht zur ständigen Einrichtung gemacht werden.

Weiter muß uns die Innere Mission helfen, die Leute, deren religiösem Bedürfnis der öffentliche Kultus nicht genügt, bei der Kirche zn halten. Das religiöse Bedürfnis dieser Leute hat die Gemeinschaftsbewegung unserer Tage erzeugt. Ich weiß, man kann dies Gemeinschaftswesen mit sehr kritischen Augen ansehen, und Vorsicht ist nötig. Es sind in den Gemein-

schaften auch antikirchliche Strömungen vorhanden. Blankenburg, der wildgewachsene Zweig der Allianz, eröffnet böse Aussichten. Aber was hilft das bloße Ablehnen, Bekämpfen! In Sachsen hat sich die bisherige Gemeinschaftsbewegung zu unserer Freude gesund entwickelt. In wenigen Jahren, ohne Zutun der Geistlichen, sind hunderte von Gemeinschaften in Stadt und Land entstanden. Es ist, als hätte es nur eines Anstoßes, er kam aus Württemberg, bedurft, um die Leute zusammenzuführen, lauter kleine Leute, und das mitten in Gegenden, wo die Sozialdemokratie unbeschränkt herrscht. Vor drei Jahren erklärten hundert Delegierte dieser Gemeinschaften einstimmig, daß sie auf dem Boden der lutherischen Landeskirche stehen und bleiben wollten. Als die erste große Konferenz in meiner Gemeinde stattfand, über tausend Menschen, durfte ich sie als Ortspfarrer begrüßen. In diesem Jahre habe ich sie selbst geleitet. Drei Geistliche und drei Nichtgeistliche sprachen, und die große Versammlung lauschte vier Stunden in voller Andacht. Das ist auch eine elementare christliche Volksbewegung, und es muß unsere Aufgabe sein, solch' spontane Bewegungen für unsere Landeskirche fruchtbar zu machen.

Endlich bedarf die Kirche der Mithilfe der Innern Mission auch gegenüber der antichristlichen Kulturbewegung unserer Zeit. Zwar der geistige Kampf innerhalb der Bildungswelt gebührt vor allem der Theologie, der läßt sich nicht organisieren, wohl aber der Kampf, den uns der Sozialismus in den niederen Schichten aufgedrungen hat. Es hat, das müssen wir gestehen, kein günstiger Stern über den evangelisch-sozialen Bestrebungen gewaltet, sie sind zersplittert, in den Prinzipien uneins. Manche ihrer Führer sind arg entgleist. Die evangelischen Arbeitervereine scheinen bereits ihre Werbekraft eingebüßt zu haben und klagen über Rückgang. Das ganze Problem, das uns die soziale Bewegung stellt, und welches darin besteht, das Antichristliche in ihr zu überwinden, das Christliche aber und Berechtigte in ihr zu verwirklichen, ist überaus schwer. Die Kirche allein kann es gar nicht tun. Dennoch will sie Volkskirche sein, dann muß sie unserem Volke diesen Dienst leisten, der einerseits Kampf ist, aufgedrungener Kampf um die heiligsten Güter, andererseits Forderung der Liebe und Gerechtigkeit. Die breite Volksschicht, die jetzt nicht bloß bösen Einflüssen, sondern innerer Notwendigkeit folgend, den Kampf um bessere Lebensbedingungen kämpft, muß in der Kirche ein Verständnis finden für ihre Lage und für die Aufgabe, vor der sie steht. Als ich jüngst eine öffentliche Versammlung zur Bekämpfung des Alkoholismus hielt, erschienen zahlreiche Sozialdemokraten, und einer erklärte: Wir Arbeiter müssen diesen Kampf mitkämpfen, denn nur dem nüchternen Arbeiter gehört die Zukunft. Ich möchte dies Wort gern vertieft und recht viele Arbeiter überzeugt

sehen: nur dem christlichen Arbeiter gehört die Zukunft. In diesem Sinne allein kann die Kirche dem Arbeiterstand helfen und muß es immer wieder versuchen. Der böse Feind hat im Verlauf der sozialen Frage viel antichristliches Unkraut auf den Acker des Volkslebens gesät, das ausreifen muß und vor dem letzten Erntetage nicht vom Weizen geschieden werden kann. Aber den Acker überlassen wir ihm deswegen doch nicht, die Kirche muß sagen: der Acker bleibt mein!

III.

Ich habe das Gebiet der kirchlichen Sitte und der freien kirchlichen Arbeit vorausgenommen, um nun zu einem abschließenden Wort über die Verfassung zu kommen. Die Verfassungsfrage ist in den evangelischen Landeskirchen ungefähr gleichzeitig mit der freien Vereinstätigkeit in Fluß gekommen. Das ist beachtenswert. Eine Verfassung soll fassen, umfassen, einfassen, aber was denn? Das alte Staatskirchentum umfaßte unterschiedslos die ganze Volksmasse mittelst der Zwangsgewalt des Staates, die Kirchenverfassung war ein Teil der Staatsverfassung. Aber ich frage nochmals: Was soll die Verfassung eigentlich einfassen? Ich antworte: Das Leben, das Gottes Geist in der Gemeinde erzeugt hat, soll sie einfassen, und indem sie es einfaßt, es schützen und stützen, ordnen und gliedern, und was sich nicht eingliedern lassen will, ausschließen. Darum soll die Verfassung der Kirche nicht ein Einbau in ein fremdes Haus, sondern ihr eigenes Haus sein, darin sie ihr Hausrecht ausübt, und die Hausordnung feststellt. Wenn die geschichtlich gewordene Verfassungsform dem wirklichen Leben der Kirche nicht mehr entspricht, dann muß sie sich anpassen, oder sie wird zersprengt. Das ist noch das Schicksal aller Verfassungen gewesen. Auch die evangelische Kirche hat im 19. Jahrhundert ihre alte Verfassungsform, das Eingebautsein in das Staatsgebäude, nicht mehr ertragen, schon darum nicht, weil der moderne Staat auch vielen anderen Gästen das gleiche Hausrecht gewähren mußte. Die Scheidung beider Gebiete, einst von Luther so klar vollzogen, dann in praxi vollständig verwischt, hat sich allmählich doch durchzusetzen begonnen. Die landesherrlichen Kirchenbehörden, die Konsistorien, sind heute nicht mehr reine Staatsbehörden, sie sind in den meisten Ländern vom Staate bestellte Kirchenbehörden, mit rein kirchlichen Aufgaben, geworden. Und die Kirchengemeinden haben, unterschieden von den politischen Gemeinden, ihre eigene Vertretung in Kirchenvorständen und Synoden erlangt. Wo das geschehen ist, ist die Verfassung der Landeskirchen zu einem vorläufigen Abschluß gekommen. Es ist zu wünschen, daß dieses zunächst überall durchgeführt werde, und die kirchlichen Organe ihre Aufgabe voll erfassen.

Aber sind wir damit am Ziel? Nicht nur aus liberalem, auch aus positivem Lager ertönt heute der Ruf: die Volkskirche

muß Gemeindekirche sein. Das ist der Inhalt von D. Kaftans bedeutsamer Schrift: „Vier Kapitel von der Landeskirche.“ Was will nun das Programm „Gemeindekirche“ besagen? Auf den ersten Blick scheint es die Freikirche zu bedeuten. Denn wenn D. Kaftan die Gemeindekirche beschreibt als ein Kirchenwesen, in welchem die Gemeinden ihre Angelegenheiten selbstständig ordnen, nur mit der Beschränkung, welche sich aus der Zugehörigkeit zu einem größeren Ganzen ergibt, und mit der Bedingung, daß sie sich der Autorität des Bekenntnisses unterstellen; wenn er ferner sagt, daß die Gemeindekirche auch finanziell selbständig sein und daß sie alle Kirchengewalt in sich selber tragen müsse, daß sie alle ihre leitenden Organe sich selber setze, und daß dem Staate ihr gegenüber nur die allgemeinen Hoheitsrechte verbleiben, — so sind das alles Züge einer Freikirche. Was diese Gemeindekirche dennoch von der gewöhnlichen kleinen Freikirche, der Separationskirche, unterscheiden und zur Volkskirche machen würde, liegt in folgenden Punkten: 1. darin, daß sie sich geographisch mit den Landesgrenzen deckt, wobei gehofft und vorausgesetzt wird, daß sich das Volk des Landes auch zu ihr halte und sich die Autorität ihres Bekenntnisses gefallen lasse; 2. darin, daß die staatlichen Hoheitsrechte doch anders, als der Freikirche gegenüber bestimmt werden: der Staat soll nämlich das Plazet bei der Besetzung der leitenden Ämter und die Mitwirkung bei der kirchlichen Gesetzgebung haben, und ihr seinen starken Arm zur Aufrechterhaltung ihrer Ordnung leihen; 3. aber, und das dürfte eine Hauptsache sein, darin, daß der Staat als oberster Leiter des gesamten Bildungswesens seine sämtlichen Bildungsanstalten von der Universität bis zur Volksschule herab, ihr mit zu Diensten stellt und ihr so die Ausbildung ihrer Diener, wie den konfessionellen Unterricht ihrer heranwachsenden Glieder ermöglicht.

Wenn diese Voraussetzungen fallen, dann fällt auch die Landeskirche, und D. Kaftan rechnet allerdings mit der Möglichkeit, daß sie falle. — Ich auch. Unsere Zeit trägt in ihrem Schoße die Keime zu politischen und religiösen Bewegungen, die uns eines Tages dahin führen können, daß unsere Landeskirchen an den jetzigen Staatsgebilden, denn sie sind innerlich und äußerlich wandelbar, nicht mehr den Halt haben, der hier vorausgesetzt wird. Es kann ein Tag kommen, wir mögen es wollen oder nicht, wo alle diese Beziehungen gründliche Änderungen erleiden. Müßten wir dann die Hoffnung, daß unsere lutherische Kirche Volkskirche sein könne, vollständig aufgeben? Ich meine, doch nicht! Wenn unser lutherisches Bekenntnis wirklich tiefe geschichtliche Wurzeln in unserm Volke geschlagen hat, so dürfen wir hoffen, daß es durch seine innere Kraft auch dann noch ein volkstümliches, und im gewissen Grade volksumfassendes Kirchen-

wesen erzeugen kann, ein Kirchenwesen, das dann allerdings nur ruhen kann auf der inneren Kraft der um das Bekenntnis sich sammelnden Gemeinde. Ja, dieses lutherische Kirchenwesen würde größer sein, als das jetzt in den lutherischen Landeskirchen steckende, denn es könnte auch das in der Union latente Luthertum wieder an sich ziehen.

Das gilt es ins Auge zu fassen, hieraufhin gilt es zu arbeiten. Der Grundsatz quieta non movere hat seine Grenzen. Er kann zur Hemmung heilsam treibender Kräfte werden. Und ich meine, es ist eine heilsam treibende Kraft, welche in der Gegenwart auf eine größere Unabhängigkeit der Kirche vom Staate und landesherrlichen Kirchenregiment hindrängt. Wenn man klagt, daß unseren Kirchenbehörden in entscheidenden Momenten die Bewegungsfreiheit und der Kirche die Fähigkeit, ihre eigene Kraft zu gebrauchen, fehlt, so liegt das doch nicht bloß an den leitenden Personen, sondern an den hemmenden Institutionen. Der heutige paritätische, im Prinzip konfessionslose Staat kann sich nicht mit den Zwecken der Kirche identifizieren. Und das landesherrliche Kirchenregiment, wenn es auch kirchliches Regiment sein will und zum Teil durch kirchliche Behörden geübt wird, so kann es doch seine Natur nicht verleugnen, es kann nicht anders, als die Kirche den jeweiligen Staatsinteressen dienstbar machen. Schleiermacher meinte, die Kirche habe derzeit nur die Wahl zwischen einer kraftlosen Unabhängigkeit vom Staat und einer angesehenen Dienstbarkeit im Staat. Ist das wahr? Heute erhöht die Dienstbarkeit das Ansehen der Kirche im Volke nicht mehr, heute wünschen wir, daß die Kirchenbehörden handeln können, wie es das Interesse der Kirche verlangt. Und das bedeutet, daß der Staat auf die Ausübung der Kirchengewalt verzichte und über unsere Kirche kein anderes Hoheitsrecht beanspruche, als über die römische Kirche, daß in diesem Stück wirkliche Parität herrsche.

Wo aber bleibt dann das Kirchenregiment? Friedrich Wilhelm IV. hat bekanntlich gesagt, daß er den Tag ersehne, an welchem er das Kirchenregiment in die rechten Hände zurückgeben könne. Wo sollen sich diese Hände finden? Wenn die römische Kirche Unabhängigkeit will, so geschieht es zugunsten der Hierarchie. Wenn wir es tun, so geschieht es zugunsten der Gemeinde. Ich sage aber mit Bedacht: Gemeinde, in der Einzahl. Ich meine damit die Gemeinde Christi, die um ihre Hirten gesammelt, auf dem Boden des Bekenntnisses steht. Die kann als solche freilich nicht verfaßt werden, denn sie lebt im Körper der Ortsgemeinden. Diesen Körper also gilt es so zu verfassen, daß darin die lebendige Gemeinde Christi zur Geltung kommt. Hier liegt das Problem. Hier liegt der gefahrvolle Weg zwischen Scylla und Charybdis. Indem die Kirche, so sagt man, sich dem umklammernden Arm der staatskirchlichen Bureaukratie entwindet,

droht ihr Gefahr, in den Strudel der demokratischen Massenherrschaft zu fallen. Muß das sein?

Es ist klar, die aktive Gemeinde, die an der Verwaltung der Kirche mitwirken soll, kann nur eine Auswahl aus den bürgerlichen Ortsgemeinden sein, die Auswahl derer, die durch ihre Teilnahme an Wort und Sakrament, an kirchlicher Sitte und kirchlicher Liebesarbeit beweisen, daß sie der Kirche dienen wollen. Alle übrigen können nur Objekt kirchlicher Tätigkeit sein. Aus dieser Auswahl gehen die Kirchenvorstände der Einzelgemeinden, aus diesen die Synoden, und aus diesen die Kirchenbehörden hervor. Die Kirchenbehörden können bischöflich oder konsistorial sein. Was wir wünschen müssen ist nur, daß sie organisch aus der Kirche herauswachsen, nicht vom Staate gesetzt seien. Diese aus der Kirche organisch herausgewachsenen Kirchenbehörden sind dann die gegebenen Träger der Kirchengewalt, das sind die Hände, die der hochgesinnte König suchte. Denn dieser von unten nach oben aufsteigende Verfassungsbau wird nicht im Landesherrn gipfeln, sondern nur im Landesherrn seinen natürlichen Beschützer haben. Er wird unter dem Rechtsschutz des Staates stehen, eine selbständige öffentliche Korporation innerhalb der staatlich geordneten Kulturgemeinschaft des Volkes.

Diesem Verfassungskörper würde dann das für die einzelnen Stufen nötige und mögliche Maß kirchlicher Selbstverwaltung zu geben sein. Der Ausdruck ist schwebend, weil das Urteil, was auf jeder Stufe nötig und möglich ist, schwebend sein kann. Wie weit diese aus dem christlichen Volke heraus sich erbauende Gemeindekirche volkstümlich und in ihren Objekten volksumfassend werden kann, das hängt von dem ab, was sie dem Volke leistet. Wir müssen streben, unsere Kirchenvorsteher dahin zu erziehen, daß sie mit uns kirchlich arbeiten lernen, nicht nur in Bau- und Finanzsachen, sondern auch seelsorgerlich in Erhaltung und Belebung kirchlichen Sinnes, kirchlicher Sitte und Zucht, und vor allem in kirchlicher Diakonie. Träume ich? Ich habe Richtlinien zeigen wollen. Weiter nichts. Die dazu Berufenen mögen ihre Gangbarkeit erproben.

Der Begriff der Volkskirche kann aber innerhalb der einzelnen Landeskirche, zumal in den minimalen Kirchengebilden der Kleinstaaten nicht verwirklicht werden. Das Volksleben ist heute ein großes, zusammenhängendes geworden. Weder die großen Geistesströmungen, noch die großen Notstände machen an den Grenzen der Landeskirche, auch nicht an den Grenzen der engeren Konfessionskirche Halt. Alle freien christlichen Arbeitsvereinigungen haben daher über diese Grenzen hinaus Verbindungen gesucht und geschlossen, zum Teil in freien Konferenzen, wie die Diakonissenhäuser, zum Teil einen Bund darstellend, wie die Jünglingsvereine, zum Teil sogar zentralisiert, wie der Gustav Adolf-Verein. Sollten die offiziellen Kirchenkörper sich diesem Zug nach Vereinigung

entziehen können? Sie haben es nicht gekonnt. Ein doppelter Zug ist wirksam. Einer, der nur das konfessionell Gleiche verbinden will, er findet seinen Rückhalt in unserer Allgemeinen evangelisch-lutherischen Konferenz. Ein anderer, der über die Konfession hinaus alles National-Evangelische verbinden will, er findet seinen naturgemäßen Rückhalt zunächst in der Union, weiterhin im Evangelischen Bund. Eben darum ist es uns Lutheranern so schwer, auch diesem zweiten Zuge zu folgen. Wir können dem zweiten Zuge nur dann folgen, wenn auch der erste zu seinem Rechte kommt. Hier liegt der Schwerpunkt. Ich will nicht die Geschichte der Einigungsversuche der deutschen evangelischen Kirchen seit dem ersten Wittenberger Kirchentage erzählen. Wir stehen vor Tatsachen. Wir haben seit 50 Jahren die Eisenacher Kirchenkonferenz, die freie Versammlung von Abgeordneten aller Kirchenregimente. Wir haben, seit vorigem Jahr aus dieser Konferenz hervorgegangen, den ständigen evangelischen Kirchenausschuß; in letzterem einen Ansatz zu einer Konföderation der evangelischen Kirchen mit bestimmt abgegrenzten Aufgaben, die weder Bekenntnis, noch Kultus, noch Verfassung der Einzelkirchen berühren. Aber in der Konferenz, wie im Ausschuß sind nur die Kirchenregimente, es sind noch nicht die Gemeinden vertreten. Der Gedanke, daß die evangelische Kirche Gemeindekirche sei, ist aber bereits so volkstümlich, daß er auch hier sich sofort geltend macht. Wenn wir das Programm „Gemeindekirche“ überhaupt billigen, werden wir sagen müssen: in einer irgendwie gearteten Verbindung evangelischer Landeskirchen dürfen die Vertreter der Gemeinde, Synodalvertreter, oder wie sie heißen mögen, nicht fehlen. Es gibt Dinge, die einmal im Fluß, sich mit innerer Logik durchsetzen. Und dann ist es unsere Aufgabe, statt fruchtlosen Widerspruches, uns vielmehr in dem, was werden will, von vornherein unsere Position zu sichern. Unsere lutherische Position aber ist die echt protestantische, daß in Glaubenssachen keine Majorisierung stattfinden darf, daß vielmehr alle Beschlüsse einer solchen Gesamtvertretung für die einzelnen Kirchen nur kraft der eigenen freien Zustimmung Geltung erlangen. Das Protestationsrecht ist ein evangelisches Grundrecht. Weshalb bauen wir sonst Protestationskirchen? Auch müßte innerhalb eines solchen evangelischen Kirchenbundes den lutherischen Bekenntniskirchen das Recht gewahrt bleiben, für ihre besonderen Angelegenheiten eine besondere Gruppe zu bilden, ein Recht, das wir dann naturgemäß auch den reformierten und unierten Kirchen zugestehen müssen.

Dies nun vorausgesetzt, werden wir uns dem Einigungswerk nicht ängstlich versagen wollen. Hat unser lutherisches Bekenntnis die innere Kraft und Wahrheit, vermöge deren es auch für das 20. Jahrhundert und hoffentlich noch lange Jahrhunderte taugt, dann wird es auch in der gemeinsamen Arbeit mit anderen Kon-

fessionen nicht aufgesaugt werden. Es wird sich vielmehr als ein wichtiges Ferment auch innerhalb einer Gesamtvertretung evangelischer Kirchen bewähren. Es wird seine Volkstümlichkeit beweisen auch innerhalb der zwar nicht einheitlichen, aber doch gegenüber den großen Gegensätzen: Rom, Sekte, Sozialdemokratie, einheitlich gearteten evangelischen Volkskirche. Es wird volkstümlich sein in dem Maß, als es an den gemeinsamen Aufgaben dieser Volkskirche mitarbeitet und ihren Arbeiten ein gut lutherisches Gepräge aufdrückt. Mehr zu sagen kommt mir hier nicht zu, ich suche Richtlinien, die Berufenen mögen die gangbaren Wege finden.

Ich bin am Schluß, Das lutherische Bekenntnis ist bei all seiner inneren Geschlossenheit weltoffen. Gerade, weil es alle christlichen Gedanken fest um ein heiliges Zentrum gruppiert, — Christus allein, die Gnade allein, der Glaube allein —, gewährt es uns eine freie und sichere Stellung innerhalb des vielgestaltigen Volks- und Weltlebens. Lutherische Frömmigkeit wird sich daher nicht in einseitig individualistischer oder pietistischer oder eschatologischer Stimmung der Arbeit an unserem Volke entziehen. Es ist evangelisch, individuell sein Heil zu schaffen, aber nicht evangelisch, darüber zu vergessen, daß wir als Glieder einer Gesamtheit berufen und für deren Wohl und Wehe mit verantwortlich sind. Es ist evangelisch, sich der Welt nicht gleichzustellen, aber nicht evangelisch, sich aus der Welt zurückzuziehen. Endlich, es ist auch evangelisch, die Gegenwart im Lichte des prophetischen Wortes zu beurteilen, und in den Wirren und Kämpfen dieser Zeit sich auf die Zukunft des Herrn zu bereiten, aber nicht evangelisch, über einer gefürchteten oder gehofften Zukunft die Gegenwart zu versäumen. Was für eine Ernte wir noch heimbringen mögen aus unserem Volk, steht beim Herrn. Aber er selbst spricht: Die Ernte ist groß! Darum, wenn der Herr kommt, dann soll er uns finden als Leute, die arbeiten und Garben einsammeln, „arbeiten und nicht verzweifeln“.

Leitsätze.

1. Die Kirche Christi, ihrem Wesen nach die gläubige Gemeinde, die mittels der ihr vom Herrn gegebenen Gnadenmittel sich selbst erbaut, fortpflanzt und ausbreitet, erfüllt ihren geschichtlichen Beruf unter den Völkern damit, daß sie die Volksgemeinschaft und das Volksleben christianisiert.

2. Wir urteilen, daß es für ein Volk ein hohes Gut ist, eine lebendige, im Bekenntnis, Kultus und Verfassung einheitlich geartete Volkskirche zu haben, die als solche eine öffentliche Institution innerhalb der staatlich geordneten Kulturgemeinschaft des Volkes bildet.

3. Der lutherischen Kirche Deutschlands ist es äußerlich und innerlich versagt geblieben, sich zu einer einheitlichen und kräftigen Volkskirche zu entwickeln: äußerlich, denn sie begann und führt ihr Dasein in der Gestalt getrennter Landeskirchen; innerlich, denn im Rahmen des Landeskirchentums ist sie zur Staats-, Pastoren- und Theologenkirche geworden, als welche sie die Selbständigkeit und Selbsttätigkeit der Gemeinde verkümmern ließ.

4. Die Schäden des Landeskirchentums sind im Laufe des 19. Jahrhunderts offenbar geworden:

in der wachsenden Unkirchlichkeit der Massen,
in der Abwendung gläubiger Kreise, Sektenbildung und Separation,
in der Ohnmacht der Kirche gegenüber dem selbständig und antichristlich sich entwickelnden Kulturleben auf geistigem und sozialem Gebiet,
in der geringen Geltung der Kirche im öffentlichen Leben.

5. Die Überwindung der Schäden ist vornehmlich zu suchen in der religiösen und kirchlichen Belebung der Gemeinde, d. h. darin, daß die Gemeinde der Gläubigen in den empirischen Kirchgemeinden und der Gesamtkirche zur Lebensentfaltung und Betätigung kommt.

6. Diese Belebung kann nur von charismatisch begabten Persönlichkeiten ausgehen. Sie muß aber in der Volkskirche kund werden

in der Lebendigkeit der kirchlichen Sitte,
in der Kräftigkeit der freien Arbeit für die Kirche
und schließlich in der kirchlichen Verfassung.

7. Die kirchliche Sitte, der geschichtliche Erwerb des alten Staatskirchentums, erscheint heute noch am stärksten im freiwilligen Festhalten des Volkes an den kirchlichen Weiheakten (Kasualien), schwächer in der Beteiligung des Volkes am öffentlichen kirchlichen Kultus, am schwächsten in der Form der Haus- und Berufssitte.

Die kirchliche Sitte ist zu werten als Anknüpfungspunkt für das lebendige Wort. Sie muß daher durchs Wort, wo sie noch lebendig ist, gepflegt, wo sie veräußerlicht ist, belebt, wo sie verschwunden ist, in neuen Formen wieder erzeugt werden.

8. Das freie kirchliche Vereinswesen, der geschichtliche Erwerb des 19. Jahrhunderts, ist in allen seinen Formen und Zwecken — als Gemeinschaftspflege, Liebesarbeit und Kampfesarbeit — unter dem Gesichtspunkt zu werten, daß es die in der Gemeinde vorhandenen Glaubens- und Liebeskräfte sammelt, in Tätigkeit setzt und zur Selbsterbauung der Kirche verwendet.

Die organisierte Kirche soll dasselbe als Mittel volkstümlicher Wirksamkeit nicht bloß anerkennen und fördern, sondern sich in freier Weise eingliedern.

9. Die Verfassung der Landeskirche, die der Ausdruck des jeweilig in ihr lebenden Geistes sein soll, ist durch Einführung der Kirchenvorstands- und Synodalordnungen erst zu einem vorläufigen Abschluß gekommen.

Das proklamierte Ziel „Gemeindekirche oder gemeindliche Volkskirche“ kann nur im Zusammenhang mit großen religiösen und politischen Volksbewegungen erreicht werden.

Um die gemeindliche Volkskirche vorzubereiten, müssen die Landeskirchen streben,

a) vom Staat und landesherrlichen Kirchenregiment unabhängiger zu werden,
b) der Gemeinde und ihren verfassungsmäßigen Vertretern das nötige und mögliche Maß kirchlicher Selbstbestimmung und Selbstverwaltung zu geben,
c) aus ihrer Isolierung herauszukommen und eine Gesamtvertretung nicht nur des lutherischen, sondern des gesamten evangelischen Christenvolkes zu schaffen.

10. Im Hinblick auf alle diese Aufgaben gilt es, daß die gläubige Gemeinde unter uns sich nicht in einseitig individualistisch oder pietistisch oder eschatologisch gerichteter Frömmigkeit der Arbeit an unserm Volk entziehe, sondern mit der Weltoffenheit, die dem lutherischen Bekenntnis eignet, darnach trachte, das Reich Gottes sowohl innerlich im Gemütsleben als auch in den natürlichen Ordnungen des Volkslebens zu bauen.

Der Unterschied zwischen Kultur- und Naturvölkern in seiner Bedeutung für die Mission.

Von Missionsdirektor **D. von Schwartz.**

I.

Während die Leipziger Mission nach den tastenden Versuchen der Anfangszeit unter Australnegern und Indianern seit dem Jahr 1853 ihre Missionsarbeit unter einem Kulturvolke Indiens getan hatte, ist sie seit 1893 auch in die Arbeit unter den Naturvölkern Afrikas eingetreten. Meine Visitationsreise auf dieses afrikanische Missionsfeld hat mir einen Vergleich zwischen der Arbeit unter den Naturvölkern und der Mission in einem alten Kulturlande besonders nahegelegt, und gibt mir Anlaß, den Unterschied zwischen beiden in seiner Bedeutung für die Mission zu erörtern. Unberücksichtigt bleibt dabei der Einfluß, den das Einströmen der europäischen Kultur vermöge des Weltverkehrs und der Kolonialpolitik sowohl auf die kulturlosen, als auf die kultivierten nichtchristlichen Völker ausübt. Auch dieser ist ja für die Mission von allergrößter Bedeutung; aber das liegt auf einem anderen Gebiet.

Was ist Kultur? Und wie wirkt sie auf nichtchristliche Völker in bezug auf ihre Empfänglichkeit für das, was die Mission ihnen bringt? Ist Kultur Geistes- und Herzensbildung und die darauf beruhende Gesittung, so sollte man erwarten, daß jeder Kulturfortschritt eines Volkes dasselbe für die Mission empfänglicher machen und es dem Evangelium näher bringen müsse. Denn was das Christentum ihnen darbietet, ist doch die höchste Kultur: Bildung des Geistes nach dem Bilde des Vaters der Geister, Herzensbildung in der Gemeinschaft mit dem Herzen Gottes, und darum eine Gesittung, in welcher alles, was edel und fein, lieblich und gut ist, zur Vollendung kommt. Wer überhaupt Geschmack gefunden hat an guten Perlen, wer es gelernt hat, ihren Wert zu schätzen, — wie sollte der nicht ein Auge haben für die eine köstliche Perle, die alle anderen überstrahlt? Wo man Kultur, Gesittung, Bildung schätzen gelernt hat und dem Fortschritt in diesen Dingen nachstrebt, wie sollte man da nicht bereitwillig dem Evangelium die Tür öffnen, das sich an allen Völkern, die sich von ihm durchdringen ließen, als höchste Kulturmacht erwiesen hat? So sollte man erwarten, daß die Mission unter kulturlosen Völkern sehr mühsam, schwierig und wenig erfolgreich ist, weil diese noch zu tief stehen für eine so geistige und ideale Religion wie das Christentum. Und dahin geht ja auch das Urteil vieler Kritiker, die es der Mission zum Vorwurf

machen, daß sie sich mit den Negern abgibt, für die eine mehr sinnliche Religion, wie der Islam, viel geeigneter sei. Und andererseits sollte man erwarten, daß die Mission unter heidnischen Kulturvölkern verhältnismäßig leicht Eingang finden, daß sie hier schnelle Fortschritte machen müsse, weil die führenden Geister unter diesen Völkern sehr wohl imstande sein müßten, die Tiefe der christlichen Religion zu empfinden, den Adel seiner Moral zu beurteilen, und die Kulturhöhe, zu der das Christentum die von ihm beherrschten Völker geführt hat, zu würdigen.

Nun lehrt aber die Erfahrung gerade das Gegenteil. Unter Hottentotten, Bassutos, Betschuanen, Hereros hat die Mission stattliche Scharen von Anhängern gesammelt. In Polynesien, im malayischen Archipel ist die Christianisierung teilweise weit fortgeschritten. Madagaskar und Uganda erzählen von förmlichen Siegeszügen der Mission. Die christlichen Neger Nordamerikas werden auf acht Millionen geschätzt, — lauter Beweise von einer verhältnismäßig guten Empfänglichkeit kulturloser Völker für die Mission. Wie langsam kommt dagegen die Mission vorwärts unter Kulturnationen, wie wir sie in Indien, China und Japan finden! Ganz zu geschweigen von der fast völligen Erfolglosigkeit der Mission unter mohammedanischen Völkern! Und wenn wir uns die Früchte der Arbeit unter den Kulturvölkern näher ansehen, so finden wir, daß es hier in weit überwiegendem Maße gerade die von der Kultur ausgeschlossenen oder nur wenig von ihr berührten Schichten der Bevölkerung sind, die für das Evangelium ein offenes Herz gehabt haben, während aus den führenden Volksklassen, aus den Schichten, die Träger der Kultur sind, nur verhältnismäßig wenige sich dem Christentum angeschlossen haben. Wenn es damit in Japan ein wenig anders zu stehen scheint, so steht die dortige Mission mit ihrer erst vierzigjährigen Arbeit in einem Fünfzig-Millionenvolke noch zu sehr in den Anfängen, und ihre Entwickelung ist noch eine viel zu sprunghafte, als daß man zuverlässige Schlüsse daraus ziehen dürfte.

So scheint also die neuere Missionsgeschichte gerade das Gegenteil von dem zu ergeben, was wir erwarten zu müssen glaubten. Sie scheint zu lehren, daß die Kultur die Völker für die Mission unzugänglich, für das Evangelium unempfänglich macht, während die Naturvölker leichter für das Christentum zu gewinnen sind. Indessen ist hier große Vorsicht vonnöten, wenn man sich nicht zu falschen Schlüssen verleiten lassen will. Die griechisch-römische Kulturwelt — das steht doch fest — ist für die Mission der ersten christlichen Kirche ein überaus dankbares Ackerfeld gewesen, und zwar nicht trotz ihrer Kultur, sondern gerade wegen derselben. Weil diese soweit vorgeschritten war, daß die griechische Sprache zu einem brauchbaren Gefäß für den Ausdruck der göttlichen Heilswahrheiten gemacht werden konnte, daß das römische Recht den Aposteln

Christi einen gewissen Schutz bot, daß die Einheit des Reiches mit seinen Verkehrsstraßen und seinem Handel ihnen für ihre Missionsreisen freie Bahn machte, daß die Götterfurcht lebendig und doch die Volksreligionen in der Auflösung begriffen waren, daß Tugend, Gerechtigkeit, Weisheit, Humanität als erstrebenswerte Güter anerkannt waren: gerade deshalb „war die Zeit erfüllt", gerade deshalb fand die Predigt des Evangeliums einen wohlbereiteten Acker, fand die Mission guten Eingang. Welch ungeheuerer Aufwand an Arbeit muß von der Mission unter kulturlosen Völkern erst geleistet werden, um nur die Vorbedingungen für ein Verständnis des Evangeliums zu schaffen, die dort schon erfüllt waren. Gewiß ist auch unter den Naturvölkern in dieser Hinsicht noch ein großer Unterschied. Mag auch Tacitus unsere heidnischen Vorfahren ein wenig idealisiert haben, soviel wird doch richtig sein, daß sie intellektuell und ethisch auf einer höheren Stufe standen, als die afrikanischen Negerstämme, mit denen es die Mission heute zu tun hat. Und auch zwischen diesen besteht noch ein weiter Abstand. Rechnet man alle Völker, die keine Literatur, keine Schriftsprache besitzen, zu den kulturlosen, so ist doch wieder ein sehr erheblicher Kulturunterschied zwischen nomadisierenden Horden und zwischen seßhaften Völkern mit relativ geordnetem Staatswesen, wie es bei den Zulukaffern, den Baganda, den Howa existierte. Mag die Willkürherrschaft grausamer, blutdürstiger Tyrannen noch so abscheulich sein, sie ist immer noch besser, als die völlige Anarchie, wie unsere Missionare sie unter den Wakamba finden. Daß eine Person existiert, deren Wille unbedingte Geltung hat, der jedermann Gehorsam leisten muß, von deren Wohlgefallen oder Zorn Leben und Tod abhängt, ist von ganz ungemeiner Bedeutung. Es liegt ja auf der Hand, daß die Gewöhnung an Gehorsam, die Beugung vor der Majestät des Herrschers, die Erfahrung von seiner Macht, zu belohnen und zu bestrafen, das Verständnis für die Predigt von dem Herrscher aller Welt, dessen Gesetz unverbrüchliche Geltung hat, in dessen Hand die Entscheidung über Heil und Verderben ruht, und das Verständnis für die Forderung unbedingten Gehorsams gegen seine Gebote wesentlich erleichtert. Die Zuchtlosigkeit, die mit dem Mangel jeder staatlichen Autorität verbunden ist, das gänzliche Fehlen eines Pflichtgefühls, einer Scheu vor einem unbedingt bindenden Willen erscheint mir als ein Haupthindernis für den Erfolg der Arbeit unserer Wakambamissionare. Ob ein solcher Zustand der Anarchie darauf beruht, daß ein Volk es in der Kultur noch nicht zur Staatsbildung gebracht hat, oder darauf, daß ein Rückfall aus höherer Kultur stattgefunden hat, wie es vielfach der Fall zu sein scheint, macht dabei wenig Unterschied. Vielleicht ist sogar in letzterem Falle die Schwierigkeit noch größer. Jedenfalls muß die Mission in einem solchen Volke ein ungemeines Maß von Arbeit tun, um bei Einzelnen nach und

nach in unvollkommenem Maße das zu erreichen, was bei anderen, in der Kultur fortgeschritteneren Völkern selbstverständlich und Gemeingut des ganzen Volkes ist: Autoritätsbewußtsein, Pflichtgefühl, Gewöhnung an Gehorsam und die Erfahrung von der Realität von Gnade und Zorn.

II.

Aber selbst wenn wir von einem solchen Tiefstande der Kultur absehen: bei allen literaturlosen Völkern erwächst der Mission eine gewaltige Vorarbeit, die ihr bei den Kulturvölkern erspart bleibt, nämlich die Fixierung der Sprache, ihre Erhebung zur Schriftsprache. Und es ist gar nicht so, daß die Sprachen der Naturvölker formenarm wären, ihre Erforschung daher eine verhältnismäßig einfache Sache. Wir kennen irreale Konditionalsätze aus der feingegliederten griechischen Grammatik. Das Kidschagga kennt diese Sätze auch. Wir haben drei Verbalformen der Vergangenheit, und wir beneiden das Griechische um seinen Aorist als die vierte. Das Kikamba hat nach Missionar Brutzers Forschungen neun solche Formen, und überdies drei futurische und vier präsentische Formen. Auch bildet das Verbum relative, reziproke, iterative und kausative Stämme. Es dauert ein Jahrzehnt und länger, ehe eine Natursprache von den Missionaren wirklich bemeistert ist. Und wenn, wie es oft der Fall ist, das Sprachgebiet so klein ist oder die dialektischen Verschiedenheiten so groß sind, daß unsere seit elf Jahren bestehende Mission in Deutsch-Ostafrika Fibeln bezw. Liederbücher schon in fünf verschiedenen Bantudialekten hat drucken müssen, wozu jetzt noch wegen der Arbeit auf einer Station die ganz verschiedene Massaisprache erlernt werden muß, so zeigt das recht deutlich, wie die Verwilderung und Zersplitterung der literaturlosen Sprachen in zahllose Dialekte, deren jeder vielleicht nur von etlichen Tausend Menschen gesprochen wird, einen großen Mehraufwand an Arbeitskraft erfordert im Vergleich mit der Mission unter Kulturnationen, deren Sprachen von Millionen gesprochen werden, und die über eine umfangreiche Literatur verfügen.

Das führt uns auf eine neue Schwierigkeit. Während Kulturvölker über geistige Dinge nachgedacht haben und darum in ihren Sprachen Ausdrücke dafür besitzen, fehlt es daran bei kulturlosen Völkern völlig. Ich rede nicht davon, daß für spezifisch christliche Begriffe zunächst keine Möglichkeit passender Wiedergabe existiert. Daran fehlt es auch bei Kulturvölkern. Denn was sie unter Sünde, Erlösung, Heiligung, Wiedergeburt, Seligkeit verstehen, ist ja etwas ganz anderes, als was wir Christen so nennen. Wenn diese Worte zur Bezeichnung christlicher Begriffe verwendet werden, so ist die Sicherstellung gegen Mißverständnisse, die immer wiederholte Klarstellung des richtigen christlichen Begriffes gegenüber dem verkehrten heidnischen eine wichtige und ernste Aufgabe der Mission unter Kulturvölkern. Immerhin hat das

seine Analogie an dem Kampf, den wir auch in der alten Christenheit stets gegen die populäre Abschwächung und Veräußerlichung christlicher Begriffe wie Buße, Glaube etc. zu führen haben. Aber wie soll man zur Dankbarkeit gegen Gott ermahnen, wo Dankbarkeit gegen Menschen ein ganz unbekanntes Gefühl ist. Wie soll man übersetzen „Gott ist die Liebe", wo man von einer anderen als der sinnlichen Liebe überhaupt nichts weiß? Wie soll man Verständnis wecken für die Predigt von der Vergebung der Sünden, wo auch Mord und Totschlag durchaus nicht als Sünde, als Verbrechen gelten, sondern nur als eine Beeinträchtigung, für die man dem Erben des Ermordeten zivilrechtlich haftbar ist. Das Goethesche Wort, daß, wo Begriffe fehlen, zur rechten Zeit ein Wort sich einstellt, verliert hier völlig seine Geltung. Eben weil die Begriffe fehlen, fehlen auch gänzlich die Worte, um sie auszudrücken. Im Kidschagga z. B. gibt es überhaupt keine Abstrakta, und die Aufzählung der zwölf Eigenschaften Gottes ist in dieser Form schlechterdings unmöglich. Woher soll man Ausdrücke nehmen für „Seele", „Geist", „Gemüt" etc.? Wie sehr da der Missionar in Vorteil ist, der unter einem Kulturvolk arbeitet, wie schwierige Aufgaben der Mission in einem Naturvolk hier gestellt werden, leuchtet ein.

Aber freilich gibt es nun einen Umstand, der dem Missionar in einem Naturvolke ungemein zugute kommt und der ihm einen großen Einfluß verschaffen kann, das ist seine kulturelle Überlegenheit. Diese wird ja zunächst mit Mißtrauen betrachtet, wie alles Unverstandene, und lange Zeit wird vielleicht der Missionar bei der Masse der Bevölkerung als Zauberer gelten, der zwar manches nicht kann, was die einheimischen Zauberer verstehen, der aber freilich sehr vieles versteht, was sie nicht können. Ist aber erst einmal das Mißtrauen überwunden, so wird eine immer wachsende Zahl von Eingeborenen sich an den Missionar anschließen, wird unter seiner Leitung es lernen zu arbeiten, wird europäische Werkzeuge brauchen und schätzen lernen, und wird einen Antrieb zur Arbeit finden in dem Wunsche, in Wohnung, Kleidung und anderen Lebensbedürfnissen dem Vorbild des Europäers zu folgen, wozu der Nachahmungstrieb ihn reizt. Wenn das einfältige Axiom, daß Dinge, die für den Europäer nützlich und gut sein mögen, für den Schwarzen unnütz, unmöglich, schädlich, tödlich seien, erst einmal überwunden ist, so kann ein Missionar das kindliche Vertrauen der Eingeborenen so gewinnen, daß sie seiner sittlich-religiösen Erziehung sich willig unterstellen und ihre Herzen seiner Buß- und Glaubenspredigt öffnen. Wenn vor elf Jahren unsere Dschaggamissionare nicht einmal Männer finden konnten, die bereit waren, Trägerdienste zu leisten, wenn regelmäßiges Arbeiten, Arbeiten um Lohn, überhaupt unbekannte Begriffe waren, so daß tamulische Maurer und Suahelihandwerker von der Küste unter Leitung der Missionare die ersten unvoll-

kommenen Häuser bauen mußten, während jetzt viel bessere Häuser, ja steinerne Kirchen von unseren Missionaren lediglich mit Hilfe von Dschaggamaurern und Zimmerleuten aufgeführt werden, die sie selbst angelernt haben, ja, wenn sieben unserer Christen sich schon selbst steinerne Häuser gebaut haben, statt der schmutzigen, dunklen, niederen Hütten, so zeigt das den gewaltigen Kulturfortschritt, den eine praktisch betriebene Mission unter einem Naturvolke alsbald hervorbringt. Und daß eine Besserung in Kleidung und Wohnung und die Gewöhnung an regelmäßige Arbeit geradezu konstitutive Faktoren für die sittliche Hebung des Volkes bilden, brauche ich nicht erst darzulegen. Nun ist ja offenbar, daß der Missionar, der in allerlei Handwerken, in Ackerbau, Krankenbehandlung, Kleinkinderpflege etc. etc. ein Lehrmeister des Volkes sein soll, ein praktischer Mann sein muß. Wie ein rechter Landpfarrer in früherer Zeit sich den Respekt seiner Bauern auch dadurch verschaffen mußte, daß die Pfarrwirtschaft in gutem Gange war, daß er nicht durch schlecht gehaltene Pferde und schlecht beackertes Land den Spott heraus forderte, so wird es auch für einen Missionar in einem Naturvolke von Wert sein, daß seine Maisfelder und Bananenpflanzungen mindestens ebenso gut stehen, als die seiner Nachbarn. Und wenn er als Ackerbauer und Viehzüchter, Zimmermann und Maurer, Arzt und Zahnarzt, Sprachforscher, Verfasser von Fibeln und Lesebüchern, vielleicht auch als Setzer und Drucker derselben, als Liederdichter, als Elementarschullehrer, als Erzieher von Lehrgehilfen wirken soll, so setzt es ein ziemliches Maß geistiger und geistlicher Energie voraus, wenn er in all diesen Dingen etwas leisten und der Gefahr entgehen will, die Kräfte zu zersplittern und über den Hilfsmitteln die Hauptsache zu versäumen. Die Hauptsache aber ist natürlich, daß der Missionar für die Eingeborenen die autoritative Persönlichkeit wird und bleibt, in welcher Christi heilige Liebe Gestalt gewonnen hat; daß er ihnen weder die respektlose Vertraulichkeit gestattet, welche die Gutmütigkeit des Missionars so viel als möglich ausnutzt, ohne seine Forderungen und Mahnungen ernstlich zu beachten, noch auch durch unteroffiziersmäßige Behandlung sich eine Autorität verschafft, die mehr auf Furcht beruht als auf anhänglicher Liebe und Verehrung. Schließlich ist es auch hier, wie überall, der geheiligte, energische und praktische Charakter, die christliche Persönlichkeit, die den wurzelechten Missionserfolg bedingen.

III.

Entbehrt nun der Missionar unter einem Kulturvolke zum Teil die Vorteile einer so großen kulturellen Überlegenheit, so gibt es dort vieles, was ihm seine Arbeit erleichtert. Zwar ist er auch dort ein Fremdling, und weil in einem Kulturvolk, das seine Geschichte hat, die Lebensanschauungen und Gewohnheiten wohl durchdacht und fein abgestuft sind, so leisten sie dem

Versuche eines Fremdlings, eine Änderung herbeizuführen, natürlich noch zäheren Widerstand als die Gebräuche eines Naturvolkes, für welche nichts anderes geltend gemacht werden kann, als daß sie von den Vorfahren überkommen sind. Aber so lästig diese konservative Zähigkeit im Festhalten der Volkssitten auch empfunden wird, namentlich wenn sie für das verfeinerte christliche Gefühl etwas Abstoßendes, Rohes, Widerwärtiges haben, so hat sie doch insofern ihr Gutes, als sie den Missionar davor bewahren kann, aus seiner Rolle heraus und in die des Sozialreformers hineinzufallen. Freilich sind nicht alle Missionare dieser Gefahr entgangen, haben sich dann vergeblich abgemüht, mit ihrem Kopfe eine Mauer einzurennen und haben damit öfters die Sache der Mission diskreditiert und geschädigt. Der evangelische Weg zu wirken ist eben immer von innen nach außen. Die Erkenntnis des lebendigen Gottes, die Zukehr zu ihm ist das eine, was not tut, — die Umgestaltung der Volkssitten dagegen ist vom Missionar nicht direkt anzustreben, noch weniger durch gesetzliche Maßnahmen oder gar durch Kirchenzucht zu erzwingen. Sie muß von den eingeborenen Christen selbst, je mehr sie innerlich heranreifen und äußerlich erstarken, nach dem Maße ihrer Erkenntnis und sittlichen Kraft durchgesetzt werden, wenn anders die Änderung auf gesunder Basis ruhen soll. Aber wenn sich der Missionar in einem Kulturvolke nun so auf seine Aufgabe beschränken kann, wenn er nicht genötigt ist, den Eingeborenen Handwerk, Ackerbau und Viehzucht beizubringen, weil sie das selbst verstehen, wenn er beim Bau seiner Wohnung und beim Bezug seiner Lebensbedürfnisse befreit ist von der Plage, Karawanen auszurüsten, die ihm Lebensmittel, Zement, Wellblech und Bretter von der Küste herschaffen, wenn er eine Sprache vorfindet, die er nicht erst aufzunehmen braucht, sondern die ihm eine reiche Literatur zum Studium darbietet, und ein Volk, das, weit entfernt vom Stumpfsinn für religiöse Gedanken und Begriffe, reges Interesse, großes Verständnis und eine Fülle von Darstellungsmitteln hat: so sind das lauter Momente, welche die Mission unter einem Kulturvolke außerordentlich erleichtern, und die es um so unbegreiflicher erscheinen lassen, daß der Fortschritt der Mission unter Kulturvölkern so viel langsamer vor sich geht als unter den kulturlosen.

Suchen wir nach einer Erklärung für diese Tatsache, so bieten sich mancherlei Gründe dar. Vor allen Dingen ist es ja ganz natürlich, daß philosophisch fundamentierte, wohldurchdachte Religionssysteme, wie der Buddhismus, Hinduismus und Konfuzianismus, dem Angriffe einen ganz anderen Widerstand entgegenstellen als haltloser, wildgewachsener Aberglaube, Fetischismus und Schamanismus. Da gilt es wirklich einen Kampf gegen geistige Mächte, und ein Missionar, der ihn wirksam führen will, muß ein Verständnis haben für das geistige Ringen, das diesen

Systemen zugrunde liegt, muß imstande sein, ihren Gedankengängen zu folgen und die Wurzeln ihrer Irrtümer bloßzulegen. Nicht als ob man von den Disputationen, in denen die Fehlerquellen ihrer Theorien ihnen nachgewiesen und ihre Einwürfe zurückgewiesen werden, viele Bekehrungen erwarten dürfte. Auch von den Reden, in denen der Herr Pharisäern und Sadduzäern das Maul stopfte, so daß ihm niemand ein Wort antworten konnte, und von den Disputationen, in denen Apollos die Juden beständig überwand und aus der Schrift bewies, daß Jesus sei der Christ, wird uns nicht berichtet, daß durch sie viele Juden bekehrt seien. Was das Herz bekehrt von den Religionen der Selbstgerechtigkeit und des Fleisches ist unter unkultivierten wie unter kultivierten Heiden natürlich nur das Zeugnis von Gottes heiliger Liebe in Christo in der Beweisung des Geistes und der Kraft. Aber unter Kulturvölkern muß sich dieser Geist und diese Kraft auch eben darin beweisen, daß der Missionar imstande ist, den Widersprechern die Fleischlichkeit und Hohlheit ihrer Theorien nachzuweisen, ohne sich Blößen zu geben durch beschränktes Aburteilen über Dinge, die er nicht versteht. Und da nun theologische Fakultäten und Missionsseminare in Europa und Amerika im ganzen doch nur verhätnismäßig wenig Missionare liefern, die selber festgewurzelt im Glauben der Kirche, zugleich die philosophische Durchbildung und die Weite des Blickes haben, welche sie dieser Aufgabe gewachsen macht und sie demgemäß auch befähigt, eingeborene Christen zu Evangelisten heranzubilden, die ihren höher gebildeten heidnischen Landsleuten sowohl durch ihren Charakter als durch ihr Wissen imponieren, so ist damit der langsame Fortschritt der Mission unter den Kulturvölkern zum Teil erklärt.

Dazu kommt noch ein anderes. Als empfänglich für das Evangelium bezeichnet der Herr die Unmündigen, die Kinder, die Armen, die Hungernden, die Leidtragenden, die Gedrückten; als unempfänglich die Satten und Reichen. Nun findet sich dieser Gegensatz auch innerhalb der kulturlosen Völker. So gering dort die sozialen Unterschiede sind, so werden doch stets die Häuptlinge und Großen mit ihrem relativen Reichtum an Vieh und Weibern, mit der Befriedigung, die ihre angesehene Stellung ihnen gibt, dem Evangelium schwerer das Herz öffnen als die, welche nichts besitzen, in dessen Genuß sie einen sie befriedigenden Lebenszweck erkennen könnten. Der Stumpfsinn muß eben schon sehr groß sein, wenn Schwarze, denen der grelle Unterschied zwischen den Lebensbedingungen des Missionars und zwischen ihrem ärmlichen und hilflosen Zustand immer wieder zu Gemüte geführt wird, trotzdem fortfahren, im Nichtstun und in dem Wechsel von Hungern und Saufen sich reich und wohl zu fühlen. Ganz anders steht es mit den Kulturvölkern. Die haben sich im Laufe der Jahrhunderte auf materiellem und geistigem Gebiete

etwas erarbeitet, in dessen Besitz sie sich reich und satt fühlen können. Und gerade auch für die tieferen Bedürfnisse des menschlichen Geistes ist nach dem Grundsatz: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen“ gesorgt durch eine Fülle religiöser Spekulationen, Theorien und Vorschriften, — die ähnlich wie der Katholizismus mit seinem Reichtum an Orden, Kongregationen und Andachten — jedem Geschmack und jeder Stimmung Befriedigung zu gewähren sucht. Kein Wunder, daß diese Kulturmenschen sich nicht ohne weiteres davon überzeugen lassen, daß sie arme Heiden sind, denen der an Kultur so viel jüngere Westen erst den Erlöser bringen muß. Auch wo man die Überlegenheit des Westens in der Naturwissenschaft und der Technik widerwillig zugesteht und von ihm zu lernen bereit ist, hält man um so fester an dem Anspruch, daß wenigstens in religiöser und philosophischer Spekulation dem Orient die Palme gebühre, und daß erst den modernen pantheistischen Systemen des Westens die Wahrheit dämmere, welche man im Orient schon seit Jahrtausenden besessen habe. Wie in der altchristlichen Missionsperiode der Neuplatonismus ein nicht zu verachtender Gegner war, und die Philosophenschulen lange Zeit die Festungen des heidnischen Widerstandes, so haben religionsphilosophische Systeme, die 2000 Jahre länger auf verkehrten Bahnen fortschreitend die Völker beeinflußten, diese natürlich noch unempfänglicher gemacht für das Wort der Wahrheit. Der große Vorteil, daß die Mission in einem Kulturvolke es mit denkfähigen, geistig regsamen, auch religiös interessierten Leuten zu tun hat, wird also aufgewogen dadurch, daß die Geister eben angefüllt sind mit einer reich ausgestatteten Religion, die alles bietet, was ein Herz braucht, um sich über den Mangel der Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott hinwegzutäuschen, die überdies für das gesamte Volkstum das geistige Fundament und ein über die Verschiedenheit der Sprachen hinausgreifendes Einheitsband des Ganzen bildet, so fest, daß für den Einzelnen fast eine Heldenkraft dazu gehört, sich innerlich davon zu lösen.

Dazu erschwert der erschreckende Tiefstand der Moral, der in heidnischen Kulturvölkern mit hoher geistiger Bildung Hand in Hand geht, die Mission noch in besonderer Weise. Denn er macht sich naturgemäß auch in den christlichen Gemeinden geltend, die aus diesen Kulturvölkern gesammelt sind, gerade wie selbst ein Luther noch befangen war in dem rohen Geschmacke seiner Zeit und Umgebung, die keinen Anstoß nahm an Auslassungen, die uns als unpassend, ja als unflätig erscheinen. Aber während man sich allgemein entrüstet über einen Denifle, der durch wahrheitsgetreue Zitate von Luthers Worten doch ein ganz falsches Bild von ihm entwirft, weil er den Unterschied des sittlichen Niveaus zwischen dem 16. und 20. Jahrhundert ignoriert, weil er den absoluten Maßstab anstatt des relativen anlegt, machen

Reisende und andere Missionskritiker vielfach Eindruck und diskreditieren mit ihren Berichten in den Augen unserer „Gebildeten", der Zeitungsleser, die Missionserfolge unter Kulturvölkern, indem sie bei der Schilderung des Zustandes der dortigen Missionsgemeinden in gleicher Weise wie Denifle den Unterschied des sittlichen Niveaus zwischen Indien oder China und zwischen dem seit mehr als einem Jahrtausend christianisierten Europa übersehen. Indessen darf man sich kaum darüber wundern, da bisweilen sogar Missionare sich finden, deren mangelhafte historische oder ethische Durchbildung sie zur Anwendung des absoluten Maßstabes anstatt des relativen und damit zu einer ungerechten Beurteilung ihrer Gemeinden verleitet, und Missionsfreunde, denen „wahrheitsgetreue" Berichte dieser Art ebenso imponieren, wie etwa Denifles „wahrheitsgetreue" Zitate den ultramontanen Bauern.

Und noch ein Drittes ist zu beachten. In allen heidnischen Kulturvölkern findet sich neben den herrschenden Volksklassen eine sozial und kulturell sehr tiefstehende Schicht. Und gerade in dieser wird durch den großen Abstand von den höheren Schichten am ehesten das Gefühl der Armut, des Gedrücktseins geweckt und damit die Empfänglichkeit für das Evangelium von der Liebe Gottes, der allen Menschen geholfen wissen will, sofern die Realität und der Ernst dieser Predigt ihnen dadurch anschaulich gemacht wird, daß der Missionar ihnen hilft, wo er kann. So ist es kein Wunder, wenn die Missionare, da sie unter den Gebildeten und Besitzenden so wenig Anklang finden, sich mit ihrer Arbeit diesen niederen Schichten zuwenden. Aber sie sind nun eben von der Kultur ausgeschlossen gewesen. Ihr Stumpfsinn stellt den Missionar zum großen Teil vor dieselben Aufgaben, wie seinen Kollegen in kulturlosen Ländern. Aber während in den letzteren im allgemeinen niemand notzuleiden braucht, es sei denn, daß dauernder Regenmangel Reich und Arm so ziemlich in gleicher Weise dem Hungertode preisgibt, ist in den übervölkerten alten Kulturländern ein stetiger und hoffnungsloser Notstand der untersten Schichten vorhanden. Ihn bei den Christen zu lindern oder gar zu überwinden ist eine Aufgabe, welche Zeit und Kraft der Missionare von ihrem Hauptberufe abzuziehen droht. Diese Umstände sind aber überdies der Gewinnung der führenden, kultivierten Volkskreise noch nach zwei Seiten hinderlich. Wie in der apostolischen Zeit der Umstand, daß die Heiden das Evangelium annahmen, für die Juden geradezu ein Hindernis der Bekehrung wurde, so wird auch jetzt das Christentum den höherstehenden Kulturschichten vielfach schon dadurch unannehmbar, verhaßt und verdächtig, daß die niederen, mit denen sie nichts zu schaffen haben wollen, und über die sie sich hoch erhaben dünken, ihm zufallen. Dem Missionar in Indien ist es darum gar nicht besonders lieb, wenn etwa auf einer neuen Station Lederarbeiter oder Parias die ersten sind, die sich bei ihm zum Taufunterricht melden, weil er wohl weiß, daß

ihm durch ihre Aufnahme der Eingang bei den höheren Bevölkerungsklassen von vornherein ziemlich verschlossen wird. Sind aber tatsächlich Gemeinden aus den niederen Schichten gesammelt, so ist die Gefahr vorhanden, daß der Missionar in den wirtschaftlichen und sozialen Kämpfen seiner Christen mit ihren heidnischen Herren ganz einseitig für die ersteren Partei nimmt, sie wohl gar aufreizt, sich nichts gefallen zu lassen und ihre Menschenrechte durchzusetzen, anstatt nach apostolischer Weisung sie anzuhalten, daß sie durch ein doppeltes Maß von Treue, Ehrerbietung und Gehorsam ihren heidnischen Herren den Tatbeweis von der segensreichen, erneuernden Kraft des Evangeliums liefern. Daß der Versuch des Missionars, als Richter oder Erbschichter, noch dazu in so einseitiger Weise, in die sozialen Kämpfe einzugreifen, ihm die Tür zu den Herzen der eigentlichen Kulturträger verschließt, ist selbstverständlich.

Erklärt es sich auf diese Weise, daß der Fortschritt in der Missionierung der Kulturvölker ein sehr langsamer ist, noch mehr als es die Missionsstatistiken zeigen, weil eben, wie schon bemerkt, die dort aufgeführten Christen zum größten Teil den kulturlosen Klassen angehören, so ist doch zu beachten, daß die wirklichen Erfolge der Mission in Kulturländern von ganz anderem Gewicht sind, als der leichtere Sieg in einem Naturvolke. Für das Kommen des Reiches Gottes auf Erden ist es doch viel bedeutungsvoller, wenn einem Saulus oder Apollos die Augen aufgetan werden, als wenn dies bei einem stumpfsinnigen Sklaven geschieht. Ein gebildeter Chinese, Hindu, Japaner, der für das Evangelium gewonnen wird, bringt ein ganz anderes geistiges Kapital mit, das nun im Dienste Christi zur Verwendung kommt, als ein Südseeinsulaner oder ein Neger. Einen schlagenden Beweis für diese Tatsache bietet der Umstand, daß z. B. die alte Berliner Missionsgesellschaft, die es nach deutscher Weise mit der Qualifikation zum geistlichen Amte ernst nimmt, auf ihren südafrikanischen Missionsfeldern seit 70 Jahren Gemeinden von mehr als 40000 Seelen gesammelt hat, daß sie aber erst im letzten Jahre zum ersten Male es gewagt hat, fünf Eingeborenen die Ordination zu erteilen, während die Mission in Kulturvölkern nach verhältnismäßig kurzer Zeit Männer gewinnt, die als Pastoren sich zum Teil trefflich bewähren. Gewiß hat eine so zähe und kräftige Rasse wie die Neger noch eine Zukunft, noch eine Aufgabe in Gottes Reichsplan, und angesichts der erfolgreichen Versuche, sie in das Netz des Islam hineinzuziehen, ist es eine dringende Pflicht, diesem überall, wo es möglich ist, mit dem Evangelium zuvorzukommen. Aber die Entscheidung über den Anspruch des Christentums die Weltreligion zu werden wird nicht durch die Missionserfolge unter den Naturvölkern herbeigeführt, sondern sie wird erst fallen, wenn es der Mission gelingt, die Kulturvölker Asiens so wirksam zu beeinflussen, daß auch ihre geistig hochstehenden, führenden Schichten sich dem nicht

mehr entziehen können. Leider ist der Arbeitsanteil der lutherischen Kirche an dieser Missionierung der Kulturvölker verhältnismäßig ein sehr bescheidener. Und er würde noch kleiner werden, wenn in Deutschland die von der Sächsischen kirchlichen Konferenz ausgegebene kurzsichtige Parole: „Deutsches Missionsgeld nur für die deutschen Kolonien“ auf die Missionspolitik größeren Einfluß gewinnen sollte. Sind selbst kirchliche Konferenzen nicht imstande, sich freizuhalten von einer Strömung, welche nationalen und politischen Interessen den Vorrang einräumt, so deutet das hin auf eine bedauerliche Schwäche des einzigen wirklich triebkräftigen Missionsmotivs, das kein anderes Ziel kennt, als daß alle Reiche der Welt unseres Gottes und seines Christus werden, und welches sich darum die Wege nur weisen läßt durch die Erwägung, wie dieses Ziel am sichersten und schnellsten zu erreichen ist. Die Anziehungskraft, welche Missionen, wie die China-Inland-Mission, die Sudan-Pionier-Mission und ähnliche ausüben, scheint mir zum guten Teil ihre Wurzel darin zu haben, daß diese ohne jede Rücksicht auf Politik und Nationalität alle Kräfte zusammenfassen, unter der Devise: „China für Christum“, „der Sudan für Christum.“ Mag viel Schwärmerei, viel Unverstand in der Art der Arbeit mit unterlaufen, die rein religiöse Devise beweist ihre begeisternde und sammelnde Kraft. Soll die Mission unserer Kirche nicht dahinten bleiben, so wird sie es immer mehr lernen müssen, ohne Rücksicht auf deutsche oder schwedische Nationalität, auf amerikanische, russische oder österreichische Staatsangehörigkeit, ohne Rücksicht darauf, ob es sich um deutsche oder englische Kolonien oder um selbständige Reiche handelt, ihre Kraft zur Gewinnung der Welt für Christum zusammenzufassen. Und wenn sie sich fragt: wo steht der Hauptfeind, wohin muß also die Hauptkraft des Angriffs gerichtet werden?, so kann meines Erachtens kein Zweifel darüber sein, daß es die asiatischen Kulturreligionen sind, deren Bekämpfung in erster Linie stehen muß.

Der Segen, welcher der heimatlichen Christenheit aus ihrer Missionsarbeit erblüht.

Von Missionsdirektor **D. Haccius** in Hermannsburg.

Gegen die Heidenmission sind je und je mancherlei Einwände vorgebracht. Schweigen wir von all dem Widerspruch und der Lästerung, die heutzutage wieder so laut und so frech ihre Stimme erheben und die in nichts anderem ihre Wurzel haben, als in dem Unglauben! In dem Lager sind wohl unsere ge-

hässigsten, aber unsere schlimmsten Feinde nicht. Es steht nicht schlecht um eine Sache des Reiches Gottes, wenn die Feinde sich dawider erregen. Gibt es Kampf, so haben wir den Sieg; denn der Siegesfürst ist auf dem Plan. Nicht der Unglaube und sein Hohn, nein, die Lauheit und Trägheit im eigenen Lager, der Schlaf derer, die arbeiten und streiten sollten, ist unser schlimmster Feind, den gilt es vor allem zu bekämpfen. Aber auch die Gleichgültigkeit und Teilnahmlosigkeit für die Heidenmission selbst bei manchen lebendigen Christen, ja sogar unter Theologen und Pastoren, wie auch bei manchen kirchlichen Behörden — hindert den Fortschritt der Heidenmission sehr. Zwar ist es entschieden besser geworden, als es war, aber doch will mich bedünken, daß die Bewegung wieder etwas abflaut und daß wohl die Wirksamkeit der Kirche zu ihrer Selbsterbauung in der Heimat und somit auch die Tätigkeit der sog. Innern Mission im Zunehmen begriffen ist, die Äußere Mission aber nicht in dem Maße. Zwar hat auch die Innere Mission, namentlich soweit sie aus dem Geist der hl. Schrift und des ev.-luth. Bekenntnisses betrieben wird, in neuerer Zeit viel Anfechtungen erlitten und manchen Sturm durchmachen müssen. Aber sie wird doch auch wieder selbst von staatlicher Seite so gefördert und unterstützt, daß es sogar eine Gefahr für sie ist. Und in weiten Kreisen findet die Rede Anklang und Zustimmung: man muß erst das eigene Haus bessern, ehe man anderer Leute Häuser baut; die gegenwärtige Zeit hat solche Notstände in unserm Volksleben teils bewirkt, teils an das Licht gezogen, daß wir keine Zeit und Kraft haben, sie für die Heiden zu verwenden. Wir bedürfen der Kräfte und Mittel in der Heimat zuerst und vor allem und dürfen sie nicht hinaussenden in die weite Welt, da gehen sie der Heimat verloren. Was hilft es, wenn das grüne Land vereist und da, wo eisiger Tod war, kommt frisches Frühlingsleben! Höchstens können wir uns für die Heiden in unseren eigenen Kolonien interessieren und für ihre Rettung und Hebung etwas tun. Und gewiß: „So jemand seine Hausgenossen nicht versorget, der ist ärger denn ein Heide.“ Gott segne die Kirche in ihrer sich selbst erbauenden Tätigkeit, er segne die Innere Mission, schenke ihr tüchtige Kräfte und reichliche Mittel und helfe ihr, daß sie viel Frucht schaffe! Wir sind nicht ihre Gegner, sondern sind Bruder und Schwester. Wir wollen treu zusammenstehen wider den Unglauben und zusammenwirken wider den Schlaf und wider den Tod.

Aber ist es denn wirklich so? Werden die Mittel und Kräfte der Heimat entzogen, wenn wir sie aussenden in die Heidenwelt? Ist die Heidenmission fruchtlos für die Christenheit, die sie treibt? Im Gegenteil, sie selbst hat reichen Segen davon. Das möchte ich zu zeigen versuchen, und Gott lasse es zur Belebung des Missionssinnes unter uns gesegnet sein. Zwar das stelle ich nach-

drücklich voran: es soll die Erkenntnis dieser Tatsache nicht der Beweggrund sein, der uns treibt, die Hand an den Pflug zu legen. Nicht um des Segens willen, welchen wir davon haben, sollen wir es tun; der Königsbefehl unseres Herrn, das große Missionsmandat des Auferstandenen ist uns Grund genug — und die Liebe Christi dringet uns also. Aber die Betrachtung des Segens, welcher der heimatlichen Christenheit aus der Heidenmission erwächst, kann und wird uns anregen und kräftigen zu frischer, freudiger Missionsarbeit; eine solche Stärkung und Belebung haben wir in unserer ev.-luth. Kirche hochnötig.

Das grüne Land soll und darf uns nicht vereisen, das Ausströmen warmen Lebens bietet keine Ursache dazu. Vielmehr fließt ein warmer Golfstrom zurück aus der heiden-christlichen Welt und trägt nicht wenig dazu bei, auch hier das Kirchenland grün und lebendig zu erhalten.

Blicken wir hinaus auf das weite Missionsgebiet, wie es von den Tagen der Pfingsten an durch die Jahrhunderte und von Jerusalem aus durch die Lande bis an die Enden der Erde sich vor uns ausbreitet, so ist der Erfolg der Missionstätigkeit, den wir vor Augen sehen, ein lebendiges Zeugnis und ein kräftiglich überzeugender Beweis für die Wahrheit des Christentums.

Als der Herr Jesus nach der Vollendung seines Erlösungswerkes seinen Jüngern den Missionsbefehl gab, sprach er zu ihnen: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden," und: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!" — und die Geschichte der Mission läßt uns diese lebendige, reale, wirkungskräftige Gegenwart des Herrn klar und deutlich erkennen. In der Apostelgeschichte sehen wir immer wieder seine heilige Gestalt hervortreten. Er selber, der Auferstandene, ist es, der seine Boten sendet, behütet, regiert und mit seinem Geiste erfüllt. „Siehe, ich sende euch," so sagt er; „dieser ist mir ein auserwähltes Rüstzeug"; „Der Herr war mit ihnen und bekräftigte das Wort durch mitfolgende Zeichen"; „Der Herr tat hinzu täglich, die da selig wurden, zu der Gemeinde". Er tut's in ordentlicher Weise durch Wort und Sakrament, gab aber der Predigt des Evangeliums in außerordentlicher Weise Zeugnis durch Charismata und durch die Wunder und bei besonders wichtigen und bedeutungsvollen Wendepunkten, wie beim Tode des ersten Märtyrers Stephanus, bei der Bekehrung des Cornelius und der Sendung des Petrus in sein Haus, bei der Bekehrung und Berufung des großen Heidenapostels Paulus, bei der Entscheidung der großen Frage über die Aufnahme der Heiden und dergl. — da greift er selber ein und leitet die Entwickelung nach seinem gnädigen und heilsamen Willen. Und wenn wir auch aus späterer Zeit nichts von derartigen Einzelerscheinungen wissen und so manchen schwärmerischen Wunderbericht kritisch und nüchtern betrachten, so ist doch die alte wie die neue Missions-

geschichte voller Beweise, daß der Herr mit seiner missionierenden Kirche ist. Er ist ja überall, wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen, und seine Gemeinde ist niemals ohne ihren Herrn, wie der Leib nicht ohne sein Haupt. In der heimatlichen Kirche jedoch, in welcher im großen und ganzen alles in regelmäßigen und geordneten Bahnen verläuft, tritt die Gegenwart des Herrn der Gemeinde nicht so unmittelbar entgegen. Draußen aber auf dem Missionsgebiet, wo die kleine Herde dem großen Zorn und der grausamen Macht des Satans direkt gegenübersteht, wo der Kampf mit dem Heidentum und den in ihm herrschenden Gewalten der Finsternis auf- und niederwogt, wo seine Boten von Gefahren umringt sind und seines Schutzes und seiner Kraft sonderlich bedürfen, da tritt es oft so unmittelbar hervor, da leuchtet es uns förmlich entgegen, daß der Herr mit seinen Jüngern ist, da erkennt man sein mächtiges Walten und sein gnadenreiches Regieren. Wie oft hat man in der Missionsgeschichte bei ihren wunderbaren Erfolgen Ursache auszurufen: „Das ist eine Weise eines Menschen, der Gott der Herr ist!" Und das alte Lied wird immer wieder neu, gleichwie der Prophet spricht: „Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er tut Wunder."

Der Herr aber wirkt durch die Gnadenmittel, durch sein heiliges Wort und durch die Sakramente. Wo das Evangelium lauter und rein gepredigt wird und die Sakramente nach der Einsetzung des Herrn redlich und treu verwaltet werden, da zeigt es sich, daß göttliche Lebenskräfte ihnen einwohnen und neues, göttliches Leben durch sie geschaffen wird. „Es ist nicht ein vergeblich Wort an euch, es ist euer Leben." „Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, so daran glauben, die Juden wie die Heiden", und ist da kein Unterschied. Als Gottes Wort wird es ihnen dargeboten, und Paulus bezeugt den Thessalonichern: „Da ihr empfinget von uns das Wort göttlicher Predigt, nahmet ihr es auf nicht als Menschenwort, sondern, wie es denn wahrhaftig ist, als Gottes Wort." Durch die Art, wie sie die Predigt hörten, wie sie dem Wort Vertrauen entgegenbrachten und durch die Annahme desselben zum Glauben kamen, hat Paulus den lebhaften Eindruck gewonnen, daß es für sie voll göttlicher Autorität und Kraft war. Einen ähnlichen Eindruck erleben die Missionare immer wieder. Es ist ein Zug in den Missionserfahrungen, den sie häufig hervorheben: Das Wort, welches den Heiden zunächst in keiner Weise Autorität ist, — weshalb es auch verkehrt ist, bei der Heidenpredigt mit der Bibel in der Hand anzufangen und von einem Texte auszugehen; man muß vielmehr zu demselben hinführen, — das Wort des Evangeliums wird ihnen durch das Licht, welches davon ausgeht, und durch die Kraft, mit welcher es sich an ihren Herzen und Gewissen bezeugt, zu einer göttlichen Autorität. Wir finden daher bei den heidenchristlichen Gemeinden ein stärkeres Verlangen nach der

hl. Schrift und eine größere Pietät dem Buch der Bücher gegenüber, als in der alten Christenheit. Und deshalb werden grade die Missionskreise allezeit zu denen gehören, welche hinsichtlich der hl. Schrift auf der äußersten Rechten stehen. Und wie offenbarlich und oft überraschend sehen wir es in der Missionsgeschichte vor Augen, daß das Wort des Herrn „läuft“, und zwar läuft es mit den Trägern desselben und läuft ihnen häufig voraus; sie wissen oft garnicht, wohin es läuft, es ist wie der Strom des Lichts, der sich überallhin ergießt; und wohin es läuft, da wirkt es erleuchtend, befruchtend und neues Leben schaffend und wird darum und dadurch gepriesen, wie Paulus von den Thessalonichern bezeugt. Das Grünen und Blühen und Fruchttragen ist ein lautredender Beweis und Preis der Macht des Evangeliums. Das Wort dringt in die Herzen und verbindet dieselben mit dem Evangelium, so daß sie „Gemeinschaft haben am Evangelio“ und all den Gütern des Heils, und die Predigt von Christo wird kräftig in ihnen zur Erlösung von der Obrigkeit der Finsternis, von der Schuld und von der Macht der Sünde, von der Knechtschaft und von der Furcht des Todes. Und durch die Taufe, das „Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des hl. Geistes“, werden sie von neuem geboren, werden aus Kindern des Unglaubens, aus Sklaven des Aberglaubens Auserwählte und Geliebte, Heilige Gottes, Priester und Diener des Herrn, Kinder und Erben des Allerhöchsten. Die ferne waren von der Bürgerschaft Israels, sind eingegliedert in die Gemeinde Gottes, und die weiland nicht sein Volk waren, sind nun Gottes Volk. Der Glaube an Christum ist lebendig in ihren Herzen und es ist ein einfältiger und kindlicher Glaube. Paulus spricht in den meisten Briefen an seine Missionsgemeinden mit Dank gegen Gott von solchem ihrem Glauben und erwähnt, daß man z. B. vom Glauben der Römer in aller Welt sagt. Solcher Glaube tut sich kund in ihrem „untertänigen Bekenntnis des Evangelii“, „in ihrer Bekehrung zu Gott von den Abgöttern“, „in ihrer Geduld bei allen Verfolgungen und Trübsalen“ und in ihrer Liebestätigkeit, die sie ihm, ihrem geistlichen Vater, und den Heiligen erweisen, sonderlich der Muttergemeinde zu Jerusalem. Von einer überraschenden Kraft war dieser Erweis des neuen Lebens, dieses Zeugnis des Glaubens im Bekenntnis und der Liebe in der Steuer für die durch eine Hungersnot bedrohten palästinensischen Christen gleich bei der ersten heidenchristlichen Gemeinde zu Antiochien, wo es unter den ungünstigsten Verhältnissen rasch zu einer blühenden Gemeindebildung kam. Die Tatsache, daß dort die Gläubigen zuerst mit dem Namen „Christen“ benannt wurden, ist ein Beweis für die Entschiedenheit ihres Bekenntnisses zu Christo.

Ähnliche Erfahrungen liefert die Missionsgeschichte aller Zeiten. Es gibt herzbewegliche Züge von dem Glauben, von der Liebe und von der Geduld der Heiligen wohl auf allen Missions-

feldern; und ist nicht auch grade die Missionsgeschichte bis in die neueste Zeit reich an Beweisen der Todesfreudigkeit auf Sterbebetten und auf Opferaltären? Die Heidenmission hat sowohl unter den Missionaren als auch unter den Heidenchristen besonders viele Märtyrer anfzuweisen, Märtyrer, die teils in grausamen Todesqualen ihr Leben für ihren Glauben dahingaben, teils unter der Hitze der Tropen oder in fiebriger Gegend oder sonst in entbehrungsvollem Dienst willig und freudig ihre Kräfte aufopferten; und ist nicht auch die auf so manchem Gebiet nötige Trennung von ihren Kindern ein besonders schweres Opfer, welches die Missionare zu Gunsten der armen Heiden bringen? Ich meine, es ist nicht das geringste.

Und sehen wir, wie das Missionswerk fortschreitet, wie die Arbeit gesegnet und wie die Hindernisse überwunden werden, wie es durch Kampf zum Siege, ja, wie es durch Sterben zum Leben geht, fassen wir das alles ins Auge, was wir mit nur wenigen Strichen haben zeichnen können, so müssen wir bekennen: In großen wie auch in kleinen Zügen ist die Mission unter den Heiden ein sonnenklares, kräftiges Zeugnis für die lebendige Gnadengegenwart des Herrn in seiner Kirche, für die Lebensmacht der Gnadenmittel und für die Lebenskraft der Kirche, welche die Gnadenmittel hinausträgt in die Heidenwelt — und solches alles ist die Erfüllung der alten Verheißungen Gottes von der ersten Weissagung im Garten Eden an bis zu den Verheißungen des erniedrigten Gottessohnes in seinen Abschiedsreden und des erhöhten Menschensohnes nach seiner Auferstehung in dem Verkehr der 40 Tage, als er mit seinen Jüngern redete vom Reiche Gottes, und ist somit ein herrliches Zeugnis für die Wahrheit der Offenbarung und für die Liebe und Treue Gottes.

Alles das erfährt die missionierende Kirche. Sie sieht es mit ihren Augen, sie vernimmt es mit ihren Ohren, und solches Erleben muß eine Rückwirkung auf sie ausüben. Zunächst sind es die Missionare, welche die Erfahrung solchen segensreichen Einflusses machen. Aber indem sie ihre Berichte heimsenden oder heimgekehrt von den Erfolgen ihrer Missionsarbeit erzählen, erlebt ihn auch die heimatliche Missionsgemeinde.

Die erste Empfindung, die dadurch geweckt wird, ist die Freude. Als die ersten Sendboten von ihrer Missionsreise heimkehrten, „erzählten sie den Wandel der Heiden und machten große Freude allen Brüdern", und Paulus schreibt: „Was für einen Dank können wir Gott vergelten um euch für alle diese Freude, welche wir haben an euch vor Gott", und: „Die Herzen der Heiligen sind erquickt durch dich, lieber Bruder", so bezeugt er an Philemon. Die Freude aber an dem, was Gott getan hat unter den Heiden, ist eine kräftige Anregung zur Dankbarkeit. Wie oft schreibt Paulus davon! „Fürs erste danke ich meinem Gott euer aller halben", und er versichert den Ephesern, daß er „nicht auf-

höre, Gott für sie zu danken", und nicht er allein tut es, er schreibt den Korinthern, daß „viele Gott danken, und preisen ihn über euerm untertänigen Bekenntnis des Evangelii und eurer einfältigen Steuer." Welch ein Segen liegt für uns in solcher Anregung! In den Tagen geringer Dinge sieht man zu sehr auf das Elend und den Mangel, es wird zu viel geklagt und gemäkelt, ein Geist des Richtens und des Tadelns nimmt überhand und steigt aus den unzufriedenen und undankbaren, mutlosen und kleingläubigen Herzen der heimatlichen Christenheit auf, wie kalte Nebel aus den Sümpfen, die ihr die Brust beengen und den Odem nehmen, daß sie nicht mehr freudig singen, preisen und loben kann. Da ist es nicht nur erquicklich, die Lobgesänge zu hören von den Enden der Erde zu Ehren des lebendigen Gottes, sondern es ist auch ein großer Segen, wenn dieselben gleich frischen Westwinden in die Nebel hineinfahren und treiben sie auseinander, daß wir wieder einen freien Blick bekommen und in die Weite sehen und erkennen, wie Gott dennoch mit den Seinen und seiner Kirche ist und daß sie wie der Südwind durch unsern Garten wehen, daß seine Würze triefen. Dadurch wird es uns zum Bewußtsein gebracht, daß die gleichen Kräfte, wie draußen, auch bei uns vorhanden und wirksam sind, und daß, wie in der Heidenmission gerade so und nicht anders der Herr auch hier unter uns mit und in seiner Kirche gegenwärtig ist. Sehen wir so oft mutlos und klagend auf das, was wir nicht haben, und hält man uns vor, daß das alte Evangelium nicht mehr genüge, daß die Taufe keine erneuernde Kraft habe, daß der modernen Christenheit die Sakramente in ihrer alten Form nicht mehr geboten werden könnten, so ist es ein wahrer Segen, wenn es uns immer wieder durch die Heidenmission vor die Augen gemalt wird, wie das alte einfache Evangelium das lebendige, kräftige Wort Gottes ist, und wie die heiligen Sakramente, diese schlichten Handlungen des Wortes Gottes, nicht nur Zeichen, sondern Mittel der Gnade sind, wie sonderlich auch die heilige Taufe kräftig und wirksam ist. Man sieht's bei der Taufe erwachsener Heiden deutlicher vor Augen als bei unserer Kindertaufe, daß sie als Gnadentat Gottes von dem alten Leben in der Knechtschaft des Teufels erlöst und ein neues Leben schafft durch den heiligen Geist in Christo Jesu.

So werden wir unseres Besitzes und unseres Reichtums wieder froh und fangen wieder an, fröhlicher zu danken auch für das, was der Herr an uns getan hat. Es ist einfach nicht möglich, dem Herrn die Opfer des Dankes darzubringen für seine Gnadenwirkungen in der Heidenmission, ohne zugleich zu danken für seine Gnade und Treue, für seine Langmut und Geduld, die er je und je an uns bewiesen hat. Und wenn die Heiden über dem Segen, den wir empfangen haben und an sie weitergeben, staunend ausrufen: „Der Herr hat Großes an ihnen getan", wie sollten nicht auch wir dankerfüllt einstimmen in ihren Lobgesang: „Der

Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich!“ Überdies ist der Undank wie ein rostiger Riegel, der verschließt die Segenspforten, ja Undank ist Sünde und stößt die Segenshand zurück. Vom Danken aber sagt der Herr: „Wer Dank opfert, der preiset Gott und das ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes“. Das Gleichnis von dem dankbaren Samariter ist der Beleg dafür. In gleicher Lage befindet sich die reingewordene und geheiligte Gemeinde. Und sollte nicht unsere Undankbarkeit für die Gnadenwirkungen des Herrn, für den Reichtum, den unsere ev.-luth. Kirche wirklich hat, für den lebendigmachenden Geist, der durch die Gnadenmittel in ihr wirksam ist, die Ursache sein, daß wir so wenig Erfahrungen neuen Lebens, wirklicher Erweckung und Bekehrung in unseren Kirchengemeinden machen? Wir bedürfen dazu keiner neuen Wege und neuen Mittel. Wenn wir recht dankbar werden und treulich die alten Gnadenmittel gebrauchen, so können wir das alte Heil Gottes immer wieder neu werden sehen.

Schon in dem, was ich dargelegt habe, ist ein fernerer, reicher Segen enthalten, das ist der der Glaubensstärkung und -befestigung. Die sichtbare Erfüllung der Verheißungen Gottes und die Tatbeweise seiner Gnadenkraft, seines mächtigen Schutzes und seiner treuen Hülfe — alles, was wir in der Heidenmission erleben, muß uns im Vertrauen befestigen und die Glaubensgewißheit in uns vermehren, daß wir nicht zweifeln und wanken, sondern sichere und gewisse Schritte tun. Die Heiden, die da kommen und anbetend preisen, werden wie einst Israel, so auch uns den Glauben stärken, daß der rechte Gott sei zu Zion. Die Folge solcher Glaubensstärkung wird sein, daß die Gemeinde Gottes sich aufrafft und daß sie lebendiger und freudiger wieder an ihre Arbeit geht, wie Paulus an die Thessalonicher schreibt: „Denn nun sind wir lebendig, dieweil ihr stehet in dem Herrn.“ Auch ist die heidenchristliche Gemeinde vielfach „ein Vorbild geworden allen Gläubigen“ in der Einfalt des Glaubens, in dem Feuer, der Innigkeit und der Beweglichkeit, der „ersten Liebe“, in der Geduld und der Hoffnungsfreudigkeit im Leiden und im Sterben. Das regt uns an, ihnen nachzueifern, damit die Tochter der Mutter nicht zuvorkomme. Wir werden „türstiger, das Wort zu reden ohne Scheu“, wir treten siegesfreudiger wieder in den Kampf, auf daß wir in der Heimat nicht etwa unterliegen, während drüben von dem Sieg gesungen wird in den Hütten der Gerechten. Wird auf einem Flügel der Feind geschlagen, so entsteht ein neues Anstürmen auf der ganzen Linie, und da machen wir die wunderbare Erfahrung, daß oft das, was uns als Hemmung und Niederlage erschien, Förderung und Sieg mit sich bringt. Auch wird unsere Hoffnung auf die baldige Vollendung des Reiches Gottes und auf die Wiederkunft des Herrn in seiner Herrlichkeit gerade durch die fortschreitende Missionstätigkeit auf das

Kräftigste belebt nach dem Wort des Herrn: „Es wird geprediget werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker — und dann wird das Ende kommen.“ Das Ende, an welchem der Herr wiederkommen wird zum Gericht, bringt seiner Gemeinde die Hochzeit; und wird er die ungläubige Welt verwerfen und verdammen, so wird er seine Braut, die arme werte Magd, heimführen mit Freuden und mit Ehren.

Doch muß sie zuvor erst ihre Aussteuer vollenden und das gottgeschenkte Evangelium ausbreiten bis an die Enden der Erde.

So ist die Heidenmission so recht eigentlich die Brautarbeit der Kirche, und wenn sie darin treulich und eifrig wirkt und sieht, wie ihr Gewebe fortschreitet, sollte das ihr Herz nicht mit bräutlicher, seliger Hoffnung erfüllen?

Und lehrend lernen wir. Ein nicht geringer Zuwachs an Erkenntnis wird uns durch die Missionsarbeit zuteil. Das Wort Gottes ist zwar unveränderlich und die heilsame Lehre bleibt allezeit dieselbe, aber die Völker, zu denen das Evangelium gebracht wird, sind immer wieder andere und sind voneinander verschieden in der mannigfaltigsten Weise — nicht nur als zwei große Klassen kultivierter und im Naturzustande befindlicher Völker, sondern in ungezählten Abstufungen. Zwar in einer Hinsicht sind sie alle einander gleich, sie sind Menschen und vom Tier wesentlich verschieden, so daß ein Übergangsgeschöpf noch nie gefunden ist, und sie sind allzumal Sünder, allesamt erlösungsbedürftig und erlösungsfähig. So ist auch noch kein Volk aufgefunden, das ohne Religion, ohne Gebet und ohne Opfer wäre. Auch erkennt man ausnahmslos bei allen nicht eine aufsteigende Bewegung der Entwicklung in den Religionsvorstellungen und in dem sittlichen Leben, sondern, ob auch hie und da eine Zeitlang in Hinblick auf Kunst und Wissenschaft und auf das politische Leben ein Fortschritt zu einer gewissen Blüte zu beobachten ist, so ist doch die Entwicklung bei allen Völkern, so lange sie sich selbst überlassen sind, ein Niedergang, und alle wissen mehr oder minder von einer alten goldenen Zeit zu singen und zu sagen, die längst vergangen ist.

So bringt die Missionsgeschichte einen neuen Beweis nach dem andern für die Wahrheit der Lehren der hl. Schrift in der Anthropologie und Hamartologie und ist ein fortlaufender lebendiger Gegenbeweis gegen die so leicht bestrickende Evolutionstheorie.

Was soll ich noch mehr anführen? Es ist nicht nötig, alles zu sagen. Aber es ist klar, daß aus der Missionsarbeit, besonders auch für die Ethik und für die praktische Theologie — für diese z. B. aus dem Katechumenat — reiche Früchte erwachsen sind. Zwar sind es im wesentlichen immer wieder die alten Probleme, welche bei den so verschiedenen Verhältnissen unter anderen Gesichtspunkten an die Kirche herantreten und aufs neue geprüft

und durchgearbeitet werden müssen; man denke an die Polygamie, die Beschneidung, die Kaste, das Verhältnis zum Volksleben und zur Sitte; bisweilen aber sind's auch neue Fragen, die in der Praxis auftauchen und sodann theoretisch und wissenschaftlich behandelt werden müssen. Da zeigt es sich, wie verkehrt es ist, wenn die Kirche mit fertigen Formeln, Regeln und Theorien die Mission unter den Heiden betreiben will, und an den Mißgriffen lernt sie das alles wiederum untersuchen, sichten und korrigieren; und andrerseits wird sie zu Schanden, wenn sie die alte Wahrheit auch nur im mindesten antastet, wenn sie mit falscher Münze in der Tasche hinauszieht in die Heidenwelt. Wie will sie die Gewissen armer Sünder damit trösten, wie will sie die heilsbegierigen Seelen damit stillen, wie will sie der Todesfurcht damit begegnen, wie will sie die Ketten Satans damit zerreißen? Und da ist's gleich, ob die Heiden hochgebildete Hellenen oder einfältige Barbaren waren, ob es indische Brahminen oder afrikanische Sulu sind. Die Heidenmission ist deshalb auch ein lebendiges Zeugnis gegen die liberale moderne Theologie und für das alte bewährte Bekenntnis unserer Kirche. Von anderen Früchten für die Religionsgeschichte, Sprachkunde, Weltgeschichte, Geographie, Botanik und dergl. will ich nicht ausführlich reden, das alles liegt auf der Hand. Und in wie vielfacher Hinsicht ist auch sonst das Wort des weisen Königs wahr geworden: „Laß dein Brot übers Wasser fahren, so wirst du es finden auf lange Zeit!"

Dazu aber gehört Liebe, opferfreudige, tatkräftige Liebe, die nur aus der Liebe Christi und also aus dem Glauben kommen kann. Sie wird jedoch gekräftigt durch den Blick auf das Liebesleben und durch die Erfahrung der Liebestätigkeit der jungen heidenchristlichen Gemeinden. Es ist diese zwar nicht überall auf derselben Höhe und ist nicht gleich den Leistungen etlicher Gemeinden der ersten Christenheit, von denen Paulus den Korinthern voll Erstaunen schreibt: „Ich tue euch kund von der Gnade Gottes, die etlichen Gemeinden in Mazedonien gegeben ist; wiewohl sie sehr arm waren, haben sie doch reichlich gegeben". Der Apostel will dadurch die Liebestätigkeit der Korinther anregen: „Dieweil andere so fleißig sind, versuche ich auch eure Liebe, ob sie rechter Art sei", und er bezeugt auch ihnen: „Euer Exempel hat viele gereizet." Ähnliches wird mehr oder weniger von allen Missionsgebieten berichtet. Zwar erweist es sich im großen und ganzen überall als schwer, die heidenchristlichen Gemeinden zu kirchlichen Abgaben und festen Steuern heranzuziehen und zur kirchlichen Selbsterhaltung zu erziehen; — ob schwerer, als in der Heimat, das ist noch die Frage —. Auch hat in dieser Hinsicht die gegenwärtige Mission unter den Fehlern der verziehenden Liebe der jungen Mutter, die glücklich über ihre ersten Kinder war, zu leiden, aber es kommen hin und her je und je ergreifende Züge einer solchen Liebestätigkeit vor,

daß sie einen beschämenden und entzündenden Eindruck auf die Gemeinden der alten heimatlichen Kirche machen müssen, namentlich wenn man dabei ihr vorheriges liebeleeres Leben im Heidentum, die Armut vieler und oft gerade derer, die reichlich geben, und die häufig großen Anforderungen bedenkt, die an sie gestellt werden. Und kommt es gar dazu, daß ihr Überfluß unserm Mangel dient, daß die heidenchristlichen Gemeinden uns in unsern Nöten helfen, wie das schon mehrfach der Fall gewesen ist, welch kräftige Anregung zu neuer Liebestätigkeit wird das im Gefolge haben! So helfen und dienen wir einander gegenseitig und in der Übung der Liebe wächst ihre Kraft, in der Ausgabe nimmt die Einnahme zu und die gebende Gemeinde ist zugleich die empfangende. Und wie wird sie dadurch weitherzig, wie überwindet sie den Egoismus, den persönlichen und den nationalen, wie wird die Gemeinde dadurch wahrhaft christlich und die Kirche universal! Man denke an den reichen Segen, welcher durch ihre Missionstätigkeit in jeder Hinsicht — materiell und geistlich — der jungen christlichen Gemeinde in Jerusalem zuteil geworden ist.

Endlich ist noch eins zu nennen, was für die heimatliche Kirche segensreich ist. — Und dieses Letzte ist wahrlich nicht das Geringste. Das ist die Fürbitte der Heidenchristen, der einzelnen wie der Gemeinden, für die Mutterkirche, die ihnen das Heil gebracht; das ist die Gebetsgemeinschaft, in der beide miteinander stehen. Der Heidenapostel bittet und vermahnt gar oft die Missionsgemeinden: „Betet für uns, betet für mich!“ Und sie haben's getan, und er ist dankbar dafür. So sollen auch wir es wissen und uns dessen freuen, daß in den Missionsgemeinden viel für die Mutterkirche gebetet wird. Entweder ist solche Fürbitte eingeführt in den Gottesdienst oder sie geschieht aus freiem Herzen, wo die Gelegenheit dazu führt, wie an den Missionsfesten, die draußen hin und her, bei uns z. B. regelmäßig gefeiert werden. Wie oft mag wohl im Verborgenen aus dankbarem Herzen das Gebet zu Gott aufsteigen: „Herr, segne und behüte die Mutter, die uns das gute Wort Gottes gesandt hat, und vergilt ihr ihre Liebe zu uns nach deiner großen Barmherzigkeit!“ Besonders wird das der Fall sein, wenn über die alternde Kirche in der Heimat Zeiten der Not und der Anfechtung kommen. Und solche Gebetsgemeinschaft führt zur Gemeinschaft im Loben, Preisen und in der Anbetung.

Im Geiste sind wir schon jetzt miteinander verbunden, die eine große anbetende Gemeinde aus vielen Ländern und Völkern, die, ob auch in den verschiedensten Zungen und Sprachen, das eine große heilige Lied des Lammes singt.

So wird's in der mannigfaltigsten Weise wahr, was der Herr von solcher rückwirkenden Lebens- und Segensströmung durch den Propheten Jesaja verheißen hat, vergl. Jes. 58, 8—12.

Wie hat die alte Kirche das erfahren und wie die angel-

sächsische in ihrer großen Missionszeit; und wie ist es bis auf den heutigen Tag der Segen der kleinen und doch so großen Brüdergemeinde! Von ihr heißt es sogar in den Zeiten des Rationalismus: „Wenig Leben floß in jenen Tagen hinaus auf die Arbeitsfelder, dagegen hat die Mission mit ihren Rückwirkungen auf die Heimat das religiöse Leben in der Brüdergemeinde vor dem Äußersten bewahrt.“ Schweigen kann ich auch nicht von der schottischen Freikirche mit ihrer großartigen Missionstätigkeit und ihrem reichen geistlichen Leben in der Heimat. Auch Basel, das Wuppertal und die Nordlande wissen davon zu sagen. Und endlich möge es mir gestattet sein, auch auf Hermannsburg und unsere Lüneburger Heide hinzuweisen.

Solcher Segen muß aber für die heimatliche Kirche flüssig gemacht und in sie hineingeleitet werden, und das muß geschehen durch treue Missionsarbeit in den Gemeinden, durch Predigt und Unterricht, durch Missionsstunden und durch Missionsfeste, durch Schriftenverbreitung und durch Einrichtung von Missionsvereinen. Dabei dürfen wir aber nie vergessen, daß die Mission eine Sache der Gesamtgemeinde sein muß. Bis jetzt haftet der Heidenmission noch viel zu sehr die Eigenart ihrer Neugeburt an; wie sie nicht von der Kirche und nicht von den Gemeinden, sondern von einzelnen Persönlichkeiten und Kreisen ausgegangen ist, so liegt auch noch heute der Schwerpunkt in diesen, die Gaben kommen zumeist von ihnen und ihre Fürbitte trägt die Mission. Ihre Herzenssache ist es; wer möchte sie ihnen nehmen? Aus ihrem Kreise kommen die jungen Missionare. Die Ausbildung und Aussendung, die Unterhaltung und Leitung derselben liegt in ihren Händen. Das ist auch heute noch in mancher Hinsicht die Stärke der Mission, aber es liegt darin auch eine Schwäche und eine Gefahr.

Die junge heidenchristliche Kirche wächst heran in steigenden Progressionen, sie wird groß und wird stark, sie fühlt ihre Kräfte und regt ihre Glieder, sie möchte sich losmachen von der Mutterkirche und möchte selbständig werden. Man denke an die sogenannte äthiopische Gefahr in Süd-Afrika. Ähnliche Erscheinungen und Bewegungen sind überall zu erwarten und haben ja auch eine gewisse Berechtigung. Ich kann darauf nicht weiter eingehen, weil das außerhalb meiner Aufgabe liegt, aber das ist mir klar und wird allen einleuchten: die wachsende heidenchristliche Kirche ist nicht nur von großem Segen für die heimatliche Christenheit, sondern stellt auch von Jahr zu Jahr steigende Anforderungen an sie, an ihr Silber und Gold, an ihre Gemeinden und an ihre Theologen, an die gesamte evangelisch-lutherische Kirche. Wie soll die gegenwärtige Vereins- und Gesellschaftsmission mit ihren verhältnismäßig kleinen Einnahmen, bei ihren jährlichen Defizits, mit ihren lieben und treuen und im Durchschnitt auch tüchtigen Volksmissionaren und mit ihren überlasteten,

verhältnismäßig viel zu sehr auf ihre eigene geringe Kraft angewiesenen Direktoren und Inspektoren, mit ihren sich selbst ergänzenden Vorständen und ihrer doch nur einen kleinen Kreis repräsentierenden Generalversammlung solchen Aufgaben gewachsen sein? Nein, die so bedeutende und segensreiche Heidenmission muß einen größeren Hinterhalt und Anhalt haben, sie muß noch weit mehr zu einer Veranstaltung der Kirche werden. Zwar nicht der einzelnen Landeskirche oder Freikirche; darin läge wiederum eine Gefahr. Und welche von ihnen sollte es sein? Die Mission hat sich, abgesehen von den nordischen Missionen, fast nirgends so partikularistisch entwickelt, daß es möglich wäre, die einzelnen Missionen einer einzelnen Kirche zuzuweisen. Der Strom ist vielmehr in Deutschland überall über die Grenzen hinausgeflossen; wer will ihn zurückdämmen? Auch gibt es verschieden geartete kirchliche Kreise und demgemäß auch Missionen, die sich nicht gegenseitig bekämpfen, sondern einander ergänzen sollen. Es müßte auch in der evangelisch-lutherischen Mission noch mehr Zusammenschluß und Gemeinschaft stattfinden. Die Entwicklung derselben in der Heimat wie in der Heidenwelt treibt uns dazu, wie mir scheint. Nicht, daß alle in einer aufgingen. Da würde man die unter göttlicher Geistesleitung erwachsene geschichtliche Entwicklung ignorieren, die berechtigte und gesegnete Eigenart schädigen, und der Segen, der von der heidenchristlichen Kirche in die Heimat zurückströmt, würde in seinem Lauf gehemmt und gestört. Aber durch einen brüderlichen Zusammenschluß und eine verständnisvolle, glaubensstarke und liebevolle Vereinigung der evangelisch-lutherischen Missionen könnten wir dem großen Ziele wesentlich näher kommen, daß die Heidenmission zu einer mehr und mehr kirchlichen Veranstaltung heranwüchse. Wie würde dann der Segensstrom, welcher aus der heidenchristlichen Kirche zurückfließt, erst kräftig und wirksam, und wie würde die Missionstätigkeit der heimatlichen Kirche dadurch belebt und gefördert werden! Es würde eine lebendige Gemeinschaft zwischen der Mutterkirche und den Tochterkirchen erblühen, welche zu einer großen evangelisch-lutherischen Kirche aller Lande sich auswachsen würde — eins im Glauben, eins im Bekenntnis und einig in der Bruderliebe. Dem Herrn, der unser aller Haupt ist und zu dessen wunderbarem Leibe wir als Glieder gehören, sei's befohlen, er helfe uns durch seinen heiligen Geist. Amen.

Über die Verbindung des Küsteramtes mit dem Gemeindehelferamte.

Von Pastor **Oehlkers** in Hannover.

Zu den erfreulichsten Lebensäußerungen in unserer lutherischen Kirche gehört m. E. das neu erwachte Interesse für die Gemeinde-Diakonie. Man begnügt sich nicht mehr damit, daß die Innere Mission ihre Anstalten baut, in denen sie diejenigen sammelt, die in der Familie nicht verpflegt oder erzogen werden können, und daß sie ihre Boten aussendet zum Dienst der Evangelisation und Gemeinschaftspflege an denen, welche aus dem Verbande des geordneten Gemeindelebens herausgerissen sind; man fragt sich: was kann die Kirchengemeinde selbst tun durch ihre eignen Organe an ihren eignen Gliedern mit ihren eignen Mitteln. Da bahnt sich eine Vertiefung des Gemeindebegriffs den Weg. Die Kirchengemeinde ist uns heute nicht mehr nur eine Kultusgemeinschaft. Vielmehr sehnen wir uns nach Kirchengemeinden, die wirklich Gemeinschaften des Glaubens, der Liebe und der Zucht darstellen, Gemeinschaften, die das schwache Glied tragen, helfend und pflegend, und das sittlich gefährdete Glied halten und erziehen. Sobald aber solche Aufgaben in Angriff genommen werden, erweitert sich der Kreis der Gemeindearbeit, also auch die Arbeitslast der Gemeindebeamten. Und noch steht es ja in der lutherischen Gemeinde so, daß so ziemlich der einzige Gemeindebeamte im Hauptamte der Pastor ist. Der soll dann alles allein tun. Auf seinen Schultern liegt die ganze Last. In ganz kleinen Gemeinden mag er's durchsetzen können, Predigt und Seelsorge, Versorgung der Armen und Kranken, Schulaufsicht und Jugendpflege, alle die vielerlei Aufgaben des modernen Pfarramtes mit einander zu verbinden, daneben noch wissenschaftlich weiter zu arbeiten und sich zu vertiefen, und auch Mensch unter Menschen, Familienvater im Kreise der Seinen zu sein. In den mittleren und großen Gemeinden, in den weitzerstreuten Landparochien, in den Mittelstädten, in den Großstädten gar geht es nicht. Da muß er Hilfe haben. Er versucht es wohl erst mit der Organisation einer freiwilligen Helferschar, und wenn er der rechte Mann ist, kann er Großes damit leisten. Aber er wird's auch erfahren, daß er auf die freiwilligen Helfer nicht sicher rechnen kann; da fällt einer durch Tod oder Versetzung aus; da läßt einer die übernommene Arbeit liegen, aus Eifersucht, Ärger, oder weil sie über seine Kräfte geht; und vor allem, die ganze Leitung und Organisationsarbeit, das Eintreten und Aushelfen und Anleiten, es nimmt so viel Zeit und Geduld in Anspruch, und die Mißgriffe ungeschulter Gehülfen und Gehülfinnen bringen so viel Kummer, daß

schon mancher Pfarrer seufzend sich gesagt hat: „Da tue ich die Arbeit lieber allein.“ Wie viele trefflich geplante Organisationen der kirchlichen Armenpflege, Hausväterverbände usw. sind schon wieder eingeschlafen, weil es an einer amtlich beauftragten Persönlichkeit fehlte, deren leitende oder dienende Arbeit dem Ganzen Stetigkeit verlieh. So wurden denn Gemeindediakonissen angestellt. Erst ging man zaghaft auf den Gedanken ein. Was befürchtete man nicht alles: die Schwester würde nicht genug zu tun haben; das Diakonissenhaus würde in die Gemeinde hineinregieren usw. Aber sieh, es ging. Der Frauendienst ist ja kirchlich leicht einzugliedern. Und wie wuchs der Gemeindediakonisse die Arbeit unter den Händen! Erst die Krankenpflege, dann die damit verbundene Armenpflege; dann die Arbeit an den Kindern und der weiblichen Jugend; ein Diakonissenheim oder Gemeindehaus wird gebaut; Krippe, Warteschule, Mädchenhort, Näh- und Strick- und Kochschule, Jungfrauenverein, Missionsnähkränzchen, eine Vereinigung nach der anderen bis zum Großmütterabend finden ihre Heimstätte in diesem Hause; auch die freiwilligen Helferinnen im Kindergottesdienst, in der Armenpflege haben da ihre Zusammenkünfte. Die weibliche Gemeindediakonie ist heute in den mittleren und großen Gemeinden unserer Landeskirchen so gut wie überall anerkannt als notwendig und segensreich; sie ist ein Segen für die Gemeinden; die Armen sagen: „Man merkt's doch, daß man einer Gemeinde angehört;“ ein Segen für die mitarbeitenden Glieder; ein Segen auch für die Diakonissenhäuser, die durch diese Entwicklung von der einseitigen Beschränkung auf die Hospitalkrankenpflege erlöst wurden und denen sich ein reiches, schönes Arbeitsgebiet aufgetan hat, auf dem sie den Gemeinden dankbar dienend vergelten können, was deren Liebe bei ihrer Begründung und ihrem Ausbau ihnen gegeben hat. Aber die Gemeinde besteht doch nicht nur aus Mädchen und Frauen (wenn es auch in manchem Gottesdienst so scheinen hönnte)! Die Arbeit an den Knaben, Jünglingen, Männern ist doch ebenso wichtig und nötig. Da sind Kranke zu pflegen, welche Frauen nicht pflegen können; da ist Rettungsarbeit zu tun an Verwahrlosten und Verkommenen, an Trinkern und Arbeitsscheuen; da sind die Schulknaben im Knabenhort zu sammeln, und die Jünglinge und Männer in Vereinen; kirchliche Musikpflege, Schriftenverbreitung und Kolportage und so manches andere sind Dinge, die geschehen müssen, — wer soll sie tun? Soll sie der Pastor den humanitären Kreisen oder den Gemeinschaftsleuten überlassen, und den Vorwurf tragen, daß die Kirche, wie einst Priester und Levit, an den unter die Mörder Gefallenen vorüber geht? Soll er's wieder alles allein tun? In großen Städten tut wohl die Stadtmission, Wicherns geniale Schöpfung, die Arbeit der männlichen Gemeindediakonie neben ihrem eigentlichen Dienst an den gemeindelosen Durchreisenden, den Seeleuten und Fluß-

schiffern und den vielen Sonntagslosen, Kellnern, Verkehrsbeamten u. a.; und man muß es den Stadtmissionen nachrühmen, daß sie nach Kräften den Anschluß ihrer Arbeiten an das Gemeindepfarramt gesucht haben. Wo das der Fall ist, da hat ja gerade die Stadtmission ihre eigentümlichen Vorzüge. In ihrer Tätigkeit faßt sie die christliche Rettungsarbeit der ganzen großen Stadt einheitlich zusammen; an ihrer Spitze stehen theologisch gebildete Leiter, welche die einzelnen Berufsarbeiter auf Grund der gewonnenen Arbeitserfahrung seelsorgerlich wie technisch besser zu leiten vermögen, als das erfahrungsgemäß seitens der Gemeindepastoren geschieht; viel Kräftezersplitterung und vergebliches Experimentieren wird vermieden. Zumal in den Riesengemeinden der Industriebezirke, wo es überhaupt erst gilt, wirkliche lebensfähige Kirchengemeinden zu schaffen, wird auf lange hinaus die Arbeit der Stadtmission mit ihrer freien Vereinsform, ihrer Initiative und Beweglichkeit nicht zu entbehren sein.

Aber das ist nun doch natürlich, daß der einzelne Pastor in der Großstadtgemeinde seine Gemeindediakonie für die Männer ebenso ausbauen möchte wie für die Frauen, daß er nicht diesen Teil seiner Arbeit einem freien Verein überlassen möchte, der weit über die Grenze seiner Gemeinde hinausgreift. Und das ist uns doch gewiß, daß trotz alles Fluktuierens der Bevölkerung eine wirksame Gegenarbeit gegen die zersetzenden Einflüsse der Großstadt am sichersten ausgeht von lebendigen, arbeitenden, übersichtlichen Kirchengemeinden. So drängt denn alles dahin, daß hier ein ähnlicher Weg begangen werde, wie bei der Einführung der Gemeindediakonisse, daß an die Stelle des Stadtmissionars der Gemeindehelfer trete, für eine einzelne Kirchengemeinde angestellt als Gehülfe des Pfarramts. Und so geschieht es in neuerer Zeit ja nun in steigendem Maße. Bei der Einrichtung der Sache ist von den verschiedensten Gesichtspunkten je nach den örtlichen Verhältnissen ausgegangen worden. An dem einen Ort war die Krankenpflege der Ausgangspunkt. Es bestand dort etwa ein altes Stift oder „Pröwenhaus“, dessen Hausvater bis dahin ein invalider Ratsdiener oder ähnlicher kleiner Beamter zu sein pflegte. Dieser Posten muß nun besetzt werden; ein verheirateter Diakon wird angestellt, dessen Frau das Hauswesen besorgt, während seine Kraft von morgens etwa 9—10 Uhr an zur Gemeindearbeit verfügbar ist.

Oder: die Jugendpflege macht die Berufung eines Gemeindehelfers möglich und nötig. Da ist ein Lehrlingsheim gegründet, es muß einen Hausvater haben, und der Hausvater muß Arbeit haben an den freien Stunden des Tages; da ist ein Knabenhort vom Frauenverein eingerichtet; im ersten, zweiten Jahre fanden sich freiwillige Helfer, aber die sind fortgezogen oder anderweit in Anspruch genommen; da wird ein Bruder berufen, der dann auch am Abend die Jünglinge sammelt und den Posaunenchor leitet und des Vormittags sonstwie dem Pastor helfen kann.

Oder: es ist ein Kirchenbureau zu versehen; der Pastor primarius oder Superintendent erliegt unter der Schreiblast; — es ist ein Hausväterverband eingerichtet und ein kirchliches Armenbüreau ist die notwendige Folge; — auch daran gliedert sich Gemeindearbeit leicht und wie von selbst an, wenn man nur die rechte Persönlichkeit wählt, der es eine Freude ist, in der Gemeinde Gottes zu dienen. Überall, wo man von diesen oder ähnlichen Ausgangspunkten zur Aufstellung eines Gemeindehelfers gekommen ist, hat sich, sobald man nur irgend den rechten Mann gefunden hat, ein reicher Kranz von Aufgaben und Pflichten um den ursprünglichen Kern herumgelegt; ich nenne ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit nur einiges: Krankenpflege siecher, gelähmter, oder unruhiger, leichtgestörter Männer, zur Entlastung der Gemeindediakonissen; Armenpflege, Recherchen, Stellenvermittlung; Trinkerrettung, Blaukreuzarbeit, vorbeugende Arbeit auf diesem Gebiete; Waisenpflege, Unterbringung verwahrloster, mißhandelter, verkrüppelter, verlassener Knaben, Fürsorgeamt; Leitung des Knabenhorts für die Schulpflichtigen, des Jugendvereins für die Neukonfirmierten, des Jünglingsvereins, Posaunenchors; Hilfe im Kindergottesdienste, Nachhilfestunden bei zurückgebliebenen Konfirmanden; Hilfe im Kirchenbureau in der Korrespondenz, der Kirchenbuchführung, wohl auch im Rechnungswesen; Aufsuchen der Neuzugezogenen, wohl auch der Entfremdeten (Tauf- und Trauversäumnisse); Verbreitung von Blättern und Schriften in der Gemeinde, Verwaltung der Volks- und Jugendbibliothek.

Das alles sind Arbeiten, die der Pastor in einer größeren Gemeinde selbst nicht machen, nur schwer durch freiwillige Helfer auf die Dauer machen lassen kann; und die man doch auch anderen, der Kirche fremden Kreisen ungern überläßt. So entlastet das Gemeindehelferamt das Pfarramt wesentlich und macht dasselbe freier für seine eigentlichen Aufgaben: der Predigt, der Seelsorge, der Gemeinschaftspflege in Bibelbesprechungen und Bibelstunden, der Leitung und der wissenschaftlichen Vertiefung. Bei einer derartigen Arbeitsteilung wird auch die Gefahr am leichtesten vermieden, daß der Gemeindehelfer an die Stelle des Pastors tritt und seine Personalgemeinde um sich sammelt, ja wohl gar zum Sektenführer wird. Diese Gefahr, von der in pastoralen Kreisen oft viel Wesens gemacht wird, ist ja nicht zu verkennen; sie ist aber nach meinen Erfahrungen meistens da eingetreten, wo der Pastor dem Gemeindehelfer ohne weiteres die ganze Gemeinschaftspflege übertrug, ohne ihn seelsorgerlich zu leiten oder amtlich zu kontrollieren. Je eifriger und sicherer der Pastor in der Seelsorge ist, zu der doch auch die Pflege der Gemeinschaft gehört, je mehr er selbst der belebende Mittelpunkt aller dieser Gemeindearbeiten und je mehr er auch der Seelsorger seiner Angestellten ist, desto sicherer wird es ihm gelingen, mit seinem Gemeindehelfer in einem Verhältnis der Arbeitsgemeinschaft

zu bleiben, bei dem es an williger Unterordnung und Achtung auf der einen Seite, an Vertrauen und freilassender Weitherzigkeit auf des Pastors Seite nicht fehlt. Doch das nebenbei. Ich fasse diesen Abschnitt zusammen in meine erste These: Die Kirchengemeinde, welche mehr als bloße Kultusgemeinde, nämlich eine Gemeinschaft des Glaubens, der Liebe und der Zucht sein will, bedarf eines geordneten Gemeindediakonats zur Unterstützung des Pfarramtes. In kleinen Gemeinden mag dies neben- und ehrenamtlich versehen werden können, in größeren Gemeinden sind dafür Berufsarbeiter, Gemeindediakone und -Diakonissen anzustellen.

2. Aber, woher die Mittel nehmen zur Anstellung solch eines Mannes? So fragt wohl mancher längst im Stillen. Ich könnte darauf antworten: wo die Sache sich als notwendig für das kirchliche Leben herausgestellt hat, da pflegt es auch an den Mitteln nicht zu fehlen. Das hat sich bei der Einstellung der Gemeindediakonissen gezeigt, das wird sich auch bei der Einführung des Gemeindehelferamtes zeigen und zeigt sich schon jetzt in den Großstadtgemeinden, in denen die Not am brennendsten zu sein pflegt.

Nun aber kommt der Kirche in diesem Augenblick eine Bewegung entgegen, die an und für sich unerwünscht und unerfreulich, doch richtig benutzt, für den Ausbau eines kirchlichen Gemeindediakonates Mittel und Wege schaffen kann; das ist die Forderung der Trennung des Küsteramtes vom Schulamte. Zunächst muß freilich diese ganze Bewegung von den Vertretern der Kirche als unbillig, als undankbar empfunden werden. Denn die evangelische Volksschule ist eine Tochter der evangelischen Kirche. Ursprünglich ist das Küsteramt ein kirchliches Amt; das Stiftungsvermögen, Haus, Garten, Feld, Gefälle, es ist alles als Vergütung für die kirchlichen Dienste bestimmt gewesen; dann ist ihm nebenamtlich auferlegt, Schule zu halten; er bekam dafür das Schulgeld und eine Vergütung für Hergabe und Beheizung der Schulstube. Und dann ist allmählich das „Schulhalten“ zum Hauptamte geworden, ganz naturgemäß; je mehr sich die Lehrerbildung hob, je mehr der Unterricht wissenschaftlich vertieft wurde, desto mehr hob sich auch die Stellung des Lehrers in sozialer Hinsicht. Nun sucht die Lehrerschaft mit der ganzen Rücksichtslosigkeit eines aufstrebenden Standes die Eierschalen ihrer Entwicklung abzustreifen, und daher die jetzt überall laut werdende Forderung: die niederen Küsterdienste sind des Lehrers unwürdig, sie zu übernehmen muß ihm von oben her verboten werden. Die höheren Küsterdienste mag er übernehmen, wenn er will, aber nur freiwillig und nur gegen angemessene Vergütung.

Wie sollen sich die Vertreter der Kirche zu dieser Bewegung stellen? Gewiß kann uns die Rücksichtslosigkeit des Auftretens,

der spöttische Ton vieler Veröffentlichungen über diese Frage betrüben. Aber es nutzt nichts, daß wir darüber klagen und nun unserseits nachweisen, wie auch die niederen Küsterdienste ihre Würde haben, daß wir an die geschichtliche Vergangenheit erinnern. So wenig es lutherischer Art entspräche, wollten wir um einer Theorie willen eilig zerbrechen, was geschichtlich geworden ist, um einen fragwürdigen Neubau aufzuführen, so wenig ist es anderseits lutherische Art, unhaltbar gewordenes Altes nur deswegen ängstlich aufrecht zu erhalten, weil es althergebracht ist. Wir müssen vielmehr die Zeichen der Zeit beobachten, uns auf die Seite eines gesunden Fortschritts stellen und dem Neuen, das da werden will, die Bahn freimachen, damit es nicht in revolutionärer Weise sich durchzusetzen braucht, sondern aus den alten Verhältnissen herauswachsen kann.

Wir müssen uns sorgsam hüten, daß wir auch nicht den Schein erwecken, als wollte die lutherische Kirche gleich der katholischen den Anspruch auf Beherrschung der Schule erheben. Ist die Volksschule eine Tochter der Kirche, nun, auch die Tochter wird einmal mündig und dann hält die verständige Mutter sie nicht auf der Stufe der Unmündigkeit und Kindlichkeit, sondern erzieht die erwachsene Tochter zur rechten Freiheit und Selbständigkeit und läßt aus der kindlichen Unterordnung ein schönes Freundschaftsverhältnis erwachsen. Ich bin der festen Überzeugung, daß die Lehrerschaft in unsern Landeskirchen mit wenigen Ausnahmen viel freudiger zur Mitarbeit am kirchlichen Leben bereit sein wird, sobald die Grenzgebiete zwischen Kirche und Schule reinlich geschieden, und aus der bisherigen Unterordnung eine Gleichstellung mit Festlegung der gegenseitigen Rechte und Pflichten geworden ist.

Aber nicht nur aus Rücksicht auf die heute laut werdenden Forderungen der Lehrerschaft müssen wir eine Änderung des gegenwärtigen Zustandes erstreben, sondern auch gerade im Interesse des kirchlichen Lebens selbst. Sollen unsere Landeskirchen als Ganzes und unsere landeskirchlichen Gemeinden im einzelnen den großen Aufgaben dieser neuen Zeit gewachsen bleiben, so müssen sie „eigenständige Genossenschaften“ werden, die ihre Angelegenheiten selbst nach ihren eigenen Gesetzen und Bedürfnissen regeln. Das ist aber heute gerade in der Küsterfrage nicht der Fall. Wir sind da nicht frei, wir können weder über das kirchliche Küstereivermögen frei verfügen, noch unsere Kirchendiener nach unsern eigenen Grundsätzen anstellen. Darum habe ich meine zweite These so formuliert:

Die Loslösung des Küsteramtes vom Schulamte, eine natürliche Folge der modernen Entwicklung der Schule, kann von der lutherischen Kirche zwar beklagt, aber nicht verhindert werden, da sie die Schule nicht beherrschen, sondern zu freiwilliger Mitarbeit gewinnen will. Die lutherische Kirche muß aber fordern

a) die Sicherstellung des Küstereivermögens als kirchlichen Stiftungsvermögens;

b) die Freiheit, ihre Küsterstellen nach rein kirchlichen Gesichtspunkten zu besetzen.

Mit a) widerspreche ich ja der heute verbreitetsten Forderung der Lehrer. Denn diese geht dahin, daß nur die „niederen“ Küsterdienste von den höheren abgetrennt und von der Gemeinde einem Kirchendiener übertragen werden sollen, für den dann der Lehrer nicht mehr verantwortlich ist. Die „höheren Küsterdienste“ aber nebst dem Küstervermögen möchten sie bei der Schulstelle behalten. Damit ist uns nicht gedient. Das Küstereivermögen ist kirchliches Stiftungsvermögen; es ist gestiftet, damit aus demselben die gesamten Küsterdienste bestritten werden, nach ihren drei Gruppen:

a) niedere Kirchendienste; die des Glöckners (Sorge für Glocke, Uhr, Turm, Geläut) und des Kirchendieners (Reinigung der Kirche, Instandhaltung der Zuwege, Schließen und Öffnen der Kirche); (der Totengräber und Friedhofsgärtner ist daneben wohl schon überall selbständig angestellt);

b) eigentliche Küsterdienste: Die Aufsicht über die niederen Kirchendiener; Sorge für die Paramente, vasa sacra, Nummerntafeln, Schmuck der Kirche; würdige Herrichtung der Kirche für Sakramentfeier und Kasualien; Aufrechterhaltung der Ordnung im Gottesdienst; Einsammeln des Klingelbeutels und der Kollekte; Assistenz bei Kasualien, Krankenkommunionen und desgleichen;

c) die Dienste des Kantors und Lektors: Orgelspiel; Leitung des Kirchen- resp. Knabenchors; Abhaltung von Lesegottesdiensten und Christenlehren in Vertretung des Pastors. Daß wir nun für das letzte Drittel dieser Dienste, das Kantoren- und Lektorenamt, das gesamte Stiftungsvermögen hergeben sollen, ist ein unbilliges Verlangen, doppelt unbillig, weil ja bei dauernder Verbindung der Küsterstelle mit der Schulstelle der Kirche die Freiheit genommen bleibt, nach ihren eigenen Gesichtspunkten ihre Diener anzustellen.

b) Denn diese Freiheit fehlt der Kirche jetzt fast durchweg. Auf dem Lande ist im allgemeinen der Lehrer amtlich verpflichtet, den gesamten Küsterdienst ohne weiteres zu übernehmen, wenn nur ein Lehrer am Orte ist; sind mehrere da, dann meistens der erste Lehrer am Kirchort. Er muß die Orgel spielen und den Gesang leiten, ob er musikalisch ist oder nicht; er muß die Küsterdienste verrichten, wie sehr er sich dagegen auch innerlich auflehnt. In den Städten ist bei uns vielfach die Trennung bereits vollzogen. Die Magistrate haben den Lehrern die Übernahme des Küsteramtes einfach untersagt, weil sie überhaupt nicht wollen, daß die Lehrer durch Nebenämter ihrem eigentlichen Dienst entzogen werden. Da droht denn eine neue Knechtschaft: bei der

Wahl des Küsters muß ein Militär- oder Zivilanwärter berücksichtigt, und Einsprache kann nicht erhoben werden, wenn der Mann nur die nötigen Eigenschaften zur äußerlich korrekten Versehung seines Dienstes hat. Was bei alledem herauskommt, darüber hört man denn manche Klage aus Stadt und Land; unordentlich gehaltene Kirchen, unsaubere Abendmahlsgeräte; Mangel an Aufsicht im Gottesdienste, an Zurechtweisen der Fremden, an Zucht unter der Jugend; kümmerlicher, schleppender Gemeindegesang; unfreundliche Behandlung der Gemeindeglieder, wenn sie zur Anmeldung kirchlicher Handlungen, zur Beichte oder Patenschaft, zur Besichtigung der Kirche kommen; — und das in einer Zeit, in der ein tiefes Mißtrauen gegen die Kirche überhaupt durchs Volksleben geht, und auch das kleinste Versehen der Kirchendiener, der kleinste Mißstand im kirchlichen Leben und Handeln ein willkommener Anlaß zu Anklagen gegen die Kirche und zur Abwendung von ihrer Gemeinschaft wird.

Ebenso ernstlich wie um eine würdige Besetzung des Lehramtes, muß es der Kirche um eine gute Auswahl der Persönlichkeiten für die Versehung der anderen kirchlichen Dienste zu tun sein, und daher muß sie Freiheit fordern, ihre Beamten rein nach kirchlichen Grundsätzen auszuwählen. Welches diese Grundsätze sein sollen, ist, wie ich glaube, ohne weiteres, nach 2. Timotheus 3, 8—12 und Apostelgeschichte Kap. 6, dahin zu präzisieren:

Wir müssen von den Männern, die ein kirchliches Amt begehren, fordern:

a) eine gute sittliche Haltung, daß sie ehrenhaft, unbestraft, nüchtern und mäßig in ihrem Wandel sind;

b) eine gute kirchliche Art und religiöse Stellung (soweit sich letztere beurteilen läßt), daß sie in ihrem bisherigen Leben auch christlichen Sinn bewiesen, jedenfalls nicht Feindschaft oder Gleichgültigkeit gegen Glauben, Bekenntnis, Sitte und Arbeit der Kirche bezeigt, sondern am kirchlichen Leben und insbesondere an der Arbeit der Liebe sich beteiligt und auch in ihrem Hause christliche Sitte aufrecht erhalten haben;

c) körperliche Gesundheit und eine gewisse gesellschaftliche Gewandtheit, Höflichkeit und Freundlichkeit im Umgang;

d) eine Fachbildung, die sie in den Stand setzt, ihr Amt wohl auszurichten, also je nachdem Kenntnis der liturgischen Ordnungen, des Kirchenbaustils, der kirchlichen Musik; Erfahrung in Kirchenbuchführung, Schreib- und Rechnungswesen; Kenntnis der Gemeindearbeit, des Armenwesens, der Rettungsarbeit an den Verlorenen, der Jugendpflege in ihren verschiedenen Formen. Demnach glaube ich folgendes als das zeit- und zukunftsgemäße Verfahren in der Küsterfrage vorschlagen zu dürfen:

Überall, wo es noch nicht geschehen ist, sollte als Sicherung für die zukünftige Entwickelung bei nächster sich bietender Gelegenheit festgestellt werden, was am Küsterei-Ein-

kommen kirchliches Stiftungsvermögen ist; dies werde dann auf den Namen der Kirchengemeinde ins Grundbuch eingetragen. Darin ist früher viel versäumt worden. Heute aber stehen im allgemeinen die Behörden derartigen Anträgen wohlwollend gegenüber. So lange dann nicht dringende Notstände die Trennung der Küster- von der Schulstelle erfordern, möge man es ja beim alten lassen. Wo aber die Trennung von Küster- und Schulamt nötig wird, da kann man nach solcher Vorbereitung auch ruhig und getrost darauf eingehen.

Auf dem Lande, wenigstens in den kleinen Landgemeinden, wird man dann zweierlei Kirchendiener im Nebenamt einstellen; als Küster etwa einen Handwerker oder Kleinbauer; als Organist und Kantor in den meisten Fällen einen Lehrer. Wenn der sich aber weigert, — oder wenn er des Orgelspiels nicht recht mächtig ist, wie das bei dem jetzigen fakultativen Betrieb desselben auf den Seminaren leicht vorkommen kann, — so braucht meines Erachtens die Kirchengemeinde nicht sonderlich zu fürchten, daß sie in Not geraten werde, wie sie ihre Organistenstelle besetzen soll. Einzelne Fälle werden in der Anfangszeit wohl vorkommen; im allgemeinen findet sich unschwer Ersatz unter den Gemeindegliedern. In England und Amerika hat man ganz allgemein Damen als Organistinnen, und ältere erprobte Christenleute als ehrenamtliche Leiter der Jugendklubs und Sonntagsschulen. Sollte das bei uns so ganz unmöglich sein? Je mehr unsere Kirche lernt, die in der einzelnen Gemeinde vorhandenen, aber noch schlummernden Kräfte zu erwecken und zu verwenden, desto eher kommt sie aus der gegenwärtigen Not heraus.

Anders als auf dem Lande wird es in den Städten gehen. Da wird man nur den Kantoren- und Organistendienst, den Dienst des Glöckners und des Heizers, vielleicht auch die niederen Kirchendienste durch je eine Persönlichkeit in Nebenamte verwalten lassen können; — und für solche städtische Stellungen pflegt es dann nicht an Bewerbern zu fehlen. Dagegen muß das eigentliche Küsteramt von einem nach obigen Grundsätzen ausgewählten Küster im Hauptamte versehen werden. In den meisten Fällen wird in den Städten das vorhandene Küstervermögen, nach Abtrennung einer angemessenen Vergütung für die erstgenannten Nebenämter, ausreichen, um den Grundstock zu einer genügenden Besoldung für eine Familie mit einfacher Lebenshaltung zu geben (1000—1500 Mk. neben freier Wohnung).

3. Geschieht dies, dann ist hier eine Grundlage gegeben für Einrichtung eines Gemeindediakonats, wie sie besser nicht möglich ist. Denn

(These 3) die Verbindung des Küsteramtes mit dem des Gemeindehelfers gibt

a) dem Küster eine volle Berufsarbeit,

b) dem Gemeindehelfer eine gesicherte und kirchlich klare Stellung.

Was nach Abzug der Dienste eines Glöckners, Kirchendieners und Organisten von den oben aufgezählten Küsterdiensten noch übrig bleibt, das ist allein nicht genug, um eines Mannes Arbeitstag auszufüllen. Stellt man, wie es oft geschehen ist, an Stelle des früheren Küsters nur einen Kirchendiener im Hauptamte an, einen Lohndiener etwa oder sonst einen Mann, der für die diakonische Arbeit in der Gemeinde nicht geeignet ist, so erhält man im besten Falle einen würdevollen Faulpelz; die Schaffung solcher Sinekuren ist der evangelischen Kirche aber unwürdig, doppelt in einer Zeit, wo sie so schwer um ihre Existenz und Geltung zu ringen hat. Ist der Küster aber ein Mann, der Kranke zu pflegen, Jugend zu sammeln und zu leiten, Armenfürsorge zu treiben weiß, so wird er bald eher zu viel, als zu wenig zu tun haben.

Anderseits gibt dem Gemeindehelfer die Anstellung als Küster eine gesicherte und kirchlich klare Stellung. So, wie es heute noch steht, ist ja die Einrichtung einer Gemeindediakonie zunächst noch Sache persönlichen Beliebens; — ein Versuch eines einzelnen Pastors, oder eines freien Vereins. Der Gemeindehelfer mag sich manchmal in Sorge fragen: Was wird einmal aus mir und meiner Familie, wenn dieser Pastor, der mich berufen hat, stirbt oder fortzieht, oder wenn der Verein sich auflöst? Ist er aber als Küster von der Gemeinde angestellt, so hat er damit eine relativ gesicherte Position, kann mit Ruhe seinen Hausstand begründen und braucht nicht bei jeder Gelegenheit ans Wandern zu denken. Er hat auch als Küster eine klare Stellung zum Pastor, wie zur Gemeinde, während unser lutherisches Kirchenvolk sich unter einem Stadtmissionar so leicht nichts rechtes zu denken weiß; er muß freilich auch die Schmach mittragen, die heute keinem Angestellten der Kirche erspart bleibt. Aber das schadet ihm ja auch nichts.

Ich rede hier nicht von Zukunftsplänen ohne reale Unterlage. Wir haben in Hannover mit dieser Einrichtung in den letzten Jahren allerlei Versuche gemacht, in der Großstadt, in Mittel- und Kleinstädten, der Zuschnitt der Arbeit war je nach den Verhältnissen sehr verschieden. Aber die Resultate waren durchaus günstige, und unsere Pastoren bezeugen, daß ihnen durch diese Einrichtung viel Arbeit abgenommen, aber nicht ihre eigentliche Arbeit weggenommen ist. Allerdings sind auch Bedenken laut geworden. Das schwerwiegendste ist: Der Küster habe zu viel Zeit auf Schreibereien und auf den Sonntagsdienst, besonders auf die Assistenz bei den Kasualien zu verwenden, als daß er zu einer wirksamen Arbeit in der Gemeinde und insbesondere an der Jugendpflege kommen könnte. Ich antworte darauf: Das erstere abzustellen wird Sache pastoralerWeisheit sein; das andere

sehe ich nicht so schlimm an. Gewiß ist's schwer, einen Sonntag mit vollem Küsterdienst durch eine Abendarbeit im Jünglingsvereine zu beschließen; wer das Sonntag für Sonntag leistet, hat dann auch Anspruch auf einen vollen Ruhetag in der Woche, etwa am Montag. Aber unmöglich ist das nicht, zumal dann nicht, wenn die Wohnung des Küsters in dem Gemeindehause liegt, das ich als das „männliche Gemeindehaus“ neben das „weibliche“, das Diakonissenheim, stellen möchte, dem Gemeindehause, welches die Räume für den Jünglings- und Männerverein, die Volksbibliothek, den Saal für Familienabende und die Konfirmandensäle enthält. Nur in ganz großen Gemeinden wird ja die Zahl der Kasualien so groß sein, daß der Küster dadurch den ganzen Sonntagnachmittag in der Kirche festgehalten wird; in so großen Gemeinden ist dann aber auch Raum und Arbeit für einen zweiten jüngeren Gemeindehelfer, der, unverheiratet, bei dem älteren wohnt, ihn vertritt und ihm hilft, und der dann auch, ohne die Kontinuität der Arbeit zu gefährden, einmal wechseln kann, weil ja der Ältere, der Küster, bleibt.

Gewiß liegen noch manche Schwierigkeiten auch auf diesem Wege; aber sie sind zu überwinden, wenn nur die rechte Leitung da ist und — die rechten Persönlichkeiten.

4. Das ist nun die letzte Frage, mit der wir uns zu beschäftigen haben: woher nehmen wir die rechten Persönlichkeiten für eine derartige selbständige Besetzung des Küster- und Gemeindehelferamtes? Auch darauf gibt es sehr verschiedenartige Antworten. Die einen wollen nur Männer anstellen, die aus der Gemeinde selbst hervorgegangen sind. Die haben den Vorzug, daß sie die Gemeinde kennen und in ihr bekannt sind; auch sehen es die Leute im allgemeinen gern, wenn solch eine Stelle einem Ortsangehörigen zuteil wird. Doch sollte man vorsichtig sein. „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.“ Es gehört eine starke, charaktervolle Persönlichkeit dazu, die sich von Gemeindeklatsch und Gemeindeunsitte frei zu halten vermag; jedenfalls sollte man kein Gemeindeglied wählen, das nicht schon in jahrelanger freiwilliger Mitarbeit bewiesen hat, daß es das Geschick, den Eifer und die Sinnesart besitzt, die solcher Beruf erfordert. Denn wer einen Handwerker oder Angestellten aus einem auskömmlichen Lebensberufe heraus in eine Gemeindehelferstelle beruft, der kann in bittere Verlegenheit geraten, wenn der Betreffende den neuen Aufgaben nicht gewachsen ist, die Rückkehr in den alten Beruf aber auf Schwierigkeiten stößt.

Militäranwärter u. desgl. haben den Vorzug der Gewöhnung an Pünktlichkeit, Ordnung, sicheres äußeres Auftreten. Aber es liegen doch in der ganzen Art des militärischen Dienstbetriebes, an den sie gewöhnt sind, auch schwere Bedenken. Soll wirklich ein Gemeindeamt erstehen, das von dem Geist christlicher Liebe durchdrungen ist und nicht bloß ein Kirchenbureau, auf dem die

Petenten wie auf dem Bureau des Bezirkskommandos abgefertigt werden, so wird ernstlich zu prüfen sein, ob sich bei dem Bewerber eine tiefere Lebensauffassung, ein fest gegründetes Christentum findet, welches ihn vor sittlicher Laxheit, rein äußerlicher Pflichterfüllung und bedientenhaftem Sinn bisher bewahrt hat und ferner bewahren kann.

Man hat vorgeschlagen, Küsterschulen oder Küsterkurse einzurichten. Aber abgesehen davon, daß die darin gegebene Vorbildung doch nur eine recht einseitige und oberflächliche sein könnte, zumal wenn man sich auf ein halbes Jahr der Vorbildungszeit beschränken will, so liefert die Absolvierung solch eines Kursus doch gar keine Garantie für die Gewöhnung an kirchliche Arbeit und kirchlichen Dienst. Daher wage ich es, auf die Gefahr hin, als einer zu erscheinen, der pro domo redet, als meine vierte These den Satz aufzustellen:

Für den Beruf eines Küsters, der zugleich Gemeindehelfer ist, wird die Ausbildung in einem Brüderhause um der damit verbundenen diakonischen Schulung und sittlichen Bewährung willen eine gute Vorbereitung sein. Es ist daher anzustreben, daß jede Landeskirche ihr eigenes Brüderhaus habe, und an die bestehenden Brüderhäuser die Aufforderung zu richten, in der speziellen Ausbildung ihrer Brüder noch mehr als bisher diesen Beruf zu berücksichtigen.

Daß die Vorbildung im Brüderhause bis jetzt die beste Vorbereitung für den Gemeindehelfer und Küsterdienst ist, ist mir aus folgenden Gründen gewiß: Man nimmt dort nur sittlich unbescholtene junge Leute auf; sie müssen sich jahrelang im Anstalts- und Gemeindedienst bewähren, ehe sie zu einer selbständigen Stellung vorgeschlagen werden; sie sind an kirchliche Sitte und Ordnung gewöhnt und zu einer einfachen, bescheidenen Lebensführung erzogen; und es ist von ihnen zu erwarten, daß sie über ihre nächsten Pflichten hinaus für die Mitarbeit in der Gemeinde in Armen- und Krankenpflege und Rettungsarbeit Bereitschaft und Verständnis mitbringen. Genaue Kenntnis ihrer Gaben und Leistungen infolge der jahrelangen Arbeitsgemeinschaft ermöglicht es dem Vorsteher, für den betreffenden Posten die rechte Auswahl zu treffen, und wenn ein Mißgriff vorgekommen ist, so bietet das große Arbeitsgebiet eines Brüderhauses leichter Gelegenheit zur Versetzung und zum Ersatz durch geeignetere Kräfte. Daß unsere Brüder neben ihren persönlichen Schwächen auch manche Standesfehler aufzuweisen haben, Anstaltsenge und Einseitigkeit und manchmal auch Neigung zu unverständigem Richten, das weiß niemand besser, als der Vorsteher des Brüderhauses. Aber die Erfahrungen mit den Brüdern, welche wir in den letzten Jahren in den Küsterdienst entsendet haben, sind doch recht günstige gewesen und geben uns den Mut, zu bitten, daß die Amts-

brüder, wo es sich um die selbständige Besetzung eines Küsteramtes handelt, doch auch immer das Brüderhaus ihrer Landeskirche zur Bewerbung mit heranziehen und zulassen sollten. Jedenfalls sind wir jederzeit bereit, über unsere Erfahrungen in dieser Sache durch Mitteilung von Anstellungsverträgen, Dienstanweisungen, Arbeitsberichten den Amtsbrüdern Kunde zu geben. Ich trete für diese Sache wirklich nicht nur deswegen so ernstlich ein, weil ich damit einigen Brüdern Lebensstellungen zu verschaffen hoffe, sondern aus einem weiteren Gesichtspunkte heraus. Innerhalb der lutherischen Kirche hat man der Inneren Mission stets etwas zurückhaltend und zögernd gegenübergestanden. Es hat lange gedauert, es mußte erst Löhe seine bahnbrechende Arbeit tun, ehe man sich auf lutherische Diakonissenhäuser einließ. Dann haben dieselben freilich eine glänzende Entwickelung erlebt. Im Vergleich damit sind die Brüderhäuser bei uns Lutheranern stark zurückgeblieben. Wir haben nur drei Brüderhäuser in lutherischen Landeskirchen. Die meisten lutherischen Landeskirchen haben wohl ein oder mehrere Diakonissenhäuser, aber kein Brüderhaus. In der preußischen Landeskirche dagegen hat jede Provinz ihr großes blühendes Brüderhaus, Schlesien, Sachsen, Rheinland je zwei. Woher kommt das? Ein gewichtiger Grund ist jedenfalls der gewesen, daß in den Kreisen der „positiven Union“ von vornherein mehr Sinn für die männliche Gemeindediakonie gewesen ist. Wichern hatte sie dort eingeführt in der Form der Stadtmission. Gegen diese Weise hat man in der lutherischen Kirche manche schwere und, wie ich glaube, nicht unbegründete Bedenken. Aber man hat im allgemeinen nichts besseres an die Stelle gesetzt! So war denn z. B. bei uns in Hannover in den ersten fünfundzwanzig Jahren des Bestehens der Brüderanstalt fast gar keine Gelegenheit zur Gemeindearbeit für die Brüder des Stephansstiftes vorhanden. Man hatte ein Brüderhaus ins Leben gerufen in der ausgesprochenen Absicht, darin Berufsarbeiter der Inneren Mission zu erziehen, die in der Sitte und dem Bekenntnis der Landeskirche ihre geistige Heimat hätten. Man ließ den Ruf ins Land gehen: „Wir müssen Brüder haben!“ aber man vertraute diesen seinen Brüdern keine oder doch nicht genug Arbeit an. Oder was für Zukunftsaussichten hatten wir für unsere Brüder, wenn sie 6—10 Jahre lang im Dienst an den Blöden und Epileptischen sich bewährt und geübt, Erziehungsarbeit an verwahrlosten Kindern getrieben und sich sonst nach allen Seiten in der evangelischen Diakonie ausgebildet hatten? Die paar Hausvaterstellen in Herbergen zur Heimat, Armenhäusern, Rettungshäusern, das war alles. Die Folge war eine gewisse Mutlosigkeit in unserem Brüderkreise, ein Mangel an Nachwuchs jüngerer Kräfte, dem wir nicht zu steuern wußten. Denn in unserer Kirche, die keine verdienstlichen Werke, kein verdienstliches Cölibat kennt, darf man nicht den Mut haben, junge Leute zu

einem Lebensberufe einzuladen, der ihnen nicht die Möglichkeit in Aussicht stellt, einen Hausstand zu gründen. Einzelne Naturen finden ja ihre Befriedigung darin, ihr Lebenlang in einer Anstalt als Pfleger der Blöden und Schwachen ehelos zu leben, und es sei ferne von mir, sie darum gering zu achten; aber das sind Ausnahmen. Wie ist das anders geworden, seit Gemeindehelfer und Küster von uns begehrt werden. Wie ist da ein frisches Streben in unsere jungen Brüder gekommen, wie haben wir seitdem den Unterricht ausbauen müssen und haben es gerne getan! Wir haben die Gedanken des Generalsuperintendent Kaftan mit Freuden begrüßt, die er in seinen „Vier Kapiteln von der Landeskirche“ ausspricht: Zu Kirchenvorstehern wie zu Kirchendienern solle möglichst nur gewählt werden, wer sich in diakonischer Arbeit in der Gemeinde bewährt habe; mit dem Küsteramte sei das Gemeindehelferamt zu verbinden; jede Landeskirche, ja, jede Generalsuperintendentur müsse ihr eigenes Brüderhaus als eine Schule für solche Gemeindehelfer und Küster haben. Da sieht man doch klare erreichbare Ziele vor sich, und die Möglichkeit, die gesegneten Arbeitserfahrungen der Inneren Mission im Sinne unserer lutherischen Kirche zu verwerten zum Ausbau des Gemeindelebens. Darum habe ich es gewagt, um Ihr Interesse für diese Einzelfrage zu bitten, obwohl ich weiß, daß es noch keine „brennende Frage“ ist; und bitte noch, daß Sie mithelfen, damit unsere lutherischen Kirchengemeinden, wo die Verhältnisse es nötig machen, das Amt eines Gemeindediakonen neben dem der Gemeindediakonisse als ständige Einrichtung erhalten.

Die Krankenpflege auf dem Lande.*)

Von **D. J. S. Büttner,** Pastor und Vorsteher des Henriettenstifts zu Hannover.

Aus der Geschichte der Diakonie Jesu berichtet uns der Evangelist Markus 6, 53—56 einen besondern Zug. Jesus ist in der Kraft seiner Herrlichkeit über die Wogen des Sees Genezareth dahingegangen. Die Jünger sind samt ihm am jenseitigen Ufer des Sees angekommen. Das Volk hört, daß Jesus dort ist. Man eilt in die umliegenden Länder, hebt die Kranken auf Bahren und Betten und bringt sie zu Jesu. Er wandert durch Dörfer, Städte und Höfe, überall legt man ihm die Kranken auf die Straße, an den Markt; man bittet, daß die Kranken nur den Saum seines Kleides anrühren dürfen, und die ihn anrühren, werden gesund.

*) Bereits in der „Zeitschrift für Krankenpflege“ (herausgegeben von Prof. Kobert und Cramer) veröffentlicht.



Ein wunderbar herrliches Bild, das Bild der Diakonie Jesu. Wir sind nicht der Meinung, daß das Leben Jesu in jedem einzelnen Zug ein Gesetz für das Leben der Kirche sein kann und soll. Aber ich denke, wir freuen uns, wenn in der Arbeit der Gemeinde der Gläubigen es sich von selbst entwickelt, daß sie in der Ähnlichkeit der Diakonie Jesu einhergehen kann.

Nun war der Herr in erster Linie stets bemüht, sich den Städten zu widmen. Sein Auge ruhte auf der Hauptstadt Palästinas; gen Jerusalem zog er wiederholt, und wenn er dort war, tat er an Kranken und Elenden Wunder; denken wir an den Lahmen am Teiche Bethesda, an den Blindgeborenen zu Siloah. Noch mehr Taten des rechten Arztes finden wir verzeichnet in der Geschichte Kapernaums; sie hieß deshalb „seine Stadt", weil am meisten seiner Wunder dort geschehen waren.

Warum der Herr den Städten seine Liebe und Aufmerksamkeit vor allem zuwandte? Schon damals fluktuierte in den Städten das Leben; hier stand die Saat dicht und dick; hier konnte der große Ernter seine Sichel einschlagen und vielem Volk auf einmal das Wort sagen und seine Hilfe tatsächlich anbieten. Darum haben ihn auch die Städte am See Genezareth und namentlich die Hauptstadt des Landes vielfach festgehalten.

Aber eben in der oben bezeichneten Geschichte offenbart es sich, wie Jesus, der ja auch in einem Landstädtchen seine Jugend verlebte, ein offenes Auge für die Nöte derer hat, die in den Dörfern oder gar in einzelnen Gutsbezirken und Höfen lebten.

Das ist uns ein Fingerzeig auch für die Gegenwart. Die evangelische Diakonie, sei es die des männlichen, sei es die des weiblichen Geschlechts, hat sich seit ihrem Bestehen, also jetzt seit 70 Jahren, in ähnlicher Weise entwickelt. Obwohl Fliedner in einem Landstädtchen wirkte, obwohl Löhe in einem armen fränkischen Dorf wohnte, richteten sich deren Blicke zuerst auf die großen Städte, als den Sammelpunkt, wo das arme Volk zusammenströmt. Jene Väter der Diakonie haben nicht prophetisch voraussehen können, welche Bedeutung ihre Schöpfung haben werde in einer Zeit wie die heutige, wo das Land sich von Einwohnern entleert, wo die Städte in ungeahnter Weise zunehmen, wo namentlich das soziale und sittliche Elend zu einem Höhepunkt gekommen ist, der sich nicht voraussehen ließ. So haben denn nun auch die Städte bereits ihre großen Anstalten. Und wenn ich mich bei meinem heutigen Thema selbstredend auf die weibliche Diakonie beschränke, so darf ich zu Gottes Ehre und zu aller Freude es aussprechen, daß in der kurzen Spanne Zeit von noch nicht 70 Jahren Gott der Herr eine große Schar von Diakonissen unserer evangelischen und speziell unserer lutherischen Kirche geschenkt hat. Es sind deren in den zum Kaiserswerther Verbande gehörenden Häusern insgesamt 16400; sie arbeiten teils in Anstalten, teils in Gemeinden; und zwar sind

in 1152 Krankenhäusern 6427 Diakonissen beschäftigt; in 2599 Gemeindepflegen arbeiten deren 4183. Die übrigen verteilen sich auf Anstalten für Rekonvaleszenten, Sieche, Krüppel, Blöde und Epileptische, Krippen, Schulen usw. Es liegt in der Natur der Sache begründet, daß die meisten dieser Anstalten sich entweder in großen Städten oder doch nur in solchen Landgemeinden befinden, die ihrer Einwohnerzahl und ihren Bedürfnissen nach zu Städten herangewachsen sind. So haben sich dann die Hauptkräfte der evangelischen Diakonie bisher den Städten und ihren besonderen Nöten zugewendet. Man wird das auch vollkommen berechtigt finden.

Für diese Berechtigung spricht schon das eine, daß wie vor Zeiten so auch heute sich die Geschicke eines Volkes nicht auf dem Lande, sondern bei den Städten und namentlich in den großen Städten entscheiden. Hat das Evangelium in unserem Volke einst vor allen Dingen in den großen Mittelpunkten Platz gegriffen, während bei den Heiden noch die Götzendienste lebten, so muß heute das moderne Heidentum, welches hineindringt, und das in den Zentren seinen Thron aufschlägt, auch vor allen in den Städten bekämpft und überwunden werden. Denn von diesen aus strömt entweder das Leben oder der Tod, entweder der Glaube oder der Materialismus über das Land hinaus. Nun ist ja aber die evangelische Diakonie, auch die des schwächeren Geschlechts, nichts anderes als ein wenn auch geringes und oft sehr bescheidenes Werkzeug in der Hand des Herrn, um dem Ansturm der modernen Weltanschauung entgegenzutreten, und in dem Leben der Liebe, der selbstlosen Barmherzigkeit, den Tatbeweis zu liefern, daß der Glaube eine Macht ist, die die Welt überwindet, eine Macht, welche durch die Liebe große Taten vollbringt und so auch an den Gewissen sich bezeugt, daß in keinem andern Heil, in keinem andern göttliches Leben, in keinem andern selbstverleugnende Hingabe zu finden ist, als in Christo und in der Gemeinschaft mit ihm.

Aber wenn auch die Städte die ersten und dringendsten Anforderungen an die evangelische Diakonie gestellt haben, so erfordert es schon die Billigkeit, den Blick auch auf die Nöte der Landbevölkerung zu richten. Denn woher nehmen die Diakonissenhäuser das Hauptkontingent ihrer dienenden Schwestern? Gewiß auch aus den christlichen Kreisen gebildeter Bewohner der Städte. Aber vorwiegend aus den gläubig-lebendigen Gemeinden des Landes. Haben nun die Landgemeinden uns dies treffliche Material von an den Herrn hingegebenen Seelen gestellt, so verlangt es die Dankespflicht, den Landgemeinden nun auch die Schuld abzuzahlen. In der Tat tönt uns aus den Landgemeinden oft der anklagende Ruf entgegen: „Wir helfen euch, und ihr helft uns nicht!“

Man könnte dem die Frage entgegenstellen: ist es denn

wirklich nötig, daß in einfachen, wohlgeordneten Landgemeinden eine berufsmäßige Krankenpflegerin angestellt werde? Wir haben aus patriarchalisch geordneten Gegenden oft die Antwort gehört: „Diese Not besteht nicht; hier auf dem Lande gilt noch das schöne Recht der Nachbarschaft; Nachbaren helfen sich in Not und Tod.“ In der Tat hat diese schöne Ordnung und Sitte tausend Wunden geheilt und in unzähligen Fällen das nötigste an Pflege der Kranken getan.

Allein, gibt es solche patriarchalische Verhältnisse wirklich noch in vielen Teilen unserer Landbevölkerung? Sind nicht überall Gemeindeglieder eingezogen, die nicht zum alten Stamm gehören? Entfremdet man sich nicht auf dem Lande, abgesehen von den ganz einsam gelegenen Dörfern, mehr und mehr? Dazu kommt anderes. Die Erkenntnis der neueren Medizin zeigt, daß es sich bei der Krankenpflege nicht allein um die Bekämpfung akuter Krankheitsfälle, um das Eintreten bei wirklichen Erkrankungen handelt, sondern vielmehr darum, unser Volk darauf aufmerksam zu machen, daß man viele sich schon im Körper der Kinder entwickelnde Schwächen durch Vorsicht und richtige Behandlung aufheben kann. Es ist mehr und mehr an den Tag getreten, daß man die Landbevölkerung unterweisen muß, wie sie für gesunde Wohnung, bessere Lagerung, gesundheitsgemäße Erziehung der Kinder und der Jugend sorgen muß. Wie bedeutsam ist es z. B., daß jetzt die Erkenntnis allgemein hindurchgedrungen ist, die vielen schweren Puerperalfieber seien allein durch Infektion entstanden, so daß noch heute in Deutschland mehr als 10000 Fälle jährlich gerechnet werden, wo an diesen, durch Schuld der Menschen entstandenen Krankheiten für die Kinder notwendige Existenzen zu Grunde gehn. Also auch um dessen willen wird es erwünscht sein, auch unserm Landvolk den Liebesdienst zu erweisen, der allein durch geübte Krankenpflege erfolgen kann.

Hier könnten und müßten ja nun die Pfarrfrauen und die Frauen der Lehrer schon bessernd eintreten. Es ist von langer Zeit her eine schöne Art gewesen, daß die Pfarrfrauen, jung oder alt, von Gemeindegliedern gerufen wurden, wenn es sich um Krankheit bei Kindern oder Erwachsenen handelte. Ich sehe es noch, wie die treue Mutter des Pfarrhauses mit ihrem Kästlein ins Dorf zog, in dem nach damaliger Art der Medizin ein Heftpflaster, ein Zugpflaster, eine spanische Fliege, eine Pinzette sich befanden! Wie gern wurde sie gerufen, und wie heilsam war auch schon dann ihre Einwirkung, wenn sie namentlich für Lüftung der Krankenzimmer, Reinigung der Betten usw. sorgte und darauf hinwies, daß nach dem Tode des etwa Tuberkulösen das Bett entweder nicht wieder gebraucht oder doch gereinigt wurde. Seitdem haben sich die Zeiten geändert; die Anforderungen an die Pfarr- und Lehrerfrauen sind größere geworden. Doch soll hier ein schöner Gedanke, der von dem bekannten General-

superintendent Hesekiel angeregt und auch in gewisser Weise schon zur Ausführung gekommen ist, nicht unerwähnt bleiben, nämlich der, daß Bräute von Kandidaten oder Pastoren in einem Diakonissenhause einen Kursus durchmachen, um das Nötigste in der Krankenpflege zu lernen, um einen gewissen Einblick in die Hygiene zu bekommen und um dies im späteren Leben ausüben zu können. Gewiß ist es wenig, was sich da in einigen Wochen erlernen läßt; aber das Auge ist geöffnet. Wie bedeutsam dies Vorgehen ist, zeigt sich daran, daß die „Charitas", das bekannte katholische Blatt für die Liebestätigkeit, berichtet, auch in katholischen Gegenden seien für die Dörfer in besonderen vierwöchentlichen Kursen Frauen und andere weibliche Wesen ausgebildet, da selbst die katholische Kirche mit ihren Tausenden von Schwestern nicht in der Lage ist, dem Landvolk genügend zu dienen.

Aber auch diese Aushülfe wird nicht immer genügen. Eben deshalb tritt nun die Forderung an die Diakonissenhäuser heran: sendet uns Schwestern!

Wie lautet die Antwort? Leider sehr oft verneinend; wir können nicht, wenn wir auch möchten. Ja, das Wort klingt schmerzlich durch die Herzen der Leiter der Diakonissenhäuser und ebenso schmerzlich durch die Gemüter derer hindurch, denen diese Absage gegeben wird. Aber es bleibt dabei, wir können noch nicht. Denn obwohl wir oben gesagt haben, daß die Zahl der Diakonissen eine ansehnliche geworden ist, so bleibt sie doch den ungeheuren Anforderungen, die an uns gestellt werden, gegenüber immer noch eine geringe, ein Tropfen am Eimer. Die Arbeit, die Ernte ist groß und weit, der Arbeiterinnen sind wenig, viel zu wenig! Es ist unaussprechlich schmerzlich, daß auch auf dem Gebiete der evangelischen Diakonie diese Klage des Herrn immer weiter tönt; daß sie wohl nicht immer genügend sich zum Gebet zu dem Herrn der Ernte gestaltet, daß er Arbeiter senden wolle.

Aber in der Tat gilt hier nicht bloß dies eine, daß die Diakonissenhäuser nicht genügend Persönlichkeiten haben, sondern wo die Gemeinden nicht zu einer Anzahl von mindestens 2—3000 Einwohnern angewachsen sind, wird eine Diakonisse nicht genügend Arbeit finden. Denn Diakonissinnen sind berufsmäßige Arbeiterinnen im Werke der Liebe und Barmherzigkeit, das heißt sie treiben nur dieses eine; die Arbeit an den Armen und Kranken geschieht von ihnen nicht im Nebenamte, sondern im einzigen Amte. Nun würde eine Diakonisse in kleineren Landgemeinden viele Zeiten durchleben, wo sie eine nicht gewünschte Muße hat. Freilich, sie kann Konfirmanden sammeln, mit ihnen die Konfirmandenstunden wiederholen; sie kann der konfirmierten Jugend, der Jungfrauen sich annehmen; sie kann Nähvereine, Missionsvereine gründen. Aber auch dann ist ihre Zeit nur selten

ausgefüllt, und auf dem Lande, wo, wie man zu sagen pflegt, in den Sommermonaten niemand Zeit hat krank zu sein, werden oft drückende Zeiten für die Schwester kommen, wo sie das Gefühl hat, ihre Kraft nicht genügend verwenden zu können.

Ein anderer Umstand kommt noch hinzu. Die Diakonissenmutterhäuser haben sich bisher nicht entschließen können, die Diakonissen auf das Fahrrad zu setzen. Dies wäre nötig, wenn eine Diakonisse die verschiedenen Ortschaften einer weitverzweigten Gemeinde oder gar eines Bezirkes wirklich genügend bedienen sollte. Daß die Mutterhäuser gegen die Benutzung des Fahrrades sind, liegt nicht etwa bloß in einem ästhetischen Gefühl begründet, sondern auch darin, daß das Rad, wie bekannt, für das weibliche Geschlecht überhaupt seine Gefahren hat, und darin, daß eine Schwester, die in heißer Krankenstube gearbeitet hat, wenn sie hinaustritt, schweren Erkältungen aufs schlimmste ausgesetzt ist.

Wenn also nun durch Voll-Diakonissen dem Lande noch nicht zu helfen ist, so fragt es sich, ob nicht andere Wege gangbar sein möchten. Es hat sich von selbst ergeben; ohne daß man es suchte, ist man in die Bahn der ersten Kirche wieder eingetreten: „aus der Gemeinde, für die Gemeinde“ sollen die Pflegerinnen den Gemeinden geschenkt werden. Wie eine Phöbe aus Korinth und Kenchreà stammend, wie die Jüngerin Tabea, in Joppe wohnend, ihre Kräfte und Gaben der Gemeinde widmete, so hat es sich von selbst gestaltet, daß man für die Dörfer dort wohnhafte Persönlichkeiten als Krankenpflegerinnen angestellt hat.

Die Persönlichkeit einer solchen Pflegerin betreffend darf gesagt werden, daß hier sowohl Ehefrauen, als Witwen und ältere Jungfrauen sich als geeignet erwiesen haben. Gegen die Anstellung von Ehefrauen könnte man einwenden, erstlich, daß sie ja doch durch Mann und Kinder gehindert seien, da diese ihre Kraft in Anspruch nehmen, und zweitens, daß Ehefrauen doch schwerlich zu Leuten mit ansteckenden Krankheiten gehen dürfen, weil sie dann Gefahr laufen, ihren Kindern diese Krankheiten zu bringen; das letztere würde ja auch von Witwen gelten, denen Gott Kinder geschenkt hat. Die bisherigen Erfahrungen haben gelehrt, daß beide Gründe nicht stichhaltig sind. Denn das ist gerade der Vorzug bei Anstellung einer eingeborenen Persönlichkeit für die Krankenpflege, daß sie neben derselben noch einen besonderen Beruf ausüben kann und dadurch alle diejenige Zeit zu verwerten imstande ist, die die Krankenpflege nicht erfordert. In gewisser Weise kann man sagen, daß Ehefrauen sonderlich für diese Arbeit passen, weil sie sozial und moralisch die sicherste Stellung dem Volke gegenüber haben.

Wie sollen nun diese Pflegerinnen ausgebildet werden? Daß sie überhaupt einer Ausbildung für die Krankenpflege bedürfen,

ist bei den jetzigen Anforderungen auch der einfachsten Medizin auf dem Lande unzweifelhaft. Ja, gerade auf dem Lande, wo der Arzt nicht so schnell zu erreichen ist, bedürfen sie einer Ausbildung, um sich und anderen in schwierigen Verhältnissen helfen zu können. Diese Vorbildung muß nun nach den bisherigen Erfahrungen in folgender Weise geschehen. Pastor und Kirchenvorstand sind die berufenden Organe, um auch in diesem Stücke das auszuführen, was unsere Presbyterial- und Kirchenvorstandsverfassung von uns fordert, was aber auch in dem Beruf des Seelsorgers und seiner Gehilfen in der Gemeinde beschlossen ist; sie sehen sich in der Gemeinde nach einer tüchtigen, geschickten, unsträflich wandelnden, christlichen, gesunden, weiblichen Persönlichkeit um, fordern sie auf, den Beruf zu übernehmen. Finden sie Willigkeit, so wird die betreffende Persönlichkeit bei dem Diakonissenmutterhause angemeldet. Das Mutterhaus nimmt die zukünftige Dorfpflegerin, denn diesen Namen möchten wir ihr geben, entweder in ihr eigenes Hospital zum Lernen auf, oder entsendet die Betreffende in ein solches Krankenhaus, das von einer tüchtigen Diakonisse und guten Ärzten geleitet wird. Die Ausbildungszeit ist auf mindestens sechs Monate zu bemessen. Es taugt durchaus nicht, in dieser Beziehung kürzen zu wollen, es würde dies zum Schaden der Pflegerin und zum Schaden der Gemeinde gereichen; im Gegenteil ist es erwünscht, daß man eventuell noch eine längere Zeit ins Auge faßt und für die Ausbildung verwendet. Immerhin ist anzuraten, daß die künftige Pflegerin wenn möglich auch in einer Hebammen-Lehranstalt einen Kursus von 4—6 Wochen noch durchmacht, um in Wochenpflegen einige Übung zu haben, die ja auf dem Lande oft so dringend erforderlich ist, und die geschehen kann, ohne den Hebammen in ihrem Verdienste und Berufe hinderlich und schädlich zu sein.

Wenn die also zur Schulung entsandte Persönlichkeit von dem betreffenden Mutterhause oder Krankenhause für tüchtig befunden wird, so kehrt sie in ihre Heimat und ihre alten Verhältnisse zurück. Nach einem mit dem Kirchenvorstande oder gegebenen Falles mit einem Verein (Vaterländischen Frauenverein) abgeschlossenen Vertrag bezw. nach einer Dienstanweisung hat die Pflegerin nun in der Gemeinde die Krankenpflege auszuüben. Der Arzt, vielleicht auch der Kreisarzt kontroliert sie in etwas. Sind mehrere Pflegerinnen in einem Kreise angestellt, so werden sie hier und da an einem Zentrum, vielleicht am Orte der Superintendentur oder des Dekanats versammelt. Vor allem aber stehen sie unter Führung des Seelsorgers, haben ihm von den Kranken zu berichten und von ihm Weisung zu empfangen.

Auf diesem Wege sind z. B. im Hannoverlande, wo insgesamt etwa 50 Dorfpflegerinnen ausgebildet sind, schon verschiedene große Kreise mit Dorfpflegerinnen besetzt. Sie haben nach den

seit einigen Jahren gemachten Erfahrungen bereits wesentliche Dienste geleistet. Wo im Kreise Epidemien, wie z. B. gegenwärtig schwere Typhusepidemien, ausbrachen, sind sie nach den betreffenden Orten gesandt, haben gemeinsam gearbeitet und sind der Seuche mit Gottes Hilfe Herr geworden. Ja, sie haben dann auch den etwa im Kreise sonst noch angestellten Diakonissen hilfreiche Hand bieten können, wenn etwa in deren Bezirk besondere Notfälle vorlagen. Es ist wünschenswert, daß die Dorfpflegerinnen eine gewisse Anlehnung an die im Zentrum des Kreises arbeitenden Diakonissen finden; ja, es wäre erwünscht, daß mit der Zeit die Dorfpflegerinnen in dem Mutterhause, durch welches sie ihre Ausbildung empfangen, zu einer Konferenz versammelt und geistlich und geistig neu angeregt würden.

Mit besonderem Nachdruck möchte ich es aber betonen, daß auch diese Dorfpflegerinnen einen gewissen diakonischen Charakter tragen müssen. Es wird ihnen das eine sichere Stellung in der Gemeinde geben. Vor allem aber wird dadurch die Gemeinde der Gläubigen, die Kirche, selbst zu dem handelnden Subjekt der Liebesarbeit, und als solches soll sie doch dem Elend und der Not des Volkes erscheinen und auch wirklich gegenübertreten,

Vielleicht ist nun eine Parochie zu klein, um eine solche Dorfpflegerin zu berufen und zu beschäftigen; diese kann dann von mehreren Parochien angestellt werden. Die Schwierigkeit liegt dann allerdings in den oft weiten Wegen. Hier haben — im Gegensatz zu den eigentlichen Diakonissen — manche Dorfpflegerinnen das Rad benutzt, wie es ja die Hebammen auch vielfach tun. Die oben geltendgemachten Bedenken inbetreff der Gesundheit bleiben auch hier bestehen, die idealen und ästhetischen Bedenken fallen bei den Dorfpflegerinnen mehr weg.

Indem ich so versucht habe, zu zeigen, wie das Bedürfnis nach Krankenpflege auf dem Lande durch Dorfpflegerinnen einigermaßen befriedigt werden kann, weise ich noch auf ein besonderes Ziel hin, das indessen nicht wesentlich über das bisher Gesagte hinausgeht. Es fehlt unseren Landgemeinden oder den Landkreisen sehr an einer Stätte, wohin man in der Not einzelne Kranke bringen, wo man sonderlich Schwache, Sieche, Gelähmte, Verlassene, auch Kinder vorübergehend zur Pflege überweisen kann. Der Ruf nach Pfleghäusern, in denen man Kranke und Sieche unterbringen kann, muß laut hineinschallen in die Gemeinden. Gewiß ist das Bedürfnis nach sogenannten Gemeindehäusern auch ein großes; man will dort die Gemeinden geistlich versorgen, mit Bibelstunden und in Vereinigungen aller Art. Aber mit solchem Gemeindehause läßt sich recht wohl der Versuch verbinden, Siechenstuben zu bauen, in denen arme Kranke in ihrer Heimat oder doch ihrer Heimat nahe bleiben können bis an den letzten Tag ihres Lebens; ja, in denen man auch augenblicklich verlassene Kinder oder in

materielle Not gekommene Persönlichkeiten aufnehmen kann, ohne daß sie dem Armenhause zugewiesen werden müssen, was ja immerhin für verschämte Arme und unverschuldet in Not geratene Persönlichkeiten einen gewissen Makel oder doch ein schmerzliches Empfinden mit sich führt.

Die Dorfpflege oder die Krankenpflege auf dem Lande ist ein Gebiet, welches erst neu von der evangelischen Diakonie bebaut ist. Darum lassen sich noch keine gesicherten Resultate feststellen. Aber nach den Erfahrungen, welche bereits in den verschiedensten Teilen Deutschlands gemacht sind, scheint hier ein Weg gezeigt zu sein, den wir einschlagen müssen, und wir hoffen, daß Gott der Herr auch diesen Versuch sich wird gefallen lassen und seinen Segen darauf legen. Greifen wir es nur fröhlich an; kommen nur die Diakonissenhäuser den Gemeinden und die Gemeinden den Mutterhäusern vertrauensvoll entgegen; arbeiten wir nur Hand in Hand, die Prediger mit den Gemeinden und Kirchenvorstehern event. auch mit den Vereinen und namentlich mit den Ärzten, so wird sich schon das schöne Ziel erreichen lassen, welches das Bild des Herrn Jesu uns vor die Augen stellt: Er ging durch Dörfer, Städte und Höfe, man brachte ihm die Kranken, und er heilte sie. Das will er auch heute tun durch die, welche sich ihm zum Dienst begeben.

Deutsche Kolonisation und evangelische Auswanderermission.

Von Pastor **Müller** in Hamburg.

Die Fähigkeit und Kraft des germanisch-alemanischen Stammes (die Skandinavier, Niederländer und Deutschschweizer eingeschlossen) zur Kolonisation hat durch den Boden der Weltgeschichte zu tiefe und breite Furchen gezogen, um von irgendwelcher Seite in Frage gestellt werden zu können. Vom Beginn der christlichen Aera an und durchs erste Mittelalter schreitet der germanische Kolonisator vom höchsten europäischen Norden und Nordosten bis tief in den Süden: bis nach Spanien und Sizilien vor, im Westen bis nach England hinüber und nach Frankreich hinein, und im Südosten bis an die Donaumündungen und den Balkan. Er betreibt freilich „Kolonialpolitik“, wie es der Zeitgeist gab: das blanke Schwert schafft erst dem Kreuze und dem Bischofsstabe, dieser dann dem Spaten und Pfluge Raum. — Nach den Resultaten ist folgender Unterschied durchschlagend. Im Westen geht der erobernde, germanische Stamm in den besiegten, aber kulturell-überlegenen, romanisch-keltischen auf, wird

romanisiert, anglisiert. Im Osten germanisiert er seinesteils, zwingt dem kulturell-inferioren, slawischen und mongolischen Elemente, soweit er vorzudringen vermag, seine Sprache, Art und Sitte auf. So erstand der österreichische Kaiserstaat, als die starke Mauer gegen die räuberische, kulturfeindliche Türkenherrschaft im Südosten, so der brandenburg-preußische Staat als Damm gegen das Slawentum im Nordosten.

In die Mitte zwischen die europäischen Stämme und Mächte geklemmt wird das alte deutsche Reich, abgesehen von dem fortgesetzten Übergreifen nach Italien zu, nur noch durch die Kämpfe um die Behauptung seines Besitzstandes in Atem gehalten; und stellen wir hier gleich fest: das neue deutsche Reich, von Österreich abgeschnitten, befindet sich in seinen Ostgrenzen schon auf dem Rückzuge gegen das halbgermanisierte, zugleich populationskräftigere, stetig vordringende Slawentum.

Alle diese hier nur flüchtig angedeuteten Gründe und Umstände hielten das alte deutsche Reich des späteren Mittelalters und der Neuzeit in kolonisatorischer Untätigkeit fest, als Portugal, Spanien, die Niederlande, Venedig und Genua, dann Frankreich, vor allem das britische Inselreich im überseeischen, weiterschlossenen Osten und Westen ihre Kolonialreiche begründeten, erweiterten, befestigten. Deutschland behielt das Zusehen. D. h. die eminente germanische Rüstigkeit zur Kolonisation kam in ganz Amerika, in Südafrika und bis nach der australischen Inselwelt zur Verwendung, aber unter fremdem Szepter im Dienste der Herrenvölker, namentlich bei der Kolonisation und kulturellen Erschließung des gewaltigen nordamerikanischen Kontinents, für den auch bei der Erringung seiner Unabhängigkeit, als Republik, viel germanisches, vor allem deutsches, Blut floß.

Dieses breite Bett im weiten Westen für das Überfluten der Völker hat in den letztvergangenen Jahrhunderten das Meiste und Tüchtigste der germanischen kolonisatorischen Kraft in sich aufgenommen; in dieser großen Werkstatt ist es verarbeitet und reichlich ausgenutzt worden.

Im Übergange vom vorigen zum heutigen Jahrhundert hat sich für uns ein merkwürdiger Umschwung in allen kolonisatorischen Bedingungen vollzogen. Das neue deutsche Reich, sozusagen auf den französischen Schlachtfeldern zusammengelötet, ist eine große militärische Macht, bis auf weiteres die größte der Welt, geworden. Zugleich hat es, der mächtigen Entfaltung seiner Industrie und seines Welthandels folgend, im Wettbewerbe mit den seefahrenden Nationen sich zu einer sehr ansehnlichen Seemacht entwickelt. Dies hat dann weiter in den letzten Jahrzehnten zur Erwerbung sehr ausgedehnter, eigener überseeischer Kolonien geführt. Dadurch ist das Reich in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten, könnte und sollte nun unter eigener, nationaler Flagge und auf eigene

Rechnung seine altbewährte kolonisatorische Fähigkeit und Kraft betätigen.

Jedoch nun hat es den Anschein, als rückte Deutschland zum selbständigen, überseeischen Kolonisieren zu spät in die Bahn. 1. Die Welt ist verteilt. Die heutigen großen Kolonialmächte: England, Nordamerika, Frankreich und Rußland, zu denen sich jetzt Japan heranzudrängen scheint, beherrschen fast den ganzen Raum, und alte Kolonialmächte: Spanien, Portugal, die Niederlande, räumen ihnen den ersten Platz ein, oder beschränken sich lediglich auf die mühsame Erhaltung ihres Kolonialbesitzes. Dem deutschen Reiche bleiben Brocken hier und da, welche ihre Kolonisationsfähigkeit und ihren kolonialen Wert erst nachzuweisen haben. Aber 2. die Kraft zu intensiver Kolonisation überseeischer Gebiete ist im Vaterlande nicht mehr, oder nicht hinreichend mehr vorhanden.

Versteht man unter nationalem Kolonisieren nichts weiter als: Flaggen hissen, wilde Volksstämme unter die deutsche Botmäßigkeit bringen und mit Hilfe der Schutztruppe und der erforderlichen Beamtenschaft leidlich im Zügel halten und zur Bearbeitung deutscher Pflanzungen, zur Anstellung von Bohrversuchen etc. heranziehen, dazu reichen unsere Kräfte aus, wenn auch unsere jüngsten Erfahrungen in Südwestafrika uns erschütternde Beweise davon geben, wie schwer und opferreich auch nur diese erste elementarste Kolonisationsarbeit werden kann. Das eigentliche nationale Kolonisieren tritt erst mit Folgendem in die Bahn: Niederlassungen von deutschen Familien mit Frauen und Kindern, Ausroden der Wälder, Trockenlegen der Sümpfe, Betreiben von rationeller Viehzucht, von Körner- und Pflanzenbau und von den unterstützenden Handwerken, Anlage von Eisenbahnen und Verkehrsstraßen, Schaffen von Märkten für die Erzeugnisse des Gewerbefleißes, vor allem aber: Bildung von Gemeinwesen mit Schule und Kirche. Denn dies ist fundamental für Kolonisation im eigentlichen Sinne: der Pionier dafür war, ist und bleibt der christliche Missionar. — Für alle diese kolonisatorischen Aufgaben aber haben wir das hinreichende Menschenmaterial auf absehbare Zeit im Lande nicht mehr zur Verfügung. a. Unsere starke Land- und Seemacht, Heer und Kriegsmarine, samt der großen Handelsflotte, legen in erster Linie und in immerfort steigendem Maße auf den rüstigsten Teil der Bevölkerung Beschlag. b. Die Landwirtschaft und die in kräftigstem Aufschwunge in den letzten Jahrzehnten begriffene deutsche Industrie brauchen auch den jährlichen Überschuß der Geburten, den wir noch haben, jetzt im Lande selber auf, der früher zu überseeischer Kolonisation verwendbar war. Der Vorrat hierfür besteht jetzt nur noch in der Vorstellung. Die Landwirtschaft, im schweren Konkurrenzkampfe mit der Industrie, seufzt unter der empfindlichsten Not an Arbeitskräften; und selbst

die Industrie, welche das platte Land entvölkert, kann ihren Bedarf an Arbeitern im Lande nicht mehr decken, muß fremde Arbeiter (Polen und Italiener) zu vielen Tausenden heranziehen. c. Dazu kommen noch die Anforderungen der inneren Kolonisation in der „Ostmark". (Und was uns durch Alkohol und Unzucht, den Rückgang der Eheschließungen und Familiengründungen, an Populationskraft verloren geht, daran sei hier nur flüchtig erinnert.)

Aber auch zur Kolonisation unter fremdem Szepter bleiben nur noch quantitativ und qualitativ geringere Kräfte verfügbar. Die heutige deutsche Auswanderung, hauptsächlich nach den Vereinigten Staaten, dann nach Südamerika und Südafrika, ist in den letzten beiden Jahrzehnten von jährlich über 200000 bis auf ca. 30000 zurückgegangen, und wird vielleicht noch weiter sinken. Die nach Nordamerika, immer noch breit im Vordergrunde der ganzen Auswandererbewegung, besteht großenteils nur aus den Nachzüglern der früheren starken Strömungen dorthin, während aus den skandinavischen Ländern der Zufluß nach drüben noch in beträchtlichem Umfange verblieben ist. Doch im ganzen werden unter den Neuansiedlern drüben die früher überwiegend germanischen Stämme von großen, romanischen und slawischen Massen, vor allem Polen, polnischen Juden und Italienern, überflutet; und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß gegenwärtig die ganze deutsche Kolonisation in ihrer vordringenden Kraft erschöpft, in ihre sekundäre Periode: der Durcharbeitung und Behauptung des Erworbenen eingetreten ist.

Denn von den vielen Millionen von Deutsch-Nordamerikanern abgesehen, bestehen nun in Brasilien und Argentinien, in Südafrika und Australien, im weiten Rußland, wie in Ungarn, Galizien, Rumänien, ältere deutsche Niederlassungen, welche nach vielen hunderttausenden von Seelen sich beziffern und von der kolonisatorischen Kraft unseres Volksstammes in der Vorzeit reichliches Zeugnis geben. Dabei müssen, was die Vorwärtsbewegung der deutschen Kolonisationsarbeit angeht, unsere Erwartungen für heute und morgen wohl herabgestimmt werden, Säen und Arbeiten aber auf Hoffnung darf nicht aussetzen und erlahmen. In dieser Beziehung müssen die heutigen Bemühungen der „Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft" für die Vermehrung und Verstärkung der älteren deutschen Ansiedelungen in Santa Catharina, Südbrasilien, sowie die Kolonisationsunternehmung von Dr. Hermann Meyer-Leipzig in Rio Grande do Sul freudig begrüßt worden. Das Gleiche gilt von der Kolonialschule zu Witzenhausen in Hessen, in welcher junge Kräfte für die Arbeit in unseren sämtlichen überseeischen Kolonien nach allen Seiten rationell ausgebildet werden. —

Das Werk der evangelischen Auswanderermission ist durch die gründlich dafür veränderten Konjunkturen äußerlich

in einen engeren, innerlich aber festeren Rahmen gekommen. Nach der geschäftlichen Seite bescheidener, ist die Arbeit geistlich und pastoral viel durchgreifender, persönlich eindringlicher geworden. Das beweisen die jährlich stark über hundert Gottesdienste und Andachten, welche in Hamburg gegenwärtig teils in der Kapelle der Auswandererhallen jenseits der Elbe für die Deutschevangelischen aus Rußland und Österreich-Ungarn, teils im Stadtzentrum für unsere evangelischen Landsleute aus dem Deutschen Reiche abgehalten werden. Die Zahl der Besucher dieser Gottesdienste ist zuzeiten nur klein und schmilzt mitunter auf Einzelne zusammen. Aber im Laufe des Jahres sind es doch Tausende und Tausende, welche hier auf ihre kirchliche Herkunft und Zugehörigkeit angesprochen werden, denen durch die mit unserer Mission verbundene kirchliche Agentur alle erforderliche Auskunft und Vermittelung zuteil wird, die mit Gottes Worte, und wo das Verlangen danach hervortritt, auch mit dem Sakramente geweckt, ermahnt, aufgerichtet, gestärkt, und schließlich zu kirchlichem Anschlusse drüben in der neuen Heimat angeregt und angeleitet werden. Dabei dürfen wir sagen, daß in der bewegten Stimmung, in der sich alle vor der Abreise befinden, der göttliche Same durchgängig sicher in empfänglichen Boden fällt.

Die evangelische Auswanderermission in Hamburg und in Bremen ist, in so bescheidene Grenzen die augenblicklichen Zeitumstände diese Arbeit verwiesen haben mögen, einerseits als kirchliche Auskunftsstelle, sodann als Handlanger-, Wacht- und Wegweisungsdienst zwischen der Kirche hier und der Kirche drüben ein Zweig der bewahrenden, kirchlichen Liebestätigkeit geworden, der im Rahmen der kirchlichen Hilfswerke schlechterdings nicht entbehrt werden kann. In Hamburg speziell hat er sich, obwohl allen Evangelischen ohne Unterschied dienstbereit, doch unter die Fahne des lutherischen Bekenntnisses gestellt. Die Allgemeine lutherische Konferenz hat gerade der Hamburger Auswanderermission vor einundzwanzig Jahren bei ihrer Tagung in Schwerin ihre Organisation gegeben und ihr ihre Unterstützung zugesagt. Mannigfache finanzielle Hilfe und sonstige Förderung ist ihr auch, namentlich von seiten der Behörden der lutherischen Landeskirchen, zuteil geworden. Sie gibt sich der Hoffnung hin, daß die Allgemeine lutherische Konferenz ihr den ihr so notwendigen festen Schluß und Rückhalt kräftiger als bisher herleihen wird. Ihr Fortbestand überhaupt steht aus den angeführten Gründen nicht in Frage. Wohl aber handelt es sich für das Hamburger Werk um seinen Fortbestand als einheitliche, evangelisch-lutherische Auswanderermission.*) Ihre Lei-

*) In Bremen ist die evangelische Auswanderermission in zwei getrennte Flügel gespalten.

tung würde, wenn unsere Kirche die Hand von ihr abzöge, zuverlässig in andere Hände übergehen und ihren lutherischen Charakter verlieren.

Die internationale Bedeutung des lutherischen Bekenntnisses.

Von **D. A. Späth** in Philadelphia.

Das Wort „international“ hat in unseren Tagen unzweifelhaft einen etwas unangenehmen Beigeschmack. Man redet von einer „schwarzen Internationale“, der Partei des Ultramontanismus, die alles unter der Kuppel von St. Peter zusammenschweißen möchte. Man redet von einer „roten Internationale“, der Partei des Umsturzes, die auf den Trümmern der bestehenden Ordnung ein Allerweltsparadies zu schaffen verheißt. Solchen Träumen und Bestrebungen gegenüber begegnet uns aber gerade im modernen Völkerleben wieder ein sehr stark entwickeltes Nationalgefühl, da ein Volk dem andern in der Entfaltung kriegerischer Macht, im Wettlauf der Kolonisation, im Geschäftsbetrieb des Weltmarkts den Rang abzulaufen bestrebt ist. In Deutschland finden wir, parallel der endlich erlangten Reichseinheit, eine Strömung zur „Nationalkirche“ oder wenigstens zu einem repräsentativen Zusammenschluß aller Protestanten des Reiches.

Da soll nun von der „internationalen Bedeutung des lutherischen Bekenntnisses“ geredet werden. Man hat das Thema einem Amerikaner zugewiesen, der als Bürger der großen Republik des Westens den mächtigen nationalen Strömungen des alten Europa ferner steht, der aber doch von sich sagen darf, daß er bei all seiner nun vierzigjährigen Arbeit in der neuen Welt nie der alten deutschen Heimat entfremdet worden ist. Er hat nie vergessen, daß er mit allen Fasern seines Wesens in der deutschen Heimat, ihrem Glauben, ihrer Kultur, ihrer Geschichte, wurzelt und daß er das Beste seiner Ausstattung für die amerikanische Lebensarbeit der deutschen Heimat verdankt.

In welchem Sinne läßt sich von einer internationalen Bedeutung des lutherischen Bekenntnisses reden? Theoretisch liegt die Sache zunächst sehr einfach. Uns ist das lutherische Bekenntnis die durch den Handlangerdienst des germanischen Geistes erfolgte Wiederherstellung des alten apostolischen Evangeliums, im Gegensatz zu den Trübungen und Mißbildungen, die das Christentum im Mittelalter, vor allem durch die Entwickelung des römischen Kirchenwesens, erfahren hat. Wenn es nun aber etwas Internationales gibt, so ist es gewiß das Evangelium, die Kraft Gottes,

selig zu machen alle, die daran glauben, die Juden vornehmlich und auch die Griechen. Dieses Evangelium, als Schrift zuerst in der Universalsprache des hellenistischen Griechisch niedergelegt, soll „aller Kreatur“ gepredigt werden. Da soll nicht mehr Jude noch Grieche sein, sondern „allzumal Einer in Christo“. Das Auseinanderfallen des Menschengeschlechts in mancherlei Sprachen und Völker unter dem Turm zu Babel hat sein Gegenstück an dem Tage der Pfingsten gefunden, da sie alle mit ihren Zungen die großen Taten Gottes reden hörten.

Nicht die Mannigfaltigkeit der Sprachen und Gaben in den verschiedenen Nationalitäten, wohl aber ihren ungesunden, gottwidrigen Gegensatz will das Evangelium überwinden. Niemand leugnet, daß der nationale Faktor in den kritischen Epochen der Weltgeschichte auch Großes geleistet hat, wenn ein Volk sein alles einsetzte für seinen nationalen Bestand, seine Ehre, seine Einheit und Freiheit. Aber daneben stehen ungezügelte Ausbrüche von Gewalttat, Ungerechtigkeit, Selbstüberhebung, Haß, Neid und Feindschaft, die auf Rechnung eines erhöhten und überspannten Nationalgefühls gesetzt werden müssen. Die historischen Illustrationen hiezu darf ich mir erlassen; sie liegen für jeden Kenner der Geschichte klar zu Tage. Und nur zu oft greifen diese nationalen Antipathien auch auf das religiöse Gebiet hinüber, in widriger Verquickung von nationalem und religiösem Fanatismus. Die Russifizierung der Ostseeprovinzen ist nicht bloß ein Feldzug des Slaventums gegen das Germanentum, sondern auch der griechisch-katholischen Orthodoxie gegen die Gemeinde und den Glauben der augsburgischen Konfession. Als Seitenstück dazu nehmen wir den römisch-katholischen Polen, der sich mit allen Zeichen des Abscheus und der Verachtung von einem Kruzifix auf einem lutherischen Kirchhofe abwendet: „Ach was, — das ist ja nur ein deutscher Christus!“

Dagegen stehen dann die Gottesgedanken in dem bunten Weltbild der Nationen und ihrer Geschichte. Er weiß auch das, was menschliche Selbstsucht und Sünde in Übel verkehrt, immer wieder gut zu machen im heiligen, allmächtigen Walten seiner Vorsehung. Die nationale Zugehörigkeit ist nun einmal Gottes Ordnung, so gut wie die Gliedschaft in der Familie. Jeder echte Mann ist sich bewußt, daß, was er an seinem Vaterland, seiner Muttersprache, seinem Volksgeist hat, für seinen eigenen Charakter ein höchst wichtiges konstitutives Element ist, ein Pfund, das Gott ihm anvertraut und für das er Rechenschaft abzulegen hat. So sind nach Gottes Rat im Plan der Weltgeschichte die Nationen auch auf einander angewiesen und werden zu seiner Zeit mit einander in fruchtbare Wechselbeziehung gebracht. Er hat ihnen allen ihren geographischen Wohnsitz angewiesen auf diesem Erdboden. Er bestimmt die Zeit, wann sie auf der Arena der Weltgeschichte auftreten sollen. Er entscheidet über den welthistorischen

Beruf, den sie, jede nach ihrem besonderen Maß und ihren besonderen Gaben, zu erfüllen haben.

II.

Juden, Griechen und Römer haben so, jedes Volk zu seiner Zeit, ihren Platz und ihre Aufgabe im Reiche Gottes gefunden. Sie sind abgelöst vom germanischen Stamm — das Wort „germanisch“ in seinem weitesten Sinne genommen. Man darf wohl sagen: Germanentum und Christentum sind in besonderem Maße für einander bestimmt gewesen. Das christliche Rom hat seinerzeit mit hellem Blick die welthistorische Bedeutung des Germanentums erkannt. Man sah, diesem Stamme gehört die Zukunft, und man beeilte sich, einen Bund mit ihm zu schließen, freilich einen Bund nach der Römer Art. „Das heilige Römische Reich Deutscher Nation“ war die Form dieses Bundes: ein Truggebilde, durch und durch! Die handfesten, treuen Deutschen, vom Kaiser bis zum Landsknecht herab, des römischen Stuhles Bannerträger und Schlüsselsoldaten! Den Deutschen die Schale zum Spielen, dem Papst zu Rom den süßen Kern der Nuß!

Und gerade aus diesem Volk, und zwar durch seinen treuesten, gewissenhaftesten Römling, den Mönch Martin Luther, kam die Reformation, kam das evangelische Bekenntnis, in dem wir noch heute den reinsten, schriftgemäßen Ausdruck des alten apostolischen Glaubens finden. England, Frankreich, Böhmen, ja Italien selbst haben im Lauf der Jahrhunderte an den Papstketten gerüttelt. Aber gesprengt hat sie doch erst das deutsche Gewissen durch Martin Luther, in dem die Vereinigung des deutschen Volksgeistes mit dem Christentum ihren höchsten Ausdruck fand. Nehmen wir hinzu, daß dieser Mann den deutschen Volkscharakter in seinen besten Zügen aufs kräftigste repräsentiert, daß wir ihn bis zum heutigen Tage den „Deutschesten der Deutschen“ nennen dürfen, daß er es war, der den Deutschen ihre Bibel, ihren Katechismus, ihr Kirchenlied gegeben, daß er geradezu der Schöpfer und Begründer der neuen deutschen Sprache und Literatur geworden ist: so können wir leicht verstehen, daß die Versuchung nahe liegt, den nationalen Faktor in der deutschen Reformation und im lutherischen Bekenntnis einseitig und ungebührlich zu betonen.

Und doch ist unwidersprechlich klar: das spezifisch Deutsche, und wären es auch die besten Züge des deutschen Nationalcharakters, seine Gemütstiefe und Innerlichkeit, sein Gewissensernst, der „deutsche Zorn“ wider alle Lüge und Geistestyrannei, das alles kann doch nicht das Wahre und Währende in unserem lutherischen Bekenntnis sein. Das ist nur das Evangelium selbst, der ewige, objektive Schatz seligmachender göttlicher Wahrheit, die, wie sie einst das einzige Heil war für Juden und Griechen, so heute noch das einzige Heil ist für alle Völker, Sprachen und Zungen. Wenn im Laufe der Kirchengeschichte die Deutschen

ihren besonderen Beruf bei der Wiederherstellung dieses Evangeliums gehabt haben, so bleibt doch wahr, was Rocholl sagt: „Nicht darauf kommt es an, daß das Christentum in Luther sich mit dem germanischen Geist endgültig vermählte, sondern daß, was in der Schrift für alle Zeiten in organischem Ineinander niedergelegt ist, sich den Völkern stufenweis enthülle. Daß die tiefste dieser Enthüllungen sich auf deutschem Boden vollzog, daß die Deutschen zu einer Aufgabe in jenem fortschreitenden Werk zeitlichen Offenbarwerdens des ewigen Gutes berufen wurden, das ist im Heilsplan begründet, der uns einst völlig offenbar werden wird. Ein Verdienst der Deutschen ist es nicht. Und die Entwickelung kann ebensowohl über sie hinschreiten und sie beiseite werfen.“ Dasselbe hat bekanntlich schon Luther selbst seinen Deutschen klar und deutlich vorgehalten, wenn er an die Ratsherrn aller Städte deutschen Landes schreibt: „Ich acht, daß Deutschland noch nie so viel von Gottes Wort gehöret habe als jetzt. Lassen wir's denn so hingehen ohne Dank und Ehre, so ist's zu besorgen, wir werden noch greulicher Finsternis und Plage leiden. Lieben Deutschen, kauft, weil der Markt vor der Tür ist, sammelt ein, weil es scheinet und gut Wetter ist, brauchet Gottes Gnaden und Wort, weil es da ist!“

Das ist gewiß, daß unsere Väter zu Augsburg mit ihrem Bekenntnis nicht an eine deutsche Nationalkirche dachten. Ihnen galt es um das Evangelium, das eine, alte Evangelium der ganzen Christenheit auf Erden. Nicht genug kann man den ökumenischen Charakter des „Augsburgischen Bekenntnisses“ betonen. Man betrachte nur seinen Begriff der Kirche im siebenten und achten Artikel! Wir stehen nicht an zu sagen: durch die lutherische Reformation, insonderheit durch die „Augsburgische Konfession“ ist die wahre Katholizität der Kirche wiederhergestellt worden. Der Faden des Zusammenhangs mit der alten apostolischen Kirche war für unsere Väter zu Augsburg nicht abgerissen. Auf dem alten massiven Grunde des Apostolikums, Nicänums und Athanasianums haben sie weiter bekannt und immer wieder ihren Zusammenhang damit ausdrücklich betont. An diesem alten Bekenntnisgrund der Kirche halten sie unentwegt fest. Aber nach der Seite der persönlichen Aneignung stellen sie ihn in ein helleres Licht und bringen seinen Inhalt dem Einzelnen viel näher, als es je zuvor geschehen.

Im Einklang mit dieser echten Katholizität des lutherischen Bekenntnisses finden wir denn auch, daß das geistige Zentrum der Reformationsbewegung, die kleine Universitätsstadt Wittenberg, einen durchaus internationalen Charakter trägt. Hier strömen sie zusammen aus aller Herren Ländern, die ernsten, suchenden Seelen, die von dem mächtigen Feuer des Reformationsgeistes ergriffen sind. Aus Schweden, Norwegen, Dänemark, aus den baltischen Provinzen, aus Polen, Ungarn und Siebenbürgen, aus

Frankreich und selbst aus England treffen wir die künftigen Lehrer und Prediger zu Luthers Füßen als seine Schüler im Glauben. Ist Melanchthon damals gepriesen worden als der „Präceptor Germaniae“, der Lehrer Deutschlands, so dürfen wir Luther preisen als den „Confessor Europae“, den Bekenner der ganzen europäischen Christenheit. Von seines Glaubens Feuerherd trugen seine Jünger die Funken in ihre Heimat hinaus. Das Feuer will nicht lassen ab, es zündt in allen Landen.

III.

Schon im Jahre 1523 hatte Gustav Wasa auf dem Reichstag zu Strengnaes sich offen zur lutherischen Lehre bekannt. Und doch verflossen noch mehr als sechzig Jahre, ehe das „Augsburger Bekenntnis“ in Schweden förmlich angenommen wurde. In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war bekanntlich in Schweden durch den Einfluß der Jesuiten unter den Königen Johann III. und Sigismund eine mächtige Reaktion gegen die evangelische Bewegung eingetreten. Erst der Reichstag von Upsala, den Sigismunds Onkel Karl IX. einberief, brachte die endgültige Lösung. Da wurde die „Augsburgische Konfession“ Punkt für Punkt vorgelesen, erklärt und schließlich einstimmig angenommen. Nun war Schweden, wie der Vorsitzende jener Versammlung begeistert ausrief, in Wahrheit „ein Mann geworden“, nun hatten sie alle „nur einen Gott“. Und da der römisch-katholische Sigismund sich dieser Entscheidung nicht fügen wollte, kam es schließlich dahin, daß die Schweden ihn absetzten und Karl IX., Gustav Adolfs Vater, auf den Thron erhoben. Dieser Tag von Upsala ist für Schwedens religiöse und nationale Entwickelung von größter Bedeutung gewesen und wird von den Schweden billig in dankbarer Erinnerung gehalten.

Im Jahre 1893 wurde das dreihundertjährige Gedächtnis des Tages von der schwedischen „Augustana Synode“ in Rock Island, am Mississippi, in erhebender Weise gefeiert. Bischof von Schéele war als Abgeordneter des Königs und der lutherischen Kirche von Schweden erschienen. Er hielt die Festrede über „Das ewige Evangelium als herrlichstes Erbstück, das wir dem Tag von Upsala verdanken“. Nachmittags sprach D. S. Fritschel als Vertreter der deutschen „Jowa Synode“. Gar treffend wies er auf die einzigartige Bedeutung der Feier hin. „Ein europäisches Volk, eins in seinem Glauben und eins im nationalen Leben, sendet im Auftrage seines Fürsten einen besondern Boten, um seinen amerikanischen Brüdern und Kindern, die in einem Glauben mit ihm stehen, als Volk und Kirche seine innigsten Glück- und Segenswünsche zu diesem Jubeltage darzubringen!“ Dann pries er in warmen Worten die Verdienste der Schweden um Erhaltung und Ausbreitung des Evangeliums in Europa. Seine Worte riefen von seiten des Bischofs eine ganz unerwartete, ergreifende Gegenrede hervor: „Wohl mögen die Schweden nach Gottes Vorsehung

Tüchtiges für das Evangelium haben tun dürfen. Aber vergessen wir nicht, daß die Deutschen es waren, diese große und ausgezeichnete Nation, die der Welt und der Kirche das „Augsburger Bekenntnis“ gegeben! Gott sei Dank, daß man in Schweden im Jahre 1593 so viel Wahrheits- und Demutssinn hatte, den Wert der Augustana anzuerkennen und sie einfach auch als das Bekenntnis der schwedischen Landeskirche anzunehmen, statt daß man den Versuch machte, eine andere, eigene Konfession zu formulieren!“

Wie herrlich wäre es nach Menschengedanken gewesen, wenn auch England wie Schweden einen Tag von Upsala erlebt, wenn im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts etwa eine Westminster Konvokation ebenso fröhlich und einmütig das „Augsburger Bekenntnis“ angenommen hätte! Es sollte aber dort anders gehen. An ernsten Anläufen, innige Beziehungen, ja ein völliges Einverständnis zwischen den deutschen Lutheranern und der englischen Reformationsbewegung herzustellen, hat es nicht gefehlt. Wir finden sie besonders in den dreißiger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts. Sie waren teils persönlicher, teils literarischer, teils amtlicher Art.

Die Führer der englischen Reformation, Männer wie Barnes, Tyndale, Cranmer, Rogers und andere, waren wiederholt in Deutschland, zumal in Wittenberg, und erhielten dort im Verkehr mit Luther reiche Anregung für ihr eigenes Glaubensleben und ihre reformatorischen Bestrebungen. Die „Augsburgische Konfession“ war schon im Jahre 1536 durch Richard Taverner ins Englische übersetzt. Miles Coverdale benützte für seine englische Bibelübersetzung Luthers deutsche Arbeit. Er war es auch, der in den dreißiger Jahren eine Sammlung von geistlichen Liedern in englischer Sprache herausgab, die sämtlich dem Liederschatze der deutschen reformatorischen Kirche entnommen waren. Cranmer gab dem englischen Volk im Jahre 1548 Luthers Kleinen Katechismus in seiner Bearbeitung der Nürnberger Kinderpredigten von Veit Dietrich. König Heinrich VIII. selbst schickte Vertreter nach Deutschland, die in amtlicher Weise mit den deutschen Fürsten und Theologen Verhandlungen pflegen sollten. Diese Abgeordneten, Barnes, Fox und Heath, sprachen zwar den schönen Grundsatz aus: „die Sache der englischen Christen sei dieselbe wie die der Deutschen, Einigkeit in der Lehre sei das Erste und Wichtigste.“ Aber sie waren von ihrem König angewiesen, die Sache, nach Bismarcks Ausdruck, „dilatorisch zu behandeln“, weil Heinrich VIII. eben seine eigenen Hintergedanken dabei hatte. Es war sein Bestreben, als Defensor und Protektor des Glaubens an die Spitze des Schmalkaldischen Bundes zu treten, unter der Bedingung, daß die Lutheraner seine Scheidung von seiner ersten Frau gutheißen sollten. Dazu waren diese aber nicht zu bewegen. Und die Gegenbedingung, auf der

sie bestanden, daß der König das „Augsburger Bekenntnis“ unterschreiben müsse, wenn er Glied des Schmalkaldisches Bundes werden wolle, blieb vom König unerfüllt. Später kam dann auf des Königs Wunsch eine deutsche Kommission nach England, Franz Burkhardt, Vizekanzler von Sachsen, Georg von Boyneburg, Hessen, und Friedrich Myconius, Gotha. Sie wurden in England freundlich aufgenommen. Aber um eine wahre Einigung auf Grund des lutherischen Bekenntnisses war es dem König auch jetzt nicht zu tun. Myconius durchschaute ihn, wenn er nach Deutschland schrieb: „Heinz will eben Papst sein. Die reichen Güter der Kirche, die sind Heinzens Evangelium.“ Bald genug hat der König die Kommission wieder heim bekomplimentiert. Das lutherische Bekenntnis, wenn es auch die wesentliche Grundlage der neununddreißig Artikel der anglikanischen Kirche bildet, ist eben doch nicht so ganz, wie in Schweden, in das religiöse und kirchliche Leben Englands übergegangen.

Die Ursache des Fehlschlags war gewiß vor allem die Person des Königs selbst mit ihrem fleischlichen und gewalttätigen Charakter. Aber auch die leitenden englischen Theologen mit ihrer Schwachheit und ihrem Wankelmut sind mitverantwortlich. Und hinter dem König und den Theologen steht der englische Nationalcharakter mit seinem steifen Konservatismus, seinem stolzen Selbstbewußtsein, seinem gesetzlichen Sinne. Vom ethnologischen Standpunkte aus dürfen wir vielleicht sagen: es war doch auch das romanische Blut in der englischen Nation, das dazu beitrug, daß die Sache hier einen andern Verlauf als bei den Skandinaviern nahm. Menschlich geredet, bedeutete das Mißlingen eine schwere Niederlage für das lutherische Bekenntnis. Das England an der Schwelle des Elisabethischen Zeitalters, bereit, sein Übergewicht zur See geltend zu machen, sich die Weltherrschaft zu sichern und die Kolonisation der neuen Welt in die Hand zu nehmen: dieses England, mit Skandinavien und Deutschland eins im Bekenntnis des evangelischen Glaubens, was für ein Ausblick! Aber es sollte nicht also sein. Gottes Stunde für den Übergang des lutherischen Bekenntnisses in die angelsächsische Weltsprache war noch nicht gekommen.

IV.

Den Boden der neuen Welt, unser Amerika, hat Gottes Vorsehung sich erwählt, um da den internationalen Charakter unseres lutherischen Bekenntnisses zur vollen Entfaltung zu bringen. Hier strömen seit einem Vierteljahrtausend die Nationen der alten Welt, selbst des fernen Morgenlandes, zusammen und verschmelzen sich zu einem neuen Volkstum, der internationalen Nation, die heute ihren Bildungsprozeß noch nicht abgeschlossen hat. Die achtzig Millionen, die der Zensus der Vereinigten Staaten ausweist, sind alle miteinander in ihren Vätern und Vorvätern Einwanderer. Und wenn Rawlinson mit

seinem ethnologischen Grundgesetz recht hat, daß gemischte Rassen den reinen überlegen sind, so werden wir zu der Annahme berechtigt sein, daß Gott dem amerikanischen Volke eine große und besondere Aufgabe in der Geschichte nicht bloß der Welt, sondern auch seines Reiches vorbehalten hat.

Hier herein ist das lutherische Bekenntnis schon vor etwa zweihundertundfünfzig Jahren gekommen. Ich denke an die alten schwedischen Niederlassungen am Delaware und an die Übersetzung des lutherischen Katechismus in die Sprache der Indianer durch Joh. Campanius. Weder die Puritaner noch die Anglikaner sind wesentlich früher auf dem amerikanischen Schauplatze aufgetreten. Der Methodismus ist erst hundert Jahre später gekommen. Trotzdem stehen heute unter den protestantischen Denominationen Amerikas die Baptisten und Methodisten mit ihren achtzehn bis zwanzig Millionen den sechs Millionen Lutheranern zahlenmäßig weit voran. Das ist auch wohl erklärlich. Als Kirche, die heute noch der Mehrzahl nach aus Eingewanderten besteht und in fremden Sprachen ihre grundlegende Arbeit treibt, sind wir dem nationalen Leben viel länger fremd und unverstanden geblieben. Und doch ist, wenn nicht alle Anzeichen trügen, die Zeit nahe herbeigerückt, da wir sagen dürfen: die Stunde für das lutherische Bekenntnis in diesem großen Abendlande hat geschlagen. Der Puritanismus und Methodismus haben ihre Arbeit getan. Das Luthertum bildet das wahrhaft konservative Element, das lebensvolle Ferment im amerikanischen Protestantismus. Tiefgreifenden und bleibenden Einfluß auf unser kirchliches und nationales Leben aber kann das lutherische Bekenntnis doch nur dann gewinnen, wenn es in unverkürzter Fülle und Reinheit in das englische Sprachgewand eingeht, wenn sich eine Bekenntniskirche geborener Amerikaner gebildet hat. Das ist aber der Natur der Sache nach ein langsamer Prozeß.

Wohl finden wir bei dem ersten Organisator der lutherischen Kirche in Amerika, unserem Patriarchen Heinrich Melchior Mühlenberg, einen weiten, freien Blick, eine wahrhaft internationale Gesinnung. Er predigt um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, so gut es ihm möglich war, das Bekenntnis in deutscher, holländischer und englischer Sprache. Er arbeitet Hand in Hand mit seinem Herzensfreunde, dem schwedischen Propst Wrangel, um die Einheit des lutherischen Glaubens und Bekenntnisses an den Ufern des Delaware in verschiedenen Zungen zu wahren. Es war ein recht internationales Verhältnis im besten Sinne des Worts. Aber bei ihren Epigonen ist es bald anders gekommen. Die Schweden fielen den Anglikanern zur Beute, weil sie keine englisch predigenden lutherischen Pastoren lieferten. Die Deutschen fühlten instinktiv, daß hinter der englischen Sprache, die in der zweiten Generation schon ihr Recht in ihrer Kirche forderte, ein Volksgeist stand, der dem Geist ihrer Heimat und ihres Glaubens

fremd blieb und ihn zu verschlingen drohte. Daher ihr ursprünglicher Widerstand gegen die englische Sprache mit dem traurigen Ergebnis, daß die ersten englisch-lutherischen Kirchen sich in feindlichem Gegensatz zu den Deutschen bildeten und daß den Deutschen selbst ihr Deutschtum vielfach über ihrem Luthertum stand. So sind die Versuche, das unverkürzte lutherische Bekenntnis ins Englische hinüber zu leiten, bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts erfolglos gewesen. Das Amerikanertum, ein puritanisch gesetzliches und ein methodistisch schwärmerisches Amerikanertum, hatte die Oberhand gewonnen über das Luthertum! Das sind nun, Gott sei Dank, im wesentlichen vergangene Zeiten. Wir haben englisch-lutherische Theologen, fest und treu im Bekenntnis, die seinen Geist mit vollem Verständnis und mit voller Kraft in der englischen Weltsprache repräsentieren.

So sehen wir in der neuen Welt eine einzigartige und umfassende Darstellung von internationalem Luthertum, wie nirgends sonst in der weiten Welt. Hier sind die verschiedenen Stämme und Sprachen, zu denen unser Bekenntnis in der alten Welt den Weg gefunden hat, in nächster Nähe zusammengerückt und in der nationalen Einheit des amerikanischen Bürgertums verbunden. Deutsche, Holländer, Schweden, Norweger, Dänen, Isländer, Balten, Finnen, Polen, Littauer, Böhmen, Ungarn, Slovaken, in der alten Welt scharf getrennt und oft feindlich einander gegenüberstehend, schließen sich hier in brüderlicher Glaubensgemeinschaft zusammen, helfen einander im Aufbau derselben Kirche und fördern einander in gegenseitiger Anregung und Mitteilung ihrer besonderen Gaben. Und diese ganze vielsprachige Mischung von Lutheranern im internationalen Amerika ist selbst wieder die Vorstufe dazu, daß das reformatorische Bekenntnis, wie es auf dem Reichstag zu Augsburg als „die Summa der Lehre gemeiner christlichen Kirchen“ aufgestellt war, in das Gewand und Gebiet der englischen Weltsprache übergeht und daß, ohne Einmischung von ränkesüchtigen Fürsten, Diplomaten und Prälaten und frei von den mancherlei Hemmnissen und Verquickungen der alten Welt, eine lutherische Freikirche auf dem Boden dieses mächtig aufstrebenden, reich ausgestatteten amerikanischen Volkstums sich in ihrem eigenen genuinen Geist erbauen darf. Darin sehen wir eine der allerwichtigsten, weitgreifendsten Tatsachen in der Geschichte des Reiches Gottes seit den Tagen der Reformation.

Wie viel liegt doch daran, daß wir Lutheraner auf beiden Seiten des Ozeans einander recht verstehen, in der Gemeinschaft des Glaubens zusammenhalten und in der Arbeit der Liebe einander in die Hände schaffen! Immer mehr weist uns unser Herr Gott darauf hin, wie eins das andere braucht, wie viel wir herüber und hinüber zu geben und zu nehmen haben in wechselseitigem Dienst und Handreichung. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, muß auch in der alten Heimat, sonderlich in Deutschland,

die Kirche des lutherischen Bekenntnisses sich auf den Stand der Freikirche rüsten. Sie mögen sie heute noch ins Traumgebiet verweisen. Aber eines schönen Morgens werden Sie erwachen und der Traum wird Realität werden müssen. Die Kirche der neuen Welt wird dann zum Vorbild und zur Lehrmeisterin der alten heimatlichen Kirche werden, wenn es an die Organisation der Freikirche im großen Stile geht. Und wenn unsere Farmer, Handwerker und Geschäftsleute drüben ihre Kirchen, Schulen, Gymnasien, Seminare erbauen und ihre Pastoren, Schulmeister und Professoren selbst erhalten können, warum sollten es die ihrigen nicht auch können, wenn sie einmal den vollen Wert ihres lutherischen Bekenntnisses wieder geschmeckt haben?

Ein anderes Band der Einheit! Hier halte ich in meiner Hand das Kirchenbuch unseres „Generalkonzils", ein ökumenisches, ein internationales Buch im schönsten Sinne des Worts. Die reichste Fülle unserer schönen Gottesdienstordnungen, das Beste was im Kultus der vorreformatorischen und der Reformationskirche sich bewährt hat, unser Bekenntnis selbst, unsere Gebete, unser Liederschatz: aus der heimatlichen Kirche haben wir's uns hinüber geholt und drüben praktisch und handlich für den Gemeindegebrauch gestaltet, so daß, wie ihre sachverständigen Kenner sagen, ein Musterbuch daraus geworden ist, um das uns die heimatliche Kirche beneiden kann. Und dieses echt ökumenische und echt lutherische Buch, das den Geist unseres Bekenntnisses von der ersten Seite bis zur letzten atmet, das besitzen wir drüben auch in englischer Sprache, Wort für Wort in seinem ersten Teil und der Hauptsache nach auch in seinem zweiten, dem hymnologischen Teil, der wenigstens die Kernlieder unserer Kirche in englischer Übersetzung enthält.

Und endlich: wir bleiben, vorerst noch auf Jahre hinaus, aufs engste verbunden zu verständnisvollem Zusammenwirken durch den Auswandererstrom, der sich ohne Aufhalten, bald stärker bald schwächer, von den Ufern der alten Welt in die neue ergießt. Laßt nur eure Pastoren dafür sorgen, daß eure Auswanderer durch das Portal unseres Immigrantenhauses in die neue Welt einziehen, und ihr dürft gewiß sein, daß der Engel vor ihnen her geht und segnend seine Schwingen über sie breitet, von dem wir in der Epistel zum Reformationsfest lesen: der Engel mit dem ewigen Evangelium, es zu verkündigen denen, die auf Erden sitzen und wohnen, und allen Heiden und Geschlechtern und Sprachen und Völkern. Das ist das Evangelium unseres Bekenntnisses, gestern und heute, hüben und drüben dasselbe, ein Salz und ein Licht der Welt, der neuen wie der alten: ein Herr, ein Glaube, ein Gott und Vater unser aller, der da ist über uns alle und durch uns alle und in uns allen!

Die antirömische Bedeutung des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses.

Von **D. Bezzel** in Neuendettelsau.

Es ist bedeutungsvoll genug, so daß es weder verkannt werden will noch kann, wie in unsern Tagen die Heftigkeit der Polemik nicht sowohl gegen unsern Glauben als gegen den Mann sich wendet, den Gott zu dem „Engel mit dem ewigen Evangelium“ erkoren und zu einem „Apostel der Deutschen“, größer als Bonifatius es je sein konnte, berufen hat.

Die Gründe für diese Erscheinung liegen zutage. Bekämpfung abstrakter Glaubenslehren wird leicht abstrakt, regt nicht an und entbehrt der Zugkraft. Der gemeine Mann begehrt konkrete Züge, an die er sich halten, für die oder gegen die er sich entscheiden kann. Und diese konkreten Züge müssen möglichst an einer Persönlichkeit von typischer Bedeutung wahrzunehmen sein, auf sie sich gleichsam konzentrieren. Wenn es nun gelingt, diese Persönlichkeit universell und vielbedeutend und doch zugleich eng umgrenzt, mit leuchtendem Hintergrunde, aus dem und von dem sie sich drastisch abhebt, darzustellen, so ist erreicht, was man begehrte. Und noch etwas Größeres ist gewonnen. Indem man diese, alle Ideen gleichsam in sich befassende und erschöpfende, Persönlichkeit angreift, hofft man, der ganzen von ihr vertretenen Richtung am schnellsten beizukommen. Wenn Luther fällt, so fällt der Protestantismus. Darum seit sechzig Jahren dieser unausgesetzte Sturmlauf gegen den Häresiarchen, dessen privates, berufliches Leben mit Argusaugen durchspäht, dessen Werke, die siebenundsechzig Bände der Erlanger Ausgabe samt den ‚Opera latina‘, mit dem geübten Spürsinn der Dominikaner, ‚canes Domini‘, wie sie ihren Namen sinnvoll deuten, durchmustert werden, um das beweiskräftige Material zu erlangen. Und wenn aus dem teuern Mann, den wir ja mit nichten für einen Heiligen ausgeben — heilige Väter werden bei uns weder geboren noch geschaffen — ein Kind der Hölle gemacht ist, dann hat man erreicht, was einst Perrone ersehnte: bei dem Namen „Protestantismus“ soll, wie „bei dem Anblick des Pestkranken, heftiger Schauder erregt“ werden, bis die Stimme der Liebe über den Ekel siegt und die Verführten lockend in den Schafstall zurückführt, dessen Erweiterung das Blatt des Konvertiten von Massow mit rührendem Eifer erstrebt.

Döllinger, Janssen, Denifle: eine absteigende Linie, was Wahrheitssinn, Objektivität und Scheu vor dem achten Gebote anlangt. Dagegen eine „mutvoll“ aufsteigende Bewegung, was Dämpfung des Geistes, Verachtung der Weissagung, Verwerfung des Besten betrifft. Eine Verständigung ist nimmer

möglich. Die Stimme des erhöhten Herrn: „Zanket nicht auf dem Wege!“ verhallt im Getöse der Parteien. Mit wohlfeilem Behagen und breitem Stil, in den satten, kräftigen Farben, welche aus der Geschichte der Päpste mit leichter Hand geholt werden können, ist ein Lutherbild entworfen, angesichts dessen wir unsern Freunden und Glaubensgenossen zurufen müssen: es entfalle niemand das Herz! Der Mann steckt ja in seinen Bauernschuhen, manchmal schlägt ihm noch die Kutte um die Füße, der Bergmannssohn verleugnet sich nicht. Für Salonmenschen ist er nicht geschaffen. Der Weihrauchduft der stimmungsvollen Seele und die anspruchsreiche Blässe gebricht ihm. Er ist kein gemalter Heiliger mit verschwommenen Zügen ohne Kraft und Kern. Aber er ist der Mann, der deine Kinder beten gelehrt und ihnen im Katechismus das Kleinod beschert hat, aus dem sie aller Geschichten Geschichte holen, die Gebote aller Gebote, das Gebet aller Bitten, die Taten Gottes ohne Makel und Mangel lernen mögen. Er ist der ehrliche Eroberer des Traurings an der Hand des Priesters, der das Pfarrhaus gründet, das anderwärts im besten Falle nicht anstößig, niemals aber vorbildlich sein kann, der Eroberer des Laienkelchs, über dem das Wort steht: „Trinket alle daraus!“

Sieh ihn an, nicht den Erfinder — in diesem Reiche, in dem man unter Christo lebt und ihm dient, braucht es keine Erfindung, weil eine ewige Erlösung und in ihr alles erfunden und geschenkt ist — aber den Entdecker, größer als der war, nach dessen Taten die Gegner die neue Zeit datieren möchten. Hat er doch den kristallklaren Brunnen Israels, wie eine unserer Bekenntnisschriften das Wort Gottes so innig nennt, den lang verschütteten Quell wieder aufgegraben und in vieltausend Rinnsalen durch das deutsche Land, ja durch alle Lande geleitet! Luther hat den von trüben Wolken der Heiligen fast überdeckten, von der Lichtgestalt des „Meeressterns“, wie die Lauretanische Litanei Maria nennt, überstrahlten „Stern aus Jakob, Licht und Leben“ wieder entdeckt, auf daß Quellen und Sterne, Kraft und Licht, Labsal und Leben, kurz alles von dem ausgehe, der das Licht, die Wahrheit und das Leben ist. Als den Eroberer, den Entdecker, den Baumeister ohnegleichen preisen wir Luther, der für Mose und Elia Hütten nicht nur bauen wollte, sondern gebaut hat, die herrlichste aber mitten inne für Christum, ihren und seinen Herrn. Wer solche Bauten in schlichtem Sinne, ohne viel Worte und Gepränge, aber auch ohne Ablaßbriefe und „Sünden der dummen Deutschen“ baut, hat freilich weder Zeit für Peterskirchen und Kaiserpaläste, noch für Kirchenverfassungen und Parlamentsgebäude. Er gibt sich in dieser Welt mit jeglichem Notdach zufrieden. Aber er hat für die Ewigkeit gebaut, weil er die Ewigkeit in der Zeit erbaute und ansässig machte.

Summa: solange uns nicht nachgewiesen wird, daß ein fauler Baum gute Früchte bringen und der Wahrhaftige in seinem Worte irren kann, solange nennen wir Luther einen Menschen, von Gott gesandt, schmücken nicht nur sein Grab, sondern folgen seinem Glauben nach, nehmen ihn mit seinen Schwächen, die niemand besser kannte und beklagte als er selbst, die aber nur der Abmangel sind, von dem aus wir den reichen, vollen, wundersamen Universalismus des allen alles Gewordenen anstaunen. Mit dem Stolze des Deutschen: und er ist unser, mit dem Trotz des Protestanten: wer ihn antastet, der tastet unsern Augapfel an, mit dem Danke des Evangelischen: „Christ, unser Meister, heiligt die Geister“, mit dem echt lutherischen Verzichte: „meine Person taste an, wer da will! Ich gebe mich für keinen Engel aus. Aber meine Lehre, dieweil ich weiß, daß sie nicht mein, sondern Gottes ist, daß sie auch nicht über Sünde zu erblassen hat, wie ich kleiner Heiliger, will ich niemanden unverantwortet lassen. Denn da liegt meine und meines Nächsten Seligkeit an und Gottes Lob und Ehre. Ich achte, man sollte meinen Wittenbergern, die mein Wesen täglich sehen und mit mir umgehen, mehr glauben denn einem abwesenden Lügner!“

Das Gute hat die Schmähsucht unserer Gegner, daß wir uns um Luther wieder scharen und jeden aus unsern Reihen verbannen, der „seinen Meister frech verkennt“. Und wenn wir hoffen dürften, zu erschauen, was wir erbitten, daß die Persönlichkeit Luthers, nicht des Luther vor 1525, noch des Bekenners von Marburg allein, noch des Verfassers der „Schmalkaldischen Artikel“, sondern der ganze, ungeteilte, echte Luther mit seinem Kinderglauben und seiner Furchtlosigkeit uns Protestanten einigen würde, daß nicht eine Richtung ihn mehr beanspruchen müßte, als die andere es darf, sondern daß alle Evangelischen rechte, echte Lutheraner würden: dann hätten unsere Feinde, Verfolger und Lästerer erreicht, was sie nicht wollten, aber sollten, und wir würden es ihnen Dank wissen in Ewigkeit.

Lassen Sie mich nun auf das mir gestellte Thema übergehen und in den Spuren der Gegner insoweit wandeln, daß ich an Bildern aus Luthers Leben und solchen, die an sein Leben heranreichen, den Unterschied unseres und des Bekenntnisses unserer Gegner aufzuzeigen versuche! Den Schluß mögen einige einfache Zeichnungen aus alter Zeit bilden. Ein Franke, wähle ich zwei Bilder meiner fränkischen Landsleute, Lukas Cranach, Vater und Sohn, die beide in der Schloßkirche zu Wittenberg sich finden.

Das erste, an der Predella des Altars, stellt Luthers Predigt dar. Das schlichte Gotteshaus, ein rechtes „Kripplein Christi“, will uns sagen, daß unsere Kirche nicht in äußerem Gepränge sich versinnlicht und versichtbart, sondern in der Eigenständigkeit ihrer Schlichtheit das Wort allein predigt. Nicht als ob sie den Schmuck von Farbe und Lied verschmähte! Wer läßt herrlicher

die Töne um den Gekreuzigten sich emporranken und gibt mehr der Musika ihr holdes Recht? In wessen Hand geraten besser die tiefen, innigen Gemälde zum Preise des Herrn? Aber wo die Kunst das Bild verdrängt, dem sie dient, wo der Schmuck zur zentralen Hauptsache wird, da weicht unsere Kirche zur Seite. Ganz aus Glauben und auf Glauben erwachsen, will sie nicht sehen, nicht begreifen, nicht den Geist materialisieren, nicht die gottgeschenkte Materie idealisieren und spiritualisieren, sondern einfach glauben. Und ihr Glaube, wie ihn Luther predigt, so passiv in den Wunden Jesu ruhend, so ganz in seiner Gnadenvorsehung befriedet, ist doch aktiv. Aus der Gestalt der Erbarmung geboren, nach ihr orientiert und auf sie mit all seinem Wesen bezogen, verlangt er diesen Glauben sich in das bekennende Wort, in das leuchtende Werk umzusetzen.

Da ist nicht von dem Glauben die Rede, den Luther mit dem scharfen Worte „Köhlerglaube“ abfertigt, wie „ein Köhler auf der Prager Brucken dem Teufel auf die Frage nach seinem Glauben geantwortet hat, er glaube, was die Kirche, und diese, was er glaube“. Da ist nichts zu sehen von dem „eingewickelten Glauben“, der einfach aus der Hand der Kirche entgegennimmt, was er für wahr zu halten hat, der nach einem bekannten Wort „nie genug glauben kann“ und auch die törichtesten Märlein der Tradition mit dem unedlen und unmännlichen Verzicht auf eigene Meinung hinnimmt, weil er das Glauben ohne Prüfung für ein verdienstliches Werk hält und in der völligen Drangabe der gottgeschenkten Vernunft die Natur kränkt. Sondern hier ist der Glaube, der zuerst „die Geschichte sehen“ will, die der Herr an uns getan hat, in die Heiltümer des Wortes prüfend und forschend, richtend und sichtend Einkehr hält, vorurteilsfrei und doch innerlich gefesselt, männlich frei und kindlich gebunden, bis ihm, dem gottgewirkten Wollen und Verlangen, alle die Worte und Verheißungen Gottes das Herz abgewinnen, also daß er zu einem „verwogenen Vertrauen“ sich steigert, das „Jesum festhält, wie der Ring den Stein“, das „lustig und trotzig macht gegen Gott und alle Kreatur“.

Man suche alle Merkmale zusammen, die anderwärts dem Glauben gegeben werden: was wahr an ihnen ist, findet sich in dem lutherischen Glaubensbegriff vereint. Gebunden sein an die heilige Schrift, wider die niemand nichts vermag, ihr gegenüber ein Bettler, nie meinend, sie genugsam zu verstehen, stets bereit, den Heiligen Gottes ins Herz zu sehen und aus solchem Anblick und Einblick sich zu stärken, und doch nur so weit der Schrift zu trauen entschlossen, als sie Christum predigt, und ob „es ein Evangelium des Ischariothes wäre“. Wiederum ein gerader Glaube, denn „geradeaus gibt einen guten Renner“, der sich nicht lange bei hohen Disputationen aufhält, sondern alles auf eines setzt. Und doch wieder dem Forschen und dem

Suchen nahe verbunden, wie denn evangelischer Glaube und Wissenschaft enge verwandt sind: der eine habend, um zu suchen, die andere suchend, um zu haben, beide aus der Ewigkeit, die Gott den Menschen ins Herz gegeben hat, stammend und jedes bemüht, diese zu erhalten und zu ihr einzuführen, bald als in einen seligen Besitz, bald als in ein alles lohnendes Erbe.

Dieser Glaube aber erweist sich als lebensvoll, weil er mit dem Lebensfürsten sich zusammenschließt, so daß nichts von ihm trennen mag, der allein aus Gnaden die sündenbeschwerte Seele losspricht, daß sie mit allen Engeln jubeln kann. Die Gnade predigt Luther, ihm nach unsre Kirche in den Fußstapfen St. Pauli, Augustins und Anselms, wider die falsche Tröstung der Werkerei und die Trostlosigkeit des Kleinglaubens, weil die Sünde klar und deutlich in ihrer Heillosigkeit, aber auch in ihrer Heilbarkeit bei den Unsern gezeigt wird. Wir kennen den Schaden, den Adams Fall angerichtet hat, und eignen uns das Bekenntnis des frommen Nürnberger Ratschreibers ganz an. Wir glauben nicht, daß der Fall unserer Ureltern erst die reine Natürlichkeit ganz, nicht nur, wie sie sein darf, sondern wie sie ist, herausgestellt habe, lehren nicht, bloß die Dreingabe, ein an sich unwesentliches, obgleich sonderliches Freundlichkeitsgeschenk Gottes sei durch die Sünde zu Verlust gegangen, mit dem geheimen Vorbehalt, daß eigentlich seit dem Fall dem Menschen größere Bewegungsfreiheit gegönnt sei. Uns ist das Wesen des Menschen verkehrt und aus solcher Verkehrung kommen nicht ‚peccatilla', Sündlein, die man zu beichten, ja auch nur zu bereuen für unnötig halten darf, sondern wir glauben, daß jede Sünde Abkehr vom Lebensquell ist, daß auch die kleinste Verwundung langsam zum Tode verbluten läßt. Wie wir denn auch die Lehre von den sieben Todsünden und den sieben Heilkräften in der Siebenzahl der Sakramente als mechanisierend und atomisierend in Abrede ziehen. Unserer Kirche ist es eben Ernst um die Sünde, nicht nur um die Sünden, die ihr auch nicht zusammenhanglos ohne innere Verbindung neben einander stehen, sondern als Sprößlinge auf einer giftigen Wurzel sich wiegen.

Wenn man die modernen Sittenlehren im andern Lager durchblättert, deren bedeutendste von dem Jesuiten Gury man den Deutschen nur auszugsweise zu bieten wagte, „welch breites Detail bei Sünden, die nach dem Apostel nicht einmal unter Christen genannt werden sollen! Es weht uns die Luft vergangener Jahrhunderte an." So urteilt nicht etwa ein Hase oder Tschackert, sondern der vor kurzem verstorbene Rottenburger Bischof Linsenmann. Da wird denn gefeilscht, was läßliche, was tödliche Sünde sei, und mit Gott wie mit einem nach Tarif und Skala schätzenden Taxator umgegangen. Wer einem Armen über eine Mark, einem Reichen über acht bis neun Mark stiehlt, hat eine Todsünde begangen. Wer also beispielsweise neun wohlhabenden Besitzern

siebzig Mark stiehlt, hat nur neun läßliche Sünden aufzuweisen. Wer dies nicht wußte, sondern die siebzig Mark als einem Besitzer gehörig betrachtete und entwendete, hat die Todsünde verbrochen. Also nicht die Tat des Sündigens noch das Subjekt des Sündigens, noch der, an dem allein wir in allem und jedem sündigen, kommen zunächst in Betracht, sondern das Objekt, gegen das die Sünde sich wandte.

Und wie kann man die Sünden beschönigen, in ihrem Gewichte entkräften, ihre Tragweite verkürzen! Da hat der Jesuitismus, dem es gelungen ist, den edeln Katholizismus vergangener Tage, ihm freilich unbemerkt oder doch nur seinen erleuchtetsten Vertretern schmerzlich erkennbar, in den Romanismus, ferne von der Sauerteigkraft und der Lichtfülle des Evangeliums, zu wandeln, den „Intentionialismus" geprägt: die gute Absicht rechtfertige auch die schlechtesten Mittel. Um den ihm vorenthaltenen rechtmäßigen Lohn zu erhalten, darf der Knecht den Herrn bestehlen. Ja, um seine Treue gegen den Gebieter zu erweisen, darf der Diener auch dessen Kind töten, wenn er eben Treue halten wollte. Und wie der Fürstenmord „unter Umständen" gerechtfertigt werden kann, hat Ravaillac gegen Heinrich IV. bewiesen. Die berühmte Deggendorfer Rede des „Nestors im deutschen Episkopate" ist noch unvergessen! Wie leicht läßt sich die Sünde mit der Reservation des Herzens, dem geheimen Vorbehalte des „Mentalismus", verschleiern! Die Frau kann dem Manne kühnlich den Ehebruch leugnen, entweder weil sie von ihm absolviert ist oder weil sie ihn doch nicht zu dem Zwecke beging, um ihn dem Getäuschten zu offenbaren. Der Jesuitengeneral Anderledy konnte seiner Zeit ruhig behaupten, er sei es nicht, weil er es für die ihn suchenden Verfolger nicht war, und dann auch, weil er nicht mehr so gestaltet war, als er in der Erinnerung seiner Häscher lebte. Und die Priester, welche die ihnen verwehrten Grenzen des „himmlischen Reiches" überschritten, verunehrten ruhig das Bild des Gekreuzigten, was als Zeichen des Nichtchristen galt, weil sie ja nur das Bild höhnten! Wenn vollends dem einzelnen erlaubt sein soll, eine probable Meinung irgend eines Kirchenvaters, die er vordem gar nicht kannte und nur zu dem bestimmten Zweck sich aufsuchte oder aufsuchen ließ, zur Entschuldigung einer Sünde anzuführen, so wird die Sünde zu einem Handelsartikel, den man umfeilscht und umwertet, wie es not tut.

Unsere Kirche, im Schreck der Sünde auf dem Wege nach Damaskus, in der Klosterzelle zu Erfurt ebenso geboren, als auf der Kanzel eines Tauler geehrt und in vieler frommen Katholiken Sehnen und Beten unbekannt genannt, treibt in die Buße, die ihr keine flüchtige Rührung, geschweige denn eine Anwandlung zu solcher ist, und preist den Glauben, der gerecht macht. Sie setzt auch auf die Gefahr hin, eine Fälscherin gescholten zu werden, das dreifache „allein durch Glauben, allein aus Gnaden, allein durch

Christum“ auf ihr gutes, sturmbewährtes Banner, das oft umdrängte, nie übermochte, und rühmt den, der nicht aus Sündern Gottesheilige umzaubert, sondern die Klagen des Satans majestätisch niederschlägt, zu der betenden Seele spricht: „Weib, wo sind nun deine Verkläger?“ und ihr den frei offenen Zugang zum Vaterhause erschließt. So tritt der Mann am Kreuz dem Glauben nahe, er siegt und bleibt. Luthers, der Kirche Predigt: glaubet an das Evangelium! die Bibel ins Haus, ans Herz! Kein Bibelverbot für das „verfluchte Volk, welches das Gesetz nicht weiß,“ kein Syllabus, der das Bibellesen brandmarkt, sondern zum goldenen Bibelkelch das „Trinket alle daraus!“ Und kein Amt mit der Herrschaft des Glaubens, kein Priestertum von der unfehlbaren Lehrautorität des Papstes umstrahlt, der die Inspiration in sich verkörpert, jede Bibelstelle in unweigerlicher Richtigkeit erklärt und irrtumlos den alleinseligmachenden Weg führt, kein unzerstörbares und unverlierbares Merkmal priesterlicher Würde, von dem obersten Priester bis zum schlichten Dorfkaplan sich fortpflanzend, und keine „Intention“, die das Sakrament erst heilkräftig macht, deren Mangel die Seele nie zum Frieden kommen läßt. Wie denn zu den anathematisierten Sätzen des Tridentinums die evangelische Lehre von der Heilsgewißheit auf Grund der Gnadenmittel gehört.

Dies alles nicht. Aber ein Amt nach dem Herzen des Erzhirten und aus ihm geschenkt, den Getreuen überantwortet, die mit der Petrusträne im Auge die große Prüfungsfrage mit einer Versicherung der Liebe zu ihm bestehen, ein Amt, das nicht nur den Mann trägt, sondern von ihm auch mit Glut und Mut erfaßt werden, mit Gut und Blut gewahrt und verteidigt werden will. Nicht der rechtmäßig geweihte Priester der heiligen römischen Kirche sperrt die Tore auf, die Christus, Maria und alle Heiligen nicht öffnen können, weil er den Sohn alltäglich im heiligen Opfer gebiert, sondern das Wort der Gnade, in Hören und Erleben erfaßt. „Wo Christus, da Kirche.“ Wie mahnt unsere Kirche, daß das geistliche Amt jetzt ein anderes Ding geworden sei! „Ist unserem Herrn Christus ein treuer Pfarrherr genugsam, so sollte er auch uns, ohne brokatne Gewänder und siebenfache Weihe, ohne Symbole und blühende Arabesken, genugsam sein, die wir ein merklicheres geringer sind als Christus.“ Ich kann mir nicht versagen, die Worte herzusetzen, mit denen Luther den rechten Pfarrherrn preist. „Derselbige Mann kann vielen tausend Seelen helfen, beiden zum ewigen Leben und in diesem Leben. Denn er kann sie durch Gottes Wort zu Gott bringen . . Eine Marmorkirche bauen, güldne Kleinode schenken, das gleißt. Wohlan, laß gleißen! Indessen tut mein ungleißender Pfarrherr die Tugend, daß er Gottes Reich mehrt, den Himmel füllt mit Heiligen, die Hölle plündert, dem Tode wehrt, der Sünde steuert, darnach die Welt unterrichtet und tröstet einen jeglichen in seinem

Stand, zieht feines junges Volk auf und kurz, eine neue Welt schafft er und bauet nicht ein vergängliches, elendes Haus, sondern ein ewig schönes Paradies, da Gott selbst gerne inne wohnet!"

Und um dieses Amt, nicht mehr durch den mittelalterlichen Lettner von ihm geschieden, als um den Gehilfen der Freude drängt sich auf Cranachs Bild die feiernde Gemeinde. Katharina mit ihrem Söhnlein — was dankt die ihrer sakramentalen Würde entkleidete Ehe der Reformation, daß sie als Hochschule des Kreuzes in der getrauten Treu die beste Treue übt, das rechte, urälteste „Gottesgestift" bleibt! Was dankt die Pädagogik des Hauses dem Apostel der Deutschen, dem um seines Kinderbriefes willen alle Kinderherzen zujauchzen! Was dankt endlich, trotz der Leipziger Jungliberalen, die Volksschule dem Evangelium, durch dessen Tore die deutsche Literatur siegend und segnend ihren Einzug gehalten, in dessen Worten sich die hohe Weisheit mit Herz und Hand zu den Geringen gewendet hat! Genug! Nicht Menschenlob gilt es zu treiben: „Christus lebe, Lutherus sterbe!" Aber Dank und Preis dem Vater aller Barmherzigkeit, dem Gott aller Gnade, der die freie Predigt der Gnade geschenkt, erhalten und gesegnet hat, so daß sie alles erfüllt, überallhin leuchtet, befruchtet, verneut und verklärt!

Und zur Liebestat reizt die gepredigte Gnade. „Lutherisch ist gut leben, katholisch gut sterben," sagt man in meiner Heimat, dem „Königreiche Mariens", wie die Kurialsprache mein geliebtes Bayerland mit seiner Patronin vor dem Rathause zu München nennt. Denn „die Lutherischen sitzen zwar in der Schrift und wir draußen," hat der Bayernherzog Wilhelm IV. gesagt. Aber mit den guten Werken sieht es traurig aus!

Wir verkennen nicht, welcher Ernst der Heiligung sich auf jener Seite oft findet. Wir ehren und achten die selbstverleugnende Art ihrer Mission. Wir unterschätzen nicht, welche Opfer gebracht werden. Wie wir überhaupt so leicht in den Fehler verfallen, allzu gerecht zu werden. Aber wir müssen doch auch betonen, daß sich die Leistungen, denen wir Anerkennung zollen, zumeist über die Mittellinie erheben, während die Durchschnittssittlichkeit darnieder liegt. Mit andern Worten: man pflegt und ehrt die doppelte Sittlichkeit, betont weniger das „aus Liebe" als das „um Gewinnes willen", kennt und macht bösen Unterschied. „Wenn aber das Auge finster ist, wird der ganze Leib finster sein." Man unterschätzt die Notwendigkeit der Gnade wie diese selbst, die man ja zum neuen Leben nicht unbedingt braucht, da Glauben an die Gnade und gute Werke, eng verschwistert, rechtfertigen. Wie leicht rückt da der Akzent auf das Werk, so daß der Glaube zu einem Geschehenlassen ohne innere Beteiligung herabsinkt! Darum ist auch das Motiv des guten Werkes nicht sowohl die Liebe, mit der wir, so das „Erbgut

empfangen haben, Zinsgut zahlen,“ „allerlei gutes Werk, so Gott geraten hat, tun.“ Sondern in allem Ernst wird die Frage aufgeworfen, wie oft man Gott lieben müsse. Als ob das zahlenmäßig ausgedrückt werden könnte, was unser ganzes Herz bewegen und erfüllen und allem Tun Wunder und Weihe verleihen soll! Ausdrücklich hat Papst Klemens XI. in der Bulle „Unigenitus“ des Jahres 1713 unter den Aufstellungen des frommen Quesnel auch die verdammt, daß, was nicht aus Liebe geht, überhaupt nicht gehen möge. Und im großen Streit der Meinungen hat man sich dahin geeinigt, daß es genüge, einmal im Monat den Herrn zu lieben, einmal in fünf Jahren sei doch zu wenig! So fließen all die reichen, vollen Leistungen in Klöstern und Stiftern, diese „bedeutsamen Mortifikationen“ nicht aus purlauterer Liebe, sondern aus dem Verlangen, sich die Staffel zum Himmel, den Stuhl im Himmel zu bereiten, obwohl Jesus allein der Weg und der Bereiter himmlischer Wohnungen, der Geber des hochzeitlichen Kleides ist.

Sage ich zu viel? Lesen Sie im dritten Hauptstück des Römischen Katechismus die Frage über die Gebote der Kirche und die andere: „Was Nutzen bringt die Haltung dieser Gebote?“ „. . daß wir das ewige Leben verdienen,“ freilich mit dem Zusatze: „wenn wir solche aus Antrieb der Liebe halten.“ Mit diesem Punkte aber berühren wir die andere Irrung in der verschiedenen Wertung der Werke. Wie das antike Heidentum zwischen den schlichten Taten des Durchschnittsmenschen und den „Katorthomata“, den Heldentaten seiner Großen, schied, die einen banausisch, böotisch, spießbürgerlich, die andern wahrhaft bedeutend nannte, so kennt die katholische Kirche die ärmliche Sittlichkeit des Weibes, die getan hat, was sie konnte, die Berufstreue der Fischer und Arbeiter bis an den Abend neben der höheren Sittlichkeit ihrer geistlichen Präzellenzen, die in Befolgung „evangelischer Räte“ nicht bloß das Gebotene tun, sondern das nur Geratene vollbringen, sich ihrer Habe entäußern, die Ehe nicht allein meiden, sondern in völliger Abtötung sich finden lassen und den Gehorsam üben, der um der Obern willen jedes eigene Urteil preisgibt, und alle Bande der Natur verleugnet. „Ich hatte Eltern, nun habe ich keine mehr!“ Der Klosterstand eine zweite Taufe, ja die echte, rechte Taufe: so wächst das Heer der Heiligen in unübersehbarer Größe aus Werken und Werkseligkeit heran. Der arme Katholik, der im Staube kümmerlich lebt, wagt seine Augen zu diesem Himmel nicht anders als betend aufzuschlagen, nicht, wie Artikel XXI unserer Augustana lehrt, in kräftigem Ernst und Vorsatz der Nachfolge.

So sehen wir das zweite Bild an, ob es nun von Cranach Vater oder Sohn herrühren mag. Es ist ein Teil des figurenreichen Gemäldes „Im Weinberg des Herrn.“ Auf der einen

Seite die Gegner, wie sie den Weinberg zerstören, auf der andern Luther, Melanchthon, wohl auch Justus Jonas und Kruziger, wie sie bebauen und pflanzen, ausjäten und Gräben ziehen, Reben begießen und anbinden, alles an seinem Ort und zu seiner Zeit, je nachdem Er den Platz im Weinberg angewiesen hat. Wir kennen den „groben Waldrechter", auch den zarten Magister Philippus und ehren die Weisheit unseres Gottes, die nach dem Epheserbriefe eine mannigfaltige ist, einem jeden zuteilt, was sie will und was er soll.

Das ist evangelische Berufsarbeit. „Glaube an den Herrn Jesum Christum und tue die Werke deines Berufs!" Siehe deinen Stand an nach den zehn Geboten! Jede Arbeit, ihm zu Liebe und Dank, ihm zu Ehren, wird durch Gottes Wort und Geheiß geheiligt. Die Magd, die ihre Arbeit unverdrossen und freudig tut, der Knecht hinter den Pferden, der Fährmann auf der See, der einfache Arbeiter wie der Gelehrte, der dem Zug der Gestirne, dem Fluge der Wolken nachsinnt, der in die Höhen der Weisheit wie in den Schacht der Geheimnisse sich wagt, der Staatsmann, der weltbewegende Gesetze gibt, der Geistliche in seinem hohen Amte: Größeres können, Geringeres dürfen sie nicht wollen als Treue um Treue, Liebe und Dienst aus Dank für Empfangenes. „Habe die Liebe und tue dann, was du willst!" Nicht das „Was?" der Leistung, sondern das „Wie?" in Ursprung und Art ist das Entscheidende. Wir predigen unsern Diakonissen den Spruch des seligen Löhe: „Mein Lohn ist, daß ich darf." Wir nehmen Kalvins Wahlspruch zum Wahrspruch unserer Arbeit: „Dir bringe ich mein Herz zum Opfer." Wir preisen selig, die Treue gehalten haben. Ihre Namen sind verklungen. Aber vor dem Herrn ist der Tod seiner Heiligen wert gehalten, nicht der auf Goldgrund künstlich gemalten, sondern der aus Mühe und Leid, in Kreuz und Treue bewährten.

Und woher die Kraft des rechten Dienstes? Nicht der Lohn reizt, sondern der Dank heißt. Im Worte Gottes holen wir Kraft zu Dank und Dienst. In den Sakramenten, diesen Tatworten versichtbarter Gnade, finden wir Grund und Stärke zum Dienst. Getauft in lebensvolle, lebenswirksame Beziehung zu dem Heilsgott, der sich für uns gegeben hat, aus dem „Für dich" des heiligen Nachtmahls in diesem lebenswarmen Verhältnisse erhalten, bewahrt und gefördert, eilen wir, so oft wir über Sünden und Verfehlungen trauern und ohnmächtig und freudearm darnieder liegen, beichtend und büßend zu den Quellen des Erbarmens zurück. Nicht als zu einer weiteren Zuflucht, wie Hieronymus und mit ihm Rom lehrt, sondern zu dem Born der Taufe. Nicht in mühsamer Aufzählung einzelner Sünden noch in selbstquälerischer Pein, „dieweil solches nicht möglich ist," sondern in dem herzandringenden: „An Dir allein!" Und in Beten und Ringen wird die Seele still. Arbeiten aber ist beten! Seht Luther

an, den die Gnade zum Beter in Worms erkor mit dem starken Harnisch: „Gerecht ist die Sache und dein. Steh mir bei, du getreuer, ewiger Gott! Du mußt es tun!“ Hört den priesterlich gegürteten, nach des alten Nürnberger Pfarrherrn Veit Dietrich Zeugnis, auf der Ehrenburg, seinem Patmos, täglich drei Stunden, „so zum Studium am allerbequemsten waren, im Gebete zubringen, da unser Regenbogen schwach schien und die Widersacher stark!“ Wie hat er das Vaterunser so gern vor den Wagen gelegt, wenn alle Wasserwogen über ihn zusammenschlugen, bis er hindurch war! Seinen Melanchthon hat er in Weimar aus dem Tode losgebetet, seine christliche Kirche in Todesnöten fürbittend vor ihren Herrn gebracht, bis er endlich mit dem Schwanengesange: „In deine Hände befehle ich meinen Geist“ sein Haupt niedersenken konnte, nachdem er die lange Not der Zukunft in Gottes Hände gelegt hatte.

Die „betende Kirche“, getrost „vor der weit aufgesperrten Türe ins Paradies“, auch in ihren schwersten Zeiten unter einem Heinrich Müller, Arndt, Johann Gerhard und Christian Scriver, zugleich die Kirche treuester Arbeit mit einem „Das walte Gott“ für jeglichen Beruf und ehrliche Hantierung zu Wasser und zu Land, mit einem Valetsegen für alle Treue: so zeigt sie uns das Bild. Drei Gefahren drohen dem Berufe, der irdisch und himmlisch in einem sein darf, nicht mit dem für die Erde geschlossenen Auge, um das Himmlische zu erspähen, sondern mit beiden Augen zu Himmel und Erde gewendet: Undank, Verschlafenheit, Weisheitsdünkel. Aber drei Gegengifte: „So oft ich beten will, sehe ich den Mann am Kreuz.“ Wir versenken uns demütig in das Geheimnis seiner Leidenstreue und danken, bis uns das Herz bricht, unter dem Kreuze im Kreuz. Und der Verschlafenheit setzen wir die rege, stetige, nüchterne Arbeit entgegen, die um Zeiten Ewigkeiten eintauschen heißt und uns bedenken läßt, daß die Zeit kurz ist. Der Wissensdünkel aber wird am ehesten durch den Einblick in all das, was noch zu tun übrig bleibt, überwunden. Denn der Protestantismus ist eben auch in der einfachsten Arbeit nicht von der Theologie der Ehren und der Erfolge, sondern von der des Kreuzes bestimmt.

So mag willig zugegeben werden, daß die Werke unserer Kirche den imposanten Charakter, das imperatorische Gepräge nicht an sich tragen, das den Katholizismus der Diplomatie und den Regierenden so sehr empfiehlt. Aber die größere Innigkeit und Sinnigkeit, die reineren Motive, die ausharrende Geduld, die solide Kleinarbeit, die unermüdlich Sandkorn an Sandkorn reiht, ist bei der Kirche zu finden, welche da ihren Beruf findet, wohin der Meister sie stellt und ruft, und mit schlichter Treue auch den verlorenen Posten behauptet. Denn auf scheinbar verlorenem Platze steht unsere Kirche. Es würde ihr ein wesentliches Stück ihrer Beglaubigung fehlen, wenn sie nicht mit ihrem Herrn die

Schmach tragen würde und nicht Angst und Gefahren von dem zu Lehen empfinge, der in Angst des Todes vollendet war.

Und damit gelange ich zum dritten Bilde. Der Nürnberger Meister Albrecht Dürer, dem Luther aus größter Not geholfen hat, schuf es uns. Ein Ritter, die Legende nennt ihn Hans Rink, reitet durch eine wilde Schlucht. Die letzten Strahlen des Abendhimmels fallen herein, doch nur um die Gegend in ihrer ganzen Öde und Unwirtlichkeit erkennen zu lassen. In den Weg stellt sich dem starken Rosse der Tod als grauses Gespenst und hinterher erhebt eine teuflische Fratze die Krallen, um den Ritter vom Pferde zu reißen. Der aber reitet vorwärts, ohne der Gefahr zu achten, ein ganzer Mann, mit dem Blicke auf die im Abendglanze verdämmernde heimatliche Burg.

Ein neuerer Erklärer des Bildes fügt hinzu: „Jeder Deutsche wird diesen Rittersmann verstehen, der trotz Tod und Teufel auf eingeschlagenem Wege bleibt.“ Dies Meisterwerk ist schon um das Jahr 1513 gezeichnet. Es läßt sich also nicht unmittelbar auf Luther beziehen. Mir ist es aber doch immer das Bild unserer Kirche, wie es St. Paulus in der großen Antithese 2. Kor. 4, 8 f. zeichnet. Allenthalben Trübsal, Enge, Beschwernis, aber wir ängsten uns nicht. Der „Heldenglaube“ weiß sich in Gott geborgen, obgleich „der Teufel, um das Wort Gottes, dieses schwache Windlicht unseres Glaubens, auszulöschen, die Scheiben einschlagen und die Türen aufreißen und die Dächer abdecken will.“ Mögen andere nach Menschenhilfe sich umsehen: auf Scheiterhaufen und Blutgerüsten lernt es sich, von Fürstenhilfe und hoher Politik nichts zu hoffen und, so uns die Erde genommen wird, im Himmel oder unter dem Himmel zu bleiben. Wir haben glauben gelernt und die still wartende, ruhig ausharrende Geduld, die Spener so oft an Luther rühmt. Auch wissen wir, daß nicht der „Teufel zu unserer Linken, das ist alles, so uns wehetut,“ am meisten uns befehdet, sondern „der zu unserer Rechten, der weiße, das ist alles, so uns wohltut.“

Unbestechlichkeit ist ein weiteres Zeichen unserer Kirche. Mit ein wenig Konzessionen, der Wahrheit zu Schaden, mit etwas Opportunismus könnte unsere Kirche, dank ihrer einzigartigen Gaben und der vielen gebundenen, der Lösung und Vernützung wartenden Kräfte, Großes vollbringen, sich allerorts einführen und empfehlen. Aber sie nimmt das Wort in die Faust und traut auf den Herrn. In ihrer Unmittelbarkeit, so ganz aus Gnaden bleibend, was sie ist, verachtet sie alle Kompromisse und Einigungen und hütet sich, über Luthers Gebeinen, mit Klaus Harms zu reden, falsche Einigungen zu schließen, scheut sich, ein Wort zu sprechen, das zwischen Ja und Nein haltlos einherschwankt und unverbindliche Formeln zu gebrauchen, die wohl gefallen, aber nicht stärken. Mir scheint der offene Feind, der von dem „gesegneten Scheiterhaufen“ sprieht, weniger zu fürchten

zu sein als der im eigenen Lager: die Theologie der Rhetorik, die Theologie des Tastens und Umprägens und Entleerens. Gegen diese Todesmacht, greisenhaft und alt machend, muß mit Freudigkeit und getrostem Mute zu Feld gezogen werden. Uns ist bange. Denn es will Abend werden und die Nacht kommt näher, da auch dem Wirken der Kirche Ziel und Ende gesetzt ist. Aber wir verzagen nicht. Weglose Leute sind wir gleichwohl nicht ohne Ausweg. Denn auf schmale Pfade blickt die Sonne der Gütigkeit und Verheißungstreue Gottes, und durch all das Gehänge leuchtet die heimatliche Burg. Wer könnte sich rühmen, unsere Kirche zu kennen, ohne von dem kindlich rührenden und männlich starken Heimweh zu reden: „Komm, lieber jüngster Tag!“

Es hat mir je und je den Eindruck des bedeutenden und zart geschriebenen Lebens von Diepenbrock gestört, das wir seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle zu Breslau verdanken, daß der edle, fromme Priester mit dem „Heilige Maria!“ aus dem Leben schied. Unser Heimweh geht höher, die immer beflügelte Seele regt die Schwingen mächtiger: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt Gott, ich wär in dir!“ Wir sehnen uns, daheim zu sein bei dem Herrn, von dem uns weder das Fegefeuer trennen, noch der Mangel des täglich aufgeopferten Christus scheiden soll. Wir begehren sein Antlitz zu schauen. Daß Heimweh Kraft ist, die das Kinderspiel am Wege verachten läßt, den Ehrgeiz nicht als letztes Erdengewand erst bei der letzten Fahrt ablegt, sondern sich aller Dinge entledigt, um ganz frei zu sein, das spüren wir.

Eine Ewigkeitskirche mag für unpraktisch gelten, den Anschluß oft versäumen, wenig weltläufig sein. Aber darüber ist sie auch nicht weltsäumig, sondern eilt aus dieser Welt. Der Weg öffnet sich, die Finsternis weicht. Tod und Teufel fliehen, die Burg ist erreicht, die Welt überwunden. Ich werde nicht irren, wenn ich unsere Kirche die hoffende nenne, mehr noch als die reformierte.

Es ist ihr unvertilgbarer Optimismus, der sie vom neuen Tage neue Gnade, vom letzten das Beste erwarten läßt. Klar und scharfsichtig genug, um die schwersten Nöte zu erblicken, von sich und aus sich nichts hoffend, in ernstem Pessimismus Zeichen des Abfalls und des Antichrists zu erblicken bereit, weiß sie vier Worte als Kraft und Gabe zu rühmen. Das eine, der selige Kahnis nannte es wohl die „lutherische Partikel“, „dennoch!“ Mit diesem Worte protestiert sie gegen Lüge und Scheinopfer wie gegen offene und starke Feindschaft. Auf dieses Wort zieht sie sich zurück, wenn ihr alles zuwider geht. Das „dennoch“ heißt sie den Anker in ewige Gründe eingraben, die hinter den Hüllen der Zeitlichkeit und Sichtbarkeit an Gottes Thron stehen, in grundlose Barmherzigkeiten, unaussprechbare Gnaden. Im „dennoch“ hebt sie zagend an, zu bekennen, fährt sie fort,

streitend zu behaupten, endet sie mit dem Rückblick und Frohmut des Siegers.

Dann ein altes, schlichtes Bild. Auf einen Diamant fallen hart und wuchtig die Hammerschläge nieder: „Semper adamas,“ „allzeit ein Diamant!“ Möge das unserer Kirche Symbolum sein: „sie haben mich oft gedränget von meiner Jugend auf, aber sie haben mich nicht übermocht!“ Im Glauben ist Sieg. Und das andere Bild. Ein Schiff steuert durch die Wellen, vorbei an Felsen und Riffen. Über ihm aber steht: ‚Gubernando, non loquendo,‘ „durch Steuern, nicht durch Reden!“ Unsere Kirche muß Theorien und Konferenzen, Resolutionen und Disputationen, Konvente und Kongresse begraben und jeden anweisen und anstellen, daß er bleibe und tue, was er schuldig ist. Wir müssen in der Enge des Hauses, in der Abgelegenheit des Berufes arbeiten, hart, mühsam, mit Schwielen in den Händen, ferne von Genüssen und den Lorbeeren! Das dritte Bild. Ein Mensch ringt auf weitem Meer mit Wellen und Sturm. Endlich tritt hinter fernem Gebirg die Sonne hervor. Und darüber steht: ‚Tandem,‘ „endlich!“ Dieses „endlich“ sei unsere höchste Freude! Wir werden die Siege der Einzelpersönlichkeit, das ist, den Sieg der Kirche sehen.

Ich bin am Ende. Justin der Märtyrer sagt einmal: „So gering auch meine Kleinheit sein möge, so hätte ich doch gerne etwas Großes von Christus ausgesagt.“ Ich wollte etwas Großes von der Kirche aussagen, die unser aller treue Mutter ist, von der alten katholischen Kirche, die ihre Konzilien mit dem offenen Bibelbuche gehalten, ihre Lehren zu Jesu Füßen gelernt hat. Ihr haftet die Armut ihres Herrn an, sie ist aber reich. Sie geht im Witwengewand umher, er tröstet sie herrlich. Da ist keine Gestalt noch Schöne, die der Welt gefällt, aber sie ist ganz schön inwendig. Fest im Glauben, treu im Hoffen, stark und einfach im Lieben, wird sie immer die Lehrerin, die Trösterin, die Priesterin der Völker bleiben, aber nie deren Herrin werden. Ihr gelten die Verheißungen Jer. 1, 18f. und Jer. 15, 19. Zu ihr werden einst alle kommen und anbeten zu ihren Füßen, weil er sie geliebt hat.

Der ehrwürdige Tobias Kießling hatte auf seiner Reise durch das Österreichische von einem Franziskanermönch ein armseliges Bildlein und den Vers erhalten: „Herr, dein Wort, die edle Gabe, diesen Schatz erhalte mir!“ Er hat das Bild und den Wunsch weitergegeben: unter alten Papieren habe ich beides gefunden. Wenn Gott unserem deutschen Volke die Gnade schenken wollte, daß statt des Kampfgeschreies: außer dieser Kirche kein Heil! der Zeugenruf erschallen dürfte: außer Christo kein Heil! — dann möchte die Zeit heraufziehen, in der wir den Beinamen „lutherisch“ gerne opferten, um den Namen „Christen“ zu

behalten. Bis dahin aber wollen wir Treue halten, bei dem bleiben, was uns vertrauet ist, und „lieber mit Christus fallen, als mit der Welt und ihren Gewaltherrn stehen!“

Die Bedeutung und Wichtigkeit des Gebets bei der gegenwärtigen Lage der evangelisch-lutherischen Kirche.

Von Bischof **D. Dr. Ullman** in Strengnås.

Es ist mir die Aufgabe gestellt, über die Bedeutung und Wichtigkeit des Gebets bei der gegenwärtigen Lage der evangelisch-lutherischen Kirche zu sprechen. Vor allen Dingen mögen einleitungsweise einige Hauptpunkte aus dem neuen Testament zur biblischen Begründung der großen Sache, um die es sich hier handelt, hervorgehoben werden.

Unter den Gleichnissen, durch die uns der Herr zum Gebet für seine Gemeinde erwecken will, ist besonders die Darstellung von der bittenden Witwe, Luk. 18, 1 ff., überaus trostreich. In der Geschichte der Kirche kommen immer wieder Zeiten, wo es den Anschein gewinnt, als hätte sich der Herr seiner Regierungsmacht begeben, als hätte er die Seinigen verlassen, vergessen und ließe dafür die Mächtigen auf Erden nach ihres Herzens Gelüsten schalten und walten. Es kommen mitunter Zeiten, wo die Welt, sei es nun die gelehrte oder die ungelehrte oder beide zusammen, Gewalt über die Gemeinde übt, so daß diese gar nicht aufkommen kann. Zeiten also, wo sich die kleine Schar des Herrn in einer Lage befindet, die der einer wehrlosen, ihres Rechts beraubten Witwe sehr ähnlich ist. Unter solchen Umständen aber, wo für die Gemeinde alles gar aus zu sein scheint, da gilt es eben, nicht ratlos noch verzagt zu werden, sondern allezeit zu beten und nicht abzulassen, bis der Herr schließlich unerwartet kommt und seinen Auserwählten Recht schafft.

Neben dieses Gleichnis aus dem Lukasevangelium tritt als Gegenbild in der Apostelgeschichte ein Ereignis aus der Urgemeinde zu Jerusalem. Es ist die Erzählung von dem ersten Zusammenstoß zwischen der neu erstandenen kleinen Christengemeinde und den im Unglauben sich verstockenden Führern des jüdischen Volkes. Wie so manche andere Situation und Erscheinung aus der Gründungszeit der Kirche, hat auch diese Begebenheit etwas Typisches an sich: sie ist ein Fingerzeig für alle folgenden Zeiten. Bei den Drohungen und Angriffen der Gegner nimmt die bedrängte Gemeinde betend ihre Zuflucht zu dem lebendigen Gott, dem Allmächtigen, beruft sich vor ihm auf

die Offenbarungsworte und Gottestaten in der Vergangenheit und erfleht nun von dem Herrn nicht etwa Erweisungen seines Zorneseifers wider die Feinde, sondern daß seine Knechte durch seine Kraft mit aller Freudigkeit das Wort vom Reiche reden und daß die Verkündigung des Wortes durch göttliche Machtwunder bestätigt und beglaubigt werde zur Überwindung der Welt. Und sofort erfolgt die Antwort von oben auf das Gebet der Gemeinde: „Da sie gebetet hatten, bewegte sich die Stätte, da sie versammelt waren, und wurden alle des heiligen Geistes voll und redeten das Wort Gottes mit Freudigkeit." Ap.-Gesch. 4, 31. Gott, der Herr des Himmels und der Erde, will also selbst dafür sorgen, daß das Heilswort von dem unbeweglichen Reiche, das er der Gemeinde Jesu anvertraut hat, festen Bestand und unaufhaltsamen Fortgang habe, mitten in einer tobenden Welt, trotz allem Drohen und Widerstand vergänglicher Menschenkinder.

Gedenken wir weiter jener einleitenden Episode am Anfang des 8. Kapitels der Offenbarung St. Johannis! Sie läßt uns in die Vorgänge des oberen Heiligtums hineinblicken und entschleiert den überweltlichen Hintergrund der gewaltigen Bußgerichte über die Welt, die durch die sieben Posaunengerichte symbolisch veranschaulicht werden. Bevor diese göttlichen Gerichte ihren Lauf über den Weltkreis nehmen, sieht der Seher einen Engel mit einem goldenen Weihrauchfaß zum himmlischen Brandopferaltar treten. Da hinein wird ihm viel Weihrauch gegeben, damit er mit ihm die Gebete der Christenheit vor den Thron Gottes bringe. Dies geschieht. Zur Beantwortung der Gebete der Gottesgemeinde füllt der Engel aber das Gefäß mit Feuer vom Altar und wirft es auf die Erde. „Und da geschahen Stimmen und Donner und Blitze und Erdbeben." Die Geschichte des Reiches Gottes auf Erden eilt dem Ziele zu. Das Maß der Sünde der Welt droht voll zu werden. So schickt sich denn der Allmächtige zum Gerichte an. Doch geschieht dies nicht ohne die Gebete seiner Gläubigen. Der Inhalt dieser Gebete aber ist, daß Gott erscheinen möge, seine bedrückte Gemeinde zu erretten und sein Reich zu vollenden. Und solche Gebete erhört der Herr. Dies der Eindruck, den jenes Gericht bei uns hervorrufen soll.

Endlich ziehen wir einige Aussagen in Betracht, die uns noch tiefere Einblicke in die geheimnisvolle Gebetsgemeinschaft zwischen der bedrängten, ringenden Gemeinde im Erdenstaube und dem Heiligtum droben gewähren. Aus der Lebensgemeinschaft eines Gläubigen mit Gott in Christo Jesu wächst jenes christliche Gebet im vollsten Sinne des Wortes heraus, das der Herr selbst als ein „Beten in seinem Namen" bezeichnet. Dieses Gebet ist zunächst eine Betätigung des inneren Lebens, wie sie aus der Verbindung, der ‚Unio mystika', der Gläubigen mit Christus fließt. Darauf zielt auch der Apostel Paulus, wenn er schreibt, daß der göttliche Jesusgeist, der Geist der Kindschaft, für die gläubigen

Beter selbst bei ihrem Beten mit unaussprechlichem Seufzen eintritt, Römer 8, 26 f. Somit wird dieses Gebet nichts Geringeres als eine Willensäußerung von Gott selbst sein. Es ist in allerrealster Weise ein Beten nach dem Willen Gottes, gerade hierdurch ein Gebet voller Energie, das demnach die allerkräftigsten Wirkungen in der Welt hervorruft. Bei diesem ganzen, überaus erhabenen Vorgang findet also ein wundervoller Kreislauf zwischen dem Herrn des Gottesreiches und seiner Betgemeinde, eine göttlich tatsächliche Wechselwirkung zwischen Himmel und Erde statt. Von Gott, dem Urgrund und Quellort des Gebets, senkt sich dieses durch den Geist Jesu in das Innerste seiner Gläubigen hinab, nimmt dort seinen Weg durch die Herzen der Gemeinde hindurch und kehrt dann wieder zu seinem Ursprung, dem Herzen Gottes, zurück. Und von hier aus wird nun der Inhalt des Gebets unter der Weltregierung der allmächtigen Liebe in die göttlichen Taten der Geschichte umgesetzt. Das Gebet in Jesu Namen nimmt Gott demnach mit als einen göttlich gewaltigen Faktor in das unerforschliche Gewebe seiner Weltregierung auf. Die betenden Christen werden als solche des Allmächtigen eigene Mitarbeiter und Mitstreiter, wo es gilt, Gottes Reich zu fördern und es dem herrlichen Ziele seiner ewigen Vollendung näher zu bringen.

Diese biblischen Erwägungen habe ich gemeint vorausschicken zu sollen, da aus ihnen mit voller Deutlichkeit hervorgeht, daß wir ganz festen Boden unter den Füßen haben, wenn wir als Glieder des Leibes Jesu Christi für unsere Kirche beten. Solches Beten ist im tiefsten Grunde ein Erzeugnis des göttlichen Liebeswillens in den gläubigen Betern und kann daher unmöglich ein fruchtloses Unternehmen sein. Es hat vielmehr die größte Bedeutung und Wichtigkeit. Seien wir also getrost bei unserem Gebet!

II.

Die Bedeutung des Gebets für unsere lutherische Kirche im besonderen hängt aufs engste mit dem Gewicht zusammen, das diese Kirche nicht bloß an und für sich, sondern für die Christenheit im großen und ganzen und damit auch für die gesamte Menschheit besitzt. Hiervon zuerst einige Worte!

Bekanntlich war es den Aposteln geläufig, den ganzen Zeitraum nach der Himmelfahrt ihres Herrn als eine Zeit anzusehen, die unter dem Zeichen seiner letzten Erscheinung steht. Auf dem Weg zu diesem großen Ziele gibt es mitunter gewisse bedeutungsvolle Epochen, die entscheidend in die Entwicklung der Kirche eingreifen und sie ihrer schließlichen Vollendung immer näher führen. Die Ereignisse und Umwälzungen der Weltgeschichte nimmt der Herr der Äonen daher in seinen Dienst. Durch seine gerechten Gerichte über die Gottlosigkeit, wenn sie ausgereift ist, wie über den aufrührerischen Trotz der Völker, wenn dieser alle

Schranken überschritten hat, fegt der König der Könige plötzlich alle Hindernisse hinweg, bahnt unerwartet neue Wege, eröffnet erweiterte Ausblicke für immer herrlichere Triumphe, für neue überraschende Gestaltungen des Gottesreiches, bis endlich nach diesen vorausbestimmten Durchbruchszeiten das eigentliche, große alles entscheidende Ende hereinbricht, wo die gegenwärtige Weltordnung gegen das Königtum Gottes in seiner ewigen Vollendung ausgetauscht wird.

Nun gilt freilich noch immer das Wort des Auferstandenen zu seinen Jüngern vor der Himmelfahrt: „Es ist nicht eure Sache, Zeiten und Fristen zu kennen, die der Vater bestimmt hat in seiner Vollmacht.“ Apost.-Gesch. 1, 7. So viel werden wir indessen wohl sagen können: man muß recht stumpf sein gegen die Zeichen der Gegenwart auf dem kirchlichen, politischen und missionsgeschichtlichen Gebiete und wenig vertraut mit dem Worte der Weissagung, wenn man nicht wahrzunehmen oder wenigstens zu ahnen vermag, daß einer von jenen epochemachenden Zeitpunkten in der Geschichte des Reiches Gottes wieder im Anzuge ist. Es liegt, so zu sagen, in der geistigen Atmosphäre unserer Tage, daß gewaltige Ereignisse, bedeutungsvolle Umwandlungen der Weltlage bevorstehen. Selbst in Kreisen, wo man der Kirche gleichgültig oder sogar feindlich gegenüber steht, hat man eine Empfindung davon. Soweit wir sehen können, werden alle bisherige Gestalten des Staatskirchentums infolge jener Umwälzungen aufgelöst und damit auch alle irdisch-politischen Schutzmittel der Gemeinde Christi entzogen werden. Es ist sogar fraglich, ob überhaupt irgend welche evangelische Volkskirche als solche in der Lage sein wird, ihr Dasein weiter zu behaupten. Ja, selbst das scheint uns nicht ausgeschlossen zu sein, daß das evangelische Christentum keinen Platz mehr in den Ländern von Europa, wo es seit alters heimisch war, finden wird, daß es also aus seinen bisherigen Wohnstätten in jene Weltgegenden hinauspilgern muß, wo sich jetzt eben in der Zeit neu anhebender Weltmission neue Türen und Wege auftun, neue Fernsichten und große Aufgaben sich vor unsern erstaunten Blicken eröffnen unter den uns immer näher rückenden heidnischen Völkerschaften, ja selbst unter dem Jahrtausende lang unzugänglichen, nunmehr an so vielen Orten erwachenden Israel.

Wie sich die Schicksale der Kirche bei den nahenden Katastrophen aber auch gestalten werden, eins ist offenbar von entscheidender Bedeutung für die Weiterentwickelung des Christentums in der Welt: das echte, lautere Evangelium und die unverfälschten sakramentalen Stiftungen des Herrn dürfen der Menschheit nicht verloren gehen. Mit andern Worten: die Kirchengestalt, wo diese göttlichen Gnadenmittel am treuesten bewahrt sind, also die evangelisch-lutherische Kirche, muß in ihrer vollen, biblisch begründeten und bewährten Eigenart bei allem Wechsel der Zeiten

dem Menschengeschlechte erhalten werden. In nicht zu verkennender Weise vertritt die lutherische Kirche die tiefste und zugleich umfassendste Anschauung vom Kern des Christentums. Die „katholischen“ Kirchenkörper mögen sich durch menschlich kluge Organisation und festgeschlossene Verfassung auszeichnen, die reformierten Kirchen mögen durch praktischen Verstand und rührigen Unternehmungsgeist hervorragen, was sich namentlich auf dem Gebiete der Mission in großartiger Weise geltend macht — unserer Kirche wird der Ruhm unversehrt bleiben, daß sie das eigentliche Herz der Christenheit ist.

In der Lehre eignet ihr eine im edelsten Sinne mystische, biblisch kernhafte, so zu sagen, geistleiblich realistische Auffassung und Ausprägung der christlichen Glaubenswahrheiten. Evangelisch gesund ist ihre ganze Art und Weise. Voll zarten Gemütes, warm und tief, in sich gekehrt bei sinnender Betrachtung des Wortes und innigem Gebetsleben, hat sie auch einen offenen Blick und lebendiges Interesse für alles, was in dieser Welt wahrhaft menschlich, schön und edel ist. Und während sie die Erziehung des einzelnen zum Heile kräftig betont, hat sie zugleich ein warmes, weites Herz für das Wohl des Volkstums und des bürgerlichen Staatswesens, das sie als eine wertvolle Gottesordnung anerkennt. So steht sie da, unsere geliebte Mutter, die Kirche der goldenen Mitte, die gerade deshalb die religiösen Bedürfnisse des Menschengeistes am entsprechendsten und umfassendsten zu befriedigen vermag, die vor allen andern geeignet ist, den Sammelpunkt abzugeben, wo sich künftig einmal die aus einander gegangenen, zerrissenen Glieder der Christenheit am ehesten zu der Kirchenunion zusammenfügen können, die kein Machwerk menschlich eitler Staatsklugheit oder politischer Gewaltherrschaft ist, sondern als eine Schöpfung der Liebe und der Macht des himmlischen Oberhirten selbst erscheinen wird, wenn einmal die dafür bestimmte Stunde schlägt. Wahrlich, auch abgesehen von unserer besonderen kindlichen Liebe zu der lutherischen Kirche, die unsere geistliche Mutter im engsten Sinne ist, sind wir es Gott dem Herrn und seiner gesamten Christenheit schuldig, alles zu tun mit Beten und Wirken, damit die Schätze gerade des evangelisch-lutherischen Christentums der Menschheit aufbewahrt, von Volk zu Volk fortgepflanzt, von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt werden für die große Zukunft des Reiches Gottes unter den Nationen.

Ich habe die Charakterzüge unserer Mutter gerühmt. Liegt darin wohl ein ungebührlicher Selbstruhm des evangelisch-lutherischen Kirchentums? Nein, davor bewahre uns Gott! Diese ganze lutherisch-kirchliche Eigenart, die sich in unserem Bekenntnis, unserer Liturgie, unseren Gemeindeliedern usw. ausgeprägt hat, alle diese Schätze sind eben Gaben von Gottes Gnade, ein reiches Pfund, das unserer Kirche zur Verwaltung

übergeben ist, und wofür vor allem wir, ihre Diener im Amte, einmal Rechenschaft vor Gott ablegen müssen, wie wir sie zum Segen für unsere Gemeinden verwaltet und verwertet haben. Ist aber diese reiche Beilage mit solcher Treue von uns bewahrt und ausgekauft worden, daß eine gedeihliche Entwickelung, erfreulicher Wohlstand unserer Kirche als Frucht daraus erwachsen ist? Das ist die Gewissensfrage, vor die wir gestellt sind. Aber hier fehlt gar viel. Davon wird uns schon ein kurzer Überblick über die gegenwärtige Lage unserer Kirche überzeugen.

III.

Die Lage unserer evangelisch-lutherischen Kirche ist, um es sofort zu sagen, eine sehr gefährdete und kritische. Die Gefahren, die uns bedrohen, kommen sowohl von außen als von innen.

Was uns hierbei zunächst in die Augen fällt, ist der bedenkliche Umstand, daß die enge Verknüpfung unserer Kirche mit dem Staate sie vielfach fesselt und ihr sehr wenig selbständige Bewegung gestattet. Manchmal wird sie nach fremden Gesichtspunkten regiert. Der Staat beruft größtenteils ihre Diener, ernennt die Lehrer an ihren theologischen Fakultäten, bestimmt über die kirchlichen Einkünfte und Besitztümer. Eine eigene Vertretung hat sie freilich nunmehr in den meisten evangelischen Ländern. Aber das Recht selbständiger Entschlüsse ohne Einmischung der staatlichen Obrigkeit wird ihr doch nicht eingeräumt. Mit Ausnahme von Nordamerika, wo die Lage der Kirche überhaupt ganz eigenartig ist. Trotz aller Verbindung mit dem Staatswesen zeigt sich sonderbarerweise aber doch, daß die Kirche Schritt für Schritt aus dem öffentlichen Leben verdrängt wird. In den parlamentarischen Versammlungen nimmt man sehr wenig oder gar keine Rücksicht auf ihre Bedürfnisse und Wünsche. Im Deutschen Reiche droht die Gefahr einer alles nivellierenden „deutschen Nationalkirche“, die laut dem Urteil eines tiefblickenden Beobachters deutscher Zustände, sobald sie einmal wirklich zustande kommt, wahrscheinlich nur „das kümmerliche Gebilde einer national abgeschlossenen, staatlich beherrschten, byzantinisch angehauchten Kultusgemeinschaft, einer neuen, kleindeutschen Auflage des längst veralteten und überlebten Territorialsystems“ abgeben wird.

Früher konnte sich unsere Kirche aus christlich beeinflußten Gymnasien und Schulen rekrutieren und sich auf diesem Wege einen Nachwuchs für das Gemeindeleben wie zur Ergänzung des kirchlichen Lehrstandes verschaffen. Nun weicht der Geist des Christentums immer mehr aus unsern Lehranstalten. Das Band, das ehemals Kirche und Schule zusammenhielt, hat sich in den letzten Jahrzehnten unaufhaltsam gelockert, ja, ist fast ganz durch-

schnitten worden. Seit Jahren häufen sich die Angriffe auf den kirchlichen Religionsunterricht. Man sucht ihn möglichst zu beschränken und zu beschneiden.

Große Gefahren drohen weiter von der schwarzen und der roten Internationale, von der Papstkirche und der Sozialdemokratie. Jene beiden sozialen Großmächte können sich im Deutschen Reiche allmählich solcher Erfolge erfreuen, daß in nicht zu ferner Zukunft die Geschicke des Landes und Volkes, wo einst die Wiege der lutherischen Reformation und Kirche stand, vom Jesuitismus und der sozialen Umsturzpartei in unheimlichem Bunde beherrscht und entschieden werden dürften. Was dies aber für die Kirche der deutschen Reformation bedeutet, liegt offen zutage. Die Zustände in Deutschland wiederholen sich auch anderswo. Auf der ganzen Linie lodert der Kampf Roms auf Leben und Tod gegen die evangelischen Landeskirchen. Kein Mittel ist ihm dabei zu schlecht, keine Waffe bleibt unversucht. Daneben dringt die Sozialdemokratie auf allen Punkten sieghaft unter den Völkern vorwärts, trotz aller bisweilen etwas besser klingenden Redensarten fest entschlossen, ihr erträumtes Zukunftsziel um jeden Preis zu erreichen, alles rücksichtslos niederzutreten, was sich ihr hierbei hindernd in den Weg zu stellen wagt. Welche Pläne die Sozialdemokratie aber namentlich wider die evangelischen Kirchen im Schilde führt, ist uns allen wohl bekannt.

Wie steht es bei diesen von außen drohenden Gefahren aber innerlich mit unsern Gemeinden? Sie sind meistens durch allerlei Sekten und unkirchliche Religionsparteien zerrissen. Wie es in dieser Beziehung in Schweden aussieht, davon könnte ich, wenn es die Zeit erlaubte, schier unglaubliche Dinge erzählen. Infolge eines an sich schon ungenügenden Dissentergesetzes und mehr noch durch eine der Kirche ungünstige, juristisch-formalistische Handhabung und Anwendung des Gesetzes von seiten der staatlichen Behörden sieht sich die schwedische Kirche gegenwärtig fast alles staatlichen Schutzes beraubt. Sekten und Separatisten können daher in übermütiger Willkür die Ordnungen der Kirche straflos durchbrechen. Wenn es in diesem Stücke auch anderswo sicherlich noch nicht so weit gekommen ist wie bei uns, das kann man jedenfalls zur Signatur der gegenwärtigen Lage rechnen, daß alle evangelisch-lutherischen Volkskirchen mehr oder weniger durchlöchert und vielfach in Unordnung gebracht sind durch die Einflüsse individualistischer, separatistischer Religionsgemeinschaften. Dies zeigt sich ganz unmittelbar darin, daß Gottesdienst und Abendmahlstisch an vielen Orten verlassen und verödet stehen. Dann aber schauen diese fremdartigen Gemeindlein, die größtenteils an pharisäischer Selbstüberhebung leiden, mit übermütiger Geringschätzung auf die Gottesdienste, die Gnadenmittelverwaltung und die Gemeinden der lutherischen Kirche herab, bringen alles, was zur lutherischen

Volkskirche gehört, als etwas Niedrigeres, christlich Ungenügendes in Verruf und haben durch diese Jahrzehnte lang fortgesetzten Beschimpfungen dem Volke allmählich die Vorstellung beigebracht, als seien kirchlich lutherische Frömmigkeit und lutherische Kirche zu nichts tauglich, während dagegen jede unkirchliche Art von Frömmigkeit echtes Christentum sein soll. Im Zusammenhang damit steht wohl jene seltsame Zeiterscheinung, daß bei den Landesvertretungen und in der Tagespresse, ja, in der öffentlichen Meinung überhaupt fast alle andern religiösen Gebilde und Gemeinschaften, selbst die abenteuerlichsten wie die „Heilsarmee", weit eher als unsere Kirche auf Duldung und Rücksichtnahme, wenn nicht gar auf eine gewisse Sympathie, rechnen können.

Diese auffallende Unpopularität unserer Kirche erklärt sich wohl zum Teil aus naheliegenden Gründen. In einer Zeit, wo es fast zum guten Ton in der Gesellschaft gehört, auf kirchlich festgestellte Glaubenssätze, diese verhaßten „Dogmen", zu schelten, betont unsere Kirche nachdrücklich und mit allem Recht die Wichtigkeit und den Wert der unverfälschten, biblisch christlichen Lehre. Bedenklich ist hierbei ganz besonders, daß unsere Jugend, beeinflußt durch die allgemein verbreitete Scheu der Gegenwart vor allem Lehrhaften in der Religion, unserer Kirche ihre Liebe fast ganz und gar entzieht. Sogar die christlichen „Jugendvereine" nehmen häufig eine ähnliche Haltung ein, indem sie einen dogmatisch farblosen, konfessionell indifferenten Standpunkt vertreten und eine schwächliche Gefühls- und Stimmungsfrömmigkeit von reformiert-pietistischem Typus der tieferen, markigen, biblisch entschiedenen Lehrweise und Art des lutherischen Geistes weit vorziehen. Das ist tief zu bedauern. Denn es läßt uns befürchten, daß diese Söhne und Töchter unserer Kirche in der vor uns liegenden Zukunft ihre Mutter gänzlich verlassen werden: für sie selbst nicht weniger als für die Kirche ein unersetzlicher Verlust! So blutet unsere Kirche aus vielen Wunden. Die tiefste, die tödlichste aber von allen habe ich noch kaum berührt.

Der theologische Rationalismus hat seit einigen Jahrzehnten in unserer Kirche aufs neue festen Fuß gefaßt. Mit den Bildungsstoffen der modernen Welt gesättigt, mit einer anziehenden Darstellungsgabe gerüstet, durch eine gewisse mystisch gefärbte Gemütswärme bestechend, sich durch volksfreundlich soziale Verbesserungspläne bei der Menge einschmeichelnd, den Lieblingsgedanken und Empfindungen des Zeitgeistes weit entgegenkommend und der verfeinerten, anständigen Welt eine kreuzfreie, weltförmige Art von Christentum darbietend, ist diese Richtung eben im Begriff, das jetzt lebende Geschlecht im Fluge zu erobern. Und zwar nicht am wenigsten gerade innerhalb der evangelisch-lutherischen Kirche, dieses Herzpunktes der Christenheit, gegen den jener „alt böse Feind" immer wieder in erster

Reihe seine Mordwaffe richtet. Die moderne Theologie greift das ganze biblische Christentum an den tiefsten Wurzeln an. Das den Zeitgeist beherrschende naturalistisch-evolutionistische Prinzip wagt sie auf die heilsgeschichtliche Religion anzuwenden. Die Offenbarung, die Versöhnung, die Erlösung werden wesentlich nur als geschichtliche Erzeugnisse des Menschengeistes betrachtet. Diese Theologie gräbt der Kirche jeden festen Grund unter den Füßen ab. Was die Kirche hat und verkündigt, das sind, so sagt man, subjektive Glaubensansichten, deren Inhalt sich durchaus nach der religiösen Empfindung des einzelnen und nach dem jeweiligen Entwicklungsstande der wissenschaftlichen Forschung zu richten hat. Alles ist daher in fließender Bewegung, sogar die Grenze zwischen Gut und Böse. Diese Richtung hat gegenwärtig die allerbesten Aussichten, sich der Herrschaft über unsere Kirche zu bemächtigen. Von der öffentlichen Meinung und der kirchenfeindlichen Presse begünstigt, strebt sie zielbewußt und rücksichtslos dahin, sich in den theologischen Fakultäten, in der Kirchenleitung, in den Aufsichtsämtern, auf den Kanzeln, in den Gemeinden, in den höheren und niedrigen Lehranstalten Geltung zu verschaffen. Mit großem Eifer und bedeutendem Erfolg suchen ihre Vertreter nun auch die breiten Schichten des Volkes für sich zu gewinnen, durch allerlei populäre Vorträge, Lehrkurse, Diskussionsversammlungen, sowie durch leichtgeschürzte Broschüren. Auf allen möglichen Wegen erbietet man sich, die „gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft“ den gebildeten und halbgebildeten Volksschichten mitzuteilen.

Was hat unsere Kirche aber bisher zur Bekämpfung dieser gewaltigen Sturmflut des Unglaubens und zur Bewahrung und Stärkung ihrer Glieder getan? Dank und Anerkennung gebührt wahrlich den leider nur allzu vereinzelten Theologen und Kirchenmännern, die sich hier in den Riß gestellt, dem Phrasentum und der meistens recht oberflächlichen Beweisführung der Gegner unseres Christenglaubens gegenüber das wirkliche Wesen des Christentums den Gemeinden klar gemacht und ihnen dadurch Licht und Leitung, Stütze und Waffenrüstung dargeboten haben! Im Verborgenen wirken zudem ungezählte treue Zeugen des Herrn in den Gemeinden und bauen an den verfallenen Mauern unserer Kirche mit der Kelle und dem Schwert des Geistes zumal. Gewiß hat der Herr auch noch in dieser Zeit in allen Ständen, von den Höchstgestellten an bis zu den Geringsten, seine Getreuen. Und selten gab es wohl eine Zeit, wo am Baue des Reiches Gottes so gearbeitet worden ist, wie gerade heutzutage. Was aber die gegenwärtige Lage unserer Kirche in überwiegendem Maße kennzeichnet, das ist ein anderes: die täglich zunehmende Entkirchlichung, ja Entchristlichung und Gottentfremdung von Seelen, die unserer Kirche äußerlich noch angehören, das immer entschiedenere Auftreten des Verneinungs-

geistes, innere Uneinigkeit und Zerspaltung in feindlich sich gegenüber stehende Parteien und Richtungen, schließlich, was ganz besonders traurig stimmt, die ungeheure Pietätslosigkeit, womit sich die heranwachsende Jugend von jeglicher Autorität losreißt, von der christlichen Erziehung, der Bibel, der Kirche, der religiösen Überlieferung überhaupt.

IV.

Die Lage unserer Kirche steht in ihren Hauptzügen vor unsern Augen. Sie ist, das fanden wir, überwiegend eine Notlage. Dabei wird uns manchmal recht sorgenvoll um das Herz. Ist noch eine gründliche Besserung möglich? Wird sich unsere zertretene Kirche jemals wieder aus ihrer gegenwärtigen Erniedrigung und Verwirrung aufrichten können? Sind unter uns noch reagierende Lebenskräfte in hinreichender Macht und Zahl vorhanden, die Zerstörungsmächte zu überwinden und evangelisch-lutherisches Christentum durch die nahenden Gewitter, Stürme und Kämpfe für eine lichtere Zukunft hindurch zu retten?

Es dünkt uns fast, als müßten diese bangen Fragen um die Errettung und Erhaltung unserer Kirche eher verneint als bejaht werden. Denn wo sind die geheiligten Persönlichkeiten, die christlich gereiften, durchgebildeten Charaktere, auf die es hierbei doch vor allem ankommt? Wo sind sie unter uns in irgend größerer Zahl, mit bedeutenderem Einfluß auf unsere volkskirchlichen Gemeinden vorhanden? Ja, diese bewußten, ausgereiften, tief gegründeten Christen, bilden sie auch nur unter den Hirten und Lehrern unserer Kirche die Mehrzahl? Der Herr, der die Herzen prüft, er allein weiß es. Soweit Menschenaugen sehen können, scheint es, als wären sie selbst unter den Pastoren in manchen Gegenden nur eine verschwindende Minderheit.

Mit Recht sagt man: die Stärke des lutherischen Protestantismus liegt in der gläubigen Einzelpersönlichkeit. Soll es mit unserer Kirche überhaupt besser werden, so muß es vor allem mit den einzelnen Kirchengliedern besser werden. Keine Besserung aber ohne Gebet! Als der Herr jenem Jünger Ananias die Bekehrung des einstigen Verfolgers Saulus mit einem einzigen Worte bezeichnen wollte, sagte er: „Siehe, er betet!“ Die Hauptmasse unseres lutherischen Kirchenvolkes lebt ohne Gebet, ohne Gottes Wort, ohne jegliches Trachten nach dem Reiche Gottes. Sie sind betäubt durch Materialismus und fleischliche Gesinnung. Sie leben ohne Gott in der Welt. Soll unsere lutherische Kirche noch genesen, soll sie das in Wahrheit werden, was nach ihrem volltönend biblischen Bekenntnis, nach ihren altehrwürdigen Kirchenordnungen, nach ihren glaubenskräftigen Gebeten und köstlichen Gemeindeliedern aus klassischer Vergangenheit ihren wahren Charakter ausmacht, soll sie, die vom Anfang so hoch Begnadigte, von den drohenden Gottesgerichten verschont werden, so muß eine ganz entschiedene Änderung, eine allgemeine, neu gestaltende

Erweckung und Bekehrung bei unsern Gemeinden eintreten. Es muß bei uns zu aufrichtiger Buße, einhelligem Sündenbekenntnis und neuem Leben aus Gott kommen. Es muß der Geist der Gnade und des Gebets über die weiten Gefilde voll Totengebeine ausgegossen werden, damit unser lutherisches Volk wieder ein betendes Volk werde.

Dies alles gilt aber ganz besonders und in gesteigertem Maße von uns, den Hirten und Lehrern der Kirche. Unberechenbar tief gehend, weit umfassend sind die Einflüsse, die von den berufenen Vorstehern und Leitern der Gemeinden auf die anderen Teile des kirchlichen Organismus ausgehen: zum Wohl oder auch zum Wehe für zahllose Menschenseelen in endlosen Äonen, je nach der Stellung zum Herrn und seinem Reiche, die gerade die Leiter und Pfleger der Gemeinden persönlich einnehmen. Wahrlich, ein ‚munus tremendum‘, ein Dienst, zu schwer selbst für Engelschultern! Wie hinderlich, wie verderbenbringend wirkt schon ein einziger unbekehrter Geistlicher in weitem Umkreis! Und welche Macht des Verderbens in der Herde bildet nicht eine Mehrheit von Mietlingen! Welch ungeheure Schuld an der jetzigen Schwachheit und Erniedrigung unserer Kirche in allen Landen lastet nicht auf ihren Gewissen! Wiederum, wer kann wohl den unermeßlichen Segen überschauen und begreifen, der von jedem einzelnen, wirklich treuen Diener unserer Kirche ausströmt! Zunächst freilich im Verborgenen, noch mehr aber, wo eine große, weit verbreitete Schar von recht gesinnten Hirten und Lehrern in Beweisung des Geistes und der Kraft ihr Amt führt. Angesichts der Lage unserer Kirche, der wir zusteuern, ja in der wir uns bereits befinden, ist es also mehr denn je von entscheidender Bedeutung für ihr Sein oder Nichtsein, was für Prediger, was für Seelsorger sie hat und fernerhin bekommt. Hier liegt der eigentliche Hauptpunkt des kirchlichen Problems unserer Tage.

Soll es in dieser Zeit, wo alle feindlichen Mächte sich vereinigen, um das evangelisch-lutherische Christentum zu vernichten und die Arbeit unserer Kirche lahm zu legen, soll es in dieser Lage möglich sein, die zersplitterten Reste unserer Gemeinden um Gottes reines Wort und Sakrament wieder zu sammeln, soll es irgend möglich werden, das jetzige Geschlecht und die nachfolgenden zu kirchlichem Leben und wirksamem Gemeinschaftsbewußtsein zu erziehen: dann ist eins die allererste, die allernotwendigste Voraussetzung. Die Männer, die zu Leitern und Pflegern der Gemeinden berufen sind, müssen sich unverzüglich, weit allgemeiner, weit ernstlicher als bisher für den Herrn Christus entscheiden, sich von seinem Geiste innerlich erziehen lassen. Die vielen lauen oder sogar unbekehrten Pastoren müssen sich durch Gottes Gnadenkraft, die sich ihnen darbietet, aufraffen aus allem Selbstbetrug, daß sie die furchtbaren Hindernisse durch-

dringen, die sich ganz besonders der Bekehrung der Geistlichen entgegenstellen. Sie müssen endlich einmal brennend werden in gründlicher Herzensbuße, in weltbesiegender Glaubenskraft, im Wachen und Beten, daß sie nicht etwa nur in der öffentlichen Verkündigung das Kleinod unserer Kirchenlehre in äußerlicher Rechtgläubigkeit gegen alle Verdrehung und Leugnung festhalten, sondern daß sie vor allem sich selbst persönlich dem Herrn ergeben in opferwilliger Liebe, in frischem Bekennermut, in wahrem Enthusiasmus, in ausharrender Leidensfreudigkeit, in treuer Nachfolge ihres Herrn.

Hiezu gehört aber vor allem das verborgene, tägliche Gebetsleben der Geistlichen mit und in dem Herrn, die stillen, abgesonderten Stunden, wo wir uns zu persönlicher Erbauung in das göttliche Wort versenken, unser Herz vor Gott ausschütten und uns innerlich mit immer reicheren Segnungen und Kräften aus seiner Gnadenfülle sättigen lassen. Solche Stunden müssen ganz entschieden zu unserer festgestellten Tagesordnung gehören. Und sie dürfen durch kein noch so dringendes Amtsgeschäft zu sehr beschnitten, am allerwenigsten aber ganz versäumt werden. Noch immer verdient das ernstlich von uns bedacht zu werden, was einst der heilige Bernhard seinem vormaligen Schüler, Papst Eugen III., schrieb: „Ich ermahne dich nicht, daß du mit deinen Geschäften völlig brechest, was einmal unmöglich ist, sondern nur, daß du mitunter und zu gewissen Zeiten sie unterbrechest. Du bist ein Mensch! So beweise denn Menschlichkeit nicht allein gegen andere, sondern auch gegen dich selbst, damit du ein rechter, ein ganzer Mensch seiest! Was frommt es, daß du andere gewinnest, wenn du dich selber verlierst?“ In solchen Stunden stiller Zurückgezogenheit liegen die geheimen Wurzeln unserer Kraft und Geistesfrische. ‚Bene vixit, qui bene latuit‘: das hat wahrscheinlich auch hier seine Geltung. Es ist kaum nötig, in dieser Beziehung auf einzelne Heroen der Christenheit hinzuweisen, auf einen Bernhard, dessen mahnende Worte wir eben hörten, auf einen Luther, einen Spener, einen Francke und andere, deren Großtaten im Reiche Gottes gerade daraus zu erklären sind, daß sie es in einzigartiger Weise verstanden, jenen verborgenen Verkehr mit Gott, dem Lebensquell, mit dem mannigfachsten und kräftigsten Wirken in der Welt zu verbinden. Es ist eine Tatsache, die durch die Erfahrung jedes aufrichtigen Dieners des Herrn bestätigt wird: je weniger Fleiß im persönlichen Geistesverkehr mit dem Herrn, desto weniger Ausdauer, Frische und Segen im Berufe. Und wiederum: je fleißigeres Gebet in Jesu Namen und Vertiefung in Gottes Wort, desto freudigere und segensreichere Amtsführung, desto tieferes Eingreifen in das Menschenleben.

Wenn wir demnach alle, Geistliche und Laien, hinfort treuer, standhafter, hingebender im Gebet würden, welche Ströme

lebendigen Wassers müßten sich dann bald über unsere Gemeinden ergießen! Welche Siege des Reiches Gottes würden dann in unseren Landeskirchen wie im Werke der Mission gewonnen werden als offenbare Frucht und Wirkung der vielen Gebete, die aus der Verborgenheit der ungezählten Gebetskämmerlein Tag und Nacht als eine gesammelte Macht hinaufstiegen zu Gott im Himmel!

V.

Was soll aber der Inhalt dieser Gebete für unsere Kirche sein? Er soll ein dreifacher sein: Buße, Bitte und Dank.

Das erste, was uns not tut, ist Buße, Sündenbekenntnis. Mit allerlei organisatorischen Unternehmungen, Protestversammlungen und Petitionen werden wir wenig oder nichts gegen die Maßregeln und Ratschläge der Widersacher ausrichten. Bußfertig müssen wir vor Gott bekennen, daß wir es mannigfach verdient haben, wenn seine Gerichte über uns ergehen. Bekennen müssen wir, wie untreu und undankbar wir mit den Schätzen der Reformation verfahren sind, wie vieles wir versäumt haben in unserem häuslichen Leben und unserer persönlichen Heiligung. Bekennen müssen wir, wie jammervoll es meistens in unseren Gemeinden steht mit ihrem sittlichen und gottesdienstlichen Leben. Vor Gott müssen wir gestehen die viele Nachlässigkeit und Trägheit, deren wir uns schuldig gemacht haben bei dem Hüten und Weiden der Herde, vielleicht besonders was unsere Jugend betrifft.

Dann zweitens gilt es aber auch zu bitten. Laßt uns Gott bitten um den Geist des Gebetes! Bitten wollen wir für uns und die Unsrigen, für unsere Gemeinden und Kirchenobern, für die Fürsten und Gewalthaber und für das große Werk der Mission! Bitten wollen wir um wahre Seelenhirten, treue Jugendlehrer, gläubige Professoren, fromme Diakonen und Diakonissen! Bitten wollen wir um Abwehr und Hilfe gegen die ungläubige Theologie und um das baldige Wiederaufblühen einer geistesmächtigen kirchlichen Wissenschaft! Bitten wollen wir um reichliche Ausgießung des Heiligen Geistes über die evangelisch-lutherische Christenheit in allen Landen, daß sie kräftig werde in Zeugnis und Wandel, daß sie tüchtig werde, ein echtes christliches Volksleben zu pflanzen, die weit und breit verheerenden Sünden und Laster auszurotten oder wenigstens niederzuhalten, den um sich greifenden Materialismus und Unglauben zu überwinden, die jugendlichen Scharen anzuziehen und sie um den Herrn zu sammeln, überhaupt ihres gottgewollten hohen Berufes in der Geschichte zu warten! Bitten wollen wir, daß unsere Kirche aus den Banden des Weltgeistes und der Weltmacht gelöst und gerüstet werde, festen Stand zu halten, wenn die äußerlichen Stützen und Schutzmauern, die wir früher gehabt haben, bald wegfallen sollten und die bisherige Gestalt ihres Daseins im Sturm der Zeiten verwandelt wird!

Drittens aber müssen wir lernen, Gott dankbar zu werden!

Danken müssen wir für die wunderbare Güte und Geduld, womit uns der Herr so lange getragen und verschont hat, daß er nicht schon längst den Leuchter seines Evangeliums bei uns von der Stelle gestoßen hat wegen unserer großen Saumseligkeit und Undankbarkeit. Danken sollen wir für die reichen Kräfte und Anregungen zur Wiederaufrichtung und Belebung unserer Kirche, die in dem großen Erbe von unseren Vätern her uns noch immer zu Gebote stehen in geistestiefer Schriftauslegung und gründlichem Kinderunterricht, in pastoralen Vorbildern und liturgischen Schätzen, sowie in einer einzig dastehenden Erbauungslitteratur, voll Licht und Salz und Lebenswärme. Danken sollen wir für die Bemühungen um die Wiederherstellung des Gemeindelebens und die Missionsarbeit unter den nichtchristlichen Völkern, die gerade heutzutage mit neu erwachtem Eifer und mit regerer Teilnahme denn je, zum Teil in neuer, den Bedürfnissen der Gegenwart eigens angepaßter Weise, nicht selten auch mit erfreulichem Erfolge unternommen werden von vielen Dienern und Dienerinnen des Herrn, fast in allen Ständen und Ländern.

Also, laßt uns bußfertig und in vollem Vertrauen vor Gott treten! Den Allmächtigen, der da reich ist über alle, die ihn anrufen, brauchen wir nicht zu schonen. Herrliche Dinge dürfen wir ihm zutrauen und von ihm erwarten. Was wir in diesen Stücken von ihm bitten, das ist alles ihm selbst wohlgefällig und gereicht zu seiner Ehre.

Solches Beten soll aber nicht bloß eine Sache des einzelnen Christen sein. Es muß auch in sichtbarer und hörbarer Gemeinschaft mit andern geübt werden. Wir kennen jenes Kinderlehrgebet um Erhaltung des Wortes und der reinen Lehre, von Nikolaus von Amsdorf im Jahre 1546 während des schmalkaldischen Krieges verfaßt. Ein überaus praktischer Gedanke, dem die Väter der Reformationszeit in derartigen, den Kindern in den Mund zu legenden Gebeten Ausdruck gaben! Ein Gedanke, den wir gerade in dieser Zeit des Abfalls vom Evangelium wieder aufnehmen und praktisch verwerten müssen. Unsere Kinder- und Jugendwelt soll von uns Eltern und Erziehern dazu angeleitet werden, sich als Kinder unserer evangelisch-lutherischen Kirche zu fühlen. Sie müssen sie wieder schätzen und lieben lernen, müssen auch gewöhnt werden, ihre eigene Wohlfahrt mit dem Wohl der ehrwürdigen Mutter aufs engste zu verknüpfen. Ebenso ist es unsere, der Älteren, unabweisbare Schuldigkeit, die kostbaren Güter unserer Kirche auch deshalb mit größter Sorgfalt zu pflegen und zu bewachen, damit sie unseren Nachkommen, diesen Kindern einer sturmbewegten Zukunft, unversehrt erhalten bleiben, ihnen zur Stütze und zum Heil von Geschlecht zu Geschlecht.

Pflicht des christlichen Hauses ist es demnach, der Fürbitte für unsere Kirche bei der täglichen Familienandacht gehörigen Platz einzuräumen. Bedeutend und dankenswert sind die Be-

mühungen, die seit Jahrzehnten auf Anregung des seligen D. Harleß durch die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung" gemacht werden, jeden Donnerstagabend in der heiligen Passionszeit die Genossen unserer Kirche zum gemeinsamen häuslichen Gebet für sie zu versammeln. Die gedachte Zeitschrift veröffentlicht noch heute eine liturgische Ordnung mit Gebetsformularen, Schriftverlesung etc. für diese Hausandachten der Passionszeit. Zu wünschen wäre nur, daß man diese Gebetsordnung, einigermaßen verkürzt, irgendwie in einer für die große Laiengemeinde der verschiedenen lutherischen Landeskirchen erreichbaren Weise herausgäbe, damit die Fürbitte für unsere Kirche nicht allein in einem beschränkteren Kreise gebraucht würde, sondern allerorten aus den Häusern des christlich-lutherischen Volkes wie ein allen gemeinsames, alle in Einheit des Geistes sammelndes Abendopfer vor den Thron des Allerhöchsten aufsteigen möchte.

Im allgemeinen Kirchengebet bei dem öffentlichen Gottesdienste wird das Beten für die Angelegenheiten des Gottesreiches und besonders für unsere eigene Kirche natürlich künftig, wie bisher eine hervorragende Stelle einnehmen. Dieser Hauptpunkt im Gemeindegebet fehlt wohl nirgends mehr. Hie und da scheint er aber doch zu flüchtig, mit allzu knappen Worten zum Ausdruck zu kommen. Wo dies der Fall sein sollte, mögen die Behörden, denen es gebührt, dafür wirken, daß das allgemeine Kirchengebet in diesem Punkte verbessert werde. Es ist schon wahr: die breitere Gebetsform an und für sich macht das Gebet nicht wirksamer. Aber um die Gemüter der Anwesenden zum Gebet zu stimmen, um ihnen die Wichtigkeit der Fürbitte für unsere Kirche kräftiger ans Herz zu legen und damit ihre volle, wirksame Teilnahme am Gebetsopfer zu fördern, ist es wünschenswert, daß das Gefäß, worin die Bitten der Gemeinde gesammelt werden sollen, nicht allzu eng und dürftig sei. Hierzu kommt noch, daß die Gemeindeglieder auch durch das gottesdienstliche Gebet für die Kirche zu teilnehmender Liebe für sie erwärmt und zu lebendigerem Zusammengehörigkeitsgefühl ihr gegenüber erzogen werden müssen.

VI.

Sollen wir aber bei der gegenwärtigen Notlage unserer Kirche neben die eben erwähnten Weisen und Formen des Gebets noch andere, gewissermaßen neue und außerordentliche Weisen aufsuchen und zur Anwendung bringen?

Bei einzelnen geistlich erweckten Gemeinschaftskreisen unter uns gibt es eine Art gemeinsamen Betens, die den bisher in diesem Vortrage empfohlenen, durch kirchliches Herkommen und liturgische Formeln festgestellten Gebetsweisen gegenüber als eine außerordentliche bezeichnet werden kann. Zwei dem Amerikanischen oder Englischen entnommene Fremdwörter machen es sofort klar, was ich hierbei im Auge habe: es ist die bei den

‚Revivals' und den ‚Prayermeetings' übliche Weise. Diese Massengebetsversammlungen mit Tausenden, ja sogar Zehntausenden von Teilnehmern, die bald da, bald dort an freien Orten, bald draußen im Walde oder auf dem Felde, bald drinnen in weltlichen Hallen, Konzert- und Theatersälen, Zirkusräumen, manchmal freilich auch in bescheideneren und würdigeren Lokalen abgehalten werden, sind ursprünglich dem reformiert-sektiererischen Geiste eigen. In dem zuletzt verflossenen halben Jahrhundert haben sie durch die Einflüsse einer reformiert-pietistischen Frömmigkeit häufig auch innerhalb evangelisch-lutherischer Kirchengebiete Aufnahme gefunden und sind nunmehr in Kreisen, die von ultraprotestantischem Geiste angehaucht sind, sogar sehr beliebt. Bezeichnend für jene Gebetsversammlungen sind packende Erweckungsansprachen, verschiedene nacheinander, und meistens recht ausgedehnte Gebete, die von mehreren Vorbetern aus dem Stegreif „nach dem Antrieb des Geistes", wie es heißt, vorgetragen werden.

Ist nun auch nicht ganz in Abrede zu stellen, daß diese Weise unter gewissen, besonders günstigen Umständen irgendwie der Erbauung dienen kann: auf lutherisch erzogene und gesinnte Christen wird die forcierte Art des öffentlichen Betens immer einen befremdlichen, wenig ansprechenden Eindruck machen. Und dies freilich nicht ohne Grund. Kaum einer unter Hunderten oder Tausenden gläubiger Christen dürfte wohl im Besitz der seltenen Gnadengabe sein, so wahr und schlicht, so aus dem apostolischen Geiste der Kraft, der Liebe und der Zucht heraus in großer Versammlung beten zu können, und zwar mit eigenen Worten, die einem im rechten Augenblick zufließen sollen, daß sein Beten alle Bitten der Anwesenden wirklich in eins zu sammeln und sie in wirksamer Weise vor Gott darzulegen vermöchte. Sehr häufig ist hiebei sogar weiter Spielraum für geistliches Phrasentum vorhanden. Und groß ist die Gefahr, in jenes „Plappern", vor dem der Herr warnt, ja sogar in eitle Ruhmsucht und Heuchelei zu verfallen. Im besten Falle wird die Wirkung dieses weitläufigen Betens aus dem Stegreife darin bestehen, daß eine gewisse allgemeine Andachtsstimmung, eine ziemlich unklare Erhebung der Gemüter bei den Zuhörern entsteht, die eher psychisch natürlicher als pneumatisch geistgewirkter Art sein dürfte, wobei es eigentlich nur ausnahmsweise zu wirklich bewußtem Beten in dem Herzen des einzelnen kommen kann. Mit gespannter Aufmerksamkeit müssen sie den Worten des Vorbeters lauschen und sind daher in einen vorwiegend passiven Gemütszustand versetzt, der das wirkliche selbsttätige Beten eher hindert als fördert.

Himmelstürmende, wenn auch noch so wohlgemeinte Aufregung, unklare Stimmungen enthusiastischer Überschwänglichkeit liebt unsere Kirche überhaupt nicht, auch nicht beim Beten. Sie will sich bei ihrer Andacht vom Geiste der Wahrheit, vom Geiste

des demütig ausharrenden Glaubens und vom Geiste der Zucht, das heißt, der heiligen Besonnenheit leiten lassen. Deshalb hat sie von jeher die unscheinbar einfältige, von den hochfliegenden, übergeistlichen Geistern freilich wenig geschätzte oder sogar geschmähte Weise angewendet, bei gemeinsamem Beten zumeist kirchlich festgestellte, durch Männer des Geistes geordnete Gebetsworte als Unterlage und Stütze zu gebrauchen. Sie will es eben ihren Kindern, vor allem den jüngeren und unreifen, erleichtern, wirklich von Herzen bei der gemeinsamen Andacht mitzubeten, und sie bietet ihnen deshalb gern in ihren geistgesalbten Gebetsformularen gleichsam Gefäße dar, die ihnen im voraus bekannt und dadurch ganz geeignet sind, aller Bitten in sich aufzunehmen und sie vor Gott in das obere Heiligtum zu tragen als ein wahrhaft gemeinsames Opfer der Betgemeinde. Wenn man also zu Zeiten besonderer Kirchennot oder auch sonst außerordentliche Gebetstunden anordnen will, damit die Gemeinde Gelegenheit habe, den Herrn einhellig anzurufen, so tut man wohl, die älteren liturgischen Andachten unserer Kirche mit ihren herrlichen Glaubensliedern, Dank- und Bittgebeten und den übrigen kostbaren Vorlagen zu benützen und sie, etwa nach dem jeweiligen Zeitbedarf abgeändert und zusammengestellt, der Gemeinde im voraus zugänglich zu machen. In dieser Weise wird die versammelte Gemeinde am gleichmäßigsten erbaut und kann in die Feier selbsttätig einstimmen, bekennend, bittend und dankend. Wo aber das formulierte Gebet auch gebraucht werden mag, es sei im häuslichen Kreise oder in öffentlicher Versammlung — und in beiden Fällen ist dies, wie gesagt, unter gewöhnlichen Umständen dem freien Gebet weit vorzuziehen — da ist und bleibt es immer von größtem Gewicht, daß derjenige, der das Gebet leitet, selbst eine betende Persönlichkeit ist. Er darf also die Gebetsformeln keineswegs nur so kalt und teilnahmslos, aber auch nicht mit hohlem rednerischem Pathos oder süßlich verziert hersagen, sondern muß die heiligen Gebetsworte der Gemeinde mit voller Herzenswahrheit, getragen und gehoben durch den Geist des Gebets, mit heiligem Sinne vor Gott aussprechen.

Ich stehe am Ende meiner Aufgabe. Zum Ausgangspunkt des Ganzen nahmen wir die unerschütterlichen Gnadenversicherungen und Verheißungen des Herrn, daß seine Augen immer herabschauen auf die Not der Seinen und daß seine Ohren immerdar offen sind für ihre Bitten, ja daß er gerade durch die Mitwirkung unserer Gebete mit seiner weltregierenden Liebesmacht der Gemeinde auch aus der tiefsten Drangsal helfen will. So lassen wir nun wieder zum Abschluß unsere Herzen in diesen dem Gebet gegebenen Verheißungen unseres Gottes ausruhen. Fassen wir neuen Mut in dem Herrn! Wahrlich, ernst, sehr ernst ist die jetzige Lage, dicht umnebelt der Ausblick

in die nächste Zukunft. Das sollen wir uns keineswegs verhehlen. Glänzende Triumphe sind vor der Hand nicht zu erwarten. Verstehen wir die Signatur unserer Zeit recht, so wird der Weg unserer Kirche vielmehr zunächst eine ‚Via dolorosa‘, ein Schmerzensweg, werden. Dies soll uns aber nimmermehr träge noch verzagt machen im Gebet. Im Gegenteil. Die Wasserwogen auf dem Völkermeer sind gewaltig groß und brausen greulich. Aber der Herr Zebaoth ist noch größer in der Höhe. Ja, er ist noch immer bei seiner betenden, harrenden Jüngerschar und hält seine Hand über dem Schifflein seiner Kirche mitten in der Wut von Sturm und Wellen. Durch Finsternis zum Licht! — so war noch immer der Weg des Herrn mit den Seinen. So wird er seine Kreuz- und Betgemeinde auch in Zukunft sicher durch die Nöte und Drangsale, die ihr noch bevorstehen, hindurchführen, bis zuletzt das Gottesreich mit unwiderstehlicher Siegesmacht aus dem Dunkel des gewaltigen Endkampfes hervorbricht im strahlenden Lichte der ewigen Vollendung.

Leitsätze.

1. Zur Einleitung: Kurze neutestamentliche Begründung der Bedeutung und Wichtigkeit des Gebets, namentlich in den Angelegenheiten des Reiches Gottes. Luk. 18, 1 f.; Apost.-Gesch. 4, 24 f.; Offenb. 8; Joh. 15, 7; Röm. 8, 26 f.; 1. Joh. 5, 14; Jak. 5, 16.

2. Angesichts der Kämpfe und Umwälzungen in der Welt, welche eine nicht ferne Zukunft wahrscheinlich mit sich bringen wird, ist es von großem Gewicht für die Entwickelung des Reiches Gottes, daß derjenige Typus von Christentum und Kirche, den die evangelisch-lutherische Kirche am reinsten vertritt, in irgend welcher Gestalt unter den Völkern erhalten bleibt. Ist sie ja doch vor anderen die Kirche des lauteren Wortes und der unverfälschten Sakramente des Herrn, die wahre Unionskirche, die Kirche der Zukunft. Für sie zu arbeiten und zu beten, ist uns um der ganzen Menschheit willen eine heilige und teure Pflicht.

3. Die jetzige Lage der evangelisch-lutherischen Kirche muß als eine sehr kritische und gefährdete bezeichnet werden. Die Gefahren, die ihr drohen, kommen sowohl von außen als von innen her. (Übersicht über die gegenwärtige Lage unserer Kirche von diesem Gesichtspunkte aus.)

4. Damit die innere Lage unserer Kirche verbessert und die derselben drohenden Gefahren überwunden werden, müssen ihre Glieder, ein jedes für sich, bessere evangelisch-lutherische Christen werden. Hierzu gehört, daß ein ernstlicheres und fleißigeres Gebetsleben als bisher, zunächst in den Individuen, unter uns erwacht; und zwar gilt dies vor allem von den Hirten und Lehrern, von denen ja tiefgehendste Einflüsse in die Gemeinden ausgehen, zum Segen oder auch zum Schaden, je nach ihrer persönlichen Stellung zu dem Herrn.

5. Es sei nun, daß das Gebet dem Seelenheil des Betenden selbst und der Seinigen gilt, oder daß es das Wohl unserer Kirche im großen zum Gegenstand hat, in beiden Fällen liegt es in der Natur der Sache, daß das Beten einen dreifachen Inhalt haben muß; erstens Buße und Bekenntnis unserer Schuld; zweitens Bitte um Errettung, Hülfe und Heil; drittens Dank und Lob. Auch in Zeiten tiefer Kirchennot darf das letzte Stück in unserem Gebete nicht fehlen.

6. Nicht allein die einzelnen Christen, auch die Glieder des christlichen Hauses als solche, haben es als ein wichtiges Anliegen und eine dringende christliche Liebespflicht zu erachten, für unsere Kirche zu beten. Es wird dienlich sein, zu bestimmten Zeiten diesen Gegenstand eigens zum Thema gemeinsamen Betens im häuslichen Kreise zu machen.

7. In dem allgemeinen Kirchengebet der Gemeinde bei dem Gottesdienst soll das Beten für die Kirche und speziell für unsere eigene Mutterkirche einen hervorragenden Platz einnehmen; dies sowohl wegen der Wichtigkeit der Sache selbst als auch mit Rücksicht darauf, daß die Lokalgemeinden durch das gottesdienstliche Gebet zu liebevoller Teilnahme und lebendigem Solidaritätsgefühl der Kirche gegenüber erzogen werden sollen.

8. Von Zeit zu Zeit mag man darauf bedacht sein, besondere, mehr außerordentliche Gebetsgottesdienste eigens zu dem Zwecke anzuordnen, damit sich die Gemeinde dabei vereinige zum Gebet für die Angelegenheiten unserer Kirche. Es ist jedoch nicht ratsam, jene Gebetsversammlungen („meetings“) von reformiert-sektiererischem Typus mit vielen Ansprachen und gehäuften Gebetsvorträgen bei uns nachzuahmen. Vielmehr empfiehlt es sich, von den liturgischen Andachten der älteren lutherischen Kirche auch in dieser Beziehung Gebrauch zu machen, die unsere Zeit mit nötiger Rücksichtnahme auf das Bedürfnis der Gegenwart sowie mit gesegnetem Erfolg wieder hergestellt hat, und die sich als besonders geeignet erzeigt haben, den Geist der Andacht und des Gebets zu wecken, demselben den rechten Ausdruck zu verleihen und die Herzen der Teilnehmer zu wahrer Gemeinschaft im Beten zu vereinigen.

9. Nur unter der Voraussetzung, daß sich unsere Kirche sowohl in ihren einzelnen Gliedern als gemeindlich von Gott erwecken läßt, mit wahrer Treue und Beharrlichkeit zu beten, dabei aber auch zu arbeiten und zu kämpfen in der Kraft des Herrn, können wir zuversichtlich hoffen, daß der Herr sich wieder zu ihr bekennen, sie der mannigfach hemmenden oder sogar drückenden Gewalt der Zeitmächte entreißen und sie wieder emporrichten wird aus ihrer jetzigen Schwachheit und Erniedrigung.

Der Religionsunterricht in den höheren Lehranstalten.*)

Von

Kirchenrat **D. Boeckh,** Inspektor am Diakonissenhaus zu Augsburg.

Es wird erzählt, daß bei einem Examen aus der Katechetik an den Kandidaten die Frage gerichtet worden sei: „Wovor muß sich der Katechet vornehmlich hüten?“ Die Antwort habe gelautet: „Vor zu allgemeinen Fragen.“ Ich brauche nur das Thema zu nennen, das mir zur Bearbeitung gestellt ist, so wird sofort klar, was diese Anekdote sagen will. Das Thema lautet: „Der Religionsunterricht in den höheren Lehranstalten“. Der Referent sieht sich damit nahezu vor die Unendlichkeit gestellt; und das hat etwas Beängstigendes. Dazu kommt auch noch die Schwierigkeit, welche der Gegenstand selbst bekanntermaßen in sich schließt. — Doch vielleicht liegt gerade in der ungewöhnlich weiten und allgemeinen Fassung des Themas eine gewisse Erleichterung. Es ist mir, als hörte ich daraus den Zuruf an mich ergehen: Sage uns nur, wie du es mit dem Religionsunterricht in den oberen Klassen des humanistischen und des Realgymnasiums gehalten hast, und wie du meinst, daß er etwa gegeben werden

*) Abdruck mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung Hans Bartholdi in Wismar.

solle! Sage uns das, — nicht zu unserer Belehrung, sondern zu dem Zweck, damit wir dann auch sagen, was wir über die Sache denken. Einen Anlaß möchten wir, uns selbst darüber auszusprechen.

Ist diese Annahme richtig, dann werden Sie ja von vornherein auf eine erschöpfende oder systematische Behandlung eines Themas verzichten, worüber ganze Stöße von Litteratur vorliegen. Sie werden nicht erwarten, daß ich allerlei Mißstände bespreche, über Lehrpläne, Lehrbücher und Organisationsfragen mich verbreite; Sie werden die ganz unvermeidliche, große Lückenhaftigkeit des Referates erklärlich finden, — zugleich aber auch im Blick auf die immerhin noch verbleibende Größe und Weitschaft der Aufgabe den Vorwurf, das Referat sei dennoch zu lang geraten, nur mit wohlwollender Rücksichtnahme aussprechen.

Ich komme zur Sache!

I.

Der Religionsunterricht an den höheren Lehranstalten erhält sein besonderes Gepräge und seine besondere Aufgabe einerseits dadurch, daß die Schüler in ihrer späteren Lebensstellung irgendwie Führer des Volkes werden sollen; andererseits durch das höhere Maß weltlicher Bildung, womit sie in der Schule für jene Stellung ausgerüstet werden. „Dieses größere Gewicht weltlicher Bildung fordert ein entsprechendes Gegengewicht religiöser Bildung.“ Darin ist man allgemein einig. Sämtliche Lehrpläne der verschiedenen Staaten bringen diesen Gedanken bei Feststellung der Aufgabe so oder so zum Ausdruck. So verlangt der preußische Lehrplan: „Die Jugend soll in Gottes Wort erzogen und befähigt werden, daß sie dereinst durch Bekenntnis und Wandel und namentlich auch durch lebendige Beteiligung am kirchlichen Gemeindeleben ein wirksames Beispiel gebe.“

Die Lösung dieser Aufgabe aber birgt große Schwierigkeiten; und diese Schwierigkeiten werden unsere Erwartungen auf große Erfolge bedeutend herabstimmen. Lassen Sie mich nur einige hervorheben.

Der Religionsunterricht ist F a c h gegenstand und kann formell nicht anders betrachtet werden. Wenn er aber in Wirklichkeit, d. i. auch im Geistes- und Gemütsleben der Schüler, nichts anderes wird und ist, als eben ein „Fach“, dann ist dies sein Tod. Diese Gefahr aber besteht. Der Religionsunterricht ist ferner L e h r gegenstand, und die Schüler sind nach Art ihrer ganzen sonstigen geistigen Arbeit gewöhnt, alles vorwiegend oder ausschließlich mit der Denkkraft zu erfassen. Auf diesem Wege meinen sie nun auch des religiösen Stoffes innerlich gewiß und habhaft zu werden. Und wiederum: was sich nicht auf logische Weise vor ihrem Verstand als Wahrheit erweist, das — meinen sie — sei nicht Wahrheit. Dadurch aber kann der ganze Unterricht einen einseitig intellektualistischen Zug gewinnen,

dessen Resultat Blätter sind, aber keine Früchte. Man wird darauf hinweisen müssen, daß das wahrhafte Erkennen eines Objektes nur möglich ist, wenn das dem Objekt verwandte und entsprechende Geistesorgan im Menschen in Tätigkeit gesetzt wird. Wie kein Kunstwerk erfaßt wird durch den bloßen Verstand, sondern nur durch den entsprechenden Kunstsinn, so werden göttliche Dinge nur erfaßt von dem auf Gott gerichteten Sinn im Menschen. Tantum Deus cognoscitur quantum diligitur. — Ferner ist das Verhältnis zu Gott so zart, so innerlich, so sehr in die persönliche Freiheit des Menschen gestellt, daß hier jedes Drängen, Zwingen und Erzwingenwollen versagen wird. Dem „ihr habt nicht gewollt“ stand auch der größte Lehrer, den es gegeben hat, machtlos gegenüber. Der Religionsunterricht appelliert an die Willensentscheidung. Wen der Lehrgegenstand nicht durch seine eigene ihm innewohnende Macht überführt, der bleibt ihm innerlich fremd, auch wenn er alles gut lernt. Man darf es nicht unterlassen, den Schülern ins Gewissen zu rufen: „Wären Sie auch in allen Stücken gebunden und gezwungen, — Gott und seinem Wort gegenüber stehen Sie frei. Dafür tragen Sie aber auch selbst die ganze folgenschwere Verantwortung für den falschen Gebrauch der Freiheit.“ Der Verstand kann gezwungen werden, — der Glaube ist die freie, innere Bejahung der göttlichen Wahrheit.

Zu dem allen kommt aber hinzu, daß auch für den Religionsunterricht das Gleichnis vom vierfachen Ackerfeld gilt, und ebenso das Gleichnis „vom selbstwachsenden Samen“. Man sei geduldig und bescheiden in seinen Erwartungen! — Und wie vielen Einflüssen von außen her sind unsere Schüler ausgesetzt! In erster Linie macht sich das Elternhaus geltend. Alles kommt darauf an, welcher Geist daheim herrscht. Die Familie kann eine wesentliche Stütze sein für den Religionsunterricht, aber auch das Gegenteil. Und die Schule selbst! Herrscht in ihr der Geist der Zucht und des sittlichen Ernstes, der zur Pflichttreue anhält und erzieht, der durch ernste stetige Arbeit die erwachende Sinnlichkeit niederhält und zugleich den idealen Sinn nährt und weckt, dann ist der Religionsunterricht in günstiger Lage. Wo er aber diese Hilfen und Stützen entbehren muß, wo sogar gegenteilige Einflüsse sich geltend machen, da ist er übel daran. — Und in die Kreise unserer Jugend strömen heutzutage durch hunderte von Kanälen die trüben Wasser einer ungläubigen, verwirrenden, schwere Zweifel erregenden Denkweise ein, denen wir nicht entgegenrufen können: „Bis hierher und nicht weiter!“ Die Tagespresse zieht die religiösen Fragen vor ihr Forum und beantwortet sie meist in radikalem Sinne. Diese Tagespresse wird gelesen. Der Streit um das Apostolikum, „Bibel und Babel“, die Ergüsse des Breslauer Professors, selbst Nietzsche und vieles andere, es dringt herein in die Welt unserer Jugend. Pantheismus, Materialismus, Pessimismus, Darwinismus, — alle Weltanschauungen

werben um den jugendlichen Geist und finden nicht gar so selten einen bereiteten Boden, — „das Haus mit Besen gekehrt und geschmückt.“ Auch der Schüler kann ein Interesse daran haben, daß doch die ewige Gotteswahrheit nicht wahr sein möge. Dazu kommen in diesen Jahren der Entwickelung erwachende Triebe, die durch das Weltärgernis namentlich in großen Städten ihre frühe Nahrung finden. Es ist die Pestilenz, die im Finsteren schleicht, die Seuche, die im Mittag verdirbt. Dann der Trieb nach falsch verstandener Selbständigkeit und Freiheit, eine gewisse Oppositionslust, und dabei doch der Respekt vor Autoritäten, die außerhalb der Schule bei den Leuten gelten; und wiederum die Abhängigkeit ganzer Klassen und Gruppen von einzelnen Stimmführern und falschen Propheten im eigenen Schülerkreis! — O, wie tief fühlt man gar oft das Wehe nach, welches der Herr ausruft über die Welt der Ärgernis halber, wenn man die Zerstörungen wahrnimmt, welche der Geist der Lüge und des Argen unter der heranwachsenden Jugend anrichtet!

Behalten wir nun auch jenes in den Lehrplänen gesteckte ideale Unterrichtsziel stets im Auge und bemühen uns, das Ziel zu erreichen, — in Wirklichkeit werden wir uns doch angesichts all dieser Gefahren und Hemmungen mit bescheidenen Erfolgen begnügen müssen. Es ist meines Erachtens schon etwas erreicht, wenn der Abiturient seinen Christenglauben unerschüttert mit hinausnimmt aus der Schule. Es ist viel gewonnen, wenn er einen solchen Respekt bekommen hat vor der unvergleichlichen Geistesgröße der christlichen Wahrheit, daß es ihm später nicht leicht, sondern schwer wird, diese Größe zu ignorieren oder gar zu verachten. Er darf die Religionsstunde nicht ganz vergessen können. Wenn er daran denkt, so muß er mit Freude und Dank daran denken oder mit einem Stachel im Gewissen! Nie aber soll er mit dem Gefühl des Überdrusses und der Langeweile sich dieser Stunden erinnern. Wenn ein erfahrener Schulmann gesagt hat, der Religionsunterricht sei den Schülern entweder nichts oder alles, so hat er wohl etwas zu viel gesagt; aber ein lieber Unterricht, vielleicht der liebste, muß er ihm sein, und in den Kämpfen des Lebens soll er seiner gedenken. Wie schwierig, wie verantwortungsvoll ist also die Aufgabe!

II.

Welche Mittel haben wir nun, sie zu lösen, um einen solchen Einfluß auf die Entwickelung der Schüler zu gewinnen, daß ihr Glaubensleben und ihre christliche Erkenntnis gleichen Schritt halten mit ihrer sonstigen geistigen Ausreifung? Dies Erziehungs- und Bildungsmittel ist das Wort unseres Gottes, wie es in der heiligen Schrift dargeboten wird; das Evangelium von Jesu Christo, zu verkündigen den Griechen und Barbaren, Weisen und Unweisen. Das ist das Mittel, mit dem wir wirken, mag es nun

in der Gestalt der „biblischen Geschichte" oder des Katechismus oder der Augustana oder eines „Lehrbuches" vor uns liegen: Es ist im Grunde eben der Inhalt der heiligen Schrift, auf den wir angewiesen sind. Und in Verbindung damit die große Lehrmeisterin: die Geschichte, die Geschichte der christlichen Kirche. Beides gilt es nun — nicht nur irgendwie, sondern ausschließlich im Blick auf die „höheren Schulen" zu verwerten. Gymnasien sind keine Volksschulen mehr und sind noch keine Universitäten! Das will beachtet sein.

Aber indem ich die heilige Schrift nenne, tauchen Fragen empor, deren Beantwortung allein eine Reihe von Vorträgen in Anspruch nehmen würde. Ich will möglichst kurz sein.

Die Heilsoffenbarung Gottes an die Welt, welche den Inhalt der heiligen Schrift bildet, steht vor uns in menschlicher Form. Hier setzt die Arbeit ein, welche mit dem Namen „Kritik" bezeichnet wird. Ich gebrauche dies Wort, ohne damit an sich schon einen Tadel oder Abweisung aussprechen zu wollen. Kritik muß sein; die Schrift kann sie vertragen. Die Geschichte hat gezeigt, daß sie aus diesem Feuer stets in neuer Herrlichkeit hervorgegangen ist. Viel haben wir ihr zu danken. Das dürfen wir nicht vergessen. — Sie geht aber entweder von Wahrnehmungen aus, welche aus der Schrift selbst geschöpft werden, oder aber von Voraussetzungen, die anderswoher stammen, die von außen an sie herangebracht werden.

Zu letzteren rechne ich vor allem die moderne naturalistisch-evolutionistische Geschichtsbetrachtung. Ich brauche die Grundgedanken derselben in dieser Versammlung nicht erst zu schildern; sie sind bekannt. Diese schon fast als unumstößliches Axiom geltende Betrachtungsweise ist aber meines Erachtens lediglich eine Hypothese und zwar eine Hypothese, welche der Anschauung der heiligen Schrift, insbesondere des Apostels Paulus direkt widerspricht. Dieser größte Kenner des Heiden- und Judentums sieht im Natur- und Fetischdienst nicht den Anfang, sondern das Ende der Entwickelung; nicht in aufsteigender, sondern in absteigender Linie bewegt sie sich. Aus Röm. 1, 18 ff. ist dies klar ersichtlich. Am Anfang steht (V. 21): „Sie kannten den lebendigen Gott." Dann aber folgt die Degeneration, und als ihre Ursache die Unterlassungssünden: „sie priesen ihn nicht als einen Gott, noch dankten sie ihm." Endlich folgt als Strafe: „sie wurden in ihrem Dichten eitel gemacht und ihr unverständiges Herz wurde verfinstert etc." So ging es einst, so geht es heute noch. Ja „Entwickelung"! — aber es gibt auch eine nach unten, abwärts, sobald der lebendige Gott ignoriert wird.

Wenn man nun jene Betrachtungsweise auf die Geschichte Israels anwendet, so wird diese geradezu auf den Kopf gestellt, sie verliert ihren Charakter als Heilsgeschichte und wird in Widerspruch gesetzt mit sich selbst und mit der Anschauung des

ganzen neuen Testaments. Von solcher Geschichtskonstruktion wußten weder der Herr noch die Apostel.

Soweit nun von ihr auch die literargeschichtliche Auffassung des alttestamentlichen Schrifttums beeinflußt und beherrscht ist, werden wir den betreffenden Resultaten mit der gleichen Skepsis begegnen, wie auf dem Gebiete der Volksgeschichte. Man spricht hier wohl gern von „gesicherten" Resultaten. Aber ist denn die wissenschaftliche Untersuchung wirklich zu einem allseitig anerkannten und über allen Zweifel erhabenen Abschluß gelangt? Haben wir es nicht — im besten Fall — immer noch mit bloßen Wahrscheinlichkeiten zu tun? Und sind nicht durch diese neuen Aufstellungen auch neue Fragen und Rätsel aufgetaucht, die schwieriger zu lösen sind, als die alten?!

Haftet nun dieser ganzen Auffassung zum mindesten der Charakter des Hypothetischen und Unfertigen an, dann kann der Standpunkt, den wir ihr gegenüber beim Religionsunterricht auch in den höheren Lehranstalten einzunehmen haben, nicht zweifelhaft sein. Denn darin ist man ja doch allgemein einig, daß wissenschaftlich theologische Erörterungen, daß Probleme und Hypothesen dem Religionsunterricht in der Schule fernzubleiben haben. Man wird also auch die in Rede stehenden Anschauungen zwar kurz zur Kenntnis der Schüler bringen, man wird den Gegensatz — namentlich wie erwähnt an der Hand des Römerbriefes — kennzeichnen müssen, aber auf eingehendere, vollends zustimmende Behandlung im Unterricht dürfen solche noch im Fluß befindliche theologische Erörterungen auch in den höheren Lehranstalten meines Erachtens keinen Anspruch erheben.

III.

Etwas ganz anderes ist es um das, was wir die „menschliche Seite" der heiligen Schrift zu nennen pflegen. In menschlicher Form tritt uns ja die ewige Gotteswahrheit entgegen; und wir können diese letztere schwerlich zum Verständnis bringen, ohne den Blick der Schüler zugleich auch auf jene menschliche Seite zu richten. Enthält doch gerade sie, wenn sie in ihrem Verhältnis zum göttlichen Inhalt nicht richtig verstanden und gewertet wird, gar manches, was früher oder später für die Schüler zum Anstoß werden kann. Ich fasse die diesbezügliche Doppelaufgabe in zwei Worte: 1. freistellen, in Hinsicht auf die menschliche Seite, und 2. feststellen, in der Heilswahrheit der heiligen Schrift.

Lassen Sie mich kurz dartun, wie ich dies meine.

Freistellen!

Ich beginne mit einer Erfahrung, welche ich oft genug gemacht habe. Auf die Frage: „Was bestimmt Sie, dies oder jenes (wovon eben die Rede war) zu glauben?" lautete die Antwort fast regelmäßig: „Weil das in der Bibel steht." Diese Antwort

kann nun ebensogut einen hohen, gereiften, als einen unreifen, kindlichen Standpunkt anzeigen. Der Schüler pflegt meist noch auf letzterem zu stehen. Darf ich die Antwort ohne jede Gegenbemerkung gelten lassen? Ich denke nein. Eine ehrwürdige Tradition hat ihn glauben gemacht, daß die Unfehlbarkeit der Schrift sich auf alles und jedes ohne Unterschied erstreckt, was darinnen steht. Diese Vorstellung kann aber, so gläubig sie scheint, doch dem Glauben sehr gefährlich werden, sobald der Schüler einmal wahrzunehmen beginnt, daß auch in diesem heiligen Buch da und dort menschliche Fehlbarkeit obwaltet. Die Entdeckung eines einzigen Widerspruches in geschichtlichen Berichten kann das Vertrauen in die ganze heilige Schrift wankend machen. Darum ist die Gelegenheit zu benützen, um klarzustellen, daß uns Gott sein Wort wirklich in menschlicher Form dargereicht hat, und was das sagen will. Wenn Vilmar in der von Prof. Haußleiter herausgegebenen Schrift „über den Religionsunterricht am Gymnasium“ alle sogenannten Einleitungsfragen aus diesem Unterricht hinausweist, so kann ich ihm in der Unbedingtheit, mit der er dies tut, nicht folgen. Wir tragen ja diese Fragen nicht erst hinein, sondern sie ergeben sich aus der Lektüre von selbst. Schon die verschiedenen Lesarten im griechischen neuen Testament erinnern an die große menschliche Arbeit zur Herstellung des richtigen Textes. Gewisse Widersprüche und Irrtümer in geschichtlichen Berichten und Zahlenangaben; die sofort sichtbaren Quellenschriften, z. B. in der Apostelgeschichte und im alten Testament, die große Verschiedenheit der Verfasser und des Charakters ihrer Schriften bezeugen diese menschliche Seite der Schrift. Bei der Genesis wird die Frage lebendig, woher doch die Berichte stammen über die Schöpfung und die folgende Geschichte. Irgendwelche Quellen müssen doch vorgelegen haben!? Diese und viele andere Fragen und Wahrnehmungen können unmöglich ganz übergangen, sie müssen gelegentlich, aber freilich in aller Kürze, besprochen und vielleicht auch der Stand der Forschung dargelegt werden, wie es eben die Lektüre an die Hand gibt. Dies muß jedoch in der Weise geschehen, daß den Schülern klar wird, daß es sich hierbei lediglich um die Außenseite der heiligen Schrift handelt, und daß durch diese Außenseite der göttliche Inhalt weder entwertet wird noch verloren geht. Sie sollen es lernen, mit dem Blick ja nicht haften zu bleiben an der äußeren Gestalt, in welcher uns die Gotteswahrheit naht, sondern sollen vielmehr diese in jener suchen lernen. Direktor Zange hat mit Recht gesagt: „Die Schrift verliert weder so noch so irgend etwas von ihrer Großartigkeit, sie bleibt so wie so ein Wunder ohne gleichen, das ohne göttliche Eingebung so wenig zu begreifen ist, wie die Erfüllung der Weissagungen ohne Gottes wunderbare Weltregierung.“ Das sollen die Schüler erkennen. „Selig ist, der sich nicht an mir ärgert“

gilt nicht minder von dem in menschliche Schrift gefaßten, wie von dem fleischgewordenen „Wort“.

Doch auch nach einer anderen Seite hin gilt es die Schüler freizustellen!

Die heilige Schrift enthält im alten Testament Erzählungen, welche weder mit unserem persönlichen Glaubensleben noch mit dem Gang der Heilsgeschichte in einem inneren, notwendigen und unmittelbaren Zusammenhange stehen; Erzählungen, welche auch für den geförderten Christen manches Rätselhafte und Befremdliche enthalten, — geschweige für ungefestigte Christen, für junge Männer, die ihr künftiger Beruf und Verkehr ganz in das moderne Weltleben hineinstellt. Ich denke hier an das Reden der Schlange im Paradies, an das bekannte „Sonne, stehe still“, an das schwimmende Eisen des Elisa und dergleichen. Gerade solche Erzählungen werden leicht zu einer Klippe, zu einem Anstoß, — vollends wenn der Schüler im Religionsunterricht sozusagen darauf verpflichtet worden ist, auch sie als integrierenden Bestandteil seiner christlichen Glaubensüberzeugung anzusehen. Sollte hier nicht die Forderung gelten, „das Wort recht zu teilen,“ weise zu scheiden zwischen Zentralem und Peripherischem in der Schrift; starke Speise nicht zuzumuten, wo sie nicht vertragen wird?! „Lassen Sie,“ so werde ich den Schülern etwa sagen, „lassen Sie, wenn es Ihnen so leichter wird, das Äußere der Geschichte beiseite und achten Sie einmal lediglich auf die Sache selbst, auf die Wahrheit, die Ihnen dargeboten wird!“ Erst jüngst hat mir ein ehemaliger Schüler, ein Jurist, der mitten im kirchlichen Leben steht, dafür gedankt, daß ich die Schüler seinerzeit in solchen peripherischen Dingen freigestellt hätte. „Etwas ganz anderes ist es,“ fügte er hinzu, „mit der Auferstehung Christi; denn wenn dies Wunder nicht geschehen ist, dann ist unser Glaube eitel.“ Daß und wo dieses „Freistellen“ seine Grenze hat, wird sich aus dem folgenden ergeben. Der Wunderscheu zuliebe darf dies Mittel nicht angewandt werden. Also auch in dieser Hinsicht: „freistellen!“

In diesem Zusammenhange fragen Sie mich vielleicht, wie ich mich beim Bibel-Babelstreite den Schülern gegenüber verhalten hätte (nämlich, wenn ich zu der Zeit noch Lehrer am Gymnasium gewesen wäre)? Zunächst hätte ich mitgeteilt, daß ich schon vor 22 Jahren (an der Hand des Schriftchens von Buddensieg über die Assyr. Ausgrabungen 1880) ganz dieselbe Angelegenheit im Gymnasium behandelt habe, daß sie also keineswegs so neu ist, als man jetzt denkt, und daß Prof. Delitzsch, was die religiöse Seite der Sache betrifft, wesentlich Neues nicht vorgebracht hat. Sodann hätte ich die in Betracht kommenden Berichte der Tontafeln einer- und der Bibel andererseits in extenso nebeneinandergestellt und vorgelesen und hätte die Schüler selbst urteilen lassen, welcher der beiden Berichte wohl der

ursprüngliche sei. Ich bin überzeugt, daß sie, die Schüler, an der einfachen Größe des biblischen Berichtes dessen Priorität gegenüber der Verworrenheit der babylonischen Tradition erkannt hätten. Ich hätte dann auf das Wort Epiktets hingewiesen: *ταράττει τοὺς ἀνθρώπους οὐ τὰ πράγματα, ἀλλὰ τὰ περὶ τῶν πραγμάτων δόγματα*, „die Menschen werden nicht durch die Tatsachen erschreckt, sondern durch die über die Tatsachen ausgesprochenen Lehrmeinungen." Und zur Beurteilung des großen Unterschiedes zwischen der Bibel und sämtlichen Religionsurkunden des alten Orients gibt das Wort von Prof. Max Müller in einer Rede (1894) an die britische Bibelgesellschaft einen bedeutsamen Beitrag: „Ich darf sagen, daß ich seit 40 Jahren in der Erfüllung meiner Pflichten als Professor des Sanskrit an der Universität Oxford soviel Zeit dem Studium der „Heiligen Bücher des Ostens" gewidmet habe, wie irgendein anderer Mensch in der Welt. Und ich wage es, dieser Versammlung zu sagen, was ich als den einen Grundton, den einen Akkord aller dieser sogen. heiligen Bücher, seien es die Veda der Brahminen, die Purena von Siwa und Wischnu, der Koran der Mohammedaner, der Zendavesta der Parsis etc., gefunden habe: daß der eine Grundton, der sich durch alle hindurchzieht, die Seligkeit durch Werke ist. Sie alle lehren, die Seligkeit müsse erkauft werden, und daß den Kaufpreis ihre eigenen Werke und Verdienste bilden müssen. Unsere Bibel, unser heiliges Buch aus dem Osten, ist von Anfang bis zu Ende ein Protest gegen diese Lehre. Gute Werke werden allerdings auch in diesem heiligen Buche gefordert, und zwar noch stärker, als in irgend einem andern heiligen Buche des Ostens; aber sie sind nur der Ausfluß eines dankbaren Herzens. Sie sind nur ein Dankopfer, nur die Früchte unseres Glaubens. Sie sind nie das Lösegeld der wahren Jünger Christi." Solch' goldene Worte werden auch unseren Schülern ein willkommener Wegweiser sein.

IV.

Nach dieser Abschweifung wenden wir uns der zweiten Forderung zu, welche wir in das Wort feststellen! zusammengefaßt haben.

Dies ist und bleibt ja die eigentliche, die Hauptaufgabe des Religionsunterrichts; feststellen in der Heilswahrheit der heiligen Schrift, eingründen in das Wort Gottes!

Mit Verwunderung und Beschämung erfüllt uns gar so oft die bodenlose Unwissenheit in christlichen Dingen gerade bei den sogen. Gebildeten bis hinauf in die Gelehrtenwelt! Nomina sunt odiosa. Da gilt es denn mit doppeltem Ernst und Eifer, die Aufgabe dieses „Feststellens" beim Unterrichte zu erfassen und zu erfüllen. Und zwar zunächst und vor allem dadurch, daß man lernen, genau lernen läßt, was zu lernen befohlen ist, damit ein unverlierbarer Schatz von „Worten des

ewigen Lebens" im Gedächtnis bleibt, der später seine Kraft bewähren wird.

Sodann aber gilt es die Tatsachen des Heils in ihrem inneren Zusammenhange und in ihrer Bedeutung für das persönliche Leben dem Herzen der Schüler nahezubringen, damit sie im Glauben erstarken und Halt und Kraft mit hinausnehmen aus der Schule in die Kämpfe des Lebens.

„Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen." In diesem Gebetsworte des Herrn scheint mir der Fingerzeig gegeben, worauf wir als auf das Wesentliche Bedacht nehmen müssen: Der lebendige heilige persönliche Gott und sein Verhältnis zu Welt und Mensch, — der Gott des Heils; der Herr Jesus Christus und sein Erlösungswerk; und — fügen wir als drittes hinzu — die Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben. Diese Wahrheiten bilden den wesentlichen Inhalt der Offenbarung Gottes in der heiligen Schrift. Aus ihrer lebendigen Aneignung ergibt sich die evangelische Ethik, die Gesinnung und Lebensführung des Christen. Um sie bewegen sich alle Kämpfe der Christenheit. An ihnen tritt insbesondere auch der Gegensatz scharf heraus, in welchem das evangelische Christentum sowohl gegen die römische Kirche, als auch gegen alles steht, was man das moderne Denken und die moderne Welt- und Lebensanschauung nennt. Diese Grundwahrheiten werden also den gesamten Unterricht beherrschen müssen, und in sie gilt es die Schüler einzugründen, sie darin festzustellen. Stehen sie darin im Glauben fest, dann haben sie den wahren Halt des Lebens gewonnen; dann stehen sie auch in der rechten Weise frei gegenüber dem, was wir die „menschliche Seite der Schrift" genannt haben.

V.

Da geht denn die Forderung vor allem dahin, jene Grundwahrheiten recht klar und unverfälscht herauszustellen, wie sie sind, in ihrer göttlichen Herrlichkeit und Torheit, in ihrer Einfalt und Größe! Lassen wir Gottes Wort nur recht zu Wort kommen! Wir brauchen es nicht erst wirksam zu machen, es wirkt selbst. Wir geben ihm seine Kraft nicht; hüten wir uns, es erst „interessant" machen zu wollen. Es wird sich selbst wohl beweisen, es rechtfertigt sich selbst. Es kommt dem tiefsten Bedürfnis des menschlichen Geistes und Herzens entgegen. Es ist die Wahrheit; und wer aus der Wahrheit ist, der höret seine Stimme. Hüten wir uns, seine Kraft abzuschwächen, seine göttliche Torheit durch menschliche Weisheit zu entnerven! — Das ist das Herrliche, das ist der Trost für den Lehrer, daß dies Wort selbst lebendig und kräftig ist; er würde sonst gar oft verzagen.

Aber damit ist er nicht von der Aufgabe entbunden, das

Interesse der Schüler dafür zu wecken, daß sie Herz und Sinn dem Wort Gottes zuwenden. Wie wird dies erreicht? Dadurch, daß sie im Unterricht zu spüren bekommen: „mea res agitur“, das geht uns, das geht mich an. Darin liegt das Geheimnis alles wirksamen Unterrichtens. Zu dieser „res“, zu dieser „Angelegenheit“ des Gymnasiasten aber gehört außer dem, was jeden Menschen angeht, das was ihn als Schüler, auf seiner Altersstufe und in dem Gedankenkreis, in welchem er lebt und webt, speziell bewegt. Dafür muß der Lehrer ein Auge haben, wenn er das Interesse wecken will. Er muß also die religiöse Wahrheit in stete Verbindung setzen mit den Stoffen und Gebieten, in welchen die Schüler in ihrem Schulleben arbeiten und heimisch sind. Er erkundigt sich nach ihrer Lektüre in der alten und neuen Literatur, insbesondere nach dem griechischen Tragiker und Redner, den sie lesen, nach dem Abschnitt in der Geschichte, bei dem sie stehen etc. Welche Fülle von Beispielen, Parallelen, Anknüpfungspunkten und Anregungen ergibt sich ihm dadurch, um den Religionsunterricht lebendig zu gestalten, das Interesse zu wecken und all diese Gebiete, diese Männer, Ereignisse, Zeiten, Dichtungen und Gestalten unter eine Beleuchtung zu rücken, die sie in einem neuen, vielleicht auch anderen Lichte zeigt, als sie ihnen bisher erschienen waren. Es erwächst die Aufgabe, auch gewisse Schlagworte richtig zu stellen: das Goethesche „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind“, oder Schillers Wort: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“; ebenso die Geschichte von den „drei Ringen“ in Lessings Nathan u. dgl. m. Das alles kostet freilich vielseitige Arbeit, damit der Religionslehrer sich keine Blöße gibt und keine Korrektur erfährt! Aber darin liegt auch der eigentümliche Reiz, das unvergleichlich Anregende und Erfrischende dieses Unterrichts — nicht in letzter Linie für den Lehrer selbst. Wohl sind es immer wieder die alten ewigen Wahrheiten, die auch schon der Katechismus lehrt, aber der Religionsunterricht in höheren Lehranstalten stellt eben auch höhere Anforderungen an die Art des Unterrichts. Er muß sich auf einer gewissen Höhe bewegen. Was soll werden, wenn immer und immer wieder durch alle Klassen hindurch das Alte in der alten Form und Weise getrieben, wenn gar etwa die Zeit ausgefüllt wird mit Abhören eines auswendig gelernten Pensums?! Das muß ja abstumpfend wirken. Nein, im Gymnasium ist die Aufgabe des Unterrichts doch eine andere. Er muß das Licht der Gotteswahrheit in der reichen Mannigfaltigkeit seiner Strahlen- und Farbenbrechung hineinleuchten lassen in die verschiedenen Gebiete menschlichen Lebens. Das Christentum soll dem Schüler in seiner weltbewegenden Größe und in seiner alle menschlichen Verhältnisse durchdringenden heiligen Kraft zum lebendigen Bewußtsein gebracht werden, damit der Glaube erstarke und die Glaubenserkenntnis vertieft und erweitert werde.

Es wäre nun meine Aufgabe und entspräche auch meiner

eigenen Neigung, darzustellen, welchen Gang der Religionsunterricht unter diesen Gesichtspunkten zu nehmen hätte. Gott und sein Verhältnis zu Welt und Natur, zu Mensch und Sünde, die Heilsgeschichte, das Wunder, das Gebet, — dies und noch vieles andere sollte erörtert und dargestellt werden. Die Kürze der verfügbaren Zeit nötigt mich, mich auf ein paar ganz kleine Ausschnitte zu beschränken. Aus der skizzenhaften Darstellung wollen Sie entnehmen, wie ich mir den Unterricht, der selbstverständlich möglichst in katechetischer Form zu geben ist, denke.

Lassen Sie mich einen Augenblick verweilen bei der Geschichte der Völkerwelt. Es ist dies ein Gebiet, welches für junge Leute auf den Gymnasien immer seine Anziehungskraft bewahren wird. Wenn O. Jäger sagt: „Der Religionsunterricht gibt dem Schüler der obersten Stufe eine, seine Philosophie der Geschichte, — das philosophische Moment und Ferment zu seinem geschichtlichen Wissen," so stellt er eine hohe Aufgabe, aber er hat recht. —

Gott hat die Völker ihre eigenen Wege gehen lassen. Die Menschheit hat zeigen dürfen, was sie kann ohne ihn. Und wahrlich, Großes hat sie vollbracht und geleistet. Doch — wir stehen mit unseren Schülern im Geist vor dem Apostel Paulus auf dem Areopag in Athen. Der Gesandte Jesu Christi, der Zeltmacher, ist umgeben von der Herrlichkeit der griechischen Welt. Unter seinen Zuhörern befinden sich die Vertreter der letzten großen philosophischen Systeme des Altertums, der Stoa und der Epikuräer. Da begegnet sich die absterbende alte Kulturwelt mit dem Christentum. Die Situation — auch die äußere — muß geschildert werden, wie dies Prof. Friedrichs in seinen Reisebriefen („Kunst und Leben") so vortrefflich getan hat. Des Apostels Rede beleuchtet in scharfen großen Zügen und feiner Urbanität die Punkte, in welchen die Verirrung der gebildeten heidnischen Menschheit gipfelt. Auf das Meer und das Gebirge weist er hin, wenn er spricht: „Gott, der die Welt gemacht hat und alles was darinnen ist." Auf die Akropolis weist er hinüber mit den Worten: „Gott wohnt nicht in Tempeln mit Händen gemacht." Hatten die Griechen sich selbst dies Land zu ihrem Vaterland erkoren? „Er hat Ziel gesetzt zuvor versehen, wie lange und wie weit sie wohnen sollen." Woher stammten sie, die stolz herabsahen auf alles, was Nichtgrieche war? „Er hat gemacht, daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen." Welch eine Geschichte hatte sich abgespielt in der Stadt, die zu des Apostels Füßen lag! Da drüben liegt Salamis! Welch stolze Erinnerungen knüpfen sich an diese Insel! Die Perserkriege!! Aber was bedeutete, wohin zielte ihre Geschichte? Sie haben gesucht und geforscht, aber die eigentliche Aufgabe ihres Daseins blieb ihnen verborgen: „daß sie den Herrn suchten, ob sie ihn wohl fühlen und finden möchten!" Bei allem Glanz der Bildung, bei all ihrer Religiosität und Weisheit können sie

doch keine Antwort geben auf die grossen Fragen der Menschheit. Sie wissen kein Woher und Wohin. Der Apostel erst bringt ihnen die Antwort; das Christentum erst gibt sie der Welt. Jene großen Völker des Altertums ringen nach Freiheit und rühmen sich ihrer, — und fürchten sich vor den Vorzeichen und den Ergebnissen der Auspizien. Sie sind sehr religiös, sie haben viele Götter; aber den Einen haben sie nicht. Sie haben viele Opfer, aber das Opfer kennen sie nicht. Sie haben viele Worte, aber das „Wort“ haben sie nicht. Sie wissen um das menschliche Verderben und Elend; in ergreifenden Tönen singen sie es. Aber, weil sie von einem heiligen Gott nichts wissen, so wissen sie auch nicht, was Sünde ist, bis sie selbst in ihren Sünden untergehen. Aber mitten heraus aus ihrem glänzenden Elend hören wir die Stimmen tiefster Sehnsucht ertönen nach Licht und Leben und Wahrheit, — nach Erlösung. Diese Stimmen sollen und müssen unsere Schüler vernehmen! Auch die Kunst der Alten sollte im Religionsunterrichte nicht ganz übergangen werden! Lessings Laokoon wird ohnehin in der Oberklasse meist gelesen; hier mag angeknüpft werden. Die tiefsinnigen Worte aus Lenaus Savonarola sollen die Schüler merken: „Die Künste der Hellenen kannten nicht den Erlöser und sein Licht; drum scherzten sie so gern und nannten des Schmerzes tiefsten Abgrund nicht. — Daß sie am Schmerz, den sie zu trösten nicht wußte, mild vorüberführt, erkenn' ich als der Zauber größten, womit uns die Antike rührt.“ Das Ergreifende an der alternden alten Welt ist die Sehnsucht, die ihre Arme ausstreckt nach Hilfe von oben. Ihr Leben ist ausgelebt, ihre Kräfte sind aufgezehrt, ihre Ziele sind nicht erreicht. Ratlos, trostlos steht sie da. Siehe da, die Menschheit ohne den lebendigen Gott! Und doch! „Er hat alles beschlossen unter die Sünde, auf daß er sich aller erbarme.“

Wie die Geschichte des Volkes Israel, die vorbereitende Heilsgeschichte, so bewegt sich die ganze Weltentwickelung auf den Moment hin, den der Apostel „die Fülle der Zeiten“ nennt. Die bekannten Worte, in welchen Joh. v. Müller (1782) sich darüber ausspricht, sollen auch die Schüler vernehmen. Der Schluß derselben lautet: „Ich erkannte die Beziehungen aller Revolutionen Asiens und Europas auf das elende Volk, bei welchem die Verheißungen niedergelegt waren, wie man wichtige Papiere jemandem anvertraut, der sie weder lesen noch verfälschen kann. Ich sah die Religion in dem für ihr Erscheinen günstigsten Augenblicke zutage treten und in der Weise, welche die geeignetste für ihre Annahme war. . . . Die ganze Welt schien dazu geordnet, die Religion des Erlösers zu begünstigen. Und wenn diese Religion nicht die eines Gottes ist, so verstehe ich nichts mehr.“ So Joh. v. Müller.

Gott sendet seinen Sohn, den Heiland der Welt. Dies wurde er nicht erst, das war er. Die Person des Herrn Jesu

Christi tritt vor das geistige Auge unserer Schüler. Was sie von Kindheit an von ihm wissen und mit dem Bekenntnis der ganzen Christenheit von ihm bekannt haben, das liegt doch vielfach noch als schlummernder Besitz in ihrem Herzen. Dieser muß geweckt, er soll mehr und mehr zum persönlich angeeigneten Wahrheitsbesitz, zur lebendigen Glaubensüberzeugung werden. Diese Aufgabe hat der Unterricht im Auge zu behalten bei der Betrachtung der Person des Herrn. Wenn der Apostel Johannes sagt: „Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit," so gibt er damit an, was man bei Jesu suchen lernen muß, um seine Herrlichkeit zu schauen; nämlich seine Gnade und Wahrheit. In dieser Absicht stellen wir den Christus der vier Evangelien vor unsere Schüler hin. Er selbst ist es, der den Hunger nach Gnade, den Durst nach Wahrheit weckt und stillt. Dann aber schauen sie auch seine Herrlichkeit, — nicht die eines religiösen Genius, eines großen oder des größten Propheten, sondern „die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater". Sie erkennen es, daß sein Wesen nicht zu erklären ist aus menschlich natürlichen Voraussetzungen; daß er „nicht von dieser Welt", sondern „des Menschen Sohn war, der im Himmel ist," und daß er gekommen ist in die Welt, Sünder selig zu machen.

„Sünder selig machen!" Welcher Weise der alten Welt, ja welcher Mensch wäre je auf einen solchen Gedanken gekommen, hätte sich solch eine Aufgabe gestellt, — und zwar nicht für einen kleinen auserlesenen Kreis, sondern für die Welt?! Wie hat Jesus diese Aufgabe gelöst? Der Blick wendet sich der Passionsgeschichte zu, der Geschichte ohne gleichen. Den leidenden und sterbenden Heiland schauen unsere Schüler. Viele Heldengestalten hat die Welt hervorgebracht und angestaunt. Aber eine Gestalt von solch heiliger Größe des Gehorsams, der Liebe, der stillen Demut und Geduld mitten unter dem ärgsten Sündentoben der Menschen hat sie nie gesehen und wird sie nie mehr sehen. Das „ecce homo", das der Vertreter der römischen Weltmacht, der Skeptiker, über ihn ausruft, wie er ihn herausführt vor das Volk, den Verhöhnten, Gehaßten, zur Karikatur entwürdigten König, — dieses ecce homo, es zwingt heute noch entweder zur Anbetung oder zu dem Ausruf des Hasses: „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche." — Und sein Tod, der Tod am Kreuz?! Er war nicht ein Märtyrertod; er war nicht das Ende, sondern das Ziel, die höchste Aufgabe seines Lebens. Am Kreuz vollendet sich die Sünde der Welt, und zugleich die Liebe und Gerechtigkeit Gottes, sein Heilsrat der Versöhnung und Erlösung geht in Erfüllung: „auf daß die Schrift erfüllet würde." Wenn wir die große Weissagung des Propheten Jesaias 53 in ihrer Erfüllung zeigen, dann dürfen wir auch wohl die merkwürdigen Worte Platos von dem leidenden Gerechten erwähnen. Es kann nicht

ohne Eindruck bleiben, wenn die Schüler den griechischen Philosophen sprechen hören: „danach muß er — der Gerechte — aller Habe beraubt werden außer der Gerechtigkeit und in Widerspruch mit seiner Obrigkeit gebracht, so daß er, während er nichts Unrechtes getan hat, für den Ungerechtesten gehalten wird, damit er uns ganz bewährt werde in der Gerechtigkeit . . . Sie sagen aber, daß der Gerechte, also beschaffen, gegeißelt, gebunden, geblendet werde, und nachdem er alle Qualen ausgestanden, an einen Pfahl geheftet werde, damit er nicht gerecht zu scheinen, sondern gerecht zu sein verlange."

Im Angesicht des Kreuzes Christi müssen nun auch die Selbsterlösungsversuche besprochen werden, wie sie in der Menschheit immer wieder aufgetaucht sind und noch auftauchen, in den alten Mysterien, in Religionen und philosophischen Systemen, bei Denkern und Dichtern aller Zeiten. Hier kommt Goethes Faust zur Sprache mit seinem Thema: „Wer ewig strebt, den können wir erlösen," — ein Thema, das auch in der neuesten Literatur weiterklingt. Der Mensch wird diese tiefste Frage nicht los, kann sie nicht los werden. Gewissen, Sünde, Schuld, Gericht, Ewigkeit, — daß dies keine Schreckgespenster sind, sondern die furchtbarsten Realitäten, die es gibt, das zeige den Schülern! Und wer kann dies besser, eindringlicher, gewaltiger, als der Dichterkönig Shakespeare. Ihn lassen wir recht oft zu Wort kommen, — insbesondere in König Richard III.

Daß aber der Kreuzestod des Herrn die Versöhnung ist für die Sünde der Welt, dafür liegt die Bestätigung in seiner Auferstehung. Sie erst drückt das Gottessiegel auf Christi Person, Wort und Werk. „Kräftiglich erwiesen ein Sohn Gottes, nachdem er auferstanden ist von den Toten" (Röm. 1, 4). Die Lücken und Widersprüche in den Berichten verschwinden vor der gewaltigen Einmütigkeit des Zeugnisses aller Jünger: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden." Das hat auch Lessing klar gezeigt. Nur der Auferstandene selbst hat ihren völlig zusammengebrochenen Glauben wieder erwecken können, erweckt und vollendet. Wie hätte der Verleugner Petrus je wieder eine ruhige Stunde in seinem Leben haben und als Apostel auftreten können ohne die herzbewegende Frage des Auferstandenen: Simon Johanna, hast du mich lieb?! Und erst Saulus!? Das versteht ein Gymnasiast sehr wohl, daß die Tatsache der Auferstehung alles lichtet, ihre Leugnung alles verdunkelt. Die verschiedenen natürlichen Erklärungsversuche müssen besprochen, es muß aber zugleich entschieden betont werden, daß die Apostel keine andere Auferstehung des Herrn kennen, als die leibliche. Am Kreuz und Grab des Herrn scheiden sich die Weltanschauungen prinzipiell. Hier gibt es kein Paktieren. Das Wort des Apostels: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, so seid ihr noch in eueren Sünden, so sind auch die, die in Christo entschlafen sind, ver-

loren," stellt auch die Schüler vor eine Entscheidung, deren Ernst ihnen nicht erspart werden kann. Die Menschheit hat und braucht einen Heiland; und dieser Heiland war tot und ist wieder lebendig geworden und lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Mit einem bloßen „Erinnerungsbild" wissen wir nichts anzufangen. „Mein Sohn, das ist ein Nebelstreif."

Vom Tod und von der Auferstehung Jesu Christi aus fällt nun der Lichtglanz des Heils zurück auf den Anfang aller Geschichte und hinaus auf das Ende aller Geschichte. Wir sollten also noch den Gang gehen durch die Geschichte der christlichen Kirche. Sie will uns lehren, aus der Vergangenheit die Gegenwart verstehen, will zeigen, daß Christus und sein Wort das eigentliche treibende Prinzip der ganzen Weltbewegung bildet.

Wegen Kürze der verfügbaren Zeit nur einige Bemerkungen! Die römische Kaiserzeit wird für die Schüler recht lebendig an der Hand von Uhlhorns „Kampf des Christentums mit dem Heidentum". Den providentiellen Charakter der Völkerwanderung beleuchtet Giesebrechts Ausspruch (Deutsche Kaiserzeit S. 55): „Die Germanen zerstörten Rom und das abendländische Reich nicht weil sie wollten, sondern weil sie mußten; nicht einem planmäßig geleiteten Angriff, nicht einem gemeinsamen Entschluß der Deutschen erlag Rom, sondern es fiel durch eine höhere Macht, welcher die Menschen unbewußt dienten." Wir eilen zur Geschichte der Reformation. Diese Geschichte muß in unseren Tagen mit besonderer Sorgfalt und mit der stärksten persönlichen Anteilnahme geschildert werden. Um so eindringlicher tritt diese Forderung an den Religionslehrer heran, als der Geschichtslehrer in den meisten Anstalten auf die konfessionelle Mischung der Schüler Rücksicht zu nehmen hat, und sich daher veranlaßt sehen wird, um jeden Anstoß zu vermeiden, gerade diese größte Epoche der nachchristlichen Weltgeschichte in eine farblose Objektivität zu tauchen. Hier muß notwendig der Unterricht ein kräftig ergänzendes Zeugnis werden. Nachdrücklich ist auf den Gymnasien an das Wort von Hundeshagen zu erinnern: „Die Reformation entsprang nicht aus einer Auflehnung des Verstandes gegen den Unverstand, des intellektuellen Geistes wider den intellektuellen Zwang, sondern des sittlichen Geistes, des Gewissens wider den Gewissenszwang . . . Denn oft, aber nicht immer, sichert das Wissen der Wahrheit ihre Stätte, stets aber das Gewissen. Wohl kann der wissenschaftliche Geist bestochen werden und als Sophistik in den Dienst der Unwahrheit, die er bekämpfen soll, selbst eintreten; der sittliche Geist dagegen nie." Nun tritt Luthers Gestalt in die Geschichte ein. Mit innerem Widerstreben verzichte ich auf ihre Schilderung. Was dieser Mann erlebte, das hat er nicht für sich erlebt, sondern für die Kirche, für die Zukunft. Von seinem Werk und Erbe leben wir heute noch. Der Vorwurf,

Luther sei schuld an der Zerrissenheit Deutschlands, darf ja nicht unbesprochen und unwidersprochen bleiben. Ranke hat ihn bei Schilderung des Konvents zu Regensburg (Ende 1524) glänzend widerlegt. Darauf ist zu verweisen. Es muß unseren Schülern lebendig vor die Seele treten, welch hohe und höchste Güter der Herr seiner Kirche, ja der Welt in der Reformation geschenkt hat, „davon man nimmermehr weichen darf, es falle gleich Himmel und Erde oder was nicht bleiben will.“ Ehrfurchtsvoll sollen sie aufschauen zum Glauben ihrer treuen opferwilligen Väter, und erkennen, daß es wahre Vaterlandsliebe für den deutsch-evangelischen Christen nicht gibt ohne treue Bewahrung dieser Güter.

Damit schließe ich diese dürftige, skizzenhafte Darstellung, welche an einzelnen Beispielen zeigen sollte, in welchem Sinne und in welcher Weise etwa der Religionsunterricht zu erteilen sein möchte.

VI.

Lassen sie mich nun zum Schluß die Forderungen möglichst kurz zusammenfassen, welche meines Erachtens an den Religionslehrer in den höheren Lehranstalten zu stellen sind.

Der Religionslehrer ist auch in diesen Anstalten Diener seiner Kirche, wenn auch in anderer Weise, so doch mit der gleichen grossen Verantwortung, wie der Prediger auf der Kanzel. Wie dieser, so hat auch er nichts anderes zu lehren, als die geoffenbarte Wahrheit Gottes, wie sie im wesentlichen im Bekenntnis seiner Kirche niedergelegt ist. Verkehrung oder gar Leugnung der Heilswahrheit Gottes würde die schwerste Verantwortung auf das Gewissen des Lehrers laden! Er darf der christlichen Wahrheit, die er zu lehren hat, selbst nicht fremd und kalt gegenüberstehen. Die geschicktesten Wendungen und Verschleierungen würden ihm nichts helfen. Die Schüler haben in dieser Hinsicht ein feines Sensorium. Aber der Ton bitterer Klage und Anklage ist weithin vernehmbar: „Nicht gefestigt und vertieft werde der Glaube unserer Jünglinge, sondern erschüttert, ja entwurzelt.“ So hört man da und dort sagen und klagen. Leere Gerüchte können das wohl nicht sein. Wer aber schützt unsere Jugend vor solchen schädlichen Einflüssen? Hier gilt es laut die Stimme zu erheben zu einem kräftigen Appell an die Behörden, welche über den Religionsunterricht zu wachen berufen sind; zu einem kräftigen Protest gegen solchen Frevel an dem Heiligtum unserer Schulen. Bei dem heutigen Stande der theologischen Wissenschaft können freilich schwere Konflikte auftauchen zwischen der persönlichen wissenschaftlichen Überzeugung des Lehrers und der Forderung seines Amtes. Der hier berührte Punkt schließt eine brennende, vielleicht die brennendste Frage in sich, welche die Kirche der Gegenwart bewegt: die Spannung zwischen dem kirchlichen Bekenntnis und der theologischen Wissenschaft. Diese

Frage habe ich hier nicht zu beantworten. Wehe aber, wenn jemand das Amt des Religionslehrers an höheren Lehranstalten aufsuchen würde, um dadurch größere Freiheit für sich zu gewinnen. Ferner soll der Religionslehrer Theologe sein. Möglicherweise kann er durch ein Fachexamen die Befähigung für Erteilung des Religionsunterrichts erreichen, und wenn er ein rechter Christ und guter Lehrer ist, kann er ohne Zweifel im großen Segen wirken. Aber wenn Wiese es beklagt, „daß Schulamtskandidaten, nur um eine ausgedehntere facultas docendi aufweisen zu können, sich ohne inneren Beruf und Neigung dazu auch für den Religionsunterricht die formelle Qualifikation erworben haben," und wenn er hinzufügt, „daß es zum Frevel werde an der Jugend nicht nur, sondern auch an der Familie, Gemeinde, Volk, Kirche und Staat, wenn solche Männer sich auch wirklich herbeilassen oder gezwungen werden, einen Glauben zu lehren, den sie selber nicht haben," — so legt er mit diesen Worten offenbar den Finger auf einen wunden Punkt. — Andererseits befähigt Gläubigkeit und wissenschaftliche Tüchtigkeit allein doch noch nicht zur gedeihlichen Führung des Amtes eines Religionslehrers an höheren Lehranstalten. Alles hängt im Grunde von der unterrichtenden und erziehenden Persönlichkeit ab. Der christliche Religionsunterricht fordert eine christliche Persönlichkeit. Nur sie hat einen wirklich lebendigen Einfluß auf die Jugend. Ein Lehrer muß vor den Schülern stehen, der innerlich eins ist mit dem, was er lehrt; eine Persönlichkeit, zu der sie mit Achtung und Vertrauen aufblicken, der sie abspüren, daß es ihr wirklich um sie und um ihr Bestes zu tun ist. Wenn der Apostel Paulus „jedermann allerlei geworden ist, auf daß er allenthalben ja etliche selig mache," so soll der Religionslehrer seinen Gymnasiasten sozusagen ein Gymnasiast werden, auf daß er ihrer etliche gewinne. Was die Schüler wollen und bedürfen, das ist nicht Gelehrsamkeit, sind nicht abstrakte Begriffe, sondern Leben, Lebenswahrheit, lebensvolle Geschichte. Man kann mit trockenem Dozententone bei vollendeter Rechtgläubigkeit die Schüler zu tot dozieren und mit dürren Begriffsentwickelungen unantastbarer Orthodoxie über die Religionsstunde die Wolke einer Langeweile breiten, welche die aufstrebenden Lebenskeime erstickt. Die furchtbare Rache, welche ein lebloser, langweiliger Religionsunterricht heraufruft, nämlich die Verachtung, pflegt aber nicht nur den Lehrer zu treffen, sondern auch die Sache, die Religion, das Christentum selbst. Wir bedürfen Lehrer „zum Himmelreich gelehrt, die aus ihrem Schatze Neues und Altes hervortragen." Ich bin mehr und mehr zu der Ansicht gekommen, daß es in der Regel nicht erstrebenswert ist, wenn der Religionslehrer ausschließlich dies ist. Er sollte noch ein Amt in der Schule oder auch ein Amt ausserhalb der Schule in der Kirche bekleiden, das ihn mit der Gemeinde in lebendige Beziehung bringt. Von da her kommen ihm Be-

fruchtungen, Erfahrungen und Anregungen, die von hohem Wert sind für ihn und für die lebensvolle Gestaltung des Unterrichts. Predigt und Predigtton muß freilich der Schule fern bleiben. Eine „Erbauungsstunde“ würde ihres Zweckes völlig verfehlen. Und doch muß der Unterricht im besten Sinne „erbauen“. Es muß darin Höhepunkte geben, wo die Herzen sich emporgehoben wissen in die heilige Welt der Ewigkeit, wo das Gewissen erfaßt wird und das Gemüt etwas spürt von der Majestät des Wortes Gottes. Es soll ihnen zum Bewußtsein kommen, daß im persönlichen Verkehr mit Gott, daß im Gebet die heiligen Segens- und Überwindungskräfte liegen, die sie ihr Lebenlang brauchen, als Jünglinge und als Männer.

Endlich möchte ich noch aussprechen, daß das vorgeschriebene Lehrpensum nicht ein Möglichstviel, sondern einen eisernen Bestand des Mindestmaßes enthalten soll, welches die Hauptsachen berücksichtigt, auf die es ankommt. Jedes Zuviel des Stoffes ist für den Religionsunterricht eine positive Schädigung, für den Lehrer eine beengende Last. Wie soll der Lehrer den Unterricht lebensvoll gestalten, wenn man ihm keine Zeit dafür läßt, wenn er vorwärtsjagen muß, um das geforderte Pensum zu absolvieren?! Es muß ihm das Vertrauen geschenkt werden können und dann auch geschenkt werden, daß er diese ihm so notwendige Freiheit der Bewegung nicht mißbraucht, vielmehr treulich benutzt, um — nicht ein bloßes Wissen zu vermitteln, sondern vielmehr der ewigen Gotteswahrheit Bahn zu machen in den Herzen seiner Schüler.

Ich komme zum Schlusse. Mit diesem Vortrage scheide ich endgültig aus einer achtundzwanzigjährigen Berufsarbeit als Religionslehrer am Gymnasium, aus einer Arbeit, die mir ans Herz gewachsen war und eigentlich noch ist. Mit einem Segenswunsche an die Jugend unserer Gymnasien lassen Sie mich scheiden und schließen. Er sei zusammengefaßt in das Wort unseres großen Dichters, das sich der echt deutsche Maler und lautere Christ, Ludwig Richter, angeeignet hat: „Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollten.“ Ja, das wollen wir erbitten. Der Herr schafft beides durch sein heiliges Wort. Er schaffe es auch in der Jugend unserer „höheren Lehranstalten“!

Leitsätze.

1. Die Lösung der Aufgabe, welche dem Religionsunterricht an den höheren Lehranstalten gestellt ist, wird durch mancherlei störende Einflüsse, deren Beseitigung nicht in der Macht des Lehrers liegt, vielfach nicht unbedeutend erschwert. Um so wichtiger und verantwortungsvoller bleibt die Aufgabe.

2. Die Bildungsmittel sind im wesentlichen die heilige Schrift und die Geschichte der christlichen Kirche. Die Verwendung der ersteren bietet in den höheren Lehranstalten nach manchen Seiten hin Schwierigkeiten, die sich teils aus der Schrift selbst ergeben, teils von außen her, namentlich

durch eine naturalistische Geschichtsbetrachtung, in sie eingetragen werden. In letzterer Beziehung gilt es, beim Unterricht die Gegensätze einfach zu kennzeichnen.

3. Das Verständnis der hl. Schrift selbst aber verlangt, daß ihre „menschliche Seite“ berücksichtigt werde und zwar in der Weise, daß die Schüler in ihrem Glauben an den göttlichen Inhalt durch die Wahrnehmungen nicht irre werden, welche sie an der „Außenseite“ der Schrift machen. Hier gilt das Losungswort: die Schüler freistellen.

4. Die eigentliche Hauptaufgabe ist und bleibt, den göttlichen Inhalt der hl. Schrift der Glaubenserkenntnis zu erschließen. Dieser Inhalt ist wesentlich Heilsoffenbarung, Geschichte des Heils. Der lebendige, heilige, persönliche Gott, der Gott des Heils; der Herr Jesus Christus und sein Erlösungswerk, die Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben — in diese Grundwahrheiten gilt es die Schüler einzugründen, sie darin festzustellen.

5. Zwar ist das Wort Gottes selbst „lebendig und kräftig“; aber der Lehrer hat das Interesse dafür zu wecken. Dies geschieht dadurch, daß er das Wort hineinwirken läßt in das Geistesleben und Gemütsleben der Schüler und es in Beziehung bringt zu allen sonstigen Bildungselementen, welche die Schule darbietet.

An einzelnen Beispielen wird im Vortrag gezeigt, wie dies praktisch etwa zu geschehen habe. Paulus auf dem Areopag, — Christi Person, — sein Tod, — seine Auferstehung. — Ein kurzer Blick in die Behandlung der Kirchengeschichte.

6. Als wesentliche Forderungen, welche an den Religionslehrer zu stellen sind, sind folgende hervorzuheben:

a) Der Religionslehrer ist auch in den höheren Lehranstalten Diener seiner Kirche „mit grosser Verantwortung.“

b) Er muss Theologe sein und den Stoff wissenschaftlich beherrschen. Für einen gedeihlichen Unterricht in den unteren Klassen kann das Fachexamen nur unter gewissen Voraussetzungen genügende Gewähr bieten.

c) Von entscheidender Bedeutung für den Rel.-Unterricht ist die Persönlichkeit, die christliche Persönlichkeit des Lehrers. Er muß die für höhere Lehranstalten erforderliche Lehrgabe besitzen, vermöge deren er den Unterricht lebendig zu gestalten weiß zur Erweckung und Förderung des persönlichen Glaubenslebens der Schüler.

7. Die sorgfältige und gewissenhafte Auswahl der Lehrkräfte legt den zuständigen Behörden eine große Verantwortung auf. — Das Lehrpensum ist überall auf ein das Wesentliche berücksichtigendes Maß zu beschränken und hierdurch zugleich dem Rel.-Lehrer die nötige Freiheit der Bewegung zum Zweck der erfolgreichen Lösung seiner Aufgabe zu gewähren.

Schlußpredigt über Ev. Luk. 22, 31 und 32.

Von

Kirchenrat **A. Brückner**, Schloen (Meckl.-Schwerin).

Luk. 22, 31 und 32.

„Der Herr aber sprach: Simon, Simon, siehe, der Satanas hat euer begehret, daß er euch möchte sichten, wie man den Weizen sichtet. Ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Und wenn du dich dermaleinst bekehrest, so stärke deine Brüder.“

Es war eine Abschiedsstunde, da der Herr Christus so zu seinen Jüngern redete. So auch diese Stunde, da wir dieser,

seiner Worte uns erinnern, oder vielmehr, da uns der Geist daran erinnert, der uns stets das rechte Wort zur rechten Stunde hören läßt, auch sie ist eine Abschiedsstunde. Nur daß jene größer war als diese. Wenn der Herr zu seinen Jüngern sprach: „Stehet auf und lasset uns von hinnen gehen," so hatte das mehr zu bedeuten, als wenn wir heute von einander Abschied nehmen. Dennoch, wenn wir an die Jünger denken, wie sie damals waren, dürfen wir von einem Fortschritt sprechen. Nicht bloß äußerlich, daß ihre kleine Zahl uns hier herangewachsen ist zu einer großen Schar aus allerlei Volk mit einerlei Bekenntnis; nicht bloß, daß der bescheidene Söller, wo sie versammelt waren, sich uns in dieses hochgebaute Gotteshaus verwandelt hat, das mit seinen mächtigen Gewölben unserer Lobgesänge Klang verdoppelt. Nein, auch was die Stimmung anbetrifft, sind wir durch Gottes Gnade weiter gekommen. Die Traurigkeit, die damals der Jünger Herz erfüllte, hat sich uns in eine große Freudigkeit verwandelt; die Ungewißheit, in der sie damals schwebten, und wußten weder, was aus ihnen, noch was aus ihrem Meister werden sollte, in eine grosse Sicherheit. Wir wissen genau, wo er geblieben ist, haben auch längst gemerkt, wie gut es für uns war, daß er zum Vater ging. Wir träumen auch nicht mehr von einem Reiche irdischer Macht und Größe, das er den Seinigen versprochen hätte, wir sind sehr damit zufrieden, daß er in seiner Kirche hier ein Gnadenreich gestiftet hat und daß wir daran unseren Anteil haben, und daß wir davon zu den Menschen reden dürfen, denn das ist's gerade, was wir armen Sünder brauchen. Wir zanken uns auch nicht mehr darum, wer unter uns der größte sei, sondern wir — das haben diese Tage wohl gezeigt und das hat sie so schön und an Früchten der Erbauung und Belehrung für uns so reich gemacht — sind gern bereit, einer dem andern zu dienen und uns von ihm dienen zu lassen mit der Gabe, die ein jeglicher empfangen hat. So sind wir in manchen Stücken weiter gekommen, wir sind reifer, wir sind ruhiger geworden, wir haben manches abgelegt, was kindisch war.

Und doch und doch! Wer von uns hat dieses Wort des Herrn vorhin gehört und wen hat's nicht getroffen, als wäre es ihm selber zugerufen? Wer von uns wollte sagen: „Aber das geht mich nichts an; ich bin doch nicht wie Simon Petrus und ich werde meinen Herrn Christum doch nicht verleugnen. Ich bin doch ein längst bekehrter Christ, ein längst bewährter Diener des Wortes, und weil dies Wort mir zu Gebote steht, geschärft durch das Bekenntnis meiner Kirche, was kann mir da der Satan tun? Ein Wörtlein kann ihn fällen." Nein, so wird keiner von uns sprechen, nicht ihr Jungen, die ihr an der Bürde eures Amts noch leichter tragt, nicht wir Alten, denen sie fast schwer geworden ist. Nein, wir erst recht nicht, die wir in dem Kampf, der uns verordnet ist, wohl gemerkt haben: „Es kostet

viel ein Christ zu sein", „und ist ein Kampf wohl ausgericht't, das macht's noch nicht". Und wenn der Herr uns auch hier so schöne Tage brüderlicher Eintracht hat verleben lassen, da wir uns aneinander stärken konnten, bald wird jeder wieder allein sein, allein mit seiner Arbeit, allein mit seiner Schwachheit und darf ich es sagen? allein mit seiner Trägheit. Da wird es immer wieder Kämpfe geben, wird es immer wieder heißen: „Mache dich, mein Geist, bereit, wache, fleh' und bete, daß dich nicht die böse Zeit unverhofft betrete, denn es ist Satans List über viele Frommen zur Versuchung kommen."

Darum wir verleugnen nicht die Freudigkeit, die uns der Herr geschenkt hat, aber wir verleugnen auch nicht die Schwachheit, die uns noch immer anklebt, wie einst seinen Jüngern, und was er in jener Nacht zu ihnen redete, das lassen wir uns auch gesagt sein. Zum ersten aber finden wir, daß er sie gewarnt hat, vor einer Gefahr, die damals sie bedrohte, wie sie uns heute noch bedroht. Von welcher Seite kommt sie uns? Etwa von der Welt, daß sie uns haßt, daß sie uns unseren Platz nicht gönnt? Oft schon haben wir es hören müssen, daß die Kirche vor der immer steigenden Kultur der Welt verschwinden müsse, und daß die Menschheit dabei nichts verlieren würde. Daß ein Volk, das es so herrlich weit gebracht und so berühmte Meister aller Wissenschaften, aller Künste zu den Seinen zähle, sich nicht mehr von einer Geistlichkeit könne bevormunden lassen, die für des Lebens höchste Ziele kein Verständnis habe. So sagt man uns, und wir leugnen nicht, es gibt uns immer einen Stich ins Herz, daß wir uns so verachtet und von allem, was unserem Volke groß und edel däucht, sollen ausgeschlossen sehen. „Sehr voll ist unsere Seele der Stolzen Spott und der Hoffärtigen Verachtung." Aber was sollen wir dabei tun? Eingeschworen auf die Liebe, wie wir sind, kann es niemals unsere Sache sein, Verachtung mit Verachtung zu erwidern. Dieses stolze Selbstgefühl des sogenannten Übermenschen, dieses blecherne Gehäuse, in das so manche Zwerge sich verkriechen, daß man sie für Riesen halten möchte, ist nicht nach unserem Geschmack. Wir lieben solchen Popanz nicht; aber wir fürchten ihn auch nicht, wenn er uns begegnet. Dergleichen findet sich in der Rumpelkammer der Geschichte dutzendweise, von dem Modell zum Turm zu Babel und dem von Christenblut befleckten Schwerte des Herodes bis zu den bestäubten Protokollen der gelehrten Körperschaften, die schon so oft den Tod der Kirche konstatiert haben. Davon stirbt sie nicht, die Kirche des lebendigen Gottes. Gefährlicher und schmerzlicher, als dies abfällige Urteil der Welt wäre uns der Abfall in der eigenen Gemeinde. Es sind schon jetzt nicht viele mehr, die sich zum Hause Gottes halten. Wenn ihre Zahl noch kleiner würde? So würde uns das sehr betrüben, denn sie sind alle unsre „Liebsten

und Gewünschten", wie St. Paulus schreibt, und wir sind gegen sie alle herzlich wohl gesinnt und sehr geneigt, ihnen das Evangelium zu predigen aber ob sie gleich die große Seligkeit nicht achteten und unsere Versammlungen verließen, so könnte uns auch das nicht irre machen an der Klarheit unseres Amtes, die da überschwänglich groß ist, sintemal es nicht das Amt ist, das die Verdammnis predigt, sondern die Gerechtigkeit.

Aber eine andere Gefahr. Der Satan begehret uns zu sichten, wie man den Weizen sichtet. Nun wird die Sache ernst. Nun haben wir nicht mehr mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit der Macht der Finsternis, die allem gram ist, was im Dienst des Lichtes steht. Damals waren es die Jünger Christi. Warum diese? Weil sie die einzigen waren, die der Satanas zu fürchten hatte. Nicht die Weisen und Gelehrten, die wohl dem Jammer der Menschheit redlich nachgeforscht haben, ihm aber nie auf die Spur gekommen, nie in die höllische Werkstatt eingedrungen sind, wo die Sündenketten für die Welt geschmiedet werden. Nicht die großen Dichter, die wohl der Sehnsucht nach Erlösung ihren Mund geliehen, aber das erlösende Wort nicht haben finden können; noch weniger die kleinen Geister, die mit ihren Versen nur das Laster auszuschmücken wußten, daß es desto lustiger erschiene. Das alles ist dem Satan Weihrauch nur auf seinem Altar, dabei bleibt sein Palast in Frieden. Aber diese Zöllner, diese Fischer, diese Galiläer, die im Dienste des Sohnes Gottes stehen, die sind ihm gefährlich. Wenn die in die Welt hinausgehen, und die Menschen es von ihnen hören, wie sie von Gott geliebt, wie teuer sie erkauft sind, und sie glauben es ihnen, dann sind sie für ihn verloren. Zwar versteht er nichts von dem, was Liebe heißt, er hat noch nie einem Wesen etwas zu Liebe getan. Aber das hat er schon gemerkt, daß dieses geheimnisvolle Ding eine Kraft besitzt, der er nichts Ähnliches entgegensetzen kann. Ein Tröpflein Lieb' und Gnade, in ein Menschenherz gefallen, hat Wunder getan, wie er sie nicht mehr zu sehen wünscht; hat Wendungen herbeigeführt, die seine tiefsten Pläne kreuzten, hat ihn von oben Lobgesänge hören lassen, welche ihm sehr zuwider waren. Und wenn das ein Tropfen konnte, was wird erst werden, wenn sich eine ganze Flut von diesem Himmelselement, von dieser Liebe über die Welt ergießt. Das darf er nicht leiden, er muß diese Jünger, diese Liebesapostel scharf ins Auge fassen, er wird sie sichten, wie man den Weizen sichtet, ob sie nicht lauter leichte Ware, ob sie nicht eitel Spreu sind. Mit dem einen ist es ihm schon gelungen, mit dem Judas. Da hatte er leichtes Spiel, der war ein Mammonsdiener, der wird bald verweht sein. Sollte es ihm mit Petrus nicht auch gelingen? Schon hat dieser von dem Taumelkelch getrunken, der recht eigentlich des Satanas Erfindung ist von Anfang an. Schon ist er des Hochmuts voll.

Wenn er ihm noch einen Becher reichte, das gäbe sicher einen festen Schlaf, und darauf jenes schreckliche Erwachen der Verzweiflung, jene Reue, die den Tod wirkt. Und wenn es ihm mit diesem gelänge, warum nicht auch mit den anderen, und wenn er schließlich diesen ganzen Haufen Jünger wie einen Haufen Spreu ihrem Herrn und Meister vor die Füße werfen und ihm sagen könnte: „Siehe, das sind deine treuen Jünger, das sind die starken Helden, mit denen du die Welt gewinnen wolltest, hast du noch ihrer mehr?“ — dann hätte er gewonnen Spiel.

Seht, das ist die Gefahr, Geliebte, die auch uns bedroht. Der Satan will uns sichten, wie man den Weizen sichtet. Daß die Welt uns mit vornehmer Gleichgültigkeit behandelt und uns überall da zu verdrängen sucht, wo wir sonst Sitz und Stimme hatten, ändert nichts daran. Wenn wir auch nichts mehr zu sagen hätten, nicht im Rat der Völker, nicht in der Schule, nicht vor den Schranken des Gerichts, so lange wir noch Träger sind des Wortes Gottes, so lange sind wir im Reich der Geister, wo man etwas schärfer sieht als in der Welt, wo die Geister wirklich miteinander ringen, noch immer sehr gewichtige Personen. Wir können am Karfreitag reden von der Versöhnung zwischen Gott und Menschen. Wir können Ostern jubelnd fragen: „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?“ Wir können jeden Sonntag mit der Gemeinde singen: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr.“ Aber wir können uns auch darauf verlassen, daß alle unsere Gottesdienste dem ein Greuel sind, der in der Tiefe wohnt und daß er darauf bedacht sein wird, allerorten einen Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte anzurichten. Darüber müssen wir uns klar sein, damit wir den ganzen Ernst unserer Lage, die ganze Größe unserer Gefahr erkennen und uns des Leichtsinns letzte Spur vergehe. Alles, was den Namen Christi trägt, wird gesichtet werden; jeder wird gerüttelt und geschüttelt sich als echtes Weizenkorn erweisen müssen, bevor er von der Tenne in die Scheuer kommt. Und dabei müssen wir uns auf alles gefaßt machen. Der eine wird so mit Unglück überschüttet, daß er schier an Gott verzweifeln möchte, so ging es dem Hiob. Der andere wird mit Steinen geworfen, so ging es dem Stephanus. Der andere wird mit Schmutz beworfen, so ging es Luther. Der andere mit Todesfurcht geängstigt, wie Petrus. Noch andere, wie Petri sogenannte Nachfolger, so mit eitlen Ehren überhäuft, daß sie ganz schwindlig werden und geben vor, sie wären etwas, da sie doch nichts sind. Ja, „groß Macht und viel List seine grausam Rüstung ist.“ „Satanas, wie hast du mir dies Organon geschändet!“ rief Luther, als er den todkranken Melanchthon sah. Ach! es kann aus einem Diener Gottes noch etwas Schlimmeres werden, als ein kranker Mann. Ein Sorgendiener, ein Mammonsdiener, ein Augendiener, ja, ein Wolf im Schafskleide, in dessen Nähe die Verführung wohnt.

Der Satan wird alles tun, was er kann, uns zu zeigen, es der Welt zu zeigen, es dem Herrn zu zeigen, daß wir das gar nicht sind, wofür wir uns selber halten und wofür uns die halten, die sich von uns bedienen lassen. Daß wir uns selbst betrogen haben, als wir uns für dieses Amt berufen hielten, und daß die sich betrogen haben, welche uns dazu bestellten. Daß all unsere Predigten leere Worte und unsere geistlichen Handlungen leere Formen gewesen sind. Daß wir jahrelang einen Platz eingenommen haben, dessen wir nicht wert waren; daß wir ein Gehalt bezogen, das wir nicht verdient hatten. Daß jeder Beifall, den man uns spendete, verschwendet, daß alle Achtung, welche man uns zollte, weggeworfen war. Und daß wir selbst als Heuchler längst schon weggeworfen wären, wenn nicht alle Heuchler unter einer Decke spielten. Geliebte, ich weiß es und ich habe es auch schon gesagt, jede Christenseele steht in ähnlicher Gefahr; der Schade aber ist viel größer, wenn er von unser einem ausgeht. Die ganze Gemeinde wird geschädigt, wenn ihr Prediger nichts taugt. Die ganze Kirche wird geschädigt, wenn ihre Leitung in verkehrten Händen liegt. Und was wird im Weinberge Gottes versäumt, wenn da der Müssiggang sich einschleicht. Wer geht zu den Kranken, wenn der Pastor so verfeinert ist, daß er die Krankenluft nicht vertragen kann, oder, wenn er so verbauert ist, daß er nur noch an seinen Acker denkt? Und wer mag noch zu den Heiden gehen und Mission treiben, wenn die Liebe Christi hier erkaltet? O, unbeschreiblich ist der Schade, wenn es dem Satan gelingt, uns unseres geistlichen Charakters zu berauben und uns des zu überführen, daß unser ganzes Tun ein frommes Spiel war. Daß wir so ein Spott der Leute werden, daß wir uns schämen müßten vor jedem Kinde, das uns ehrerbietig grüßt, daß wir erröten müßten vor jedem Tagelöhner, der ehrlich sich sein Brot verdient, das wäre noch das Geringste. Schlimmer wäre es mit den Genossen seiner Schuld dieselbe Kette tragen und gegenseitig sich verachten müssen. Das Schlimmste aber käme dann, wenn alles an das Licht kommt, und wenn alles, was als Spreu erfunden wird und hätte sollen etwas Besseres sein, ins Feuer geworfen wird.

Davor behüte uns der himmlische Vater, und seht, er will uns gnädiglich davor behüten.

Wir haben von einer Gefahr gesprochen, welche uns bedroht; wenden wir uns nun, Geliebte, nach der anderen Seite und sehen uns nach Hülfe um. Wir brauchen sie nicht lange erst zu suchen. Wir Evangelischen haben nur einen Nothelfer, aber der genügt uns auch und läßt uns nicht im Stiche. „Allein zu dir, Herr Jesu Christ, mein Hoffnung steht auf Erden, ich weiß, daß du mein Tröster bist, kein Trost mag mir sonst werden.“ So ist es heute Abend hier, so war's an jenem Abend,

da der Herr mit seinen Jüngern redete. Er hatte sie gewarnt, dann hat er sie getröstet. „Ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre.“ Wie gnädig ist das von dem Herrn geredet, und welch ein köstlich Stück von der Providentia specialissima des guten Hirten. Er weiß, daß Petrus in dieser Nacht nicht beten, sondern schlafen wird. Also will er ihn bei Gott vertreten, ja, er hat es schon getan, Gott weiß wie oft. Ich habe für dich gebeten. Wir kennen es, dies „Ich habe“, dies Tempus der Vergangenheit mit seiner fortdauernden Wirkung bis in die Gegenwart, ja, in diesem Fall bis in die ewige Zukunft. Es findet überall sich, wo von Gott die Rede ist und von dem, was er schon längst für uns getan hat, eh' wir etwas davon wußten. Darauf beruht ja unsere ganze Religion, unsere ganze Theologie, nicht der Vorstellungen, die da schwanken, auch nicht der Gefühle, die da wechseln, sondern der Tatsachen, welche unerschütterlich feststehen. — Aber auch wie weislich handelt hier der Herr und wie mäßiglich in dem, was er verspricht. Nichts davon, daß er des Satans böse Absicht mit Gewalt verhindern will, er, der selbst in dieser Nacht dem Fürsten dieser Welt sich stellen muß; nichts davon, daß er wird zwölf Legionen Engel kommen lassen, daß sie mit ihren goldenen Schilden seine Jünger decken. Hier ist nur ein Schild am Platz, der Schild des Glaubens. Damit wird er selber kämpfen, er, der Anfänger und Vollender unseres Glaubens, und daß auch Simon Petrus ihn ergreife, ihn behalte und dahinter Deckung finde für sein schwaches Herz, dafür sorgt der Herr. Das ist genug. Und wenn es eine Stelle in der Bibel gibt, die uns die Allgenugsamkeit des Glaubens zeigt für unsere Rettung aus der Macht der Finsternis, so ist es diese. So lange Petrus glaubt, auch der so Schwerbedrohte, auch der so Tiefgefallene, ist er nicht verloren. So lange kann er nie ein Judas werden. So lange wird er Raum zur Buße finden, wird er Tränen haben, die ihm das gepreßte Herz erleichtern. Und so lange wird er Gnade und Vergebung finden vor dem Angesichte Gottes. Hört es, liebe Brüder! Zu derselben Zeit, wo der Herr das größte Werk, die Erlösung der ganzen Welt, vollbringen sollte, zu derselben Stunde, da er die schwerste Last, die Sünde der ganzen Welt zu tragen hatte, hat er Zeit gefunden, sich um den Glauben seiner Jünger, ja, um den Glauben eines Jüngers zu bekümmern. So lasset uns nicht daran zweifeln, daß auch heute noch der Glaube seiner Jünger vor ihm wert geachtet ist, und er ihn als ein Kleinod seines Hauses hüten, er ihn als eine Wehr und Waffe ersten Ranges in dem Kampf des Lichtes blank erhalten wird. Und ihr, Geliebte, die ihr uns an jedem Sonntag wieder vom Glauben reden hört, werdet es nicht müde. Wünscht es nicht, wie wohl etliche tun, daß davon geschwiegen werde. Lasset euch auch nicht einreden, daß unsere Kirche darum

ärmer sei als andere, weil sie ihren Kindern immer nur dies eine biete. Dankt es eurer Kirche, daß sie euch so den kürzesten, den geraden Weg zum Himmel zeigt. Und daß sie euch keine Bedingungen stellt, wodurch die freie Gnade aufgehoben wird, und daß sie euch keine Zweifel einflößt an der allgemeinen Gnade. Daß sie nicht den Zorn Gottes, der immer nur ein Diener seiner Liebe sein kann, zum Mitregenten seines Reiches macht und ihm erbarmungslos die Hälfte seiner Untertanen preis gibt. Daß sie euch keine Lasten auflegt, welche ihr nicht tragen, daß sie euch keine Rätsel aufgibt, welche ihr nicht lösen könnt, daß sie euch, ohne viel zu deuteln, Gottes Wort so nehmen lehrt, so einfach und so klar, wie es aus dem Munde unseres Herrn gekommen ist: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut.“ Und was die Armut unserer Kirche anbetrifft, so sage ich, sie ist so arm, wie Gottes Volk das ärmste unter allen Völkern war in seinem kleinen Lande. Und doch war es das Land, wo Milch und Honig floß, und wo auch alles andere vorhanden war, was sich das Herz nur wünschen konnte. Himmelhohe Berge, tiefe Täler, Felsenklüfte, wo die Taube sich verstecken konnte, grüne Auen, frische Wasser. Und von Dan bis Bersaba, es war überall gelobtes Land, es wehte überall der Odem der Verheißung von noch viel größeren Dingen, von noch viel seligeren Zeiten. Es schwebte über alle dem der königliche Geist, der da sprach: „Moab ist mein Waschtöpfchen, und meine Schuhe strecke ich über Edom, und Philistäa jauchzt mir zu;“ das heißt ins Neue Testament übersetzt: „Es sei Paulus oder Appollo, es sei Kephas oder die Welt, es sei Leben oder Tod, es sei das Gegenwärtige oder das Zukünftige, alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes.“ —

Ja, so arm sind wir in unserer Kirche, so reich sind wir in unserem Glauben. Und diesen Glauben wolle Gott in Gnaden uns erhalten, uns und euch. Was wäre eine glaubenslose Geistlichkeit, was eine glaubenslose Gemeinde? Ein Haufen Spreu, den bald der Sturm verwehen würde. Was wäre dann die Kirche? Eine geistliche Ruine. Was dieses hehre Gotteshaus? Ein traurig Denkmal des Verfalls, des schlimmsten, den es geben kann, des Abfalls von dem Glauben unserer Väter, von welchem unser Glaubensvater Luther also redet, und nie kann etwas Besseres davon gesagt werden: „Das ist der gewisse Grund und Trost wider alle des Teufels und der Welt und der Hölle Toben und Wüten, daß wir wissen, daß unser Glaube an diesen Herrn, den wir bekennen, der rechte, erste und älteste Glaube ist, bleibet auch der letzte bis ans Ende der Welt. Denn ob er wohl von Anfang an viele schwere Stürme und Stöße erlitten, so ist er doch dadurch nicht umgestoßen, noch geschwächt, sondern steht und geht noch immerfort und je stärker, je mehr er verfolgt wird. Und findet sich, daß wir Gottlob jetzt am

Ende der Welt ebenso glauben und predigen, wie Abraham und alle Väter, Propheten und Apostel geglaubet und gepredigt haben."

O, wohl dir, du lutherisch Zion, daß du ein solch Bekenntnis hast, dabei bleibe, und es wird dir wohlgelingen und du wirst keinen Mangel haben an irgend einer Gabe. Deine Stadt wird wohlgebaut, dein Tempel wird nach seiner Weise stehen. Und dein Gott wird mit dir sein, wird dich nicht mindern, sondern mehren. Und deine Jünglinge und Söhne werden sein wie vorhin, ein gläubiger und lebendiger Zuwachs deines Volkes.

Nun aber auch zum Schlusse noch der Auftrag, die Instruktion, die der Herr dem Petrus gegeben hat und die da lautet: „Stärke deine Brüder." Es geht doch wunderlich im Reiche Gottes zu. Will man in der Welt ein wichtiges Amt besetzen, so nimmt man dazu nur einen solchen, der ein gut Gerücht hat und gegen den nichts vorliegt. Hier dagegen, wo es sich um das allerwichtigste Amt handelt, den Menschen den Willen Gottes kund zu tun zur Buße und zur Seligkeit, hier, so scheint es, wird alles angenommen und werden auch dem Schwächsten große Dinge anvertraut. Auch ein Petrus, der nach menschlichen Gedanken nie wieder ein Apostel werden konnte und der sich vor seinen Brüdern ewig schämen mußte, der soll seine Brüder stärken. Auch ein Saulus, der die Gemeinde Gottes verfolgt hatte und der, wenn er überhaupt zu Gnaden angenommen wurde, zufrieden sein mußte, wenn er die niedrigsten Dienste am Gotteshause verrichten, wenn er den Staub von den Bänken wischen durfte, er wird zu einem Rüstzeug Gottes ausersehen und wird zum Herrn gesetzt über mehr denn zehn Städte. Was sage ich, auch sie? Ich sollte vielmehr sagen, nur sie. Der Herr kann nur gebrauchen, die zu einem Nichts vor ihm geworden sind, und die er sich dann aus diesem Nichts zurecht gemacht und zu seinem Dienste sich geheiligt hat. Der Felsen, der zum Bau der Kirche dienen soll, muß zuvor gesprengt, die Eiche, daraus eine Kanzel werden soll, muß zuvor zerschnitten werden. Und so hat sich die Regel ausgebildet, daß, wo das Evangelium gepredigt wird, da wird es von armen Sündern gepredigt. Die lieben Engel in ihren weißen Kleidern sind immer nur gekommen, an den großen Tagen Gottes uns den Text zu bringen, darüber wir zu predigen haben; dann kommen wir armen Schwarzröcke an die Reihe und müssen das weitere besorgen. Und da kann es denn geschehen, was heute hier geschieht und was man sonst verkehrte Welt nennt, daß der Schwächsten einer sich vermißt, die anderen zu stärken, da er vielmehr bedürfte, daß er von euch gestärket würde.

Aber war es denn etwas so Schweres, was hier dem Petrus aufgetragen wurde: „Stärke deine Brüder?" Ja, wenn er das aus seinem eigenen Vermögen sollte, wenn das so viel hieß als: Wenn du andere schwach siehst, so erzähle ihnen von dir und

von deinen großen Taten und von deiner felsenfesten Treue — ja, dann war das kein Geschäft für ihn. Aber, wenn das heißen sollte, und so wird es gemeint gewesen sein: Wenn du andere schwach siehst, dann erzähle ihnen davon, wie du noch viel schwächer gewesen bist als sie, noch viel tiefer gefallen, und wie dann die Kraft des Herrn dich ergriffen hat, hat deine Seele aus dem Tode gerissen und dein Auge von den Tränen und deinen Fuß vom Gleiten, ist am Ostermorgen dir erschienen, ist vor dir hergegangen nach Galiläa, hat dich dort ernstlich befragt um deine Liebe und hat dein Jawort gnädig wieder angenommen und dich wieder in dein Amt gesetzt und hat dann Pfingsten dir, der du einst das Wörtlein „ja" aus blasser Menschenfurcht nicht stammeln konntest, Kraft und Freudigkeit gegeben, Christum, deinen Herrn, vor allem Volke zu bekennen — ja, wenn es so gemeint war, das konnte Petrus tun, und wir wissen, daß er es getan hat, wissen auch, was fast noch merkwürdiger ist, daß seine Brüder sich das von ihm haben gefallen lassen. Auch etwas, was nur bei den Kindern Gottes möglich ist, die das „Sichten" dem Teufel und das „Richten" Gott überlassen.

Dieses „Stärke deine Brüder" ist ja nun das eigentliche Patrimonium Petri und hat nichts zu schaffen mit der wunderlichen Mischung von Demut und Hochmut, die sich später an seinen Namen angehängt hat und die vielmehr darauf gerichtet ist, zu herrschen als zu stärken.

Steht es aber so, Geliebte, daß andere stärken so viel heisst, als ihnen die Kraft und Gnade Christi preisen, und gestärkt werden so viel, als solches von ganzem Herzen glauben, dann können wir uns auch zu diesem Worte melden, und dann wollen wir doch auch versuchen, ob wir nicht auch für unsere Schwachheit einen Vorteil daraus ziehen möchten. Sind wir alle doch der Stärkung sehr bedürftig, die wir vom Hause Gottes sind, und die Hütte unserer Wohnung liegt in seinem Schatten. So ein grünberanktes Pfarrhaus sieht wohl so aus, als könnte man da still und sicher vor allen Feinden leben. Es ist uns auch der liebste Platz auf Erden, und wir freuen uns jetzt schon auf die Heimkehr. Aber auch da kommen Tage, die uns nicht gefallen. Wir sitzen da oft recht sorgenvoll beisammen, und es sind keine Kleinigkeiten, die uns noch um Mitternacht nicht schlafen lassen. Und wer hat noch nicht auf der Kanzel gestanden, und mit seinem Herzen war er daheim bei seinem kranken Weibe; oder seine ganze Predigt war von dem Herzensschrei begleitet: „Herr, komme herab, ehe denn mein Kind stirbt." Aber es kommen auch Zeiten, wo uns die anderen Menschen nicht gefallen, unsere Gemeinde nicht, unsere Hausgenossen, unsere Nachbarn, unsere Brüder, unsere Untergebenen, unsere Vorgesetzten. Und dann kommen die Stunden, wo wir uns selber nicht gefallen, und das mögen nicht die schlechtesten sein, aber es sind die schwersten,

wenn wir uns selbst vor Gott verklagen müssen, daß wir so wenig geleistet, daß wir so viel versäumt haben. Wenn wir dafür Streiche leiden müßten, wir müßten und wir würden es uns auch gefallen lassen, wir hätten es ja verdient. Aber wie viel sanfter wird es tun, wenn dann die brüderliche Liebe uns besucht und kommt, nicht bloß zu schelten, sondern uns zu stärken, wir haben es ja so nötig.

Wir sind aber auch erbötig, diesen Liebesdienst nach Kräften zu erwidern. Und wir haben ja gesehen, eigener Kräfte braucht's da nicht; nur daß man die Kraft Christi kenne und an sich erfahren habe, das ist alles. Doch halt, es ist nicht alles. Noch eine andere Bedingung: „Wenn du dich dermaleinst bekehrest, dann stärke deine „Brüder.“ Also erst sich bekehren, dann erst andere stärken wollen. Mit der Bekehrung aber ist's ein schwierig Ding. Nicht bloß sie an sich vollziehen, sondern auch nur sagen, wo sie anfängt und wann sie beendigt ist. Aber da kommt uns wieder das zur Hülfe, was wir von unserem Luther wissen, der dies „Stärke deine Brüder“ in so großartiger Weise erfüllt hat. Warum hat er das gekonnt, und warum geht heute noch von ihm und seinen Schriften eine Stärkung aus für viele Tausende? Weil er sich bekehrt hatte. Und wie hat er das gemacht? Anfangs falsch, darnach richtig. Zuerst hat er die zehntausend Pfund, die er seinem Gotte schuldig war, in einzelnen Posten bezahlen wollen, und siehe, da waren es bald hunderttausend geworden. Zuerst hat er den Sündenknäuel, den er in seinem Herzen vorfand, an seinen einzelnen Fäden wollen fassen und heraus reißen, wo sich denn endlos immer neue Enden fanden, so daß er dabei ermüdete, daß er schier daran verzweifelte. „Die Angst mich zum Verzweifeln trieb, daß nichts denn Sterben bei mir blieb, zur Hölle mußt ich sinken.“ Dann hat er sich ein Herz gefaßt, und hat das Ganze seines Elends in den Abgrund der Barmherzigkeit geworfen und hat dafür ein Ganzes zurück empfangen, ein Gnadenkleid, das den ganzen Menschen zudeckt. Oder kürzer mit den Worten Petri selbst, als er den schwachen Simon abgestreift und er sein „Dermaleinst“ glücklich hinter sich hatte: Er hat sich bekehrt zu dem Hirten und Bischof unserer Seelen. Das ist die richtige Bekehrung, die müssen wir an uns erleben, dann können wir einander stärken, und, daß es heißt „die Brüder stärken“, wird uns diesen Dienst erleichtern. Kommt man zu Fremden, so heißt es wohl: Was will der Mann? Ich habe ihn nicht gerufen. Kommt man zu einem Bruder, so weiß er, was man will, wenn man das geistliche Gebiet betritt und wenn man des Anderen schwachen Punkt berührt, den man gewöhnlich aus eigener Erfahrung kennt. Ihn nicht beschämen, ihn nicht meistern, sondern ihm dienen, ihm helfen. Das wird er sich gefallen lassen. Wird nicht die Person ansehen, sondern den guten Willen. Wird nicht zu rechnen anfangen, ob der

andere jünger ist, oder ob er ihm selbst an Geist und Gaben nachsteht. Ob nicht Paulus auch schon damals der Größere war, als Ananias zu ihm kam und sprach: „Lieber Bruder Saul, der Herr hat mich gesandt, daß „du wieder sehend werdest"; und doch hat es ihm unbeschreiblich wohl getan. Auch uns geht es ja bisweilen so, daß wir nicht recht mehr sehen können. Es kann einer so lange ganz für sich gelebt haben, daß er garnicht merkt, wie weit er hinter anderen zurück geblieben und wie fadenscheinig sein Amtskleid, wie schimmlig das Brot in seinem Sacke geworden ist. Oder wir sind zu weit gegangen und haben uns allzu große Dinge vorgenommen, die über unsere Kräfte gehen, ja die auch garnicht unseres Amtes sind. Oder auch, es hat sich einer so in seine Bücher vertieft, daß er das Unkraut in seiner Gemeinde garnicht sieht, das schon bis an die Fensterhöhe seiner Studierstube herangewachsen ist. Oder, es hat sich einer so in die öffentlichen Notstände in Staat und Kirche vertieft, daß er bei sich selbst in seinem Hause ein Fremdling geworden ist. Da wäre es doch eine Wohltat, wenn ein Bruder dem anderen behülflich wäre, daß er wieder sehend würde. Dafür würde er ihm doch dankbar sein. Glauben wir es wenigstens. Nehmen wir es an, daß unter jedem Lutherrocke auch ein echt lutherisch Herz schlägt, so ein schlichtes Bruderherz, bereit, zu nehmen und zu geben, was zum allgemeinen Besten dient. Hoffen wir zu Gott und bitten wir darum, daß dieser Tage Frucht sei eine Frucht der Liebe, der Dankbarkeit und der Zufriedenheit. Der Erinnerung, nicht an kleine Differenzen, die sich hier gezeigt, sondern an die große allgemeine Konferenz, die ihres Namens würdig, hier getagt und an die Einigkeit im Geiste, die sich uns bewährt hat vom Anfang bis ans Ende. Sie zu hegen und zu pflegen durch ein treues Halten am Bekenntnis, durch einen treuen Dienst am Hause Gottes, das geloben wir dem Herrn in dieser letzten Stunde, dazu verpflichten wir uns mit dem letzten Händedruck. Damit sind wir die richtigen Nachfolger Petri, die richtige Brüderschaft des heiligen Geistes, damit auch die richtige „Gesellschaft Jesu", und brauchen jene andere, die sich diesen Namen anmaßt, nicht zu fürchten.

So hätten wir noch einmal alles, was wir brauchen, von dem Herrn empfangen. Daß wir nicht zu sicher werden, hat er uns gewarnt; daß wir nicht verzagen, hat er uns getröstet; und daß wir nicht träge werden, hat er uns ein richtiges und feines Not- und Liebeswerk befohlen. Möge uns denn dieses Wort zur Stärkung auf die Reise dienen. Der Herr behüte unsern Eingang, unsern Ausgang.

Amen!

Lehmann & Bernhard, Schönberg i. Meckl.

Die XII. Allgemeine evangelisch-lutherische Konferenz

vom 14. bis 17. September 1908

zu Hannover.

Herausgegeben auf Beschluß der Engeren Konferenz.



Leipzig
Dörffling & Franke
1909.

Inhalt.

Vorträge: Seite

Predigten:

Aufgabe und Ziel der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz.

Von Geh. Oberkirchenrat D. Bard.

Hochgeehrte Herren und Brüder!
Liebe Freunde und Glaubensgenossen!

Im Auftrage und Namen des Vorstandes der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz habe ich die Ehre und Freude, Sie hier heute begrüßen und Ihnen danken zu können, daß Sie so bereitwillig und zahlreich unserer Einladung zur Beteiligung an der diesjährigen, zwölften Tagung unserer Konferenz zu entsprechen die Güte hatten. Ich möchte zugleich, im Namen des Vorstandes und dieser hochansehnlichen Versammlung, dem hiesigen Ortsausschusse unseren herzlichen Dank aussprechen für die freundlichen Worte, mit welchen Sie durch den Mund Ihres verehrten Herrn Vorsitzenden uns willkommen hießen, und für die große Mühewaltung, welcher Sie sich unterzogen haben, um uns hier eine freundliche Stätte zu bereiten; mit dem Wunsche, in der Hoffnung und unter dem Gebete zu Gott, daß unser himmlischer Herr und König, laut seiner großen Zusage, überall da, wo seine Jünger „in seinem Namen versammelt sind", „mitten unter ihnen zu sein", auch unserer diesjährigen Tagung freundlich nahe sein und aus derselben uns und unserer Kirche einige bleibende Frucht erwachsen lassen wolle: die Frucht des Wachstums in der Freudigkeit der Bezeugung unserer lutherischen Kirche und ihres Bekenntnisses als eines unersetzlichen Schatzes, in der Treue ihrer Verwendung zur Erzielung unseres persönlichen Heils und unserer Reifung für die Welt der Zukunft, in dem Entschlusse, für das Recht des Bestandes unserer Kirche

und ihrer bekenntnismäßigen Ausgestaltung in Kultus, Verfassung, Leben und Zucht gegen jeden Versuch ihrer Vergewaltigung oder Schädigung mit Wort und Tat mannhaft einzutreten und in der Erstrebung eines internationalen Zusammenschlusses der lutherischen Bekenner aller Völker der Erde. Denn in der Erstrebung dieser vier Stücke sehe ich die wesentliche Aufgabe und das Ziel unserer Konferenz, ein Ziel, dessen Erreichung freilich die klare Einsicht in die Eigenart unserer Kirche und die Erlebung ihres Wertes zu ihrer Voraussetzung hat, einer Voraussetzung, welche der Mehrheit unserer Zeitgenossen um deswillen fehlt, weil sie die terrores conscientiae nicht kennen, aus denen unsere Kirche geboren ist. Darum wird ihr von allen Seiten widersprochen. Wider uns ist der Romanismus, wider uns der Unionismus, wider uns der „religionsgeschichtliche“ Protestantismus in der Mehrheit seiner Vertreter oder in der Konsequenz seiner Positionen, wider uns der atheistische Monismus. Kein Wunder, wenn in unserem eigenen Lager mancher an seiner Kirche und ihrem Werke irre zu werden in Gefahr steht, wenn — bei so allgemeinem Widersprechen — wir selbst hier und da in Versuchung kommen, uns zu fragen, ob denn unsere Väter so ganz verblödet waren, wenn sie in unserer Kirche ein kostbares Kleinod erkannten, wenn sie Gut und Blut, Leib und Leben für dasselbe zu opfern freudig bereit waren, wenn sie auch die Greuel und Schrecken eines entsetzlichen dreißigjährigen Krieges, ja die dauernde konfessionelle Spaltung unseres Vaterlandes nicht für ein zu großes Opfer achteten, um damit die Bewahrung dieses Schatzes zu erkaufen! Kein Wunder, wenn wir uns immer wieder fragen, ob wir denn wirklich die Wahrheit und unsere Gegner den Irrtum vertreten? oder ob am Ende doch etwa Rom im Rechte sei, das stolze, imposante, auch bei den Großen dieser Erde sich Huldigung erzwingende Rom, wenn es unseren Luther einen „schamlosen Renegaten“ und das Luthertum einen „Kadaver“ schilt, der die „Galvanisierung nicht mehr vertrage“, wenn es uns abtrünnige Kinder nennt, welche alle Ursache haben, mit bitteren Tränen der Reue schleunigst in den Schoß der leichtfertig verlassenen, gekränkten Mutter zurückzukehren? Oder ob, wenn nun doch alle propagandistische römische Werbung an unserem protestantischen Gewissen abprallen möchte, nicht etwa die Anwälte des Unionismus im Rechte sind, wenn sie unseren Hinweis auf die Differenz zwischen Wittenberg und Genf einen „Akt der Intoleranz“ schelten, eine „theologische Schrulle“, eine „bornierte Querköpfigkeit“, eine „wissenschaftliche Rückständigkeit“, und von uns, etwa zwecks Aufrichtung einer großen deutsch-evangelischen Reichskirche, die Anerkennung

der Belanglosigkeit oder der Gleichwertigkeit ihrer Differenzlehren stürmisch fordern? Oder ob etwa der „religionsgeschichtliche" Protestantismus recht hat, wenn er unseren Luther und unsere Kirche auf halbe Arbeit verklagt und uns wenigstens in seinen namhaften Vertretern zumutet, daß wir nicht bloß den römischen Irrglauben, auch den gemeinchristlichen Glauben an den dreieinigen Gott, an die jenseitige Herkunft Jesu von Nazareth, an die Sühnkraft seines Todes, an die Realität seiner Auferstehung, seines königlichen Regiments, seiner Wiederkunft in den Wolken des Himmels, nicht bloß die Autorität des römischen Bischofs, auch diejenige der Propheten und Apostel dem tobenden Meere des Zeitgeistes zum Opfer bringen? Oder ob gar der atheistische Materialismus das „Welträtsel" löst, wenn er unseren Christenglauben eine grobe Illusion schilt, einen törichten Wahn von einem lebendigen Gott und einer jenseitigen Welt, die es gar nicht gibt, von sog. Heilstatsachen, welche die dichtende Sage erfand? — All diesen Prätensionen, Beschuldigungen, Drohungen, Lockungen werden wir nur bei klarer Einsicht in die Eigenart und beseligendem Durchdrungensein von dem Werte unserer Kirche ein kategorisches Nein entgegenwerfen können und das bestimmte Bekenntnis, daß unsere Kirche der einzig verläßliche Führer zu dem Vollmaße der großen Güter ist, nach denen jedes klopfende Menschenherz hungert und dürstet, der Güter des Friedens, der Heiligung, der Hoffnung, der Wahrheit, und darum zu dem großen Besitze, den die Schrift ein „köstlich Ding" nennt, zu einem festen Herzen, fest wider die Schrecken des Gewissens, fest wider den Zauber der Sünde, fest wider die Fluten des Leides, fest wider das Wetter des Todes, fest auch wider die kräftigen Irrtümer der Gegenwart.

Sie werden mich nicht mißverstehen. Wenn ich unserer Konfessionskirche die Führerschaft zu den genannten großen Gütern zuerkenne, so denke ich nicht daran, ihr ausschließlich diese Führerschaft zuzusprechen. Die kommt der ganzen Kirche Gottes, auch den anderen Konfessionen zu, soweit dieselben Evangelien und Sakramente haben. Aber weil dieselben neben dem Evangelium auch Irriges bekennen, weil sie ein irgendwie verzerrtes Evangelium, weil sie verstümmelte oder verkannte Sakramente haben, weil darum in ihnen die Gefahr besteht, den Heilsweg und damit die Heilsgüter zu verfehlen, und weil unsere Kirche das volle, lautere Evangelium ohne Zutat und ohne Abstrich verkündet, weil sie unverstümmelte und recht gewürdigte Sakramente hat, darum können wir nur ihr den Ruhm eines zuverlässigen Führers zum Vollmaße jener großen Güter zuerkennen.

Denn worin besteht die Eigenart unseres Bekenntnisses? Ich meine, in der Bescheidung auf die vier wesentlichen Fragen des Menschenherzens, die Frage nach dem Grunde, dem Mittel, der Bedingung und dem Lichte des Heils. Auf die Frage nach dem Grunde des Heils bescheidet sie uns mit der Antwort: Christus allein, laut der Schrift: es ist in keinem anderen Heil; auf die Frage nach dem Mittel des Heils mit der Antwort: das Evangelium allein, laut der Schrift: das Evangelium ist eine Kraft Gottes, selig zu machen; auf die Frage nach der Bedingung des Heils mit der Antwort: der Glaube allein, laut der Schrift: glaube an Jesum Christum, so wirst du selig!; auf die Frage nach dem Licht des Heils mit der Antwort: die Schrift allein, laut der Schrift: das Wort Gottes ist ein Licht an einem dunklen Ort. Mit dieser Bescheidung aber erzielt sie die durch die römische und schweizerische Leugnung dort der Ausreichlichkeit, hier der Gemeingültigkeit des Sühnewerkes Jesu Christi stets bedrohte volle Heilsgewißheit, die einzig ausreichende Kraftquelle und Basis des Vollmaßes der Güter des Friedens, der Heiligung, der Hoffnung, der Wahrheit.

1. Des Friedens. Sie wissen, was an ihm gelegen ist. Er ist die Krone aller Gaben des Menschenherzens. Aber wie er von Hause aus in keinem Menschenherzen sich findet, so ist alle Welt auf der Jagd nach ihm. Ohne ihn finden zu können! Weder im Glanze des Goldes noch im Taumel der Lust, noch im Beifall der Menge, noch in der Pracht der Schöpfung, noch in der Arbeit des Berufs, noch in der Kunst, noch in der Wissenschaft, noch im Heim des Hauses. Was immer diese Güter vermitteln, den Frieden kein einziges. Schon weil sie nicht dauern, uns unter den Händen zerrinnen. Auch weil sie das dunkle Grundgepräge des Lebens nicht wandeln, die finsteren Gewalten des Leides und Todes nicht bändigen, das für den lebendigen Gott geschaffene, nach ihm stetig dürstende Menschenherz nicht füllen, und weil wir schmerzlich inne werden, daß dieser Gott nicht für, sondern wider uns ist, mit jedem Schlage des Gewissens seinen Schuldschein uns präsentiert und Zahlung fordert. Nur wenn die Schuld bezahlt ist, hält der Friede seinen Einzug ins Menschenherz. Und die Sicherheit der Schuldzahlung vermittelt nur das lutherische Bekenntnis. Rom nicht, weil es die Ausreichlichkeit, der Calvinismus nicht, weil er, unter der Belastung mit prädestinatischen Voraussetzungen, die Gemeingültigkeit des Sühnewerkes Jesu und in richtiger Konsequenz die Gnadenmittelnatur des Worts und Sakraments leugnet. Aber das lutherische Bekenntnis ist der sichere Führer zum Vollmaß des Friedens, weil es beides, die Ausreichlichkeit und Gemeingültigkeit des Sühnewerkes

Jesu Christi, bezeugt und damit jene certitudo salutis erzielt, welche die allein tragkräftige Basis des vollen Friedens ist. Aber auch

2. der **Heiligung**, weil sie mit der Heilsgewißheit die dankbare Liebe entzündet, die einzig ausreichliche Kraftquelle der Heiligung, der Kongruenz des sittlichen Wohlverhaltens mit der ewigen Gottesforderung. Rom erzielt sie nicht. Abgesehen davon, daß es den Begriff der Heiligung verzerrt, weil es neben der Kongruenz mit dem ewigen Gotteswillen auch die Erfüllung der consilia evangelica fordert, welche zumeist in Widerspruch stehen zu den Forderungen des ewigen Gotteswillens, erzielt es auch mit dem Zeugnis, daß das Heil nicht bloß geschenkt, auch mitverdient werde, nicht die Intensität der Dankbarkeit, und schaltet als zweites Motiv die Lohnsucht ein, welche die Heiligung entwertet. Aber auch der Calvinismus erzielt mit seiner Leugnung der Gemeingültigkeit des Sühnewerkes Jesu Christi nicht die Gewißheit des Heils, folgeweise auch nicht die Glut der Dankbarkeit, die Voraussetzung des neuen Wandels, und bringt in Versuchung, die Heiligung als Kriterium der Begnadigung zu fassen, wozu sie nicht ausreicht. Nur die lutherische Kirche erzielt ihr Vollmaß, weil sie mit ihrem Zeugnis der Ausreichlichkeit und Gemeingültigkeit die Heilsgewißheit zuwege bringt und damit die Dankbarkeit erzeugt, die reine Kraftquelle der Heiligung. Aber auch

3. das **Vollmaß der Hoffnung** wird nur vom lutherischen Bekenntnis erzielt, als Selbstfolge der certitudo salutis, die sie vermittelt, der einzig wirksamen Waffe wider die Schrecken des Todes und Gerichts, während Rom und Calvin mit der Hinderung der Heilsgewißheit auch die Sicherheit der Hoffnung gefährden. Endlich aber bringt nur das lutherische Bekenntnis

4. das **Vollmaß der Wahrheitsgewißheit** zuwege. Denn mit der Heilsgewißheit, welche es vermittelt, schafft es die einzig tragkräftige Basis für eine sichere Weltanschauung. Denn die aus dem geistdurchwirkten Zeugnis des Evangeliums gewonnene Heilssicherheit vermittelt auch die Gewißheit der von ihm bezeugten Heilstaten Gottes, in erster Linie des Todes und der Auferstehung Jesu Christi, und mit derselben der ganzen, organisch mit ihr verbundenen Kette von Heilstaten rückwärts bis zur Schöpfung, vorwärts bis zur Neuschöpfung der Welt. Die Heilsgewißheit verbürgt die Geschichtlichkeit der langen Kette göttlicher Heilstaten, deren Verkündigung die Heilssicherheit erzielte, und aus der Sicherheit der bezeugten göttlichen Heilstaten gewinne ich die Sicherheit der christlichen Weltanschauung, die Lösung der großen Welträtsel, die Antwort auf die großen Fragen nach unserem Woher? Wohin? Wozu?, während die römische und

schweizerische Kirche mit ihrer Verfehlung der vollen Heilsgewißheit auch keine sichere Basis der Geschichtlichkeit der Gottestaten der Erlösung und der auf ihr sich erbauenden Weltanschauung gewinnt.

Darum dürfen wir weder die römische noch die calvinische, nur die lutherische Kirche einen sicheren Führer zum Vollmaß des Friedens, der Heiligung, der Hoffnung, der Wahrheit nennen, und darum folgen wir nur dem Banner ihres Bekenntnisses, nur ihm! Darum können wir es nicht lassen, der ganzen Welt ihr Bekenntnis als unersetzliches Kleinod zu bezeugen und gegen alle Versuche der Hinderung oder Vergewaltigung von oben oder von unten für das Recht ihres Bestandes mannhaft einzutreten. Das ist uns eine unabweisbare Pflicht der Wahrhaftigkeit, die uns nötigt, die Wahrheit zu bezeugen und dem Irrtum zu widersprechen; aber auch der Barmherzigkeit, die uns treibt, uns, unserem Volke, unseren Kindern und der Welt den Zugang zu dem Vollmaß der großen Güter des Friedens, der Heiligung, der Hoffnung und der Wahrheit freizuhalten; endlich auch, für uns deutsche Lutheraner, eine Nötigung der nationalen Empfindung, die uns zwingt, die Krone aller nationalen Güter, das Bekenntnis der deutschen Reformation, das lutherische Bekenntnis, gegen alle Versuche, es zu beseitigen oder durch fremdländische, ob römische oder schweizerische, Zutaten zu entwerten, zu verteidigen.

Das zwingt uns den Kampf auf, den Kampf zum Schutze unserer heiligsten Güter, in erster Linie, Schulter an Schulter mit der ganzen Christenheit, gegen den aus dem Abgrund stammenden, in den Abgrund führenden, aller Freude, allem Trost, aller Hoffnung, aller Zucht, Sitte und Kultur ein großes gähnendes Grab grabenden und die vom lebendigen Gott für eine heilige und selige Menschheit geschaffene Wunderwelt zu einem, durch die Laune eines blöden Zufalls entstandenen, Tierpark herabsetzenden zynischen Monismus, nicht minder gegen einen dem Evangelium das Rückgrat seiner Heilstatsachen ausbrechenden und damit seine Heilskraft erwürgenden sog. „religionsgeschichtlichen Protestantismus", aber auch, zwar mit wehem Herzen über die Zertrennung, nicht aus Intoleranz oder Querköpfigkeit, sondern aus Wahrhaftigkeit und Barmherzigkeit mit jedem geängsteten Gewissen, wider die den Wert des lutherischen Bekenntnisses verkennenden offenen oder verdeckten Werbungen des die Gleichartigkeit oder gar volle Kongruenz der beiden evangelischen Bekenntnisse wider die Wahrheit versichernden Unionismus.

Und in diesem unserem Kampfe mit mehr als zwei Fronten sind wir unserer guten Sache und des Sieges gewiß, zumal bei der Bundesgenossenschaft unseres himmlischen Königs, welcher mitten durch die wilden

Flüche Roms, die Sirenenstimmen des Unionismus, die Lästerungen des Materialismus, die höhnenden Verunglimpfungen des Neuprotestantismus seinen Kriegsruf an uns ergehen läßt: „Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme!“ Darum, wenn des Deutschen Reiches großer Kanzler der unser Vaterland bedrohenden Koalition unserer Nachbarn das gleich trotzige und demütige, in jedem deutschen Herzen stürmischen Widerhall findende Bekenntnis entgegenwerfen durfte: „Wir fürchten Gott, sonst niemand auf der Welt!“, so dürfen wir mit größerem Rechte unseren die Kirche Gottes einkreisenden Feinden die noch glaubenstrotzigere Losung, die unseres Volkes größter Sohn der Kirche auf ihren Tränenweg mitgab, entgegenhalten, die Losung, über welcher seit bald vier Jahrhunderten siegende Fahnen wehen: „ein feste Burg ist unser Gott“; drum „fürchten wir uns nicht so sehr, es soll uns doch gelingen“.

Das Wirken des heiligen Geistes in der Kirche.

Von Prof. D. **Ihmels**-Leipzig.

Seitdem die Tagung dieser Konferenz beschlossene Sache war, stand auch für uns fest, daß irgendwie vom Wirken des heiligen Geistes in der Kirche gehandelt werden müsse. Denn wenn diese Konferenz auf die Zeichen der Zeit achthaben und mit ihrer Arbeit in die Fragen der Zeit sich hineinstellen will, dann darf sie nicht daran vorüber, daß in jüngster Zeit die Notwendigkeit und Wirklichkeit der Wirksamkeit des heiligen Geistes mit besonderem Nachdruck betont ist. Davon will ich hier nicht weiter reden, daß wir innerhalb der wissenschaftlichen Theologie von ganz verschiedenen Seiten mit Monographien über den heiligen Geist beschenkt sind, — die Arbeit der Theologie soll uns hier ja lediglich Hülfsdienste tun. Aber das ist in aller Erinnerung, wie lebhaft gerade in der Praxis der Kirche von der Wirksamkeit des heiligen Geistes Zeugnis gegeben, aber freilich auch über sie gestritten ist. Ja, jenseits und diesseits des Ozeans hat man mit außerordentlicher Spannung um eine neue Ausgießung des heiligen Geistes gebetet und in zum Teil stürmisch verlaufenden Erweckungen eine Erfüllung dieses Gebetes zu finden geglaubt. Nun stehen wir einem Gebet in dieser Form von vornherein mit schwerem Bedenken gegenüber; seitdem einmal der heilige Geist ausgegossen ist, warten wir nicht auf ein neues Pfingsten. Aber die Sehnsucht nach einer kraftvollen Bezeugung des heiligen Geistes selbst ist auch uns überaus sympathisch. Denn auch wir halten dafür, daß nicht Menschenwitz und Menschenkunst, sondern allein Gottes Geist der Kirche Jesu Christi zu helfen vermag, und auch wir glauben an den heiligen Geist.

Aber eben weil auch in unserem Sinne an der Wirksamkeit des heiligen Geistes in der Gemeinde aufs höchste gelegen ist, darum liegt auch uns vor allem daran, daß das recht verstanden werde. Dazu möchte diese Konferenz einen bescheidenen Beitrag liefern.

1.

Zuerst also: In welchem Sinne betonen auch wir die Notwendigkeit der Wirksamkeit des heiligen Geistes? Ich kann die Antwort mit den schlichten Worten geben, in welchen der Kleine Katechismus unser Glaubensbekenntnis auslegt. Nachdem ich im zweiten Artikel meinen Glauben bekannt habe, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, mein Herr ist, der mich erlöst hat, auf daß ich sein eigen sei, fahre ich im dritten Artikel mit dem Bekenntnis fort, daß ich zu solchem Glauben nicht aus eigener Vernunft und Kraft gekommen bin, sondern allein durch den heiligen Geist. Das ist es, daß der Geist Gottes allein Glauben schafft und die Gemeinde der Gläubigen begründet. In dem Sinne vollendet sich also in dem Bekenntnis zum heiligen Geist das Bekenntnis unseres christlichen Glaubens.

In gewissem Sinne ist ja in dem schlichten Bekenntnis des ersten Artikels der ganze Inhalt unseres Glaubens beschlossen: Ich glaube an Gott den Vater. Daß wir auf Gott als unseren Gott unser ganzes Vertrauen setzen, das ist das Geheimnis dessen, was wir Religion nennen, und daß wir zu diesem Gott „mein Vater" sagen dürfen, das ist das ganze Christentum. Darum begreifen wir wohl, wenn man gerade heute uns vielfach fragt, ob wir nicht dann schon das Geheimnis der Religion unnötig komplizieren, wenn wir zum Bekenntnis des Glaubens an Gott den Vater das andere hinzufügen: und an Jesum Christum, Gottes eingebornen Sohn. Man hätte auch mit diesem Bedenken durchaus recht, wenn es sich hier um ein bloßes „Und" handelte. Es steht aber ganz und gar nicht so, daß wir zuerst an Gott den Vater glaubten und hernach auch an Jesum Christum, seinen Sohn; nur darum vielmehr glauben wir an Gott den Vater, weil wir an Jesum Christum glauben, seinen eingebornen Sohn. In Jesu Christo, dem Sohne Gottes haben wir allein den Vater; in ihm aber — und das muß heute besonders betont werden — haben wir ihn auch wirklich. Mit anderen Worten, in der geschichtlichen Offenbarung, wie sie in Jesu Christo sich zusammenfaßt, ist Christus uns so nahe gekommen, daß wir fortan auf keine andere Offenbarung warten. Auch das Bekenntnis zum heiligen Geist hat nicht etwa den Sinn, daß wir über diese Offenbarung hinauswachsen sollen. Wir träumen nicht etwa davon, daß auf das Zeitalter des Sohnes ein Zeitalter des heiligen Geistes folgen müsse, das jenes überbiete. Wir kennen vielmehr nur eine Offenbarung, die das ganze Christenleben und das Leben

der gesamten Gemeinde in seinem vollen Umfang trägt. Das sollte am Anfang sogleich scharf ausgesprochen werden, und die Frage ist nur die, wie es zum Glauben an diese gnädige Offenbarung Gottes kommt. Hier lautet die Antwort: Nur durch den heiligen Geist.

Wie ist das gemeint? Glaube ist nach dem eben ausgeführten notwendig Glaube an die gnädige Offenbarung Gottes in Jesu Christo. Darin liegt aber sofort das andere, daß dieser Glaube durch die Offenbarung Gottes selbst hervorgerufen werden muß, wenn er anders Glaube im evangelischen Sinne heißen soll. Denn Glaube, herzliches Vertrauen, kann nur durch den Gegenstand, auf den dies Vertrauen sich richtet, selbst hervorgerufen werden. Andere können mich aufmerksam machen, wie vertrauungswert der Gegenstand ist, der mein Vertrauen beansprucht, zuletzt aber verdient das Vertrauen seinen Namen nur dann, wenn es durch den Gegenstand selbst mir abgezwungen wurde. Ist evangelischer Glaube Vertrauen auf geschichtliche Gottesoffenbarung, dann muß er durch diese selbst geschaffen sein. Dann aber wird das die große Frage, wie jene geschichtliche Offenbarung so für mich Gegenwart werden kann, daß sie Glauben an sich selbst hervorzurufen vermag. Das geschieht allein durch den heiligen Geist. So hat der Herr selbst die Sache angesehen. Ausdrücklich lehnt er die Vorstellung ab, als werde der heilige Geist von sich selbst reden, er wird vielmehr lediglich ihn verklären (Joh. 16, 13 u. 14). Das ist es: Der Geist Gottes verklärt Jesum Christum, in ihm wird die geschichtliche Offenbarung fortdauernde Gegenwart für die Gemeinde. Das wird auch innerhalb der evangelischen Christenheit vielfach nicht verstanden, und damit hängt zusammen, daß auch viele ehrliche Menschen vergeblich suchen, ohne zu finden; sie wissen zwar sehr wohl, daß Gott in Jesu Christo der Menschheit sich zugewandt hat, aber nun bilden sie sich ein, als müßten sie zu dieser geschichtlichen Offenbarung von sich aus sich hindurchglauben. So entsteht kein Glaube, und was so entstanden ist, verdient den Namen evangelischen Glaubens nicht: Gottes Offenbarung muß selbst unter dem Zeugnis des Geistes Gottes den Glauben begründen. In dem Sinne betonen wir die Entstehung des Glaubens durch den heiligen Geist.

Kein Glaube ohne den heiligen Geist. Ja, alles Leben des Glaubens ist selbst notwendig ein Leben im Geist. Denn wenn durch Gottes Geist die geschichtliche Offenbarung für mich heute Gegenwart werden soll, so hat das den Sinn, daß der Gott der Offenbarung gegenwärtig sich mir zur Gemeinschaft darbietet, ja daß die Gemeinschaft, die zwischen Vater und Sohn im Geist sich vollzieht, in eben diesem Geist auch eine Ge-

meinschaft mit mir werden soll. Daher ist die Sorge völlig unbegründet, daß durch die Betonung der geschichtlichen Offenbarung das Geheimnis gegenwärtiger Gottesgemeinschaft verkürzt werden könnte. Nein, eben darum betonen wir jene Offenbarung, weil nur in ihr Gott uns so nahe kommt, daß es hier bei uns zu einem Leben aus Gott und durch Gott kommt, dessen verborgene Seele der heilige Geist ist. Er ist es, der der Gotteskindschaft im Glauben an Jesum Christum gewiß macht, er ist es auch, der beten lehrt und so die geheimnisvolle Verbindung zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt herstellt, er ist es endlich, der im Glauben an Christum diese unsichtbare Welt in uns ausgestaltet. Mit anderen Worten, das Geheimnis des Christenlebens ist das Geheimnis des Geistes Gottes.

Das alles wollen wir erst einmal nachdrücklich betonen. Man hat ja seltsamer Weise uns Lutheraner immer wieder in Verdacht, als ginge für uns das Christentum in einem Fürwahrhalten von etlichen Lehren auf. Wir wollen es so scharf wie möglich aussprechen: Nicht Lehre, sondern allein Gottes Offenbarung rettet, Gottes Offenbarung aber wiederum nur, sofern sie durch den Geist Gottes uns wirksam erreicht. Sooft man es zu hören wünscht, so oft wollen wir es wiederholen, daß auch bei aller Korrektheit der Lehrüberzeugung es völlig an wirklichem innerem Leben fehlen kann: Der Geist Gottes ist es allein, der da lebendig macht.

2.

Aber das alles hat seine Kehrseite. Gewiß, der Geist Gottes allein muß es tun, aber nicht jede Betonung des Geistes Gottes tut es. Schon Luther hat hart wider solche streiten müssen, die immer Geist, Geist rufen und unterdessen beides, Brücke und Steg abbrechen, auf dem allein der Geist zu uns kommen kann. Das Wort trifft in der Tat den Punkt, auf den es ankommt. Gottes Geist muß alles tun, aber wie kommt Gottes Geist an uns heran? Hier antwortet unsere Kirche: Durch Wort und Sakrament.

Das ist eine Antwort, der vielfach widersprochen wird. Denen, die draußen stehen, scheint es eine unerträgliche Enge zu sein, das Wirken des Geistes Gottes so an Wort und Sakrament zu binden. Viele auch in unserer Kirche empfinden ähnlich. Und doch kann hier niemand zweifelhaft sein, der wirklich die Dinge sich einmal klar gemacht hat. Glaube, sagten wir, ist Glaube an die Offenbarung und muß daher durch die Offenbarung selbst hervorgerufen werden, daher wurde es schon für uns

zur entscheidenden Hauptfrage, wie diese Offenbarung an uns herankommt. Wir antworten: Durch den heiligen Geist. Aber nun erhebt sich die andere Frage: Durch welche Mittel bringt denn Gottes Geist die geschichtliche Offenbarung an uns heran? Hier kann die Antwort doch nur lauten: Das geschieht durch das Wort von dieser Offenbarung und die in dies Wort gefaßten Sakramente. Um deswillen also, weil Gottes gnädige Offenbarung nur in Wort und Sakrament uns Heutige erreicht, nur darum binden wir das Wirken des Geistes an diese Mittel.

Es sind Sätze, die unwidersprechlich zu sein scheinen, die aber freilich bereits ein ganz bestimmtes Verständnis von Wort und Sakrament in sich schließen. Was zuerst die Sakramente betrifft, so müssen wir mit jeder Vorstellung römischen Gepräges aufräumen, als vermittelten die Sakramente dingliche Gaben, stoffliche Güter. Auch die Bedeutung der Sakramente geht im evangelischen Sinne vielmehr darin auf, daß der persönliche Heilswille Gottes, der in seiner Offenbarung hervorgetreten ist, hier den einzelnen wirksam erreicht. Was die Sakramente sind, sind sie aber durch das Wort. Das Wort ist das primäre Gnadenmittel. Das kann aber vom verkündigten Wort nur insofern gelten, als dies Wort aus dem ursprünglichen Offenbarungswort stammt und in ihm die Offenbarung selbst für die Gemeinde wirksame Gegenwart wird. Das ist die Last der Verantwortung, welche auf jedem Zeugnis von Christo liegt und insbesonders dem Predigtamte auferlegt ist. Wir sind nicht dafür verantwortlich, daß wir in unserem Zeugnis von Christo tiefe und geistreiche Gedanken vortragen, aber wir sind dafür verantwortlich, daß durch uns Gottes Offenbarung für unsere Hörer eine schlichte Wirklichkeit wird. Wieder sind wir nicht dafür verantwortlich, ob unsere Hörer unter diesem Zeugnis sich zu dem Herrn bekehren, aber dafür sind wir verantwortlich, daß der Herr Jesus Christus unseren Hörern so eindringlich und lebendig vor Augen gemalt ist, daß sie an ihm nicht vorüber können, sondern sich entscheiden müssen: für ihn oder wider ihn. Mit anderen Worten, in Wort und Sakrament will der gnädige Gott der Offenbarung an die einzelnen herankommen. Wie er in der geschichtlichen Offenbarung seine Zuwendung zur Menschheit vollzogen hat, so will er in dem Wort von dieser Offenbarung und den Sakramenten sich selbst so dem einzelnen zur Gemeinschaft darbieten und mit dieser Darbietung so auf den Menschen eindringen, daß dieser zuletzt von ihr das Vertrauen auf sie sich abgewinnen läßt und in eben diesem Vertrauen nun wirklich hat, was Gott beabsichtigt, Gemeinschaft mit ihm.

In dem allen ist offenbar bisher lediglich von dem unmittelbar heils-

mäßigen Wirken des Geistes Gottes die Rede. Das zieht aber sofort seine Konsequenzen für das sogenannte charismatische Wirken des Geistes nach sich. Davon gilt es heute besonders zu reden. Um es ins Licht setzen zu können, müssen wir aber fragen: Was ist die Kirche im evangelischen Sinne? Die nächste Antwort ist leicht, sie ist Gemeinde der Gläubigen. Sie ist als solche auch Heilsanstalt, aber sie ist nicht etwa primär rechtlich verfaßte Heilsanstalt, in welcher von Gott verordnete Priester unmündige Laien gängeln und ihnen Gottes Heilsgüter vermitteln. Die Kirche in unserem Verstande ist Gemeinde der Gläubigen, in welcher, grundsätzlich angesehen, kein Unterschied besteht zwischen Priester und Laien, sondern alle Priester Gottes sein und darin eins sein sollen.

Aber wie ist das näher gemeint und wie ist die Kirche entstanden zu denken? Gemeinde der Gläubigen — das kann immer wieder unwillkürlich auf die Vorstellung führen, als ob die christliche Kirche nach Art eines menschlichen Vereines entstanden sei, wo gleichgesinnte Menschen auf Grund gemeinsamer Statuten sich zu einem Verein zusammenschließen, dann auch bestimmte Aemter in ihrer Mitte aufrichten und nun dem einen dies, dem anderen jenes Amt zuteilen. Es ist für das Verständnis der Kirche, aber auch für das Verständnis alles Folgenden fundamental, sich klar zu machen, daß Gottes Kirche nicht so entstanden ist. Sie ist nicht von untenher, sondern von obenher, sie entsteht nicht durch menschlichen Entschluß, sondern durch Gottes Schöpfung. Und zwar ist sie zu Pfingsten sogleich als ein lebendiger Organismus von Gott in die Welt hineingewirkt mit einer Fülle von Gaben und Kräften. Also darf auch die wesentliche Gleichheit aller Güter nicht etwa in mechanischem Sinne verstanden werden. Mit anderen Worten, um es wieder mit einem Bilde zu sagen: Die Kirche Jesu Christi gleicht nicht einem Sandhaufen, da Körnlein an Körnlein gereiht wird; da ist auch Gleichheit, aber nicht Einheit. Die Kirche ist nach jenem unübertrefflichen Gleichnis des Apostels von Gott als ein lebendiger Organismus gewollt, dem eine Mannigfaltigkeit von Gliedern mit mannigfaltigen Gaben innewohnt. Und nun ist es der Geist Gottes, der die einzelnen zu solchen Gliedern am Leibe Jesu beruft und bildet und jedem einzelnen Glied seine Gnadengabe mitteilt, sein Charisma, wie er will. Eben darum nennen wir dies Wirken des Geistes das charismatische, das von dem heilsmäßigen begrifflich scharf zu unterscheiden, auf der anderen Seite aber auch wieder eng mit ihm zu verbinden ist.

Es ist eng mit ihm zu verbinden; denn auch das charismatische Wirken des Geistes hat normalerweise heilsmäßigen Besitz des Geistes zur Voraussetzung, und auch dies Wirken zielt zuletzt auf Stärkung und

Mehrung des Glaubens in der Gemeinde. Heute aber wird der relative Unterschied zu betonen sein. Es ist nicht wohl getan, das Maß charismatischer Begabung ohne weiteres auch zu dem Maß persönlichen Glaubens zu machen. Wir sind unwillkürlich geneigt, den, der für Gottes Reich viel tun darf, auch in seinem persönlichen Christenstand entsprechend hoch einzuschätzen. Wir müssen das verlernen, und es wird vollends dann falsch, wenn dabei noch auf außerordentliche Gaben besonderer Nachdruck gelegt wird. In der korinthischen Gemeinde waren viele geneigt, einseitig die Gabe des Zungenredens zu bewundern und die mit ihr begabten besonders hoch zu stellen. Paulus ist nüchtern genug zu erklären, daß er lieber fünf Worte in prophetischem Geist reden wolle, als zehntausend in der Form der Zungenrede, wenn dadurch die Gemeinde nicht erbaut werde. Das ist das letzte Kriterium, an welchem der Wert aller Gaben gemessen werden muß, ob sie der Gemeinde zur Erbauung dienen, und nun dürfen wir gewiß sein, daß Gottes Geist jedem gerade die Gabe geben will, der er an seiner Stelle bedarf. Darum müssen wir hier uns vor einem doppelten Irrtum gleichmäßig hüten: auf der einen Seite ist es Torheit, wenn man aus der wesentlichen Gleichheit aller Glieder vor Gott den Schluß zieht, daß nun auch alle Glieder dieselbe Funktion in der Gemeinde haben müssen. Es wäre, belehrt uns Paulus, ebenso töricht, als wenn die Hände zum Auge, weil beide in gleicher Weise Glieder am Leibe sind, sagen wollten: „Laß mich einen Augenblick deine Funktion übernehmen und richte du unterdessen meinen Dienst aus". Ebenso verkehrt ist es aber auch, die geringen Gaben in ihrer Bedeutung für das Leben der Gemeinde zu verkennen. Es wäre wieder so töricht, belehrt uns abermals Paulus, als wenn ein Glied am Leibe sagen wollte: „Weil ich nicht der ganze Leib bin, darum bin ich überhaupt kein Glied am Leibe". Alle Glieder am Leibe sind notwendig, und auch das geringste ist in Gottes Augen wert geachtet. Ja, es kann wohl sein, daß das Gebet des einsamen Mütterleins in der Dachkammer eines Großstadthauses in Gottes Augen für die Kämpfe im Reiche Gottes größeren Wert hat, als die Weise, in der seine Heerführer diesen Kampf selbst führen. An diese elementaren Wahrheiten müssen wir erinnern, damit nicht der eine die Gabe des anderen beneide und wiederum niemand seiner Gabe sich überhebe, endlich die Gemeinde überhaupt lerne, die vorhandenen Gaben recht zu werten und recht zu gebrauchen. Das ist die Gesundheit des Leibes, daß in ihm mancherlei Gaben und mancherlei Glieder vorhanden sind, alle aber zur Ehre des einen Herrn gebraucht werden.

3.

Wo diese Sätze wirklich verstanden werden, da darf man hoffen, daß es in der Praxis des gemeindlichen Lebens zu einer rechten Einschätzung der verschiedenen Gaben komme und insonderheit auch das Predigtamt die ihm entsprechende Stellung finden werde. Seine Eigenart im Unterschied von den anderen Dienstleistungen in der Gemeinde besteht darin, daß ihm der Dienst an den Gnadenmitteln befohlen ist. Denn das glauben wir allerdings, daß mit den Gnadenmitteln zugleich auch ein Dienst an denselben der Gemeinde Jesu Christi eingestiftet ist. Dagegen kann davon keine Rede sein, daß dieses Amt priesterlichen Charakter trüge, und auch davon kann keine Rede sein, daß dieser Dienst der einzige in der Gemeinde des Herrn wäre. Vielmehr ist gerade der Dienst am Gnadenmittelamt in seiner rechten Entfaltung selbst dadurch bedingt, daß auch die übrigen Dienstleistungen in der Gemeinde, der Dienst der Kybernese wie der Diakonie zc., recht im Schwange gehen, — ja, auch für mannigfachen Dienst am Wort Gottes bleibt neben dem geordneten Predigtamt durchaus Raum: für die Gabe der Auslegung, wie für die Gabe der Wortverkündigung in verschiedenster Gestalt. Unter diesem Gesichtspunkte tritt daher der Gnadenmitteldienst lediglich als ein Dienst neben die anderen. Und es kommt nun für seine rechte Wertschätzung darauf an, daß beides zu seinem Recht kommt, daß dieser Dienst besonderer Dienst ist und andererseits doch auch nur gliedlicher Dienst am Leibe Christi.

Zuerst also: er ist besonderer Dienst, und daraus bereits würde folgen, daß auch dieser Dienst bitten darf, daß nicht irgend ein beliebig anderer in ihn eingreift. Um so mehr aber wird der Träger des Predigtamtes darum bitten dürfen, als sein Dienst fundamentale Bedeutung für die Begründung der Gemeinde hat. Daher wird unser Bekenntnis immer wieder Recht behalten, wenn es den Grundsatz aufstellt, daß niemand in der Kirche öffentlich lehren und Sakramente verwalten solle, er sei denn ordentlicherweise dazu berufen. An dem Punkte versteht man uns außerordentlich schwer, und erst kürzlich wieder sind die Geistlichen gebeten worden, die Sache doch nicht so anzusehen, als hätten sie die Seelen ihrer Gemeinde gepachtet. Wir können nur in aller Ruhe antworten, daß wir damit völlig einverstanden sind, aber wir möchten auch glauben, daß lutherische Pastoren, wenn sie irgendwie im Bekenntnis stehen, überhaupt auf solche entsetzliche Gedanken nicht kommen können, als hätten sie die Seelen für sich gepachtet. Nein, nein, auch der Parochus hat kein „Recht" auf die ihm befohlenen Glieder, aber diese Glieder

haben ein Recht auf ihn, und nun können wir uns freilich nicht überreden, daß es nach dem Willen des Herrn wäre, wenn jemand es mit der Verantwortung, die zunächst er und er allein für die Gemeinde hat, leicht nehmen wollte.

Mit Absicht aber ist von dem allen immer wieder von einem Dienste die Rede. In dem Gnadenmittelamt handelt es sich um einen Dienst neben anderen Dienstleistungen in der Gemeinde, und darin liegt bereits, daß dieser Dienst nicht die anderen Dienstleistungen in sich aufsaugen darf: mit anderem Worte, unsere Kirche darf keine Pastorenkirche sein. Wir müssen aber nicht bloß zugeben, sondern wünschen es selbst auszusprechen, daß unsere Kirche das vielfach noch zu sehr ist. Insoweit sind wir allen den Stimmen recht zu geben geneigt, welche den Laien die Verantwortung, die auch sie für die Gemeinde haben, einschärfen wollen und zugleich uns erinnern, daß wir keine Gabe, die der Herr der Gemeinde gegeben, „totschlagen" dürfen.

Nein, es gilt gewiß mit dem apostolischen Wort Ernst zu machen: Den Geist dämpfet nicht! Nicht töten die Gaben, die Gott der Gemeinde geschenkt hat, sondern sie erkennen, ans Licht ziehen und in den Dienst der Gemeinde stellen, das ist es, worauf es ankommt. An dem Punkt wird die Kirche noch beweglicher werden müssen. Aber man soll doch auch nicht übersehen, wieviel die Kirche in diesem Stücke gerade auch in den letzten Jahrzehnten schon gelernt hat. Gott hat in ihr wieder die Diakonie erweckt und mannigfache Formen der Kybernese in der Gemeinde wieder lebendig werden lassen; insbesondere aber ist in weitem Umfange auch den sogenannten Laien schon mannigfache Gelegenheit zur Wortverkündigung in der Gemeinde aufgetan: in Schule und Kindergottesdienst, in Andachtsstunden und Bibelstunden, in Jugendvereinen und Männervereinen, in apologetischen Vorträgen und größeren öffentlichen Versammlungen, und was immer man nennen mag. Immerhin mag die Kirche für eine rechte Fruchtbarmachung der geistlichen Gaben in ihrer Mitte noch viel mehr tun müssen. Dabei wird es gegenwärtig nicht in erster Linie darauf ankommen, nach neuen Organen auszusehen, sondern vielmehr auf das andere, daß wir zu allererst einmal danach ringen, in die vorhandenen Organe die rechten Kräfte einzustellen und dann auch für ihre Entfaltung freien Spielraum zu schaffen. Gerade hinsichtlich der freien Bewegung, die wir dem einzelnen gewähren, werden wir gewiß noch manches zu lernen haben, und wir mögen überhaupt verlernen müssen, allzu ängstlich zu sein. Gottes Geist geht nicht immer in den Bahnen menschlicher Korrektheit; auch wo wir daher diese Korrektheit zu vermissen

meinen, sollen wir nicht immer nur die Rolle der Sorgenvollen spielen, die nur fragen können: Was soll das werden? Vor allem lassen Sie uns nicht vergessen, daß es sündige Menschen sind, die Gottes Geist zu seinen Organen beruft, und daß sie nicht ohne weiteres aufhören, diese sündigen Menschen zu sein, auch wenn sie wirklich zu Organen des Geistes Gottes sich heiligen lassen. Mit anderen Worten, wir müssen darauf gefaßt sein, daß auch bei echter Ergriffenheit vom Geiste Gottes immer noch Menschliches, vielleicht allzu Menschliches mit unterläuft. Dies Menschliche sollen wir bekämpfen und insonderheit achtgeben, daß nicht im Fleisch vollendet werde, was im Geist begonnen ist. Aber wir sollen auch zusehen, daß wir den Geist nicht dämpfen, wo wir wider das Fleisch kämpfen. Gewiß auch, es ist das normale, daß der Strom genau in dem Bette bleibt, das er sich selbst gegraben hat, aber es kann doch auch ein Zeichen von Kraft sein, wenn er über die Ufer tritt. Wo wilde Wasser den Strom des Geistes Gottes über das Ufer treiben, da wollen wir diese Wasser abgraben, aber zugleich wollen wir achtgeben, daß wir nicht den Strom des Geistes Gottes selbst eindämmen. Ebenso gilt es, wider alles, was geistlich nicht gesund ist, zu Felde zu liegen, und wir dürfen uns nicht einreden, daß Krankheit Gesundheit sei, aber wir wollen doch auch nicht vergessen, daß auch die Toten von keiner Krankheit mehr wissen. Jedenfalls, wo Leben ist, da ist Bewegung und Kampf; Ruhe ist auf den Friedhöfen. Endlich aber sollen wir uns gegenwärtig halten, daß das eine Wehen und Walten des Geistes Gottes notwendig bei den verschiedenen Persönlichkeiten verschiedene Gestalt annimmt. Wenn ein Saulus in gewaltsamen Kämpfen zum Paulus wird, dann erlebt er notwendig ein anderes Wirken des Geistes Gottes, als wenn der Jünger, den der Herr lieb hat, an seiner Brust aus dem Donnersohn zum Apostel der Liebe heranreift. Und wer aus den Hefen der sündigen Menschheit noch Seelen zu retten versucht, mag wohl ein anderes Wirken des Geistes Gottes erleben, als wenn Gottes Geist den abgeklärten Gelehrten in der Studierstube am stillen Abend besucht. Und wir alle, wenn wir in stillen Stunden der Andacht vom Geiste Gottes uns emportragen lassen, so erleben wir notwendig ein anderes Wirken des Geistes, als wenn er etwa große Mengen auf einmal ergreift und nun von vornherein die Gefahr da ist, daß Nervenerschütterung mit dem schönen Namen der Geisteswirkung geschmückt wird. Wir wollen dann gewiß den Mut uns geben lassen, Nervenerschütterung Nervenerschütterung zu nennen, aber wir fordern, daß man auch dann noch anzuerkennen imstande sein muß, was ursprünglich wirkliches Wirken des Geistes Gottes war.

Bis zu dem Maße sind wir mit dem apostolischen Worte Ernst zu machen entschlossen: Den Geist dämpfet nicht! (1 Thess. 5, 19). Um so dringlicher werden wir dann auch für das andere um Gehör bitten dürfen: Prüfet die Geister (1 Joh. 4, 1) und: Lasset alles ehrbar und ordentlich zugehen (1 Kor. 14, 40). Wir können nicht anerkennen, daß schon der Besitz einer Gabe oder vielleicht schon der vermeintliche Besitz einer solchen ohne weiteres auch das Recht zu ihrem öffentlichen Gebrauch gäbe. Man beruft sich ja sonst gern auf die Urgemeinde. Man lese dann doch auch, wie Paulus der gabenfrohen korinthischen Gemeinde zumutet, sogar das prophetische Zeugnis einer prüfenden Beurteilung zu unterwerfen, und wie er dort für die Ordnung des Gottesdienstes und den Gebrauch der Gaben in ihr ganz bestimmte Weisungen gibt (1 Kor. 12—14). Gewiß, es sind das erst Anfänge einer Ordnung, aber Anfänge, die uns wohl ein Recht geben, in unsere gärende und verworrene Zeit mit besonderem Nachdruck die Bitte hineinzurufen: Lasset alles ordentlich zugehen. Wohl ist bereits heute von uns angedeutet worden, daß auch Ordnungen, die Gott ursprünglich gegeben hat, versteinern und dann zu Hindernissen wirklicher Entfaltung geistlichen Lebens werden können. So vermöchten wir zu verstehen, wenn man die Frage aufwerfen wollte, ob gewisse Notstände in den Massengemeinden unserer Großstädte uns auch nur ein Recht noch ließen, ungerufene Evangelisation uns zu verbitten. Aber wir begrüßen es doch mit dankbarer Freude, daß gerade die hervorragendsten Evangelisten der Gegenwart nur dahin gehen, wohin sie gerufen werden, und ebenso in steigendem Maße rückhaltlos anerkennen, daß ihre Arbeit nur da auf weitergehenden Erfolg rechnen könne, wo lange stille Arbeit der organisierten Kirche vorangegangen sei. Jedenfalls soll man sich hüten, leichten Herzens bewährte Ordnungen um augenblicklicher Erfolge willen preiszugeben. Selbst Ordnungen, die gegenwärtig völlig dem Tode verfallen scheinen, können vielleicht binnen kurzem aufs neue von Gottes Geist lebendig gemacht werden; Ordnungen dagegen, die einmal preisgegeben sind, werden in unserer schnell lebenden Zeit schwerlich wieder aufgerichtet.

Ueber all die Fragen, die sich hier ergeben, wird man sich aber in dem Maße leichter verständigen, als man in Wirklichkeit auf allen Seiten lediglich das Ziel im Auge hat, dem alles Wirken des Geistes Gottes gilt. Dieses Ziel kann aber nur persönlicher Glaube sein. Darüber kann überall da kein Zweifel bestehen, wo man irgend etwas von dem Wesen und Walten des Geistes Gottes versteht. Man fürchtet freilich wieder vielfach, als könnte unsere lutherische Kirche das vergessen, aber wie sollte das möglich sein! Wohl wissen wir, daß unsere Heilsgewißheit nur dann sicher

begründet ist, wenn sie allein auf den objektiven Großtaten Gottes ruht, und ebenso legt unsere Kirche mit vollem Recht auf die Erziehung zum Glauben großen Nachdruck; aber jene gnädige Offenbarung Gottes kann doch nur dann wirklicher Grund des Glaubens sein, wenn sie von uns in persönlichem Glauben ergriffen wird, und alle Erziehung zum Glauben hat doch eben an diesem Glauben ihr Ziel. Sollte es aber nötig sein, so wollen wir es gern ausdrücklich aussprechen, daß unsere Kirche nur dann ein Recht hat, falsche Erweckungspredigt in ihrer Mitte zu bekämpfen, wenn sie selber in rechter Weise die Gewissen zu wecken imstande ist. Gerade wir haben an unserem Verständnis von Gesetz und Evangelium das wirksame Mittel für gesunde Erweckungspredigt, — gebrauchen wir diese Mittel! Ebenso soll nachdrücklich betont sein, daß wir nur dann eine Aufrichtung ungesunder Heilsordnung ablehnen dürfen, wenn wir selber den Christen den gesunden Heilsweg zu zeigen imstande sind. Nur so lange hat unsere Kirche einen von Gott gewollten Beruf zu erfüllen, als sie zu persönlichem Glauben zu wecken und zu führen imstande ist; wo sie nicht dazu mehr fähig wäre, da wäre sie freilich dem Salz gleichgeworden, das die Salzkraft verloren hat und unter die Füße getreten werden mag.

4.

Persönliches Christentum, das ist gerade im Sinne unserer Kirche das Ziel aller Geisteswirkung, aber — persönliches Christentum nicht im Sinne eines schlechten Individualismus. Persönlicher Glaube entsteht von vornherein nur innerhalb der Kirche. Sie ist nach den schlichten Worten unseres dritten Artikels die Werkstatt, in welcher der heilige Geist durch das Evangelium die Menschen beruft und zu Christo führt; und sie ist es auch, innerhalb deren der heilige Geist alle Sünden täglich reichlich vergibt. Sie ist nach Luthers schönem Wort voll von Vergebung der Sünden. Kein Christenstand daher ohne Dienst der Kirche. Und wenn jemand auf einsamer Insel lebte und seine Seele nur von einem verwehten Bibelblatt nährte: woher dies Bibelblatt in der Sprache, die er verstehen kann? Ist nicht auch das bereits Dienst der Kirche? Und wiederum: wie die Kirche Werkstatt des Geistes Gottes ist, so zielt all sein Wirken, sein Erleuchten und Sammeln zuletzt wieder auf Sammlung der Gemeinde. Ich glaube aber, trotzdem unsere Gegenwart vielleicht zunächst lediglich den Eindruck des schrankenlosen Individualismus macht, doch zu dem Urteil berechtigt zu sein, daß auf der anderen Seite gerade auch das Verständnis für jene Bedeutung der Kirche wieder wächst, und eben das rechne ich zu den hoffnungsvollen Zeichen der Gegenwart.

Ist aber die Kirche, von der wir in dem allen reden, die Gemeinde der Gläubigen, dann ergibt sich freilich auch, daß sie notwendig ihrem eigentlichen Wesen nach unsichtbar ist. Rom kennt eine Kirche, die sich mit Händen greifen läßt. Wir meinen weit darüber hinaus zu sein, aber wir sollen zusehen, daß wir nicht von ganz anderem Ausgangspunkt aus auf ähnliche Gedanken geraten. Zwar, wir verstehen das sehr wohl, wenn man auch die Gemeinde der Heiligen gern sichtbar darstellen möchte, ja wir empfinden den Reiz selbst sehr lebhaft, der in solchen Versuchen liegt. Man darf wohl sagen, jeder ernste Christ wird irgendwie in seinem Leben eine Zeit gehabt haben, wo er sich sagte: So geht das doch nicht weiter, sollten wir nicht doch Hand ans Werk legen müssen, die Pfingstgestalt der Gemeinde auch sichtbar zum Ausdruck zu bringen? Ja mehr noch, es gibt keinen Christen, der etwas von der Herrlichkeit der una sancta im Glauben erlebt hat, in dem nicht auch eine verzehrende Sehnsucht lebte, diese ihre Herrlichkeit auch zu schauen. Und doch hat unser Herr wohl gewußt, was er tat, als er den Jüngern verbot, das Unkraut auszureißen: Ihr könnt es nicht. Und er hat auch wohl gewußt, was er redete, wenn er uns mit unserer Sehnsucht nach der Herrlichkeitsgestalt der Kirche auf die Vollendung am Ende der Tage verweist: es ist mit dem Beruf der Kirche in der Gegenwart notwendig gegeben, daß sie Mischgestalt trägt, und es gibt heute nur die eine Weise der Versichtbarung der Kirche, daß sie Wort und Sakrament in die Hand nimmt. Als zu Pfingsten zum erstenmal im Namen Jesu gepredigt und hernach an den Dreitausend die Taufe auf den Namen Jesu vollzogen wurde, danach aber in den Häusern hin und her die Feier des Herrenmahles stattfand, da wurde in dem allen offenkundig, daß hier etwas völlig Neues, ein ganz neues Wirken des Geistes eingetreten sei. Gleich also auch heute: Wo immer Wort und Sakrament wirksam im Schwange gehen, da tritt die Kirche Christi als eine Wirklichkeit in die Erscheinung. Man kann freilich nicht sagen: Hier ist sie und da ist sie, daß wir ihre Grenzen äußerlich abstecken könnten, aber an der Wirkung von Wort und Sakrament erleben wir ihre Realität. Das ist die Erkennbarkeit der Kirche, an der wir uns gegenwärtig genügen lassen müssen. Daher sollen wir zusehen, daß wir nicht mit vergeblichem Versuchen, die Gemeinde der Heiligen sichtbar darstellen zu wollen, die Zeit verderben und zuletzt die Kirche Jesu selbst verderben. Alle derartigen Versuche führten zuletzt zum Pharisäertum und Separatismus.

Aber indem wir das nachdrücklich betonen, sollen wir wieder zugleich achthaben, daß wir nicht über dem Kampf für die Wahrheit andere Wahr-

heit verschütten. Das aber ist die Wahrheit, daß — subjektiv angesehen — die Kirche doch nur als Gemeinschaft des Glaubens und durch Gemeinschaft des Glaubens lebt. Wo jemand daher von der Gemeinschaft sich isoliert, da bedeutet das notwendig Krankheit. Rechte Pflege der Gemeinschaft dagegen ist zugleich Stärkung des Glaubens. So bestimmt wir daher alle Versuche einer sichtbaren Darstellung der Gemeinde der Gläubigen abzulehnen haben, so lebhaft sympathisieren wir dagegen mit den Versuchen, die Gemeinschaft des Glaubens zu pflegen und auszugestalten. Auch hier muß dann freilich das allererste die nüchterne Erinnerung sein, daß auch die Kirche Jesu Christi niemals die Pflege dieser Gemeinschaft versäumt hat und versäumen könnte. Sooft sie ihre Glieder in den Gottesdiensten um Wort und Sakrament versammelt, ist das ja Pflege der Gemeinschaft, und das, was die herrlichen Gottesdienste unserer Kirche uns sind, kann durch nichts anderes ersetzt werden. Aber man muß dann allerdings zugeben, daß gewisse Bedürfnisse doch durch den öffentlichen Gottesdienst noch nicht in vollem Umfange befriedigt werden. Zuerst das Bedürfnis persönlichen Zusammenschlusses. Wer etwa aus ländlichen, übersehbaren Gemeinden, wo der eine den anderen kannte und mit ihm Gemeinschaft hatte, in die Massengemeinden der Großstadt verpflanzt wird, empfindet das besonders lebhaft. Sodann kommt bei unseren gottesdienstlichen Feiern notwendig das Bedürfnis der Aktivität im gegenseitigen Geben und Nehmen noch nicht ganz auf seine Rechnung. Das würde auch dann noch der Fall sein, wenn die Liturgie etwa noch reicher ausgestaltet und noch mehr Sache der Gemeinde würde. Endlich aber können unsere Gottesdienste nicht zugleich diejenige Sammlung zur Arbeit vollziehen, zu der besonders die Gegenwart dringend auffordert.

Das alles sind Gedanken, die auch unserer Kirche keineswegs bisher einfach fremd gewesen sind. Vielmehr hat bekanntermaßen Luther selbst bereits den Gedanken erwogen, ob es nicht möglich und empfehlungswert sei, diejenigen, die mit Ernst Christen sein wollen, besonders zu sammeln. Das bedeutet nicht etwa, wie man wohl gemeint hat, einen Abfall von seinem Kirchenbegriff. Eine Sammlung der Gläubigen wäre allerdings unter allen Umständen ein Eingriff in Gottes Majestätsrecht. Dagegen eine Sammlung derer, die mit Ernst Christen sein wollen, wendet sich an den Willen der Betreffenden und läßt auch eine gewisse Kontrolle als möglich erscheinen. Schwierig genug ist freilich auch ein solcher Versuch und Luther hat durch die Schwierigkeiten von ihm sich abschrecken lassen. Auch wir Gegenwärtige sollen uns nicht einbilden, daß für uns jene Bedenken gar nicht mehr beständen, aber Bedenken sind schließlich doch dazu

da, daß sie überwunden werden, und allerdings haben wir im Laufe der Jahrhunderte für die rechte Ueberwindung der bestehenden Schwierigkeiten manches lernen können. Tatsächlich hat man ja längst in mannigfach verschiedener Weise auch innerhalb unserer Kirche zur Sammlung gerufen. Ich denke dabei an die Bedeutung, welche gerade auch in armen Zeiten die Stunden der Stillen im Lande für die Kirche gehabt haben. Jetzt, wo sie zum großen Teil bereits der Geschichte angehören, wird man ja durchweg bei aller Unvollkommenheit, die auch ihnen anhaftete, dennoch unbefangen genug sein, den Segen anzuerkennen, der von ihnen ausgegangen ist. Ich denke aber nicht minder daran, in wie mannigfacher Weise man auch sonst in Vereinen und Vereinigungen die einzelnen bald mehr zu gemeinsamer Andacht, bald mehr zu gemeinsamer Arbeit zu sammeln versucht hat. Unsere Zeit ist ja recht eigentlich eine Zeit der Vereine und Vereinigungen. Auch wir selbst sind ja ein Beweis dafür, welch lebhaftes Bedürfnis nach einer Sammlung Gleichgesinnter in der Gegenwart sich regt. Auch wir wollen Wort-, Gebets- und Arbeitsgemeinschaft sein.

Macht man das sich klar, dann wird man von vornherein auch an denjenigen Gemeinschaften, die im engeren Sinne gegenwärtig mit diesem Namen bezeichnet werden, nicht bloß das Bedenkliche sehen wollen. Insofern müssen die Bedenken hier von vornherein freilich größer sein, als die Gemeinschaft, wenn nicht äußerlich, so doch innerlich grundsätzlich hier — jedenfalls in Vergleich mit den meisten anderen Vereinigungen — als eine engere gedacht ist; und wenn dann noch eine Organisation hinzukommt, welche die verschiedenen Gemeinschaften wieder enger zusammenbindet, dann ergeben sich unleugbar Gefahren für das Verhältnis zur Kirche; aber Gefahren liegen schließlich überall, — nicht wenige sehen auch in dem, was wir wollen, eine große Gefahr. Daß aber auch bei den sogenannten Gemeinschaften jene Gefahr nicht unüberwindbar ist, dafür darf ich mich wohl auf meine nächste Umgebung berufen. In der sächsischen Landeskirche sind eine ganze Reihe von Gemeinschaften hin und her zerstreut, und sie haben unter einem gemeinsamen Brüderrat eine verhältnismäßig geschlossene Organisation. Gleichwohl sind sie nicht zu einer Kirche neben der Kirche geworden, vielmehr wird gerade von ihren Führern nachdrücklich betont, daß sie in der Kirche der Kirche dienen wollen.

Das führt bereits auf die Wünsche, die wir für alle Gemeinschaftspflege geltend machen müssen. Die eine große Hauptsache ist offenbar diese, daß alle Pflege der Gemeinschaft nicht bloß nicht wider die Kirche — das versteht sich ganz von selbst — sich vollziehen darf, sondern auch

nicht etwa nur neben der Kirche: sie muß mit Bewußtsein in die Kirche sich hineinstellen und Dienst an der Kirche sein wollen. Wo sie das nicht ist und sein will, da führt sie freilich notwendig zuletzt zur Auflösung der Kirche und muß bekämpft werden. Sieht sie dagegen in ihrer Arbeit wirklich nur gliedlichen Dienst an der Gemeinde, dann ist auch sofort über das andere entschieden, daß keine Form der Gemeinschaftspflege sich für allein berechtigt ansehen darf. Das ist die zweite Forderung, die wir mit Bestimmtheit geltend zu machen haben. Daher ist es auch durchaus verkehrt, wenn man bei der Frage nach dem Recht oder Unrecht der Gemeinschaftspflege alsbald den Blick auf die Gemeinschaften im engeren Sinne richtet. Auf der einen Seite führt das leicht dazu, daß einseitige Beobachtung an den vielleicht schweren Mängeln haften bleibt, die irgendwo sich herausgestellt haben, und dann geneigt ist, über Gemeinschaftspflege überhaupt abzuurteilen. Die Gemeinschaften haben sich eben in den verschiedenen Kirchengebieten ganz außerordentlich verschieden entwickelt, und es ist ganz unmöglich, von dem einen Gebiet auf das andere zu schließen. Auf der anderen Seite aber entsteht bei jenem Verfahren von vornherein notwendig der Schein, als ob die bestimmte Form der Gemeinschaft die Pflege der Gemeinschaft bedeute. Eben das ist es, was wir bestreiten müssen, und ich darf wieder gerade den Führern der Gemeinschaften, zu denen ich gegenwärtig Beziehung habe, bezeugen, daß sie von der Torheit jener Identifikation weit entfernt sind. Nein, auch das kann rechte Gemeinschaftspflege sein, wenn zwei oder drei in brüderlichem Verkehr ohne die leiseste Spur einer Organisation von Gottes wegen miteinander handeln.

Und nun mag man gern betonen, daß Gott gerade auch den kleinsten Kreis wunderbar mit seiner Nähe segnen kann, aber man sollte darüber doch auch nicht die Gewalt verkennen, die von einer großen Versammlung ausgeht, die in einem Geist des Glaubens und des Bekenntnisses sich zusammengefunden hat. Ich habe wieder nicht nötig, dafür nur auf solche große Gemeinschaftskonferenzen hinzuweisen, wie ich sie etwa in Leipzig und Chemnitz, ihnen dienend, mitmachen durfte, ich brauche nur an unsere großen Missionsfeste und den Segen der Gemeinschaft, den wir dort erlebt haben, zu erinnern, ja ich brauche nur auf diese Tagung selbst hinzuweisen. Denn wenn wir uns auf diese Stunden gefreut haben, so ist es doch nicht am wenigsten auch um deswillen geschehen, daß wir hier einmal von nah und fern zusammenkommend etwas von der Gemeinschaft der Heiligen unmittelbar erleben wollten, die wir im Glauben bekennen. Wenn wir aber dieser Gemeinschaft uns freuen, sollten wir nicht volles Verständnis auch für andere Formen der Gemeinschaftspflege haben?

Dazu müssen wir uns immer wieder klar machen, daß es so lange leicht ist, in der Theologie wie in der Kirche Fehler zu vermeiden, als man nur in überlieferten Bahnen weitergeht. Versucht man neue Wege, so drohen auch alsbald Fehler. Gewiß, diese Fehler sollen dann mit allem Ernst als Fehler bezeichnet und bekämpft werden, aber auch das geschehe im Geist der Sanftmut und der Liebe. Und selbst wenn man im Kampfe ungerecht gegen uns würde — und daß von seiten gewisser Gemeinschaften im Kampfe gegen die organisierte Kirche Unrecht geschehen ist, soll gewiß nicht bestritten werden —, so wollen wir doch unsererseits auch dann noch in der Weise uns üben, daß wir die Wahrheit in der Liebe sagen. Wir wollen doch auch um jeden Preis nicht einmal den Schein aufkommen lassen, als würden die Fragen, die gegenwärtig weithin erörtert werden, der Kirche nur von außen aufgedrängt. Man mag demgegenüber doch erinnern, daß lange vor den neueren Strömungen gerade von kirchlicher Theologie die Frage aufgeworfen ist, ob nicht die volle Teilhaberschaft an den Rechten und Pflichten der Gemeinde noch von einer besonders persönlich übernommenen Verpflichtung abhängig zu machen sei, und im Blick auf Verhältnisse jenseits des Ozeans kann sich wohl auch die andere Frage aufdrängen, ob etwa auch bei uns in Zukunft bewußte Kommuniongemeinden von peripherischen Kreisen der Kirche sich abheben möchten. Ich gehe auf diese Fragen mit keinem Wort weiter ein, wie ich überhaupt nicht Zukunftsperspektiven zu zeichnen versuchen will. Vielmehr mag hier einmal ausgesprochen sein, daß wir uns in unserer Kirche vor allem künstlichen Machen und allen eigenen Gedanken hüten sollen: Nicht wir wollen etwas machen, sondern der Herr muß es machen, und nicht wir wollen führen, sondern der Herr muß uns führen. Nur daran sollte erinnert sein, daß die Fragen, welche die Gegenwart aufwirft, für einen lutherischen Christen keineswegs etwas völlig Fremdartiges sind, und auch den Eindruck wollte ich gern sichern, daß wir zuletzt doch viel Ursache haben, darüber uns zu freuen, daß diese Fragen gegenwärtig verhandelt werden. Auch das Fragen schon ist ein Beweis dafür, daß Gottes Geist noch unter uns ist, und wo Fragen sind, da kann es auch zu einer Antwort kommen, und es wird auch zu einer Antwort kommen; denn: Ich glaube an den heiligen Geist.

5.

Nicht einzelne Fragen können wir heute zur Entscheidung bringen wollen, sondern es kann nur darauf ankommen, Richtlinien zu zeichnen, wie sie von der Grundanschauung unserer Kirche aus sich ergeben. Lassen

Sie mich denn in aller Kürze zusammenzufassen versuchen, was aus den gegebenen Ausführungen als praktisches Resultat für alle Arbeit an und in der Kirche sich ergibt. Ich darf es auf diese beiden Sätze bringen, daß einerseits die Kirche Werkstatt des heiligen Geistes ist und daß andererseits die Kirche Werkstatt des heiligen Geistes sein muß.

Zuerst also: Die Kirche ist Werkstatt des heiligen Geistes. Wir können nicht mit denen gehen, die einem etwaigen Zusammenbruch der organisierten Kirche gleichgültig gegenüberstehen würden, ja ihn vielleicht erhoffen, weil nach ihrer Meinung gerade dann für ein Wirken des Geistes erst recht freie Bahn gemacht würde. Wir halten das nicht bloß für Ungesundheit, sondern für Unklarheit. Wer das Evangelium will, muß auch die Kirche wollen. Die Kirche freilich als die Gemeinde der Gläubigen, aber die Gemeinde der Gläubigen als organisierte; denn nur als organisierte Kirche kann die Kirche arbeiten, kämpfen und siegen. Dabei mag ausdrücklich ausgesprochen sein, daß Organisation und rechtliche Verfassung der Kirche nicht dasselbe sind. Wir kommen aus sehr verschiedenen Kirchengemeinschaften und lassen das nicht ohne weiteres einen Trennungsgrund sein. Wir dürfen uns dafür auf unser Bekenntnis berufen. Nur daß das nicht so verstanden werde, als hätten wir nun überhaupt an einer Organisation und abgeleiteterweise dann auch an der rechtlichen Verfassung der Kirche gar kein Interesse. Vielmehr sind es ganz bestimmte Forderungen, die wir gerade im Namen des Evangeliums und, um für den Geist Gottes die Bahn zu bereiten, an die Organisation der Kirche stellen müssen. Es sind besonders drei Punkte, die wir geltend zu machen haben.

Erstlich und vor allem muß die Organisation der Kirche an ihrem Teile dafür sorgen, daß wirklich in der Gemeinde Jesu Christi das reine Wort und das lautere Sakrament im Schwange gehe. Wir können also wieder denen nicht Recht geben, welche in der Gegenwart das Gebet der Väter für antiquiert halten: Verleih uns Herr Beständigkeit, daß wir dein Wort und Sakrament rein behalten bis an unser End. Auch wir wissen zwar — und es ist bereits heute scharf ausgesprochen —, daß nur Gottes Offenbarung einen Menschen rettet und selig macht. Aber eben weil das so ist, dünkt uns aufs höchste daran gelegen zu sein, daß von dieser Offenbarung lauter und rein unter uns Zeugnis gegeben wird. Zwar auch wir haben den lebhaften Wunsch, mit unserer gesamten Verkündigung in die Bedürfnisse der Gegenwart uns hineinzustellen und sie nicht bloß in der Sprache unserer Zeit, sondern auch nach der Erkenntnis unserer Zeit zu vollziehen. Da sei Gott vor, daß wir darauf beständen, dem Geschlecht des 20. Jahrhunderts durchaus in der Sprache des

17. Jahrhunderts predigen zu wollen. Nein, auch wir ringen danach, das alte Evangelium für die Gegenwart fruchtbar zu machen, und wir sind von jedem zu lernen bereit, der uns hier lehren kann. Nur daß es wirklich das alte Evangelium bleibt, das allein selig macht. In dem Sinne ist es daher die erste Forderung, die wir an die Organisation der Kirche stellen müssen, daß sie an ihrem Teile für eine Bezeugung dieses alten Evangeliums sorgt. Gewiß, absolute Garantien können dafür nicht gegeben werden, und es mag wohl sein, daß wir gerade in der Gegenwart im steigenden Maße lernen sollen, wie wenig mit allen menschlichen Garantien ausgerichtet ist; aber das überhebt uns doch nicht der Pflicht, an unserem Teile zu tun, was wir können, daß wirklich auch die Verfassung der Kirche die lautere Predigt des Wortes gewährleiste.

Zum anderen aber müssen wir wünschen, daß wirklich auch die Organisation der Kirche eine Erreichung derjenigen ermögliche, denen wir mit Wort und Sakrament zu dienen verpflichtet sind. Wir können wieder nicht mit denen gehen, welche die Massen in unseren Gemeinden schon einfach für verloren erachten. Auch wir täuschen uns nicht darüber, bis zu welchem Maße die Mengen vielfach der Kirche entfremdet sind, ja wir bekennen, daß wir hie und da auf Punkte stoßen, die uns daran verzweifeln lassen möchten, daß jemals wieder das Evangelium auch nur ernstlich an diese Mengen herankommen werde. Gleichwohl können und wollen wir nicht aufhören, auch für die Massen noch zu glauben. Dann aber muß die Kirche auch in ihrer Organisation dafür sorgen, daß wirklich diese Massen noch von Wort und Sakrament erreicht werden. Und wenn wirklich dazu die alten Wege nicht mehr ausreichen sollten, dann suche man neue Wege, man stelle Berufsapologeten, Evangelisten oder wie immer man die Personen nennen mag, in die Arbeit oder man suche andere Institutionen, die dem Notstand zu wehren geeignet sind. Wir können ja freilich nicht verschweigen, daß wir gegen manche neue Wege, die man uns empfiehlt, immer noch sehr ernste Bedenken haben, und wir dürfen versichern, es geschieht nicht aus Liebhaberei für das Alte, wir meinen nur zu beobachten, daß auch hochgepriesene neue Wege vielfach gerade an die Entfremdeten, die wir erreichen möchten, noch so wenig herankommen, und vor allem fürchten wir, daß man vielfach zu sehr auf augenblickliche Erfolge bedacht ist. Indes, ich führe das nicht weiter aus, denn nichts liegt mir ferner, als heute nur Warnungstafeln aufrichten zu wollen. Wir wollen lieber lernen, wo etwas zu lernen ist. Nur darauf müssen wir allerdings bestehen, daß über dem Neuen nicht das gute Alte preisgegeben werde. Und die nüchterne Erinnerung darf auch heute nicht unterbleiben, daß der

Dienst, den das geordnete Predigtamt in der Gemeinde leistet, durch nichts anderes ersetzt werden kann. Darum muß das ceterum censeo auch heute lauten: Reichen in den Massengemeinden die geistlichen Kräfte nicht aus, so schaffe man vor allem hier Wandel; man baue Kirchen, schaffe Versammlungssäle, stelle mehr Prediger in die Arbeit, berufe Katecheten, schaffe Arbeitsgehülfen, wie immer es nötig ist, — kurz, man ringe um eine ausreichende Versorgung unserer Gemeinden, ehe die Flammenzeichen rauchen!

Endlich drittens muß alle Organisation bestimmt die Aufgabe ins Auge fassen, den amtlichen Dienst und den freiwilligen Dienst in der Gemeinde in rechte Verbindung zu bringen. Hier werden wir wieder noch besonders viel zu lernen haben, sogar nach seiten des theoretischen Verständnisses. Unwillkürlich kommt immer wieder noch die Sache so zu stehen, als sei allein der amtliche Dienst Dienst der Kirche. Ja, wenn der einzelne als Glied der Kirche in ihr und an ihr arbeitet, ist das nicht auch Dienst der Kirche? Man darf wohl sagen, die Zukunft der Kirche wird ganz wesentlich dadurch bedingt sein, daß wir in der rechten Weise persönlichen Dienst des einzelnen und amtlichen Dienst verbinden lernen.

Alle diese drei Forderungen sollen aber zuletzt lediglich, wie gesagt, dazu dienen, für das Wirken des Geistes in der Gemeinde Raum zu schaffen. Die Kirche muß Werkstatt des **Geistes** sein, das ist das zweite, das betont werden muß. Für eine erfolgreiche Wirksamkeit des Geistlichen in der Gemeinde reicht es nicht aus, daß die Registrande sorgfältig geführt wird, so nötig das auch ist, sondern daran hängt alles, ob die Fenster nach oben offen stehen und in der Gemeinde Betkämmerlein sich auftun. Und der Erfolg der Arbeit läßt sich nicht an der Statistik bemessen, die der Prediger aufzustellen vermag, über ihn entscheidet vielmehr, ob die Namen der Gemeindeglieder im Buche des Lebens geschrieben sind. **Wie** freilich das Leben der Kirche zu einem Wirken des Geistes werden kann, darüber lassen sich keine allgemeinen Methoden aufstellen. Alles, was nach Methode und Schablone aussieht, soll uns vielmehr in steigendem Maße verhaßt werden, aber die Forderung selbst bleibt bestehen. Man darf auch sagen, daß wir gerade auch bei Fernstehenden auf Verständnis für sie rechnen dürfen. Immer lauter wird ja die Losung: Nicht kirchlich, sondern christlich. Wir halten die Forderung für töricht, aber die Wahrheit, die in dem Irrtum sich verbirgt, übersehen wir auch hier nicht. Das ist die Wahrheit, daß alle Formen des kirchlichen Lebens nur soweit Recht haben, als sie wirklich von dem Geiste Gottes durchdrungen sind. Man erhebt mit Recht den Anspruch, daß man in der Gemeinde Jesu seinem

Geist begegnen will. Geistliche wie Laien müssen Organe dieses Geistes sein, wenn sie rechte Arbeiter an der Kirche sein wollen. Das kann freilich wieder nicht ausgesprochen werden, ohne zugleich ein mögliches Mißverständnis abzuschneiden. Vielfach betont man die Wirksamkeit des Geistes so, daß der Schein entsteht, als glaube man, daß charismatische Begabung aus sich selbst heraus einen anderen zum Glauben an Christum führen könne. Ja, es kommt die Sache nicht selten so zu stehen, als sei jemand, der selbst den Geist besitzt, seinerseits imstande, den anderen diesen Geist mitzuteilen. Da können wir wieder nicht mit. Wir sind überzeugt, daß nur Gottes Wort Glauben wirkt. Aber dann muß man allerdings sich klar machen, daß es ein rein objektives gepredigtes Gotteswort überhaupt nicht gibt, alles verkündigte Wort muß notwendig durch unsere Subjektivität hindurch. Und hier ist alles daran gelegen, welcher Art diese Subjektivität ist. Wohl hat unser Bekenntnis mit Recht erinnert, daß auch im Munde des Heuchlers Gottes Wort kräftig werden kann, das ist Gottes Majestätsrecht. Wir aber werden uns nicht dabei beruhigen wollen, sondern wir sollen uns sagen, daß Gottes Geist uns in dem Maße als seine Organe gebrauchen kann, als wir uns ihm zum Organ hingeben.

Je energischer aber in dem allen auf ein Wirken des Geistes gedrängt wird, um so dringender wird die Frage, woran denn das rechte Wirken des Geistes erkannt werden mag. Hier gibt es nur eine Antwort: Christus. Der Geist wird mich verklären, sagt unser Herr, und ebenso hat Paulus alles, was Geisteswirkung sein will, an dem Maßstabe prüfen gelehrt, ob Christus dadurch verherrlicht wird. In der korinthischen Gemeinde war man besonders in der Beurteilung des sogenannten Zungenredens unsicher. Die einen schätzten diese Gabe vor allen anderen Gaben und fürchteten vielleicht, vom Geiste Gottes verlassen zu sein, wenn sie nicht selbst dieser Gabe teilhaftig seien, andere wieder fürchteten, daß Schwärmerei bei dieser Erscheinung mit unterlaufen möchte, ja vielleicht auf dem heidnischen Boden auch ein Stück heidnischer Mantik. Paulus will nach beiden Seiten hin belehren und beruhigen (1 Kor. 12, 3). Auch der gering Begabte darf des Besitzes des heiligen Geistes froh und gewiß sein, wenn er anders im persönlichen Glauben an Christum steht: Niemand kann Jesum einen Herren heißen ohne durch den heiligen Geist. Umgekehrt soll die Gemeinde auch durch solche Erscheinungen, die im einzelnen ihr nicht durchsichtig sind, nicht sich beunruhigen lassen: Niemand wird Jesum verfluchen, der durch den Geist Gottes redet. Auch für die Gegenwart ist diese Entscheidung überaus lehrreich. Wer immer Jesum Christum im Glauben seinen Herrn nennen kann, hat zuletzt Geistesbesitz genug,

aber auch umgekehrt, die Gemeinde soll sich auch durch fremdartige Erscheinungen solange nicht beunruhigen lassen, als dadurch Christus wirklich verherrlicht wird. Wo dagegen durch eine Bewegung — und werde sie auch noch so hochgepriesen — Christus nicht mehr verherrlicht wird, da sollen wir sie für Schwärmerei halten. Daß Christus in der Rechtfertigung der Grund unseres ganzen Lebens werde, daß er zugleich als unsere Heiligung das ganze Leben in sein Bild verkläre, das allein sind die echten Kriterien, an denen Geisteswirkung erkannt werden kann. Und je mehr wir im Leben der Gesamtgemeinde auf äußere Kennzeichen zu achten gezwungen sind, um so mehr fällt der Nachdruck auf das zweite. Dabei muß noch besonders betont werden, daß jene Heiligung nicht etwa in erster Linie an besonderen singulären Erscheinungen erkannt sein will, sondern vor allem an der schlichten Durchdringung des ganzen Lebens mit den Kräften des Evangeliums. Der Geist Jesu Christi ist kein Geist des fanatischen Enthusiasmus, sondern zwar nicht ein Geist der Furcht, wohl aber ein Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht. Und er selbst der Herr, dessen der Geist ist, ist aller Schöne Meister.

An diesem Bekenntnis vom Geist müssen wir festhalten, möchte man ihm auch zur Rechten und Linken widersprechen. Wir hoffen aber, weil es wirklich der Geist Jesu Christi ist, von dem wir Zeugnis geben, daß wir nicht zur Zerstreuung, sondern zur Sammlung rufen. Jedenfalls wollen wir nicht aufhören, um das Wirken dieses Geistes zu ringen und zu beten, bußfertig und gläubig. Bußfertig, denn wir sehen wohl, wieviel an der Pfingstgestalt der Gemeinde Jesu Christi fehlt, und wir sind nicht die, welche die Schuld zuerst bei anderen suchen. Eben darum wollen wir uns auch sagen lassen, daß das Allererste und Notwendigste dies ist, daß wir uns selbst vom Geiste Gottes zu ihm geweihten Persönlichkeiten heiligen lassen. In dem Sinne geschehe all unser Leben und Arbeiten in dem Geiste der Buße, zugleich aber auch im fröhlichen Glauben! Wir brauchen nicht denen zu gleichen, welche mit dem Gebet um das Wirken des heiligen Geistes experimentieren müssen, ob Gottes Geist wohl in diesem Jahre dieses Land und im nächsten Jahre jenes Land besuchen werde. Wir experimentieren nicht, denn wir wüßten, es wäre doch vergeblich: Gottes Geist läßt sich nicht von uns zwingen, er wirkt, wo und wann er will. Aber wir brauchen ihn auch nicht zu zwingen, denn nun wissen wir nicht minder: Gottes Geist wirkt überall da, wo sein Wort und Sakrament im Schwange geht. Darum, wo immer wir in der Kraft des Geistes von Jesu Christo Zeugnis geben, es sei unter der Kanzel oder auf der Kanzel, da sollen wir nicht erst zweifelnd

fragen, ob Gottes Geist auch wohl zu diesem Wort sich bekennen werde, sondern sollen das Wort in der Gewißheit sagen, daß Gottes Geist es kräftig werden läßt. Und auch in diesen Tagen soll all unser Handeln miteinander von der Gewißheit getragen sein: Ich glaube an den heiligen Geist.

Thesen.

I.

1. Das Wirken des heiligen Geistes in der Kirche hat, ganz allgemein ausgedrückt, die Bedeutung, daß durch dasselbe die geschichtliche Gottesoffenbarung für die Gemeinde immerwährende Gegenwart wird. Eben darum vollzieht sich durch dies Wirken die wirksame Gegenwart des Offenbarungsgottes in dem erhöhten Herrn innerhalb der Gemeinde.

2. Um deswillen gibt es keinen wirklichen Glauben ohne den heiligen Geist und kein Wirken der Kirche ohne diesen Geist.

3. Ja, alles Leben der Gemeinde wie des einzelnen Christen ist selbst notwendig ein Leben im Geiste.

II.

4. Die geschichtliche Gottesoffenbarung erreicht uns aber nur in dem Offenbarungsworte und den in dasselbe gefaßten Sakramenten. Daher hat der Geist an diesem Wort und Sakrament notwendig den Spielraum seiner Wirksamkeit.

5. Direkt gilt das von dem heilsmäßigen Wirken des Geistes, indirekt aber auch von dem charismatischen.

6. In dem Wirken des Geistes ist nämlich die angedeutete doppelte Weise begrifflich scharf zu unterscheiden, aber auch wieder eng zu verbinden.

III.

7. Primär ist die Kirche in dem Sinne Werkstatt des heiligen Geistes, daß Wort und Sakrament in ihr im Schwange gehen. Eben darauf beruht die fundamentale Bedeutung, welche der der Kirche eingestiftete Gnadenmitteldienst für diese hat.

8. Wie aber schon der Stiftungscharakter eines besonderen Gnadenmitteldienstes nur vom Verständnis der Kirche als eines gegliederten Organismus aus ganz deutlich zu machen ist, so wohnt diesem Organismus überhaupt eine Fülle von Gaben ein, durch deren kräftiges Funktionieren seine Gesundheit bedingt ist.

9. Für das rechte Verhalten zu dieser Gnadenfülle gilt die dreifache apostolische Regel: 1. Den Geist dämpfet nicht. 2. Prüfet die Geister. 3. Lasset alles ordentlich und ehrbar zugehen.

IV.

10. Alles Wirken des Geistes will persönlichen Glauben begründen, — aber nicht im Sinne eines schlechten Individualismus. Wie vielmehr der Geist von vornherein in der Kirche sich seine Werkstatt schuf, so hat sein Wirken notwendig an der Kirche, als der Gemeinde der Gläubigen, sein letztes Ziel.

11. Diese Gemeinde der Gläubigen ist ihrem Wesen nach notwendig unsichtbar, aber ebenso notwendig tritt die wesenhafte Kirche dadurch in die Erscheinung, daß sie Wort und Sakrament in die Hand nimmt. Jeder Versuch einer anderen Versichtbarung der Gemeinde der Gläubigen ist scharf abzulehnen.

12. Tatsächlich aber lebt die Kirche — subjektiv — nur als und durch Gemeinschaft des Glaubens, — daher sind alle Versuche, diese Gemeinschaft zu pflegen und auszugestalten, ihrer Absicht nach sympathisch zu begrüßen, mag im einzelnen auch noch so starke Kritik notwendig sein.

V.

13. Nach allem muß in der praktischen Arbeit beides zu seinem Rechte kommen, daß die Kirche die Werkstatt des heiligen Geistes ist, sowie, daß sie eben Werkstatt des heiligen Geistes sein muß.

14. Als zuletzt einziges Kriterium für alles, was mit dem Anspruche der Geistesgewirktheit auftritt, hat aber die schlichte Regel zu gelten, daß alle Geisteswirkung an der Verherrlichung Jesu ihren Inhalt hat. (1. Kor. 12, 3.)

15. Um das Wirken des Geistes in der Gemeinde haben wir bußfertig zu beten und zu ringen, — aber im Glauben. Der Geist weht, wo und wann er will, aber auch: Wo Wort und Sakrament gehandhabt werden, da wirkt Gottes Geist. Darum: ich glaube an den heiligen Geist.

Diskussion.

Prof. Bachmann-Erlangen: Hochverehrte Anwesende! Darüber bin ich nicht in Verlegenheit, daß Sie mit mir danken für den umfassenden Ueberblick über unsere kirchliche Lage in den Ausführungen unseres hoch-

verehrten Referenten. Aber darüber bin ich in Verlegenheit, ich möchte durch den Versuch, die kommende Debatte einzuleiten, etwas hinwegnehmen von dem Geiste der Freudigkeit und Zuversicht und von der Klärung, die wir empfangen haben. Lassen Sie uns darum recht kräftig den Grundwert ins Auge fassen, der durch den Vortrag dargeboten wurde. Wer Religionsunterricht erteilt hat, weiß, daß der dritte Glaubensartikel nicht bloß schwer zu lernen ist für Kinder, sondern auch schwer zu erklären. Man hat es da mehr als anderwärts mit abstrakten Größen zu tun. Auch der Geist ist zum mindesten für den Lernenden eine solche. Um so lieber ist es mir daher, daran so kräftig erinnert zu werden, daß der Geist eine Realität ist, eine in Bestimmtheit handelnde Größe. Wir hörten ja, wie die geschichtlich gegebene Gottesoffenbarung in die Hände des göttlichen Geistes gelegt wird, um daraufhin im Einzelnen lebendig zu werden und Frucht zu bringen für den Einzelnen und, wie man wohl hinzufügen darf, für das Ganze, ich meine, für die Gesellschaftsgrößen, für die sozialen Bildungen. Wir hörten dann weiter, wie diese handelnde Größe Wort und Sakrament ins Leben des Einzelnen hineinträgt, um durch diese Mittelglieder den Lebenszusammenhang zwischen der Welt und Gott zu vollziehen. Dann wurde vor uns dargetan das Bild der Kirche, und zwar zunächst als eines charismatisch begabten, dann aber auch als einer Gemeinschaft persönlichen Glaubenslebens. Der Schluß bezog endlich diese beiden Tatsächlichkeiten im Dasein der Kirche aufeinander und mahnte dazu, beides, das Organisatorische und das Persönliche, in engste Gemeinschaft zu ziehen, damit die Kirche beides sei, Werkstätte des heiligen Geistes und doch zugleich eine wirkliche organisiert arbeitende Kirche.

Veranlaßt waren aber alle diese Erörterungen durch Erscheinungen, die in der Gegenwart innerhalb der evangelischen Christenheit hier und dort hervortreten. Charismatische Kräfte drängen sich an die Oberfläche und wollen in Erscheinung treten, z. B. im freien Laienpredigertum. Dazu kommt weiter das Verlangen nach stärkerer Pflege der persönlichen Gemeinschaft der Glaubensglieder des Reiches Christi untereinander. Beide Bewegungen geben sehr viel zu denken und zu tun. Der Vortrag verfolgte nun die Absicht, zu untersuchen, ob mit der durch das reformatorische Grundverständnis gegebenen Auffassung von christlicher lutherischer Kirche irgendwie vereinbar sei eine innere, eine positive Auseinandersetzung mit jenen eigentümlichen, von den durch sie berührten mit ganz besonderem Nachdruck als Geisteserscheinungen gekennzeichneten Lebensäußerungen. Herr Professor Jhmels hat die Arme unseres uns geläufigen Kirchenbegriffs aufgetan, um unter ihnen Platz zu schaffen für

jene. Das ist wohl der springende Punkt des Ganzen. Es mag nun sein, daß über die Art der Beantwortung dieser Möglichkeit unter uns verschiedene Meinungen sind. Ich für mein Teil möchte aber ganz offen aussprechen, daß ich durchaus dem Bestreben zustimme, in unserem kirchlichen Leben Raum zu geben für jene Bewegungen. Sie treten ja an verschiedenen Orten sehr verschieden auf. Darum begnüge ich mich damit, ihren Grundcharakter ins Auge zu fassen. Dann aber bleibe ich allerdings bei dem Urteil, daß von kirchlicher Seite inneres Verständnis und Anteilnahme jenen Erscheinungen in dem gemeinsamen Leben unserer deutschen evangelischen Christenheit entgegengetragen werden möge. Nicht als ob ich hoffte, daß dadurch jene Bewegungen wirklich ohne weiteres in die Kirche sich hineinziehen ließen. Zurzeit durchleben sie ja vielfach eine Periode der Kinderkrankheiten. Aber ich glaube mich mit dem Herrn Vortragenden in Uebereinstimmung zu finden, wenn ich sage, ganz absehend von solchen Nebenerscheinungen müssen wir erklären, daß ein prinzipieller Widerspruch zwischen dem reformatorischen Grundverständnis von Kirche und der allgemeinen Tendenz jener Bewegungen nicht vorhanden ist. Ich würde mich herzlich freuen, wenn diese freundliche Stellung ihnen gegenüber, wie sie heute hier vollzogen wurde, auch ein Lockruf wäre für jene Bewegungen, sich mit dem Gedanken der Kirche vertrauter zu machen.

Denn das war doch das andere Bedeutsame an dem Vortrage, daß nun jenen eigentümlichen Gestaltungen des Lebens der Wert des Kirchlichen in seiner gegebenen Bestimmtheit und seinem traditionellen Charakter entgegengehalten wurde. Jene Bewegungen werden in der Tat ihre innere Gesundheit bewahren oder nur erlangen können, wenn sie sich mit dem reformatorischen Grundbegriffe von der Kirche so innerlich vermählen, wie es uns in manchen einzelnen Ausführungen des Vortrages gezeigt worden ist. Auf der anderen Seite möchte ich mir diese Tendenz des Vortrages auch deswegen zueignen, weil ich allerdings die Ueberzeugung habe, daß die evangelische Kirche der Gegenwart als Kirche ihren Aufgaben auf die Dauer nur gewachsen sein wird, wenn sie es vermag, die geistliche Beweglichkeit in sich hereinzuholen, die dort lebendig ist. Es wird niemand unter uns sein, der nicht von Herzen unterschriebe, was hier über die heilige Pflicht der Kirche gesagt wurde, ihre Organisation auszubauen und alle in ihr schlummernde Kraft ins Leben zu rufen. Aber was ihr, der Kirche, fehlt und dafür dort lebendig ist, das liegt auf einem Gebiete, welches durch die Organisation nicht erschlossen werden kann. Es ist der Geist der Initiative, auch der persönlichen Initiative. Der Gemeinschafts-

mann rückt wohl unter Umständen im Eisenbahnwagen dem unbekannten Nachbarn mit der Forderung auf den Leib: „Du mußt dich bekehren!“ Es kann nun sehr zweifelhaft sein, ob das gerade sehr klug ist und den beabsichtigten Erfolg hervorbringt. Aber der persönliche Mut, der solches zuwege bringt, ist zu loben, und der fehlt, das muß ich sagen, mir. Wir Akademiker — Pastoren sind ja auch alle Akademiker — sind ein wenig zu sehr in den Ton der gebildeten Gesellschaft hineingezogen worden; es verbietet sozusagen der Anstand, daß man den Menschen so an seiner Seele anfaßt, und darum glaube ich, wir können in der Kirche etwas lernen von dem Geiste der Initiative, der dort lebendig ist. Ich habe ferner z. B. die Ueberzeugung, daß die gewaltige Aufgabe der Gegenwart, die unserer Kirche und ihrer Organisation auf die Seele gebunden ist, die Wiedergewinnung des vierten Standes, kaum auf andere Weise möglich sein wird als dadurch, daß die Sturmkolonnen der Gemeinschaftskreise in die festgeschlossenen Wälle dieses Proletariats, wie man zu sagen pflegt, vorgeschoben werden, daß dort von Mann zu Mann, von einer Seele zur anderen sich die Kraft der Umkehr und Rückkehr entzündet. Nicht als ob ich glaubte, daß der sogenannte vierte Stand als Ganzes jemals zur Gemeinde der Gläubigen nach ihrem eigentlichsten Sinne gehören werde. Aber nur, wenn solche persönlichen Punkte des Wirkens in Christo geboten werden, nur dann wird die allgemein religiöse, sittliche Haltung dieses uns so sehr befohlenen und so lieben Standes der arbeitenden Klasse wieder uns geschenkt werden. Ich kann also im Einverständnis mit unserem Herrn Vortragenden sagen: Diese Bewegungen der Gegenwart brauchen die Kirche; aber die Kirche braucht hinwieder auch sie, und darum hoffe ich, daß dieser Vortrag zu rechter Vorurteilsfreiheit und Freudigkeit erweckt und uns alle ermutigt und ermuntert, in diese uns vielfach etwas fremdartige und doch des Geistes Gottes nicht entbehrende Welt hineinzugehen und dort die Güter der Kirche auszubreiten und von ihr her anderes dafür zu empfangen. Es würde wohl der zwölften Tagung der Allgemeinen evangelisch-lutherischen Kirchenkonferenz eine besondere Bedeutung verleihen, wenn der Vortrag in diesem Sinnen auf einen empfänglichen Boden fiele.

Soll ich noch etwas hinzufügen? Auf das Gebiet der Theologie möchte ich mich nicht verirren, aber an unsere jungen Theologen denke ich. Die kämpfen einen schweren Kampf, denen wird es nicht leicht, zumal wenn sie vielleicht noch nicht über das Wesen des πνεῦμα ἅγιον völlig klar geworden sind, das Pneumatische mit dem Kirchlichen zu vereinigen. Es wird ihnen schwer, in die Grundtendenz des Vortrages einzudringen,

die vor uns entwickelt wurde. Das Kirchliche steht ihnen vor Augen als etwas sie Beengendes und Bindendes, als ein schweres Joch, vor dem sie zurückbeben. Es wirft einer nur ungern seine akademische Freiheit weg, um, wie er sagt, sich unter ein Konsistorium zu stellen und damit in eine Enge einzutreten, die ihm vorher anscheinend wenigstens fremd gewesen war. Woher kommt das? Es legt sich da uns und nicht bloß im Blick auf andere, sondern auch auf uns selbst die Frage nahe: Sind wir wirklich reich an Geist? Wir haben Wort und Bekenntnis, aber sind wir darum auch reich an Geist? Warum faßt dieser Geist nicht jenen Nachwuchs an und gliedert ihn lebendig hinein in den Zusammenhang des kirchlichen Seins? Die Kirche ist eben wohl die Gemeinschaft des Geistes, aber in der Bewegung dieser handelnden Gottesmacht gibt es allerdings Aufstiege und Absenkungen; und es ist zu fürchten, daß wir gegenwärtig in einer absteigenden Periode des Geistesreichtums uns befinden. Während des Vortrages bemerkte ich, daß hier oben an der Wand die Ausgießung des heiligen Geistes gemalt ist. Der Wunsch geht nicht in Erfüllung, daß diese Kirche sich in jene Tempelhalle von Jerusalem verwandelt, wo das Brausen und Wehen des Geistes erscholl und wo die feurigen Zungen sichtbar wurden; aber wenn man das Chaos unseres kirchlichen Lebens und das Chaos unseres gemeinsamen religiös-sittlichen Lebens in der Gegenwart betrachtet, dann hat man allerdings den lebendigen Wunsch, daß der Geist Gottes das dumpfe Brüten fortnehme und eine geordnete, heilige, fruchtbare Gotteswelt schaffe wie am ersten Tage der Gemeinde. Ich nehme darum den Vortrag unseres verehrten Vorsitzenden auch noch unter dem Gesichtspunkte auf: er sei uns ein Bekenntnis unserer geistlichen Armut und werde uns ein Gebet um den heiligen Geist.

Prof. D. Walther-Rostock: Ein Schüler Luthers geht am liebsten auf Luther zurück, aber hier versagt Luther, hier ist ein Punkt, an dem es klar wird, daß wir nicht einfach bei Luther stehen bleiben können; denn hinsichtlich des Wirkens des heiligen Geistes hat Luther nicht so viel geäußert, ich darf wohl sagen, nicht so viel klar erkannt, wie unsere Zeit es als ein dringendes, schreiendes Bedürfnis empfindet. Ja, ich möchte auch wohl sagen, hier ist ein Punkt, an dem ich geneigt bin, Luther auch direkt zu verwerfen, trotzdem man mir nachzusagen pflegt, ich schwöre auf jedes Jota Luthers. Das ist nicht der Fall, denn, meine Herren, wie liegt die Sache? Wie hat der Herr Vortragende sich über die etwas schwärmerische Bewegung der Gegenwart geäußert? Er nahm darin doch den Geist Gottes, wenn auch in unverkennbarer Mischung an. Luther hat anders geurteilt über die, welche er Schwärmer nannte. Er hat gemeint, daß, soweit er wüßte,

noch nie ein Schwärmer bekehrt worden sei. Ich spreche es offen aus, weil ich diese Ansicht noch nicht teile, ich weiß nicht, ob sie richtig ist. Indem ich so gleichsam Luther direkt beiseite schiebe, möchte ich Sie doch bitten, das, was Luther in dieser Richtung erkannt, heilsam festzuhalten. Und da ist der entscheidende Satz, welchen meiner Meinung nach unser Herr Vortragender so herrlich ausgeführt hat, daß das Wirken des Geistes Gottes an Wort und Sakrament gebunden ist. Ich weiß nun aber nicht, ob wirklich Sie alle, trotzdem Sie gut lutherisch sein wollen, die volle Wahrheit dieses Satzes erkennen, ob Sie wirklich gar kein anderes Wirken des Geistes Gottes zugeben als das durch Wort und Sakrament vermittelte. Ich muß Ihnen sagen, mein ganzes Leben, und ich darf wohl hinzufügen, die schwere Erfahrung meines Lebens, haben mich zu der Erkenntnis gebracht, daß Luther recht habe. Ich habe den Geist Gottes bei sehr großen Entscheidungen zu mir reden lassen wollen und habe gemeint, er habe zu mir geredet, und habe hernach gesehen, das war mein eigener Geist. Es gibt, sagt Luther immer wieder, und daran müssen wir festhalten, nur einen Weg, auf dem der heilige Geist zu uns kommt, durch das heilige Wort Gottes. Und zu was für entsetzlichen Verirrungen kommen die lieben Leute, die Persönlichkeiten, die diesen Satz nicht anerkennen wollen, die nur ein unmittelbares Wirken Gottes annehmen! Das ist, wie Sie wissen werden, einfach der reformierte Begriff, wo Gott der souveräne Alleinherr ist, der keine Mittel braucht, sondern wirkt wie er will, einmal so und einmal so. Das ist nicht der Geist, nicht der Gott des Neuen Testamentes, sondern nach dem reformierten Begriff ist Gott der Erlöser und Heiliger nicht derselbe wie Gott der Schöpfer. Wir haben nur einen einigen Gott: Gott den Schöpfer und Gott den Erlöser und Gott den Heiliger. Die stehen nie im Gegensatz zueinander, und wenn Gott der Schöpfer die Menschen so erschaffen hat, wie er es getan, dann kommt nicht der Geist und Sohn und kämpft dagegen an und macht es anders, sondern der heilige Geist wirkt so, wie es Gott durch die Schöpfung gegründet hat, und durch die Schöpfung hat Gott also den Menschen geschaffen, daß auf sein Inneres nur eingewirkt werden kann durch seine äußeren Sinne, nur eingewirkt werden kann von außen her. Gott wirkt nicht auf das Innere des Menschen direkt. Ich könnte Ihnen viele Beispiele nennen, wo Menschen irre gegangen sind, die auch meinten, Gott solle durch eine gewisse innere Ansprache zu ihnen reden. Ich denke etwa daran, wie ein Dienstmädchen angeblich auf Eingebung des Geistes eine kostbare Vase zerbricht, um ihre Herrin von dem Tand dieser Zeit abzuziehen. Das ist ein schroffes Beispiel; auch von Hochgebildeten kann man ganz ähnliche

Dinge zu hören bekommen. Ich erkläre mir diese wunderliche Eigentümlichkeit dadurch, daß es sich um ein Anfangsstadium handelt, etwa um eine Erweckung, bei der ja noch immer wieder die unreinen Elemente aus der Welt noch mitspielen durch das Herz, und der Mensch kann dann noch nicht unterscheiden. Hier war es der ganz natürliche weltliche Hochmut, der sich erhob über die gnädige Frau und die gnädige Frau bekehren zu wollen und zu sollen meinte und daher auf solche Einfälle verfiel. Ich glaube, es wäre für uns wertvoll, wenn wir uns recht klar darüber würden, ob es wirklich noch einen anderen Beweis für den Geist Gottes gibt als auf dem Wege, den Gott der Schöpfer gebahnt hat.

Pastor D. Oehlkers-Hannover-Stephansstift: In großer Freude darüber, daß bei dieser Allgemeinen lutherischen Konferenz die Frage nach dem heiligen Geist und die Frage nach der Stellung der Lutheraner zur Gemeinschaftsbewegung und zur Evangelisation nicht nur angeregt, sondern in dieser Weise beantwortet wurde, möchte ich es heute einmal aus tiefstem Herzen aussprechen: Wir, die wir der Gemeinschaftsbewegung freundlich und demütig gegenüberstehen, denken nicht daran, uns völlig an englisches Wesen und reformierte Schwarmgeisterei zu verkaufen, wir denken nicht daran, uns überrennen zu lassen von einer unserem deutschen, speziell unserem niedersächsischen Wesen fremdartigen Form des Christentums, und darum sind wir so dankbar, daß es Gott der Herr unserem Prof. Ihmels gegeben hat, die alte Wahrheit unserer Kirche in neuer Weise überzeugend und gewissenschärfend auszusprechen, daß nämlich der heilige Geist wirkt durch Wort und Sakrament, und daß alles, was in der Kirche, in der Gemeinde Gottes als Wirkung des heiligen Geistes, als Aeußerung eines Lebens, das aus dem Geiste geworden ist, auftreten und gelten will, sich muß messen lassen an dem geschriebenen Worte Gottes, und daß ferner alle Arbeit, alles Wirken des heiligen Geistes der Gemeinde und ihrem Aufbau zugute kommen muß.

Aber andererseits bewegt mich dies, daß wir zur Buße gerufen sind. Ich meine, uns Lutheraner ruft diese Zeit gewaltig zur Buße, und wenn wir Allgemeine lutherische Konferenz halten, dann wollen wir uns ja einerseits fröhlich bewußt werden, was wir an dem lutherischen Bekenntnis und an der guten Sitte unserer Kirche haben, aber wir wollen uns doch auch klar machen, daß noch viel daran fehlt, was wir hätten haben können. Der heilige Geist ist da, wir brauchen ihn nicht erst durch allerlei Machinationen herbeizuzaubern; er wird jedem einzelnen, der sich seinem Wirken durch das Wort offen stellt, die Heiligung geben. Nun sehen wir einmal hinein in unsere lutherischen Kreise! Wieviel Heil ist denn da, wieviel Glaubens-

gewißheit und wieviel Heiligung des persönlichen Lebens? Daß wir zur Buße gerufen sind, auf die Kniee zu sinken und in der Stille Gott zu bitten, daß er uns für unser persönliches Leben seinen heiligen Geist gebe, daß wir uns bekehren zu Jesus Christus, der durch sein Blut uns von aller Sünde erlöst hat, und daß wir durch den heiligen Geist neue Menschen werden, dafür sind wir dankbar. Und zum anderen: Der heilige Geist gibt Gaben. Christus ist aufgefahren in die Höhe, um den Menschen Gaben zu geben. Nun nehmen wir unser Neues Testament und lesen in der heiligen Schrift und sehen, wie es in der ersten Gemeinde aussah, welche Fülle von Gaben da vorhanden war, und wir müssen uns sagen: Unsere Gemeinden sind arm! Und woran liegt das? Nicht am heiligen Geist, daß der müde geworden wäre zu geben. Es ist eine traurige Fiktion, daß man immer sagt: „Ja, für die erste Zeit waren diese Gaben nötig, aber wir brauchen sie nicht mehr". Brauchen sie denn unsere Heidenmissionare auch nicht mehr? Sind die nicht in derselben Lage wie die Apostel? Wir brauchen diese Gaben auch für die Wiedergewinnung unseres entchristlichten Volkes. Wir bitten zu wenig darum und vertrauen zu wenig darauf und lassen ihnen zu wenig Raum, wenn sie wirken wollen. Daß wir da zur Buße gerufen sind, dafür sind wir dankbar.

Noch eins! Es wurde vorhin die Hoffnung ausgesprochen, die Gemeinschaftskreise würden sich nun sagen: „Seht, die Lutheraner stellen sich freundlich zu uns, so wollen wir auch Vertrauen zu ihnen haben!" So einfach gehen die Dinge doch nicht im wirklichen Leben! Da handelt es sich immer um ein Wirken von Person zu Person. Ich meine, die Frucht, das Resultat muß das sein, daß jeder einzelne von uns sich sagt: „Ich habe zu lernen, ich habe nötigenfalls auch von einem einfachen Gemeindegliede, nicht bloß von einem Professor zu lernen, ich habe mich still hinzusetzen und zu hören, zu forschen und zu bitten, daß Gott der Herr mir ein solches Vollmaß seines Geistes für meine persönliche Wirksamkeit gibt, daß ich das Vertrauen derer gewinne, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit und die sich sehnen nach dem heiligen Geist. So von Person zu Person vollzieht sich diese Wiedergewinnung in der Gemeinde, nicht durch große Reden, durch große Beschlüsse. Und darum, um diesen heiligen Geist der demütigen Buße und der Selbstbesinnung beten wir.

Sup. Mathes-Kolberg i. Pommern: Wenn ich, der ich zur preußischen Landeskirche gehöre, das Wort ergreife, so gestatte ich auch, eine Bestätigung von dem zu sehen, was wir bekennen: Ich glaube eine Gemeinde und Gemeinschaft der Heiligen! Wenn darauf hingewiesen wurde, wie es vor 40 Jahren war, und wie es in der Geschichte ein Stück vorwärts gegangen

ist, so freue ich mich herzlich, daß wir preußischen Lutheraner uns jetzt auch mit zu der Allgemeinen lutherischen Konferenz voll rechnen dürfen, und dafür sind wir allen denen, die dazu mitgewirkt haben, von Herzen dankbar. Ich möchte aber doch nicht bloß deshalb das Wort nehmen, sondern auch darauf hinweisen, wie gerade in der Art, wie das Thema behandelt wurde, die glückliche Verbindung sich gezeigt hat: Alle Theologie muß der Kirche dienen und die Kirche kann nicht ohne die Theologie auskommen. Nur dadurch konnte das Thema so wirken und so anfassen, daß es diese Frage von vornherein nicht als eine rein theologische, sondern als eine religiöse, kirchliche Frage behandelte. — Und dann noch eine Bitte! Ich glaube, es können unsere Laien, wenn sie herangezogen werden zu der Arbeit, in der sie auch in der Gemeinschaftsbewegung stehen, sehr viel wirken, und sie tun es, soviel ich Erfahrung davon habe, sehr gern im Dienste und unter der Leitung der organisierten Kirche. Es ist auffallend, daß eigentlich die großen Fortschritte niemals von Fachleuten gemacht sind. So geht es in der Welt, und so ist es weithin auch im Reiche Gottes gegangen. Auch der einfache Mönch, zu dem wir immer wieder aufschauen, hat als Nichtfachmann doch das geleistet, was all die Fachleute in der Kurie der Päpste nicht leisten konnten. Es liegt nach Gottes Gnade ein besonderer Segen in der Wirksamkeit derer, die wir Laien nennen und die doch ebenso gute Glieder der Kirche sind wie wir; und Gott helfe, daß wir verstehen, diese recht heranzuziehen zur Mitarbeit, dann wird die Kirche davon reichen Segen haben. Ich war vor ein paar Wochen Teilnehmer einer Kirchenvisitation in einer Gegend, von der uns gesagt wurde, es sei harter Boden. Da fanden wir Spuren des Segens in Gemeinden, wo die alte Laienbewegung, die Bewegung der Brüdergemeinde, der Pietisten noch letzte Nachläufer gelassen hatte, ein Segen, den Gott der Herr auf die alte Laienarbeit gelegt hat, und Gott wird auch die neue Laienarbeit segnen; denn es wäre ein entsetzlicher Schaden für unsere Kirche, wenn beide, Träger des Amtes und der Laienwelt, auseinandergehen sollten.

Prof. D. Ihmels-Leipzig (Schlußwort): Den Ausführungen der Herren gegenüber, die zu meinem Vortrage sich äußerten, bleibt mir im Grunde nur ein Wort des Dankes übrig, und ich will offen bekennen, um der Sache willen freue ich mich, daß nicht mehr widersprochen worden ist. Mein verehrter Herr Kollege aus Erlangen hat durchaus das Rechte getroffen, wenn er annahm, daß es mir in der Tat darauf angekommen ist, die Frage heute so zu behandeln, daß sie womöglich zu einer Art Verständigung diene. Die Not der Zeit drängt uns ja, nach Verständigung zu suchen und zur Sammlung zu rufen alle die, welche mit uns den Herrn Jesum

Christum lieb haben und im Bekenntnis unserer Kirche stehen wollen. Wir können und wollen das allerdings nur so tun, daß wir dadurch der Wahrheit nichts vergeben, und danach habe ich gleichzeitig gerungen. Im übrigen ist gewiß richtig, was Herr Prof. Walther andeutete, daß man über den einen oder anderen Punkt immer verschiedener Meinung bleiben kann, auch darüber, ob man es ein wenig vorsichtiger oder nicht ausführen soll. Ich bin sogar der Meinung, daß selbst der einzelne die Sache verschieden aussprechen wird in verschiedenen Situationen. Aber bei einer öffentlichen Verhandlung wie dieser scheint mir vor allem erwünscht zu sein — wie immer man auch über Einzelheiten urteile —, daß die Lutheraner nicht den Schein erwecken, als ob wir vielleicht darum immer zu spät kommen, weil wir nicht rechtzeitig die Zeichen der Zeit verstanden haben. Das wollen wir von unseren Gegnern lernen, und in dem Sinne waren meine Ausführungen gemeint. Ich bin daher dankbar dafür, daß im großen und ganzen die Grundgedanken des Vortrages auf die Zustimmung der Versammlung scheinen rechnen zu dürfen. Dann lassen Sie uns, verehrte, liebe Freunde, auch aus diesen Verhandlungen die neue, starke Zuversicht mitnehmen: „Ich glaube an den heiligen Geist!“

Luthertum und Nationalitäten.

Von Prof. D. **Baucher.**

Ich glaube an eine heilige christliche Kirche. Diesen Satz haben wir gewiß nicht aus der menschlichen Erfahrung geschöpft. Was wir in der Welt wahrnehmen, kann weder auf das Prädikat der Einheit, noch auf das der Heiligkeit berechtigte Ansprüche erheben. Nie hätten uns weder unsere Beobachtungen noch unsere Studien auf diese Formel geführt. Es ist ein Glaubenssatz, und als einen solchen sollen wir ihn bekennen.

Wie ist aber dieser Satz gegen die mannigfachen Einwendungen der Erfahrung zu verteidigen? Die Kirche ist eine, nicht weil ihre Glieder alle gleichförmig sind, auch nicht weil sie in einer ungetrübten Eintracht zusammenleben, sondern weil sie Glieder eines Hauptes, das ist Christi, sind. Die Einheit der Kirche hat in dem Herrn ihren Grund. — Die Kirche ist eine heilige, nicht weil ihre Glieder eigene Heiligkeit besitzen, sondern weil der Körper an der Heiligkeit des Hauptes Teil bekommt. Einigkeit, Heiligkeit sind Gaben des Herrn, und als solche besitzen diese Prädikate die höchste Realität, eine göttliche, nicht eine unvollkommen menschliche.

Dieser Glaubenssatz wird aber nicht von allen in diesem Sinne verstanden. Die römische Kirche findet die Einheit und Heiligkeit in ihrer hierarchischen Ordnung. Reformierte Gemeinden wollen beide Prädikate durch die Kirchenzucht gegen das Verderben schützen. In derselben Linie weiterschreitend beanspruchen viele Schwärmer, daß die Kirchenglieder durch die Heiligung einen dem Haupte homogenen Körper bilden. Ihnen allen sind Einigkeit und Heiligkeit der Kirche der Heiligkeit des Einen Herrn parallel, nicht von ihm abgeleitet.

Darum ist in allen diesen Gruppen der Satz: „Ich glaube an eine heilige christliche Kirche", bloß ein Scheinbekenntnis. Die Bedingungen, an welche diese Prädikate gebunden sind, sind erwünscht, erhofft, erstrebt,

aber nicht verwirklicht. Die katholische Hierarchie ist zu einem beständigen Kampf genötigt, und die Niederlagen, die ihr nicht erspart bleiben, bedeuten eigentlich für sie praktische Verneinung der Aussage: „Ich glaube an eine heilige christliche Kirche“. Der Reformierte andererseits sollte eigentlich bekennen: „Ich glaube, daß eine heilige christliche Kirche werden soll“. Der Lutheraner allein kann mit voller Wahrheit bekennen: „Ich glaube an eine heilige christliche Kirche“; denn es gibt nur einen Herrn, und von ihm kommt eine Heiligkeit, die vollkommen ist, weil sie die Heiligkeit des Herrn ist.

Diese eine heilige christliche Kirche aber, wenn man sie oberflächlich beobachtet, erscheint unter der Gestalt der Mannigfaltigkeit. Auf der ganzen Erde verbreitet zeigt sie in ihrem äußeren Aussehen eine große Buntscheckigkeit, und wer klare Unterscheidungsnormen nicht besitzt, kann oft in Verlegenheit geraten, wenn er zu entscheiden hat, was wirklich zur Kirche gehört und was nur den Schein der Zugehörigkeit zu ihr besitzt. Solange man nach dem Kriterium der empirischen Verwirklichung urteilt, wird man meist unschlüssig bleiben. Und wenn man nach der Heiligkeit der Glieder fragt, wird man gar zur Verneinung dieses Prädikates gedrängt.

Wer aber mit dem Grundsatz, daß die Kirche keine andere Heiligkeit als die Heiligkeit des Herrn besitzt, operiert, ist imstande, eine klare Lösung der Frage zu erreichen. Die Kirche ist heilig, insofern sie an den Gaben des Herrn festhält. Mit anderen Worten: sie ist heilig, wenn sie imstande bleibt, ein treues Zeugnis von der geoffenbarten Wahrheit abzulegen und jene erhaltenen Gaben dem Willen des Gebers gemäß zu verwalten. In allem, was vom Herrn kommt, soll also die Kirche immer und überall sich selbst gleich bleiben. In der Verwaltung der Gnadenmittel, in der Predigt des Wortes Gottes, in der Ausspendung der heiligen Sakramente Christi darf keine Abweichung stattfinden.

Diese Gaben des heiligen Geistes sind den Menschen anvertraut, die Menschen aber sind nicht einfache Abbilder eines Modells, sondern als lebendige Glieder einer Familie zeigen sie neben den Aehnlichkeitszügen der Verwandtschaft auch unterschiedliche individuelle Züge. Es entstehen also Verschiedenheiten, und nach dieser Seite hin erscheint die Kirche nicht überall sich selbst gleich.

Manche sind geneigt, zu denken, daß diese Verschiedenheiten an sich eine Schwäche, einen Mangel bezeichnen. Unmöglich können wir solches zugeben. Daß keine Einförmigkeit in der Kirche herrscht, ist eine notwendige Folge der Tatsache, daß die Kirche einen lebendigen Körper bildet. Eine tote Masse kann aus gleichförmigen Teilchen bestehen. Ein lebendiger

Körper besteht nicht aus Teilchen, sondern aus Gliedern. Und naturgemäß hat jedes Glied seine besondere Funktion und kann dieser Funktion nur unter der Bedingung genügen, daß es seiner Aufgabe gemäß beschaffen ist.

Man darf also nicht einfach behaupten, daß die Unterschiede in der Kirche auf lauter Schwachheiten und Fehlern beruhen, sondern man soll die Beschaffenheit dieser Unterschiede genau prüfen und sie dann beurteilen. Was mit der Heiligkeit der Kirche sich nicht verträgt, ist abzuweisen; was dagegen zu den Leistungen jedes Gliedes beitragen kann, soll als gottgewollt gelten. Beständige Uniformität verträgt sich mit dem Begriff des Lebens nicht, und daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde schuf, bedeutet gewiß nicht, daß alle Menschen bloße Abgüsse nach einem Modell sein sollen. Schon vor dem Sündenfall hat Gott den Menschen als Mann und Weib geschaffen, und die Ordnung in der Schöpfung sollte nicht in der Gleichförmigkeit, sondern in der Harmonie der Bestrebungen bestehen.

Zu diesen gottgewollten Unterschieden hat freilich die Sünde andere hinzugefügt, und die rechte Unterscheidung dieser beiden ist nur da möglich, wo der richtig verstandene Grundsatz der Heiligkeit festgehalten wird. Die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen ist sehr groß; der Versuch, sie vollständig zu beschreiben, wäre ein gewagtes Unternehmen. Zeiten, Orte, Kultur, soziale und politische Verhältnisse ꝛc. tragen das ihrige bei, daß Verschiedenheiten im Aeußeren der Kirche entstehen, und ihre Legitimität an sich kann am allerwenigsten der Lutheraner bestreiten, da er, mehr als alle anderen, die Freiheit des Christenmenschen in dem Reiche der Gnade betont.

So weit aber das Feld ist, wo diese Unterschiede sich ausbreiten können, so findet es doch seine Grenzen in der Gemeinschaft mit dem Herrn. Alles, was mit dieser Gemeinschaft verträglich ist, kann zu berechtigten Besonderheiten Anlaß geben; alles dagegen, was diese Gemeinschaft beeinträchtigt, soll ausgeschlossen bleiben, und nach diesem Kanon sind nun alle weiteren Unterschiede zu beurteilen.

Von diesem Standpunkte aus werden wir die Lösung des uns gestellten Problems versuchen. Vor allem müssen wir festhalten, daß die Nationalität ihren berechtigten Platz in dem Reiche Gottes auf Erden beanspruchen darf. Auch das kann eigentlich der Lutheraner allein vollkommen würdigen. Für den Römischen bleiben immer die Nationalitäten mehr oder weniger eine unliebsame Hemmung für die unumschränkte Herrschaft der Hierarchie. Und auch der Reformierte mit seiner abstrakten Fassung der Dinge kann schwerlich an den Lebensbedingungen der Nationalitäten eine ungeteilte Freude haben. Viel besser als jede andere kann die lutherische Kirche in

dieser Ordnung des organischen Leibes der Menschheit die Hand des Gottes der Ordnung erkennen. Ohne mich weiter mit den Katholiken zu beschäftigen, will ich nur bemerken, wie die reformierte Kirche, soweit sie noch ihre Grundlehre der absoluten Prädestination bekennt, eigentlich keine anderen Klassen in der Menschheit als die Auserwählten und die Nichtauserwählten anzuerkennen vermag. Aber Luther mit seiner organischen Auffassung der Stände und Aemter in dem Menschengeschlecht ist imstande, die verschiedenen Instanzen zwischen dem einzelnen und dem Reich Gottes besser zu würdigen. Familie, Gemeinde, Volk sind für ihn aufsteigende Stufen in der Leiter, die von unten heraufsteigt, und wenn diese Stufen wegfielen, würde die Menschheit, weit entfernt einen organischen Körper zu bilden, in einen chaotischen Zustand der Unordnung versinken. In dieser Ordnung findet sich die Vorbedingung aller wahren Freiheit. Die heutigen Erscheinungen auf dem politisch-sozialen Gebiete liefern dafür die ergreifendste Illustration. Kommunismus und Internationalismus behaupten, daß sie die unterdrückte Menschheit zur Freiheit führen wollen. Weil aber diese beiden Richtungen ihr Werk mit Zerstörung des nationalen Staates und der Familie beginnen, arbeiten sie ihrem vermeintlichen Freiheitszweck direkt entgegen. Wenn sie den Sieg davontrügen, würde der einzelne der beschützenden Obhut der Familie und der Nation beraubt, der unumschränkten Tyrannei der Masse preisgegeben.

Was der weltlichen Gesellschaft nachgesagt werden kann, gilt auch von der kirchlichen. Lokalgemeinde und Nationalkirche sind für die Freiheit des einzelnen Christen der sicherste Schutz, auch dafür liefert uns die Geschichte eine Illustration in der Tyrannei der römischen Hierarchie. Daß die Sünde diese heilsamen Anstalten oft genug verdorben hat, will ich nicht leugnen. Wie die Familie kann die Ortsgemeinde unter der Tyrannei eines einzigen Wüterichs leiden; die Nationalität kann unter einer cäsareopapistischen Regierung ihres naturgemäßen Segens beraubt werden. Es können auch die Familie und die Nationalität durch die Engherzigkeit des Hasses die anderen Familien und Völker als Feinde und nicht mehr als zusammenhängende Glieder desselben Körpers ansehen. Das alles aber ist sündliche Krankheit; wenn diese Anstalten gesund sind, bleiben sie von solchen Uebeln frei und liefern zu der Arbeit des Reiches Gottes einen gesegneten Beitrag.

Welcher ist aber der spezifische Beitrag, den wir von der Nationalität erwarten dürfen? Es scheint mir, daß man ihn in zwei Richtungen suchen kann. Einerseits, da keine Nationalität in vollem Besitze des ganzen Reichtums der natürlichen Gaben Gottes ist, kann immer die Berührung des Evangeliums mit neuen nationalen Anlagen neue Gesichtspunkte eröffnen

und Vertiefung in dem Verständnis einiger Seiten des Evangeliums zur Folge haben. Andererseits bringt die gegenseitige Durchdringung des Evangeliums und eines nationalen Wesens das Evangelium einem fremden Volke näher und erlaubt diesem, das Heil vollkommener zu erfassen, als es ihm ohnedem möglich gewesen wäre. Der Eintritt des Evangeliums in ein neues nationales Gebiet ist vor allem der größte Segen für die betreffende Nation; er kann aber auch einen Gewinn für das Verständnis des Evangeliums unter den Menschen mit sich bringen. Und dies ist der Fall nicht nur, wenn es sich um ein Kulturvolk handelt. Ich bin fest überzeugt, daß wir auch zu ähnlichen Erwartungen mit den heidnischen Völkern, die von unseren Missionaren die Heilspredigt hören, berechtigt sind. In diesen Kinderseelen, wenn sie einmal durch Jesum Christum von der Schuld gereinigt sind, wird das Evangelium in einer Weise widergespiegelt, aus welcher wir gewiß manche ungeahnte Züge der Liebe Gottes einmal bewundern werden.

Sind diese Bemerkungen wahr, so wäre es ganz töricht, die Nationalität zugunsten der Oekumenizität unterdrücken zu wollen. Im Gegenteil soll man die Nationaleigentümlichkeiten liebevoll behandeln, weil sie für manches Schöne und Unerwartete eine Pflegestätte werden können. Es genügt, daß man das Eindringen sündiger Elemente der Nationalität in das christliche Wesen eines eroberten Volkes hemmt.

Wenn dies gelingt, ist es keineswegs für eine Kirche ein Nachteil, daß sie einen ausgesprochen nationalen Charakter an sich trägt. Im Gegenteil schöpft sie aus der Tiefe ihres nationalen Bodens eine Kraft und eine Frische, die man vergebens bei leicht verpflanzbaren Gewächsen suchen wird. Nur soll man beständig darüber wachen, daß jedweder Uebergriff der nationalen Sonderinteressen in das heilige Gebiet der Lehre vermieden werde. Das nationale Prinzip darf die Lehre befruchten, nicht ersetzen, und eine Union verschiedener Bekenntnisse durch ein nationales Band wäre ebenso falsch und ebenso gefährlich wie eine Verschmelzung verschiedener Nationalitäten unter der Herrschaft einer Hierarchie. Nationalität kann und soll der Verbreitung der reinen Lehre helfen, aber nie darf sie die reine Lehre antasten, noch viel weniger ersetzen.

Die Sache kann aber falsch verstanden werden. Es meinen heute viele, daß der Entwickelungsgang der Geschichte, indem er die Kirche Christi in eine Vielheit von Kirchenkörpern geteilt hat, von Gott gewollt war. Um die Menschheit, behaupten sie, zu ihrem Gott zurückzuführen, muß das Heil in mannigfachen Gestalten angeboten werden, so daß das katholische Christentum, das reformierte, das lutherische, alle eine relative Berechtigung besitzen.

Dagegen müssen wir entschieden Protest einlegen. Wie die anderen Mannigfaltigkeiten im Menschenleben kann die Nationalität nützlich auf die äußeren Verhältnisse einwirken; die reine Lehre aber muß überall rein bleiben und jede Lehrabweichung wird zu einer sündigen Akkommodation. Verfassung, Gebräuche, Riten können und sollen auch nicht überall gleichförmig sein. Eines aber muß überall und in allen Zeiten dasselbe bleiben, nämlich das Evangelium. Die Formen, unter welchen die Gnade den Menschen angeboten wird, können größere oder kleinere Veränderungen erleiden; die Gnadenmittel aber, Wort und Sakrament, sollen über diese bunte Mannigfaltigkeit schlechthin erhaben bleiben. Da sie von Gott gegeben sind, müssen sie notwendig überall rein behalten werden, und die Kirche Christi ist nur heilig da, wo das reine Wort Gottes gepredigt und die Sakramente rein verwaltet werden Die Treue gegen das uns anvertraute Pfand soll uns vor jedem Synkretismus, vor jeder Union mit Abscheu zurückschrecken lassen. In seiner unergründlichen Weisheit hat der Herr zugelassen, daß die Menschen seine Wahrheit oft entstellten. Wem aber der heilige Geist diese Wahrheit offenbart hat, der darf sich in keinen Kompromiß mit der falschen Lehre einlassen. Und zwischen den geoffenbarten Wahrheiten eine Auswahl treffen, von gewissen Stücken behaupten, daß man sie beliebig annehmen oder fallen lassen darf, wäre eine arge Vermessenheit sündlichen Hochmuts. Alles, was Gott gesagt hat, ist Gottes Wort und an die Totalität des Wortes Gottes ist der Gläubige gebunden. Die Lehre muß unangetastet bleiben; die Nationalität darf auf ihr nicht herumkorrigieren.

Nur auf die Art, diese sich selbst gleichbleibende Lehre allen Menschen nahe zu bringen, kann die Nationalität einen fördernden Einfluß üben. Wie das geschehen soll, sagt uns von Anfang an die Heilsgeschichte. Der Prozeß der Heilsgeschichte zeigt uns, wie Gott ein Volk zum Träger seiner Verheißungen auserwählt hat, während er die Masse der Menschheit in der grausigen Finsternis des Heidentums jahrtausendelang wandern ließ. Bis zur Erfüllung blieben die positiven Heilsgedanken und Heilsvorbereitungen Gottes in dem engen Rahmen des Volkes Israel eingeschlossen und, als die gnädige Erfüllung kam, blieb sie vorläufig auch ganz auf den jüdischen Boden beschränkt. Unter den ersten Jüngern mußte das Bewußtsein der Universalität des Werkes Christi zur Reife kommen, ehe die Sonne des Evangeliums auf der ganzen Welt aufgehen konnte. Erst nach der Vorbereitung kam die Zeit, wo das organische Wachstum des Evangeliums die Schale des jüdischen Partikularismus zerbrechen konnte, und was unter dem Schutze nationaler Grenzen geboren war, leuchtete glänzend, heilsam für das ganze Geschlecht der Kinder Adams.

Einen ähnlichen Prozeß machte auch die Reformation durch. Sie ist auf deutschem Boden geboren. Dort hatte der Herr den Boden für sie bereitet, dort hat er den Samen wachsen lassen, und die Reformation war zuerst eine deutsche im eigentlichsten Sinne des Wortes. Wenn je ein echtes Kind des deutschen Volkes geboren ist, so ist es unser Luther. Nicht nur glänzt in ihm alles, was man als besondere Vorzüge deutschen Wesens schätzen soll, sondern selbst was in der deutschen Art dem Ausländer mehr oder weniger befremdlich erscheint, findet sich auch mit ausgesprochenen Zügen bei ihm. Ich möchte beinahe sagen, daß Luther den deutschen Mann κατ᾽ ἐξοχην darstellt. Und dem Eigentümlichen in seiner Persönlichkeit begegnet man auch in seinem Werke wieder. Das Deutschtum war aber nur das Gefäß, in welches das edle Getränk des reinen Evangeliums gegossen war. In diesem Gefäß sollte das Evangelium bewahrt bleiben, um allen Heilsbedürftigen zur rechten Zeit das lebendige Wasser, das den Durst aller Gläubigen auf ewig stillt, zu spenden.

Ist aber dieser deutsche Charakter Luthers und des Luthertums nicht ein Hindernis für seine erobernde Wirkung? Wird nicht dadurch unsere Kirche in ein weniger günstiges Verhältnis zur Missionsarbeit als andere gerückt? Bei einer oberflächlichen Betrachtung könnte man meinen, daß dies der Fall sei. Wer aber die Sache näher ansieht, kommt zu einem entgegengesetzten Resultat.

Die Nationalität ist keine künstliche Schranke, die die Menschheit willkürlich in Gruppen zerteilt. Sie ist vielmehr eine natürliche, sachgemäße Erweiterung der Familie und erscheint als ein wesentliches Moment der göttlichen Weltordnung. Sie bereitet für die Pflanze des Evangeliums den nahrhaften Boden, in dem es Wurzeln schlagen und zu kräftigem Wachstum gelangen kann.

Eines aber muß man zugeben. Was national bestimmt und gewissermaßen beschränkt ist, wird nicht leicht auf einem anderen nationalen Boden heimisch. Die Verpflanzung kostet große Mühe. Ist sie aber gelungen, so haftet die Pflanze desto fester auf dem neuen Felde. Wenn wir die Geschichte unserer Kirche mit der der anderen Kirchen vergleichen, nehmen wir gewiß wahr, daß Romanismus und Calvinismus sich viel rascher außerhalb ihrer Geburtsstätten verbreitet haben. Denn Romanismus und Calvinismus finden in den ungläubigen sündigen Menschen viel mehr Anknüpfungspunkte als die reine Lehre der Gnade. Darum konnten sie sich mit einem oberflächlicheren Christentum begnügen; sie forderten eine weniger gründliche Umwandlung des Herzens. Ihr Wachstum konnte schneller vor sich gehen. So kommt auch das Gras unserer Wiesen früher

zur Reife als die Eiche unserer Wälder. Kommt aber der Winter, so verdorrt das Gras, während die Eiche zwar ruht und wie erstorben erscheint und sich doch in der Winterstille zu der schönen Belaubung des kommenden Frühlings vorbereitet.

Vor ihrer mächtigen Entfaltung blieb die Eiche längere Zeit klein, und die Dornen erschienen mächtiger als sie. Die Dornen versuchen auch ihr Mögliches, um die Eiche zu ersticken, und leider ist es ihnen auch mehr als einmal gelungen, die zarte Baumpflanze zu unterdrücken. Auch die lutherische Kirche ist von den Dornen bedroht worden, und Gottes Wille war es, daß unsere Väter zur Verteidigung gezwungen wurden.

Selbst was in der Schroffheit unserer alten Polemiker uns Moderne bisweilen unangenehm berühren kann, war gottgewollt, um die Grenzen bestimmt zu markieren. Solange der Mensch vom Evangelium bloß sentimental berührt ist, bleibt er im Herzen Synkretist. Es war eine geschichtliche Notwendigkeit, daß Wachtposten gerüstet auf den Wällen standen! Und die Zeit dieses Wachtdienstes ist noch keineswegs vorüber!

Hier in Deutschland erfahren Sie nur zu schmerzlich, wie reich an Waffen die Rüstkammer der Gegner ist und wie mit allen Mitteln, manchmal mit offener Gewalt, öfters mit List, gegen die reine Lehre gekämpft wird. Sehr oft versteckt sich die Offensive unter einem scheinbar harmlosen Ansehen. Bei vielen sieht es aus, wie wenn der Angreifer ein Friedensstifter und der Angegriffene ein Friedensstörer wäre. Und wir in der Fremde haben es auch mit Leuten zu tun, die uns brüderlich umarmen und verschlingen wollen, die uns Hartnäckigkeit und Engherzigkeit vorwerfen, weil das Verschlungenwerden uns nicht als das summum bonum erscheint. In einem katholischen Lande, sagt man uns, soll der Protestantismus als eine Einheit den römischen Angriffen widerstehen. Und leider übt auf manchen dieser Sophismus eine bedauernswerte Anziehungskraft aus. Viele wollen nicht verstehen, daß eine Kirche nur dadurch widerstandsfähig ist, daß sie fest auf ihrem Bekenntnis steht. Wer mehr oder weniger von modern-theologischen Ideen berührt ist, bleibt gegen die Vorteile und die Gnade der reinen Lehre blind und taub. Sollten diese Leute mit der Leitung einer Armee betraut werden, würden sie wahrscheinlich meinen, daß der Artillerist keine Kanone, der Kavallerist kein Pferd, der Infanterist keine Flinte in die Schlacht mitnehmen, sondern daß sie nur alle Waffen haben sollen.

Da unsere Kirche aus Gnaden zum Träger des reinen Evangeliums bestimmt worden ist, ist sie ökumenisch. Denn der Herr will nicht, daß sein Evangelium ausschließliches Vorrecht einer einzigen Nation bleibe.

Am Pfingstfest sprengte das Wort Gottes die Schale einer einzigen Sprache. Es soll fernerhin in allen Sprachen gepredigt werden.

Mit einer einfachen Uebersetzung aber wäre das Ziel nicht erreicht. Für die deutschen Lutheraner ist ihr Luthertum mit ihrem deutschen Wesen innig verwachsen. Es ist für sie eine nationale Religion geworden. Um seiner ökumenischen Aufgabe zu genügen, soll es nicht fremde Kleider anziehen, sondern in allen Volksgebieten wirklich und voll national werden. Seine Oekumenizität soll sich nicht in der Ablegung des Nationalen, sondern in der Aufnahme und Veredelung desselben erweisen.

In den Ländern, wo die Einführung des Luthertums mit der Einwanderung deutscher Kolonisten Hand in Hand ging, wie in Nordamerika, lag die Versuchung nahe, das Luthertum zu verteidigen, indem man das Deutschtum so rein wie möglich bewahrte. Gewiß hatte dies Verfahren seine Legitimität. Für das erste Geschlecht der Emigranten war dies selbstverständlich. Doch war es nicht zu vergessen, daß auf die Dauer jede Kolonie von ihrer Umgebung sprachlich absorbiert wird. Und man sollte beizeiten den Uebergang vorbereiten, sonst geht man bitteren Enttäuschungen entgegen. Je treuer man in einem echt deutschen Sinn für die ersten Kolonisten sorgt, desto mehr muß man achtgeben, nicht zugleich einer kirchlichen Auswanderung der Kinder, die sich in dem alten deutschen Gebäude nicht mehr zurechtfinden, Vorschub zu leisten. Ist einmal die alte Muttersprache vergessen, so ist auch, wenn man nicht zur rechten Zeit Vorsorge getroffen, die alte Kirche verloren, so wird das heranwachsende Geschlecht der Gefahr, mit einem Male kirchlich heimatlos zu werden, ausgeliefert. Erst wenn die Pflanze in ihrer neuen Heimat heimisch geworden ist, ist sie imstande, Sonne und Regen, Schnee und Gewitter getrost auszuhalten.

Erst dann kann auch die Kirche missionierend tätig sein. Die Nationalität, die zuerst eine Grenze für die Kirche war, wird dann vielmehr eine Pflegestätte. Mit diesem Worte „Pflegestätte" wird der hohe Wert der Nationalität ausgedrückt und doch zugleich den Gefahren eines engherzigen Partikularismus vorgebeugt. Die Pflanze der Kirche soll nicht in einem Treibhause gepflegt werden, allein der kluge Gärtner wird sie zuerst nur mit Vorsicht der Witterung aussetzen. Um dieser schwierigen Aufgabe zu genügen, muß er im klaren sein über die Merkmale, die der Pflanze wesentlich sind, und diejenigen, die unter einem neuen Klima neue Formen annehmen dürfen.

Die alte nationale Stütze voreilig abtragen, wäre gefährlich. Doch muß man nicht zu schüchtern in den Prozeß eingreifen. Die erste und

in vieler Hinsicht wesentlichste dieser Stützen ist die Sprache. Ein sehr enges Band verbindet die Sprache mit den Gedanken, die in ihr ihren Ausdruck finden. Dieses Band ist so enge, daß jede Uebersetzung mehr oder weniger einer Verkleidung ähnlich ist. Uebersetzen ist gewiß notwendig. Es kann aber nur der Anfang sein, und es muß früher oder später die Zeit, wo man in der neuen Sprache lutherisch denkt und fühlt, kommen. Wenn das Evangelium zum Heil aller Menschen gegeben ist, so muß die Heilswahrheit in allen Sprachen verkündigt werden können, und wenn eine Sprache zuerst ungeschickt in dieser Verkündigung sein kann, so muß sie eben derart gebildet werden, daß die frohe Botschaft des Heils in ihr endlich frohen Ausdruck finde.

Mit einer neuen Sprache können aber auch verkehrte Gedanken, die bisher mit dieser Sprache verbunden waren, sich an die evangelische Botschaft heranschleichen. Darüber muß man ernstlich wachen. Die Gefahr des Synkretismus ist stets vorhanden. Wie kann man ihr widerstehen und das Gedeihen der lutherischen Kirche in einem neuen Sprachgebiete, soweit es menschlich tunlich ist, sichern? Leider kann ich das Programm dieser Tätigkeit nur kurz skizzieren.

Das Werk kann vollkommen heißen, wenn Männer einer Nation die evangelische Lehre erfahrungsmäßig in ihrem durch die Nationalität bestimmten Gemüt erleben, wie Luther sie erlebt hat. Es wäre eigentlich wünschenswert, daß jedes Volk seinen Luther habe, nicht freilich in dem Sinne, als ob das Evangelium in jedem Volk neu zu entdecken wäre. Was Gott der Welt durch Luther gegeben hat, ist ein für allemal gegeben, und keine Wiederholung ist not. Was aber not ist, das ist eine solche Vereinigung des Evangeliums und der Nationalität in einer Persönlichkeit, daß das Volk seinen nationalen Charakter in der Verkündigung eines solchen Mannes wiederfinde.

Was aber ist zu tun, wenn und solange Gott uns solche Männer nicht sendet? Vor allem muß man klar wissen, was von dem ursprünglichen Luthertum in einer neuen Nationalität unverändert bleiben muß, was im Gegenteil von den nationalen Zügen modifiziert werden kann. Was unverändert bleiben muß, das ist die reine Lehre. Was Wort der Offenbarung ist, kann unmöglich einer Veränderung, die eine Verfälschung wäre, ausgesetzt sein. Die Lehre, die Gnadenmittel sollen überall auf der Erde unangetastet bleiben. Wo hingegen die nationalen Eigentümlichkeiten einen berechtigten Platz beanspruchen können, das ist in äußeren Dingen, Verfassung, Riten, Gebräuchen. Wie die Kirche der Vorzeit Formen für die Darstellung der evangelischen Wahrheit geschaffen hat, so sollen noch

heute entsprechende Formen geschaffen werden, und die Sitten und Riten, die in anderen Zeiten und in anderen Nationalitäten in Gebrauch waren, sind für uns ein Gegenstand der Pietät, der Liebe, nicht aber einer sklavischen Nachahmung. Gewiß wird man keine Veränderung willkürlich vornehmen, aber wo eine Veränderung für eine ersprießliche Verkündigung wünschenswert erscheint, wird man ohne Aengstlichkeit von der christlichen Freiheit Gebrauch machen.

Also, was die Lehre betrifft, ist eine schlechthinnige Treue absolut geboten, sonderlich da geboten, wo die Kirche von anderen Kirchen umgeben ist. Die Union ist immer und überall Untreue und Verleugnung der Wahrheit, und ihre Folge ist notwendig eine sündige Abstumpfung der reinen Lehre. Aber auf einem nationalen Boden, wo das Luthertum erst zu akklimatisieren ist, würde das Resultat einer solchen Untreue noch ein verhängnisvolleres sein. Ich will nicht sagen, daß wir im alltäglichen Verkehr mit anderen hart und abweisend sein sollen, im Gegenteil halte ich für wünschenswert, daß wir gegen diejenigen, die wir für die reine Lehre gewinnen wollen, uns liebenswürdig und liebevoll beweisen. Wir sollen das Luthertum anziehend darstellen. Aber je mehr wir uns im Verkehr zuvorkommend zeigen, desto mehr sollen wir in allem, was die Kirche angeht, uns unlenksam und schroff benehmen. Es darf niemand in dem Wahn, daß bloße Schattierungen unsere Kirche von anderen trennen, bestärkt werden.

Wenn wir aber dankbar bekennen, daß wir reichlichere Gaben empfangen haben, sollen wir selbstverständlich auch stets uns bewußt bleiben, daß mit reicheren Gaben auch größere Pflichten verbunden sind. Gehen wir wirklich in der reinen Lehre den anderen voran, so würden wir nicht zu entschuldigen sein, wenn wir nicht auch die ersten in einem heiligen Leben wären.

Bei andersgläubigen Menschen müssen wir den Eindruck erwecken, daß wir von herzlicher Liebe erfüllt sind, und doch wage ich zu sagen, daß es wünschenswert ist, daß sie uns als engherzige Leute betrachten. Die scheinbare Engherzigkeit ist eine Bedingung der wahren Weitherzigkeit. Wer wirklich liebt, kann die Verirrungen der von ihm Geliebten nicht mit Nachsicht betrachten. Er soll sie aus ihren Verirrungen retten, und dazu ist Strenge vonnöten. Nehmen wir also getrost den Tadel der Engherzigkeit hin, sorgen wir nur dafür, daß wir dabei die wahre Wärme des liebenden Herzens bewahren! Wir sind unter den Menschen Sendboten des Heils, und wir dürfen unsere Botschaft nicht alterieren lassen.

Eine der dringendsten Pflichten ist daher die Vorbereitung einer genuin-lutherischen Literatur. Uebersetzungen können einen wichtigen Beitrag

dazu liefern, werden aber nicht völlig genügen. Eine Literatur, deren Wurzeln ihre Nahrungssäfte aus dem nationalen Geiste schöpfen, ist absolut notwendig. Wissenschaftliche Bücher könnte man leichter entbehren als volkstümliche Schriften und Erbauungsbücher. Die Sache liegt für uns französische Lutheraner sonnenklar vor. Bei unserer kleinen Zahl sind oft unsere Leute für ihre Erbauungslektüre auf Bücher reformierten Ursprungs angewiesen, und daraus entsteht eine große Gefahr. Unwillkürlich werden die einfachen Leute mit Gedanken, die mit der Kirche unverträglich sind, genährt. Das Bedürfnis, in einem genuin-lutherischen Erbauungsbuche Befriedigung zu suchen, ist vielfach gar nicht vorhanden.

Höchst wichtig ist es weiter, den Kirchengebräuchen eine Form zu geben, die in den Einfältigen das Bewußtsein von, oder wenigstens das Gefühl für die Unterschiede erweckt. Denn die Formen sind für die meisten Menschen das Vehikel der Lehre. Es ist also klug gehandelt, daß die Kirchenbücher, die Kirchenlieder 2c. den Unterschied gegenüber den Nebenkirchen gehörig ins Licht stellen. Daß es gemeinsame Lieder in unserem Gesangbuche und in den reformierten Sammlungen gibt, bleibt mir ein Dorn im Auge. Nicht daß ich in manchem dieser Lieder etwas direkt zu tadeln habe. Sie tragen aber das ihrige dazu bei, daß unsere schlichten Leute im Wahn einer ganz engen Verwandtschaft erhalten werden; das bedeutet einen Ansatz zur künftigen Union. Meine Aussage kann vielleicht etwas hart klingen. Ich bin aber fest überzeugt, daß für eine noch junge Kirche, deren Glieder allerlei Unionsversuchungen ausgesetzt bleiben, eine gewisse Steifheit in ihrer Haltung zur kirchlichen Treue unbedingt gehört.

Selbst die Uebersetzungen der heiligen Schriften müssen in diesem Sinne von der Kirche überwacht werden. Nicht freilich so, daß es uns erlaubt sein sollte, unseren konfessionellen Standpunkt in die Schrift hineinzutragen. Wir halten an unserer Lehre fest, gerade weil wir überzeugt sind, daß sie die einzig schriftgemäße ist. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß Dolmetscher, die einem anderen Bekenntnis huldigen, unwillkürlich vielleicht manche Stellen, die uns wichtig sind, abstumpfen. Mit dem rationalistischen Hintergrund seines Standpunktes kommt der Reformierte bald zu der stillschweigenden Behauptung: Es ist nicht möglich, daß die Schrift dies anders sage, also sagt sie es nicht. Für diese Erscheinung wäre es leicht, Beispiele anzuführen, welche die Forderung rechtfertigen würden, daß die Kirche die Uebersetzungen, die in einer anderen Kirchengemeinschaft entstanden sind, sorgfältig überwacht und eventuell revidiert.

Das alles aber, und auch alles übrige, das man noch weiter bemerken könnte, das sind nur Früchte des Baumes. Was vor allem nottut ist dies, daß der Baum Lebenskraft habe, und diese Kraft kann er nur aus der echt lutherischen Wahrheit ziehen. Was ist aber lutherischer Saft? Zur Charakteristik muß ich mich mit einem Wort begnügen, und für dieses Wort greife ich nur auf die herrliche Erklärung Luthers in Marburg zurück: Es ist ein anderer Geist in ihnen. Auf einer Seite das Evangelium der reinen Gnade, des lauteren Wortes Gottes, der unverfälschten Sakramente, auf der anderen Seite ein mühsam erbautes gesetzliches und logisches System. Bei uns ist alles, was wir sind und glauben, Lehre, Leben, Gebräuche, Ausfluß des Geistes. Und wenn die äußeren Formen national begrenzt sind, der Geist ist ökumenisch, universal menschlich, weil er göttlich ist. Wenn die lutherische Kirche auf nationalem Boden gedeihen soll, ist es die Aufgabe, nicht die kirchlichen Gebräuche mechanisch zu verpflanzen; es ist der Geist, der sich selbst überall die geeigneten Formen schaffen wird. Wo der lutherische Geist ist, da ist die lutherische Kirche nicht außer und über den Nationalitäten, sondern in den Nationalitäten selbst, überall da zu Hause, wo er lebendig und rein sein Werk zum Heil der Seelen verrichtet. Und das soll nicht nur in einigen Ländern und unter einzelnen Völkern geschehen. Gott will, daß sein Reich auf der ganzen Erde ausgebreitet und verkündet werde.

Wenn ich mit solcher Entschiedenheit von der lutherischen Lehre und Kirche zeuge, so könnten vielleicht etliche meinen, daß mein Zeugnis etwas hochfahrend und unbescheiden erklingt. Ich muß es zugeben; wir sind dem geistlichen Hochmut in dem Maße ausgesetzt, als wir unsere Kirche ausschließlich lieben. Die Weisheit Gottes hat aber dieser Versuchung zum Hochmut ein mächtiges Korrektiv zugesellt, nämlich die ungeheuere Größe der Aufgabe. Wenn wir etwas hochfahrend von unserer Kirche urteilen, bleibt es unvermeidlich, daß diese riesige Aufgabe: die ganze Welt für das Evangelium zu erobern, in uns ein entgegengesetztes Gefühl erweckt. Was sind wir, was ist selbst unsere Kirche in ihrer äußerlich gedemütigten Gestalt im Vergleich mit einem solchen Werk? Wir sind keineswegs gewachsen. Wenn wir aber treu im Glauben bleiben, haben wir die Verheißung, daß Gott diese elenden Werkzeuge, wie wir sie sind, zu einem Liebeswerk brauchen wird, das nicht unser Werk, sondern sein Werk ist.

Die evangelisch-lutherische Kirche und die Heidenmission.

Von D. G. Haccius.

Das Evangelium unseres Herrn Jesu Christi, und damit auch das Zeugnis und Bekenntnis seiner Kirche ist nicht national, sondern ökumenisch, — es ist nicht für ein Volk allein bestimmt, so innig wir Deutschen uns unseres D. Martin Luther und unserer lieben lutherischen Kirche freuen und so von Herzen dankbar wir dafür sind. Das betonen wir Christen auf das nachdrücklichste, während die heidnischen Völker ihre Religion als Nationalreligion ansehen. Die nationale Auffassung der Religion ist deshalb ein Herabsinken auf eine niedrigere Stufe. Das Evangelium führt uns höher hinauf. Es versetzt uns in die weltumfassende Gemeinschaft Gottes, in welcher die Menschen aus allen Völkern in Christo Gottes Kinder und untereinander Brüder sind. Von dieser Erkenntnis ist es nur ein Schritt, und zwar ein mit zwingender Notwendigkeit folgender Schritt zur Heidenmission.

Ich soll Ihnen zeigen, wie die Kirche Christi, insbesondere die evangelisch-lutherische Kirche, unter den Völkern arbeitet, die wir nun nicht nach ihrer verschiedenen Nationalität ins Auge fassen, sondern nach dem, was bei allen Menschen die Hauptsache ist, worin sie vor allem eins und gleich sein sollten, worin aber die allergrößte Verschiedenheit, ja die schmerzlichste Zerrissenheit herrscht: nach ihrer Religion. Es ist Sprachgebrauch geworden, sie in dieser Hinsicht mit dem Namen Heiden zu bezeichnen, was dem lateinischen pagani entspricht und diejenigen benennt, die draußen auf dem Lande, auf der Heide leben, die Unwissenden, die keine Erkenntnis der Weisheit und der Wahrheit haben. Man versteht darunter dem Monotheismus gegenüber die dem Polytheismus, dem Pantheismus und dem Atheismus hingegebene Völkerwelt.

Dieser sollen alle, welche die Offenbarung des allein wahren, lebendigen Gottes besitzen, ihre Erkenntnis vermitteln, wie bereits aus dem

Alten Testament hervorgeht. Wie klar und bestimmt ist der Missionsgedanke schon in den ältesten Weissagungen und besonders durch den Propheten Jesaja ausgesprochen! Vor allem aber ist das Evangelium des Herrn Jesu durchaus ökumenischer Art, und die gesamte Kirche, nicht zum wenigsten die, welche sich nach dem Evangelium nennt, hat die Aufgabe und Verpflichtung der Heidenmission. Diese ergibt sich aus dem allgemeinen Gnadenrate Gottes, aus dem universalen Missionsbefehle wie aus dem Erlösungswerke und der alleiniger Mittlerstellung des Herrn Jesu als des Heilandes aller Menschen und als des Lammes Gottes, welches der Welt Sünde trägt. Sie ergibt sich aus dem Wesen, Leben und Reichtum der Kirche Christi und aus der Haushalterschaft der christlichen Gemeinde, welche der Herr zum Lichte für die Heiden gemacht hat und zum Salze der Erde. Sie ergibt sich aus dem Glaubensleben, aus der Liebe und Dankbarkeit und aus der Barmherzigkeit der evangelischen Christenheit. Und da ist kein einzelner und keine Gemeinde und Gemeinschaft ausgenommen. Man spricht von den verschiedenen Charakteren der Kirchen, und es ist etwas Wahres daran. Fast eine jede Kirchengemeinschaft hat ihre Eigenart, wie in dem Irrtum, so auch in der Wahrheit, obschon bei etlichen die Irrlehre den Rest von Wahrheit derartig überwuchert hat, daß er zu ersticken in Gefahr ist. Freilich ist in der Wahrheit keine Verschiedenheit; sie ist allezeit und überall nur die eine, göttlich geoffenbarte, wie sie durch den Geist Gottes von den geheiligten Gottesmenschen verkündigt und in der heiligen Schrift uns aufbehalten ist, vor allem die Wahrheit in Christo Jesu, dem Sohne Gottes. Aber in der Auffassung und in der Verkündigung derselben beobachten wir eine Entwickelung, bei der die Zeitverhältnisse, die Geschichte und die Eigenart der Völker mitsprechen, und bei der Lüge und Wahrheit, Glaube und Unglaube, Hochmut und Demut, Gehorsam und Herrschsucht miteinander in heißem Kampfe liegen. So ist es zu verschiedenen Kirchengemeinschaften und Sekten gekommen, unter denen die evangelisch-lutherische Kirche mit ihrem Charisma der Lehre, mit ihrer deutschen Bibel und mit ihrem Kirchenliede die Knospe zur vollen Blüte entfaltet hat. So hat die lutherische Kirche in ihrer mehr innerlich gerichteten Art ihre Stärke, während in ihrer äußerlichen Gestaltung ihre Schwäche liegt. Und ist sie in solcher ihrer Eigenart so recht eigentlich die Säule und Grundfeste der Wahrheit, so ist sie damit nicht etwa dispensiert von der Missionstätigkeit unter den Heiden, gleichsam als ob sie das Ministerium des Innern zu verwalten hätte und andere hätten es mit dem des Aeußeren zu tun. Vielmehr gerade aus ihrer Gabe, Kraft und Gnadenstand ergibt

sich erst recht eine kräftige Mitarbeit in der Heidenmission und liegt ihr eine besondere Verpflichtung und Verantwortung ob.

Lange Zeit hatte sie das nicht erkannt — besonders in der Periode, in welcher sie um die Lehre zu kämpfen und zu ringen, dieselbe auszubilden und in ihren Bekenntnissen darzulegen und klarzustellen hatte. Die Kirche der Reformation trieb keine Heidenmission. Wer sind wir, ihr das zum Vorwurfe zu machen! Ihre Aufgabe nach innen, das fehlende richtige Verständnis der Missionsstellen in der heiligen Schrift und der Missionsgeschichte und der Mangel an Berührung mit der Heidenwelt waren die Ursache. Und Luther war nicht der Gründer der Kirche, sondern nur ihr Reformator; er hatte als solcher eine, ob auch noch so große, so doch beschränkte Aufgabe und konnte und wollte nicht maßgebend für die Kirche sein. Nur einer ist ihr Meister, das ist Christus; an den hat Luther sie immer verwiesen. Und als dieser zum Missionsverständnis führte, da begann sie im Anfange des 18. Jahrhunderts von Dänemark und von Halle aus ihre gesegnete Missionsarbeit in Indien, die freilich in der Winterzeit des Rationalismus wieder zu erfrieren drohte. Aber mit dem Frühling des neuen Glaubenslebens im Anfange des 19. Jahrhunderts erwachte auch die Missionsliebe aufs neue und trieb frische schöne Blüten. Und als die lutherische Kirche sich auf ihre Schätze besann und ihre besondere Aufgabe verstand, da kam es zuerst in Dresden und Leipzig und dann in Hermannsburg zur Gründung besonderer lutherischer Missionsanstalten und Gesellschaften.

Die Stadt, in der wir tagen, und das Jahr unserer Versammlung erinnert uns an Männer wie Pastor Petri in Hannover und Louis Harms in Hermannsburg. Deshalb hat man gewünscht, daß bei der Allgemeinen lutherischen Konferenz in Hannover eine Stimme aus Hermannsburg laut würde, welche in dankbarer Erkenntnis der Herrlichkeit der evangelisch-lutherischen Kirche ihren besonderen Beruf zur Heidenmission und ihre Missionsarbeit vor den Genossen des Glaubens darlegte zur Belebung und Stärkung des Missionssinns unserer evangelisch-lutherischen Gemeinden. Dazu lasse der Herr mein geringes Zeugnis in Gnaden gesegnet sein!

Es ist unsere Ueberzeugung, daß wir in der Entwickelungsgeschichte der christlichen Kirche mit unserer lieben evangelisch-lutherischen Kirche durch Gottes Gnade und Geist auf die Berge Israels geführt sind und auf der Höhe stehen. Nicht, daß wir uns des vor den anderen überheben wollten! Aber wir wären ungeratene und undankbare Kinder, wenn wir nicht

unsere Mutter für die höchste und beste halten wollten, wie eine Königin unter den Frauen.

Zwar Fremde zeigen uns ihre Mängel, und mancher eigene Sohn deckt pietätlos ihre Fehler auf. Es läßt sich auch hier und da einer mutlos machen und irreführen, kehrt ihr kleingläubig den Rücken und sucht bei anderen Macht und Herrlichkeit, äußere Einheit oder innere Gemeinschaft. Leichtfertig gibt er die Schätze preis, die er in unserer Kirche haben könnte, um nachher zu sehen, daß er Glasperlen gefunden hat statt Edelsteine, Menschliches und Weltliches statt des Himmlischen und Göttlichen. Es ist eine gefährliche Zeit, in der wir leben, eine Periode dieser Welt, in welcher das äußerliche Weltwesen die Herzen verblendet und der Sinn für das Reich Gottes unserem Volke zu entschwinden droht, eine Zeit, in der so mancher Ussah die Bundeslade mit dreister Hand berührt und Gottes Wort und Sakrament verachtet wird. Da ist dann kein Verständnis für die hehre Braut des Herrn, weil sie seine verachtete Gestalt tragen muß bei aller inneren Schöne; weil sie die Magd ist, die dienen muß hienieden. Deshalb ärgert man sich an ihr; und da, wo sie am reinsten und am schönsten ist, da findet sie am wenigsten Verständnis und am meisten Verachtung. Darum wollte der Geist der Zeit, wie Claus Harms sagt, durch eine Kopulation sie glücklich machen und sie zu Ansehen und Ehren bringen; man wollte Roms Einheit, Macht und Herrlichkeit gegenüber sie stark und mächtig machen durch die Verbindung der beiden großen protestantischen Kirchengemeinschaften in der unierten Kirche. Und diese Union sieht man in weiten Kreisen als einen Fortschritt an, während wir sie als einen Rückschritt, als eine unkirchliche und innerlich unwahre Vereinigung beklagen und bekämpfen und es schmerzlich bedauern, daß der Unionismus auch in den lutherischen Landeskirchen um sich greift und immer wieder neue Wunden reißt. Es ist in diesen Tagen mit ernsten Worten von mancherlei Sorgen und Nöten die Rede gewesen. Ich muß darauf hinweisen, daß es auch in den Kreisen der lutherischen Kirche, welchen mit mir wohl die meisten lutherischen Missionare und viele der treuesten Missionsfreunde angehören, Gewissensnöte und Sorgen gibt, die wir nicht übersehen dürfen, und daß, wie für die Innere so auch für die Aeußere Mission, bei allem innerhalb gewisser klarer Grenzen berechtigten Streben nach gemeinsamer Arbeit eine Gefahr in dem Zusammenschlusse der Kräfte liegt, die Gefahr nämlich der Abschwächung des Bekenntnisses, der Verschleierung des Gegensatzes und damit der Verleugnung der vollen ganzen Wahrheit, die der Herr der lutherischen Kirche als reiche Gnadengabe geschenkt hat und die wir als teuerwertes Erbe

von unseren Vätern überkommen haben, während die Kraft der Kirche doch einzig und allein in dem treuen Festhalten an Gottes Wort und Sakrament und in dem lauteren und freudigen Bekenntnis des Glaubens liegt. Es ist betrübend, wie wenig Verständnis dafür in unserem lutherischen Christenvolke vorhanden ist. Die lutherische Heidenmission hat darunter zu leiden, daß die Kinder unserer Kirche ihre Grenzen nicht kennen und daß infolgedessen so viel Zersplitterung der Kräfte vorhanden ist. Wenn wir die zehn Pfund, welche der Herr der lutherischen Kirche gegeben hat, recht als lebendiges Eigentum besitzen, wie werden wir dann damit wuchern! Wenn wir wie Luther das Bekenntnis unserer Kirche so recht innerlich erleben, wie wird es uns dann zu lebendigen Zeugen machen und uns sonderlich jetzt in der großen Missionszeit bei den vielen offenen Türen in der Welt zur Missionsarbeit im Geiste und Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche treiben! Dann ist uns die lutherische Heidenmission wie Graul und Louis Harms eine ganz selbstverständliche Sache, und wir können nicht anders, wir müssen die Missionare als „lutherische Christen und Diener der Kirche aussenden, um die Herrlichkeit unseres Gottesdienstes, die reine Lehre und das reine Sakrament unserer Kirche und die Macht unseres Gesanges, diese unermeßlichen Schätze unserer Kirche, unseren heidnischen Brüdern unverkümmert mitzuteilen", wie Harms es in seinem zweiten Missionsberichte ausgesprochen hat.

Was hat der Herr uns in unserer lutherischen Kirche gegeben! Mit ihrem Formal- und Materialprinzip und der lebendigen Einheit beider, die nicht äußerlich nebeneinanderstehen, sondern innerlich verbunden die lichtvollen Brennpunkte ihrer gesamten Lehre und alles kirchlichen Lebens und Handelns sind, steht sie als die Säule und Grundfeste der Wahrheit einzigartig da unter den Völkern. Ruhend auf der heiligen Schrift und aus ihr schöpfend, ist ihr das Wort Gottes Licht und Kraft, Regel und Richtschnur, Heil und Leben. Und in dem Wort und Sakrament hat Christus als der alleinige Mittler und Herr in ihr die ihm allein gebührende zentrale Stellung, die nicht verdunkelt wird durch einen Stellvertreter oder durch ein Priestertum oder durch die Gemeinde oder durch kirchliche oder gar politische Persönlichkeiten. Jesus Christus, der menschgewordene Gottessohn, für uns gestorben und wieder auferstanden, unser Erlöser und Versöhner, und die Vergebung der Sünden durch den Glauben an ihn — das ist das Herz der gesamten evangelischen Lehre und Predigt, von dem aus alle andere Lehre Licht und Kraft erhält. Wie hat unsere Kirche in ihren Bekenntnissen die Klarheit und Fülle dieser Lehre zum

Ausdruck gebracht! Mit welcher Entschiedenheit hat sie dieselbe den Andersgläubigen gegenüber dargelegt! Und mit welcher Gewißheit und Freudigkeit hat sie ihren Glauben bekannt, mit einer Heilsgewißheit, die sie nicht aus ihr selber hat, die nicht etwa ein deutscher Zug oder ein Erbteil Luthers ist, sondern die gewirkt ist durch den heiligen Geist, und die in schwerer Arbeit und in heißen Anfechtungen erkämpft und bewahrt ist — von der Gemeinde sowohl wie von den einzelnen Seelen, die immer wieder in und mit der Gemeinde dieses größte und höchste Erlebnis erfahren: die Vergebung der Sünden durch Jesu Blut und die Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben an ihn, welchem dann die Erneuerung und Heiligung im Glauben folgt und zuletzt die Vollendung und Krönung des Glaubens in dem ewigen Leben.

Wie stellt die lutherische Kirche bei aller starken Betonung des subjektiven Glaubens doch vor allem die objektive Gnade in den Vordergrund und lehrt die Wirkung des heiligen Geistes in und an den Seelen lediglich durch die Gnadenmittel, wodurch sie aller Schwarmgeisterei den Eingang wehrt, die Gemeinde wie den Einzelnen vor falschen Wegen bewahrt und sie sicher leitet zu dem lauteren Brunnen Israels! Und wie schließt sie dadurch die Gemeinde zu einer wahren, inneren Gemeinschaft zusammen, — nicht zu einer nur durch die Gemeinsamkeit subjektiven Glaubens und christlichen Empfindens verbundenen Gemeinschaft kleinerer Kreise, bei welcher der sichere Grund und das feste unzerreißbare Band fehlt, sondern zu einer durch die heilige Taufe, durch das Wort Gottes und durch das heilige Abendmahl im Glauben und in der Liebe Christi verbundenen Gemeinde und Kirche; darin liegt etwas ungemein Großes und Festes! Es ist ein Band von Gottes Geist gewoben und nicht von frommen Menschen allein. Wie lebt diese Gemeinde aus und in Gottes Wort! Die heilige Schrift ist ihr das Schwert und das Bekenntnis ihres Glaubens ihr blanker Schild, der Katechismus Dr. Martin Luthers ist ihr täglich Brot, und das Lied der Kirche ist ihre Lust und ihr Lobgesang. Und wie steht sie da, fest gegürtet und wohl ausgerüstet mit dem Geiste der Wahrheit, als eine Meisterin und Lehrerin der armen, belogenen und betrogenen heidnischen Völkerwelt! In ihrem Reichtum und Vollbesitz der göttlichen Gnadengüter als Verwalterin der Schlüssel und als Vermittlerin der Schätze des Himmelreiches hat sie das kräftigste Motiv zur Heidenmission. Sie hat die Pfunde empfangen, um damit zu wuchern, und den Reichtum, um ihn der Armut mitzuteilen. Sie muß ihr Licht leuchten lassen in der Finsternis, und der geistliche Lebensstrom muß vom Zionsberge hinabfließen in die Todeswelt. Das

ist das Königsgebot des Herrn und das innerliche Lebensgesetz der Kirche, wie ein Naturgesetz.

In dem Heidentum mit seinen verschiedenen Religionen sieht sie nicht eine Stufenleiter vom Naturzustande zur Kultur, von unvollkommener zu vollkommener Wahrheit, auf der das Christentum die höchstentwickelte und bisher unüberbotene sei unter den Religionen! Wie dieses die göttlich geoffenbarte, vollkommene, unübertreffliche Religion ist, die Religion, in welcher allein Begriff und Wesen der Religion lebendig wird, so ist ihm das Heidentum nicht die natürliche religiöse Unterstufe, aus der dann etwa Konfutse und Buddha oder Mohammed zur Mittelstufe sich erhoben hätten, sondern es ist ihm Abkehr von der Wahrheit, Abfall von dem einen wahrhaftigen Gott, es ist Abgötterei, Unglaube und Aberglaube, es ist Sünde und Schuld. Denn es ist nicht nur eine Erkenntnisverirrung, sondern eine Willensverkehrung, eine Verderbtheit des Herzens. Und was sich von geringen Wahrheitsmomenten in den heidnischen Religionen findet, ist nicht selbst erworben, sondern ist ein Rest der göttlichen Uroffenbarung, der uns willkommene Anknüpfungspunkte bei der Heidenpredigt bietet, der aber bei seiner Verdunkelung und bei der verkehrten Sinnesrichtung der Heiden nicht keimfähig und triebkräftig genug ist, sich zur vollkommenen Wahrheit zu entfalten und den Heiden aufzuhelfen zur Buße und zur Selbstbekehrung. Und gerade die Ueberzeugung von der Einzigartigkeit, Absolutheit und Vollkommenheit des Christentums und von der vollständigen Verlorenheit, Hilf- und Heillosigkeit des Heidentums, die Beobachtung, wie sehr die Heiden geknechtet sind von der Macht der Lüge und von der Obrigkeit der Finsternis, und daß sie nicht etwa nur an einer vorübergehenden Kinderkrankheit leiden, sondern daß sie sich in einem Todeszustande befinden, dem sie mit Leib und Seele, mit Familie und Volk, mit ihrer Religion und mit ihrem gesamten Wesen verfallen sind, — diese Ueberzeugung ist das andere kräftige Missionsmotiv für die evangelisch-lutherische Kirche.

Und einem solchen Heidentum gegenüber hat sie mit ihrer besonderen Gnadengabe auch ihre besondere Missionsaufgabe, sowohl im Vergleich mit den katholischen und den anderen protestantischen Gemeinschaften, als auch im Verhältnis zu der eigenartigen Missionsweise anderer Zeiten und anderer Völker, z. B. der Engländer und Amerikaner. Wir müssen dabei stets im Auge behalten, daß die christlichen Konfessionen nicht nur durch einzelne Unterscheidungslehren voneinander geschieden sind, sondern durch ihre Grundanschauung und Gesamtauffassung. Wie nahe kamen Luther und Zwingli sich in Marburg! Scheinbar nur wenige Lehrsätze trennten

sie voneinander. Aber — „Ihr habt einen anderen Geist als wir", sagt Luther; und so ist es bis auf den heutigen Tag. Das hat die Kirchengeschichte bewiesen; und das sehen wir in der Heidenmission.

Wie so ganz andersartig ist die Missionsarbeit der römischen und der griechisch-russischen Kirche! Als die allein seligmachende, hierarchisch verfaßte Episkopalkirche mit ihrer Spitze im Papst oder in dem Zar tritt die Kirche nicht als die Magd des Herrn, die den Heiden zur Seligkeit dienen will, unter die Völker, sondern als Herrscherin und Gebieterin über die Religion und über die Gewissen, will die Seelen in erster Linie für die Kirche und für den Papst oder für den Zar gewinnen und damit dann auch für Gott, will die Massen der Heiden in ihr Machtgebiet aufnehmen und dieses ausbreiten, will weniger das Heidentum innerlich überwinden, als vielmehr äußerlich umgestalten und sich akkommodieren, und ist in den Mitteln dabei nicht wählerisch. Oft sind auch gewaltsame Kuren, wenn sie nur den Zweck erreichen, diesen Kirchen recht. Und wie einheitlich und machtvoll ist besonders die Heidenmission der römischen Kirche organisiert! Wie zielbewußt und tatkräftig dringt sie vor und drängt sich überall auch in die Arbeitsfelder anderer Missionen ein, um ihre Vorarbeiten für sich nutzbar zu machen und jene zu verdrängen — eine höchst gefährliche Konkurrentin!

In letzterer Hinsicht gleichen ihr die Sekten in ihrer Missionsarbeit, die ebenfalls in anderen Teichen fischen und keine Grenzen kennen. Aber ihr Standpunkt, ihre Motive, die Methode und das Ziel sind andersartig. Ohne Verständnis für die Kirche, die da ist der organische Leib des Herrn, für das geordnete Predigtamt, für die Heilsordnung und für die Gnadenmittel, ja mit Mißachtung der Sakramente huldigen sie einem oft schrankenlosen Spiritualismus und Subjektivismus, behaupten eine unmittelbare Wirksamkeit des heiligen Geistes und binden diese doch an eine willkürliche Methode, fassen bald ausschließlich die einzelnen Seelen ins Auge, bald suchen sie eine Massenwirkung zu erzielen, wollen erwecken und bekehren, ohne zu erbauen und zu bewahren. Deshalb sind ihre Missionserfolge oft vorübergehend und nicht kirchenbildend; und nicht selten endigt, was im Geist begonnen war, im Fleisch.

Zum größten Teile — das läßt sich nicht verkennen — sind die Sekten auf reformiertem Boden entstanden; und das ist zu begreifen, wenn man bedenkt, daß die von den Schweizern ausgegangene Reformation es nicht zu einer reformierten Kirche gebracht hat, die es nirgends gibt. Die Reformierten sind doch genau genommen nur ein Konglomerat von zahlreichen Kirchenparteien der verschiedensten Färbung. Man stelle

nur Zürich und Genf, die anglikanische Hochkirche und die schottische Freikirche einander gegenüber, die englischen 39 Artikel und den deutschen Heidelberger Katechismus! Aber die Grundanschauung ist doch bei allen die gleiche, und der fremde Geist tritt überall hervor: in der Lehre von der Gnadenwahl und der Bekehrung wie in der einseitigen Betonung des Formalprinzips, in dem gesetzlichen Zuge und in der Auffassung des Sonntags, in der Geringschätzung der Gnadenmittel und des Predigtamtes wie in der Lehre von der Person Christi, — Unterscheidungslehren, die nach lutherischer Auffassung den Kern des Glaubens treffen und die kirchliche Gemeinschaft wie die freudige zuversichtliche Missionsarbeit hindern.

Dem allen gegenüber betont und bekennt die lutherische Kirche die erkannte und erlebte Wahrheit, hat ihre Lehre aufgestellt und die Gegenlehre verworfen. Aber bei aller Wahrung ihres Besitzstandes und ihres Wirkungskreises achtet sie doch das Kirchen- und Arbeitsgebiet der anderen von dem Grundsatze aus, daß nur Christus gepredigt werde allerlei Weise, und treibt keine Propaganda unter den anderen Kirchengemeinschaften, wie Rom und die Russen, wie die Sekten und leider auch die Union. Klar und fest im Geiste und eng im Gewissen, ist sie doch weit im Herzen. Es kommt ihr nicht auf die Erweiterung des lutherischen Kirchengebietes an, sondern auf die Predigt des Evangeliums von Christo und auf die Ausbreitung des Reiches Gottes. So treibt sie keine Schwertmission, sucht keine Massenwirkung durch heroische Zerstörung der Tempel und der Götzenbilder, durch äußere Einwirkung auf die Sinne, durch Schenkungen und Gewährung von allerlei Vorteilen, auch nicht durch psychische Machtwirkung, durch stürmische Bedrängung der Seelen, durch Erregung der Gefühle und der Leidenschaften; — das eine ist so gefährlich wie das andere.

Auch nimmt die lutherische Kirche in ihrer Heidenmission die richtige Stellung zum Staate ein mit ihrem Verständnis für das rechte Verhältnis von Kirche und Staat und für die Selbständigkeit und Unabhängigkeit beider voneinander innerhalb des jedem eigentümlichen Gebietes, und auch wieder für die Gemeinschaft beider, für das rechte Verhältnis von Obrigkeit und Untertanen, für die richtige Wertschätzung des Nationalen und für die ökumenische Bedeutung der Kirche. Dadurch ist sie imstande, in der wichtigen Kolonialbewegung sicher ihren Weg zu gehen und die für die Heidenmission oft so schwierigen Probleme derselben ruhig und unparteiisch zu entscheiden. Sie besitzt darin einen Schutz und Wehr gegen die Verstaatlichung, gegen die Nationalisierung

und gegen die Verweltlichung der Mission, Gefahren, die entschieden für die anderen Missionen größer sind.

Erfreulich ist es, daß vieles von dem, was wir von der lutherischen Kirche und ihrem Missionsbetriebe sagen, mehr und mehr auch von anderen protestantischen Missionen anerkannt und befolgt wird. Und mit Genugtuung stellen wir fest, daß in denselben der lutherische Geist und die lutherische Art einen weitreichenden Einfluß hat, welcher besonders bei den deutschen evangelischen Missionen und auf der kontinentalen ökumenischen Missionskonferenz erkennbar ist. Bei aller Ablehnung des lutherischen Konfessionalismus leistet man doch dem Geiste der lutherischen Reformation in vieler Hinsicht willige Heeresfolge. Und wenn man andererseits unserer lutherischen Kirche mit ihrer Heidenmission Engherzigkeit vorwirft, so können wir doch nicht anders; es würde undankbar und untreu, es würde auch unbarmherzig und lieblos sein, wenn wir den reichen Gewinn, den unsere Kirche in schwerer Arbeit und heißen Kämpfen errungen hat, den Heiden vorenthalten wollten. Wo wir in der Heimat vorwärts gekommen sind, wie sollten wir da in der Heidenwelt wieder rückwärts gehen! Wir werden doch z. B. in Afrika nicht in der Weise der Sulu mit der Spitzhacke den Acker bereiten und nur Amabela, das ist Kaffernkorn, aussäen, sondern wir bringen ihnen unseren Pflug und Egge und unsere beste Saat. So wollen wir ihnen auch bringen, was unsere lutherische Kirche durch Gottes Geist empfangen, erlernt und erarbeitet hat. Da es Gottes Gabe und Gnade ist, haben auch die Heiden einen Anspruch, nicht nur auf das Christentum im allgemeinen, nicht nur auf das Urchristentum, sondern auf das Christentum der evangelisch-lutherischen Kirche, welches kein anderes ist als jenes, sondern nur seine Entfaltung. So wollen wir uns nicht irre machen lassen, sondern wollen auch fernerhin die Heidenmission nach dem Bekenntnis und in dem Geiste der evangelisch-lutherischen Kirche treiben mit gutem Gewissen und in getroster Zuversicht.

Welches ist das Ziel und wie ist der Missionsbetrieb in der Heidenmission der lutherischen Kirche? Das Ziel ist ein individuelles und persönliches, und wiederum ein universales und allgemeines. Jede einzelne Seele fassen wir ins Auge, sehen sie aber nicht allein und für sich, sondern im Zusammenhange eines Ganzen: der Familie, des Stammes, des Volkes, ja der Menschheit. Und wie die Mission die einzelne Persönlichkeit einem Ganzen entnimmt, so muß sie dieselbe auch wieder in ein solches versetzen. Dabei handelt es sich nicht nur um eine Rettung und Versetzung des Menschen aus dem Bereiche des Heidentums in das Reich Gottes, so daß jenes neben diesem fortbestände, sondern um Aus-

breitung des Himmelreiches und um völlige Ueberwindung des Heidentums. So ist das Ziel der Missionsarbeit im Sinne der lutherischen Kirche freilich zunächst die Rettung der einzelnen Seelen und ihre Hinführung zu Jesu, sodann aber auch ihre Sammlung, Bewahrung, Erziehung und Vollendung in der Kirche Christi, die Bildung und Darstellung einer neuen Menschheit unter den Völkern, die Erbauung der Kirche als des Leibes Christi, und die Ausbreitung des Reiches Gottes und der Herrlichkeit des Herrn in aller Welt; wie Jesus geboten hat: „machet zu meinen Jüngern alle Völker!“ und wie Paulus in den Briefen an die Epheser und an die Kolosser sagt: „daß die Heiden Miterben seien und mit eingeleibt und Mitgenossen der Verheißung in Christo durch das Evangelium“, und schreibt „von dem herrlichen Reichtum des Mysteriums unter den Heiden, welcher ist Christus in euch, der da ist die Hoffnung der Herrlichkeit, den wir verkündigen, und vermahnen alle Menschen und lehren alle Menschen mit aller Weisheit, auf daß wir darstellen einen jeglichen Menschen vollkommen in Christo Jesu“. Da sehen wir's: das Objekt ist die gesamte Menschheit und ist wiederum jede einzelne Persönlichkeit. Es ist ein großer Unterschied, ob wir allein den Einzelnen oder ob wir ihn schon im Zusammenhange mit der Gemeinde, mit der Kirche im Auge haben; dazu gehört ein weiter, zielbewußter Blick. Dieser hat der lutherischen Mission in ihrem pietistischen Anfange gefehlt, und das hat ihr Schaden getan, den sie mit teurem Lehrgeld hat bezahlen müssen. Da waren's nur kleine Kreise, die das Missionswerk betrieben, die wenig Verständnis für die Kirche hatten und ein Sonderleben in der Gemeinde führten. Was Wunder, wenn sie keinen Blick hatten für das große Ziel! Nein, die gesamte lutherische Kirche muß eine Missionskirche sein, und das Missionswerk sollte nicht eine Privatsache, nicht eine Vereins- und Gesellschaftssache, sondern eine Angelegenheit der Kirche sein. Daß es nicht der Fall ist, ist ein Schaden und eine Schuld. Es liegt wahrlich nicht an der lutherischen Kirche als solcher und nicht an ihrem Bekenntnis, daß ihre Heidenmission, mit einzelnen Ausnahmen, besonders in den nordischen Ländern, noch den Charakter der Privatmission hat, daß sie auf Vereinen beruht und von Gesellschaften betrieben wird, die nicht organisch mit der Kirche verbunden sind. Die Ursache liegt in der geschichtlichen Entwickelung, in der Verwüstung, welche der Rationalismus vor allem in den Kreisen der Gebildeten angerichtet hat, und in der unfreien Stellung der Kirche im öffentlichen Leben und im Staate. Dadurch wurde das lebendige Christentum Konventikelsache, und seine Liebeswerke konnten nur als Privatsache

wirken in der Welt. Diese Art zeigt sich denn auch in dem gesamten Betriebe, in der Aufbringung der Mittel, in der Verwaltung und Verwendung derselben, in der Ausbildung und Aussendung der Missionare, in ihrer Prüfung und Ordination und in der gesamten Leitung und Verwaltung der Mission. Aber es ist gegen die Zeit des Anfangs eine Besserung eingetreten und ist eine erfreuliche Annäherung zu beobachten, die sich in der Kirchenkollekte und in der kirchlichen Fürbitte für die Heidenmission, in der Beachtung des Missionswerkes bei Visitationen und Synoden und in den kirchlichen Missionsstunden und Missionsfesten zeigt. Auch gibt es in der lutherischen Kirche Gemeinden, in denen die Heidenmission nicht mehr die Sache einzelner, sondern eine allgemeine Angelegenheit der Kirchgemeinde geworden ist. Und ich darf wohl sagen, daß gerade das im wesentlichen Louis Harms zu verdanken ist, dem es gegeben und gelungen war, durch sein Zeugnis und durch seine ganze Persönlichkeit einen mächtigen Einfluß auf das Volk zu gewinnen und aus seiner eigenen Gemeinde eine lebendige Missionsgemeinde zu machen, um die sich dann eine große lutherische Missionsgemeinde gebildet hat. Und dankbar wollen wir es bezeugen: die Missionsgemeinde, die gegenwärtig hin und her in der lutherischen Kirche vorhanden ist, leistet Großes in der Kraft des Glaubens, in opferfreudiger Liebe, in unermüdlichem Eifer, in unwandelbarer Treue und in ihrer Fürbitte; sie ist wahrlich eine Betgemeinde, und man kann es merken, daß die Heidenmission ihr eine Herzenssache und dieses Liebeswerk ihr Lebenswerk ist.

Unsere Missionare sind denn auch zum größten Teile Kinder unserer Missionsgemeinde; leider sind jedoch wenig akademisch gebildete unter ihnen, was mit dem vorhin beklagten Mangel und mit dem gegenwärtigen Stande der theologischen Wissenschaft zusammenhängt. Selbstverständlich kommt es uns vor allem darauf an, Missionare zu haben, die in lebendigem Glauben stehen. Aber wir hüten uns, die Bekehrung nach einer bestimmten Methode zu verlangen, und in dem Bewußtsein, daß wir nicht ins Herz sehen können, lassen wir uns an ihrem eigenen Bekenntnis in Wort und Wandel und an den Zeugnissen der Eltern, Lehrer und Seelsorger genügen und prüfen, ob sie die nötigen Gaben für den Missionsberuf empfangen haben. Dann suchen wir ihnen die erforderliche Ausbildung zu geben durch allgemein wissenschaftlichen, durch sprachlichen, durch theologischen und durch missionarischen Unterricht, wobei die heilige Schrift in der Ursprache gelesen und erklärt und die Lehre nach den Bekenntnissen der lutherischen Kirche mit möglichster Berücksichtigung der Entwickelung der theologischen Wissenschaft behandelt wird. Sobann er=

achten wir es für durchaus notwendig, die Sprache, Geschichte und Volksart der Heidenvölker, unter denen wir missionieren, gründlich zu erlernen, damit die Missionare ihnen in ihrer Muttersprache Gottes Wort verkündigen und die heilige Schrift in diese übersetzen können. Das ist echt lutherische Art. Nach vollendeter Ausbildung und dem Abschlusse derselben durch ein Examen werden unsere Missionare durch eine ordentliche Vokation und Ordination berufen, ausgesandt und angestellt und sind dann die verordneten Träger und Verwalter des Predigtamtes unter den Heiden und in der neugegründeten heidenchristlichen Kirche; Freimissionare kennt die lutherische Kirche nicht. Und wie sie ihre Arbeit berufsmäßig tun, so erhalten sie auch in ihrem Berufe ihren Lebensunterhalt. So entschieden wir es betonen, daß die Heidenmission in erster Hinsicht eine Glaubenssache ist und bleibt, so lehnen wir doch jene schwärmerische Glaubensmission ab, welche die Missionare ohne Halt und Gehalt ausziehen und ihre Versorgung von der unmittelbaren Fürsorge Gottes erwarten läßt. Vielmehr erkennen und fühlen wir in der lutherischen Kirche die Verpflichtung, die wir den Missionaren gegenüber haben, und suchen die Missionsgemeinde zur Erfüllung derselben zu erziehen. Und von den lutherischen Missionaren erwarten wir, daß sie nicht gleich den Kindern dieser Welt hinausziehen, um das Ihre zu suchen, sondern daß sie solche Männer sind, die ihre Seele dem Herrn dargegeben haben und die nichts anderes suchen als seine Ehre und das Heil der Heiden. So allein kommt es zu einer wahrhaft lutherischen Missionsarbeit.

Wie gestaltet sich nun dieselbe von ihrem Grunde und von ihrem Ziele aus? Die wichtigste und für die Missionsarbeit entscheidende Frage ist diese: was sollen wir den Heiden bringen? Und da ist zunächst die einfache klare Antwort: Wir sollen, dürfen und wollen ihnen nichts anderes bringen, als was wir auch empfangen haben, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes. Denn das sind wir; wir sind keine Herren, die eigenen Reichtum besitzen und die selbständig verfügen und verschenken könnten. An den Haushaltern aber sucht man nicht mehr und nicht weniger als die Treue, die nichts davontut und die auch nichts hinzutut zu dem, was ihr anvertraut und gegeben ist. Und das ist die Fülle der Gnaden, das sind die Güter des Heils und die Schätze des Himmelreichs, die der Herr seiner Kirche und uns in ihr gegeben hat zu eigenem Besitz und Seligkeit und zur Verwaltung und Austeilung an die heilsverlangenden Seelen. Diese Schätze sind enthalten in dem Evangelium und werden dargeboten und mitgeteilt durch das Evangelium. Das Evangelium aber ist das göttliche Wort von der Gnade Gottes in

Christo Jesu, von der Erlösung durch sein Blut, von der Versöhnung durch sein Opfer und von der Vergebung der Sünden durch ihn, von dem Heil für alle armen Sünder und von dem ewigen Leben für alle Todeskinder. Dieses alte, bewährte, göttliche Evangelium haben wir lauter und rein den Heiden zu verkündigen, dürfen dabei in keiner Weise dem Zeitgeiste Rechnung tragen, müssen aber auf die Entwickelung und Aufnahmefähigkeit der Völker Rücksicht nehmen, müssen deshalb mit der Milch beginnen und allmählich fortschreiten zu stärkerer Speise, müssen vor allem die Hauptstücke der christlichen Lehre treiben und dürfen hiervon nicht das mindeste zur Nebensache machen. Ein Muster und Kleinod haben wir dafür in dem Kleinen Katechismus Dr. Martin Luthers, wie keine andere Kirche und Mission ein solches aufzuweisen hat. Das ists im wesentlichen, was wir den Heiden bringen, nicht eine ausgeführte lutherische Glaubenslehre und Dogmatik, nicht neue Moralvorschriften und eine besondere Sittenlehre — was sollte das ihnen nützen? Das kann sie weder erlösen noch zu neuen Menschen machen. Wir bringen ihnen das heilsame göttliche Wort, das die Verheißung hat, das Evangelium, das eine Gotteskraft ist, selig zu machen alle, die daran glauben, die Juden und auch die Heiden. Und ob wir die größten Kulturunterschiede bei ihnen wahrnehmen: in ihrem Herzen und Gewissen, in ihrer Sündenschuld und Knechtschaft, in ihrer Erlösungsbedürftigkeit und in ihrem Todeszustande sind sie alle gleich zu allen Zeiten; da ist kein Unterschied. Deshalb ist für die gesamte Menschheit das Evangelium von Christo das alleinige Rettungs- und Heilmittel und das allein sieghafte Schwert wider die Mächte der Finsternis, und in Verbindung mit dem geschriebenen und gepredigten Worte das sichtbare Wort im Sakrament, in der heiligen Taufe und im heiligen Abendmahl. Das sind die mit Verheißung der göttlichen Gnade ausgestatteten und von dem Herrn seiner Kirche anvertrauten Gnadenmittel, deren Realität und Kraft wir gerade in der Heidenmission besonders deutlich erkennen — ich weise vor allem auf die heilige Taufe hin, die wir in der Heimat ja meistens nur als Kindertaufe im Auge haben.

Und so wichtig es ist, daß die Kirche tüchtige und treue Diener hat und soviel gerade auch in der Mission auf zuverlässige und einflußreiche Persönlichkeiten ankommt, die Hauptsache ist und bleibt nicht das persönliche Moment, sondern das Wort des lebendigen Gottes in seiner göttlichen Kraft.

In Zusammenhang damit steht sodann eine sorgfältige Lehrtätigkeit in der Unterweisung und Erziehung der Katechumenen, ihre Aufnahme

durch die Taufe in die christliche Kirche, die Pflege und Förderung der Neugetauften und ihre Sammlung in Gemeinden. In diesen richtet die Mission sodann den Gemeindegottesdienst ein, predigt und lehrt darin die Fülle des göttlichen Wortes in steigendem Maße und verwaltet die heiligen Sakramente nach der Einsetzung des Herrn und der Ordnung der lutherischen Kirche. Für den Empfang des heiligen Abendmahles bereitet sie die Neugetauften durch den Beicht- und Abendmahlsunterricht vor. Die Jugend der Gemeinde aber nimmt sie in besondere geistliche Pflege durch die katechetischen Gottesdienste, durch christliche Schulen und durch den Konfirmandenunterricht. Der Gemeinde widmet sie eine reiche Seelsorge und Seelenpflege an Armen und Kranken, an Witwen und Waisen, an Gefährdeten und Gefallenen, an Verbrechern und an Gewohnheitssündern, in Lehre und Trost, in Mahnung und Warnung, in Bewahrung und in Kirchenzucht, — nicht in der falschen Weise der römischen Kirchenstrafe, auch nicht der reformierten Gemeindezucht, sondern in wahrhaft evangelischer Weise durch rechte Ausübung des Schlüsselamtes, welche in der Missionskirche weit mehr zur Geltung kommt als in der heimatlichen Christenheit. Und weiter sucht sie ihre Gemeinden zu bewußt kirchlichen Gemeinden zu erziehen, die wissen, was sie sein sollen und was sie sind, und die es lernen, sich selbst zu unterhalten, sich zu erbauen und sich auszubreiten. So erweist die lutherische Kirche in mannigfaltiger Weise den ihr eigentümlichen pastoralen und katechetischen Charakter. Dabei zeigt sie ein gesundes Verständnis für das Volksleben und die Volkssitte. Sie will nicht eine deutsch-lutherische Kirche gründen unter den Tamulen und Telegu, unter den Sulu nnd Betschuanen. Sie will keinen bloßen Ableger des heimatlichen Baumes unter ihnen pflanzen; sie will das Reich Gottes in die Herzen der Heiden einpflanzen und den Samen des göttlichen Wortes in sie legen, der da ist voll göttlicher Lebenskraft und wächst und gedeiht und entfaltet sein Leben, nicht in vorgeschriebener Weise, nicht in germanischer, in deutscher, auch nicht etwa in sächsischer oder in Hermannsburger Art, sondern wie der Geist es will und wirkt, in mannigfaltiger Weise, bei der doch die Hauptsache stets die gleiche und die Einheit des Glaubens und des Bekenntnisses vorhanden ist, ob auch nach der Völker Sprache und Art eine noch so große Verschiedenheit herrscht; das ist die Fülle des Lebens. Darum kennt die lutherische Kirche in ihrer Mission keine Schablone, verfährt der Sitte der Völker gegenüber mit Schonung, lehnt nur ab, was wider Gottes Wort ist und mit dem Götzendienste in Verbindung steht, sucht alles andere zu reinigen, zu veredeln und zu einer christlichen Sitte zu

erneuern, zwingt die fremde, christliche Kultur nicht auf, sondern läßt soviel als möglich eine bodenständige Kultur erwachsen und so ein eigenartiges christliches Gemeindeleben entstehen. Nur so kann allmählich eine christliche Volkskirche erblühen und, wenn Volk an Volk sich reiht, eine neue Menschheit erstehen, welche das Bild Christi und damit Gottes Bild an sich trägt und, von Sünde, Tod und Teufel errettet, ewiglich lebt.

Dabei ist die lutherische Mission fern von aller Uebertreibung und Uebereilung, will keine Evangelisation im Sturmschritt und ist keine Freundin von Treibhauskulturen, die Wind und Wetter nicht vertragen, sondern ist bei aller Begeisterung und allem Feuer der Liebe maßvoll und nüchtern und kann in Geduld harren, bis der Same wächst und der Halm sich entwickelt und die Aehre sich bildet und bis sie reif wird zur Ernte. Und wenn sie auf den stufenmäßigen Fortschritt wartet und in stiller Treue auch die Kleinarbeit mit Sorgfalt ausrichtet, so ist sie in lebendiger Hoffnung des schließlichen Erfolges gewiß, nicht im Vertrauen auf die eigene Tätigkeit, sondern auf den, der gesagt hat: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig!"

Dem entspricht denn auch der Erfolg, auf den wir zum Schlusse noch einen Blick werfen müssen. Die lutherische Kirche Deutschlands treibt ihre Heidenmission durch die Leipziger, die Hermannsburger, die Neuendettelsauer und die Breklumer Mission, durch die Mission der Hannoverschen Freikirche und durch die Hildesheimer Blindenmission für China. Im Auslande sind die zum Teil blühenden Missionen Dänemarks, Norwegens, Schwedens und Finnlands lutherisch. wir hörten von einer kleinen holländischen lutherischen Mission, und von Amerika aus wird eine selbständige lutherische Missionsarbeit von seiten des Generalkonzils und der Generalsynode, der schwedischen und norwegischen Synode getrieben. Doch sind die Grenzen flüssig; manche der genannnten Missionen unterscheiden sich wenig von etlichen Missionen der unierten Kirche, die wie die beiden Berliner in ihrem Betriebe den lutherischen Missionen nahekommen. Im großen und ganzen treiben diese sämtlich die Missionsarbeit nach denselben Grundsätzen, in dem gleichen Geiste und mit dem gleichen Ziele. Das tritt auf den Arbeitsfeldern noch mehr als in der Heimat hervor. Diese sind besonders Südindien, wo die Leipziger die altlutherische Tamulenmission zusammen mit den Schweden unter Gottes Segen fortsetzen und die Hermannsburger, Breklumer und Amerikaner unter den Telugu eine gesegnete Missionstätigkeit entfalten.

Sonst sind in Asien nur noch kleinere Kreise dänischer, schwedischer, finnischer und holländischer Missionsarbeit. Die großen Missionsfelder in China und Japan sind kaum davon berührt. Und in den Ländern der ersten Christenheit, Palästina, Syrien und Persien, ist lutherischen Bekenntnisses nur die kleine mit Hermannsburg verbundene Arbeit bei Urmia. Ein Hauptgebiet der lutherischen Kirche ist seit sechs Jahrzehnten die Insel Madagaskar und Südafrika in Natal und Sululand und unter den Betschuanen in Transvaal und Betschuanaland, wo die Norweger und Hermannsburger ihre bedeutendsten Missionen haben, denen später noch die Schweden folgten, die wir auch in Nordostafrika im Sudan finden. In Südwestafrika arbeiten die Finnen unter den Owambo, und in Ostafrika seit der deutschen Kolonialperiode die Leipziger unter den Wakamba und in Dschaggaland. In Australien und in Neuguinea stehen die Neuendettelsauer in schwerer gesegneter Arbeit.

Eine genaue und sichere statistische Ueberſicht über die evangelischen Missionen des Jahres 1907 gibt es noch nicht, und eine solche der lutherischen Missionen des Auslandes ist ebenfalls noch nicht gemacht; so bin auch ich nicht in der Lage, eine Gesamtübersicht zu geben; und Schätzungen sind ein Wagnis, das keinen Wert hat. Ich will deshalb nur die Mission der deutschen lutherischen Kirche in den Kolumnen, die uns für unseren Zweck besonders interessieren, der gesamten evangelischen Mission Deutschlands gegenüberstellen. Ich gebe sie nach Raebers sorgfältiger Berechnung in Schneiders Kirchlichem Jahrbuch über das Jahr 1906 bis 1907.

Missionen	Stationen Haupt-	Stationen Neben-	Missionare männl.	Missionare weibl.	Eingeborene Gehilfen ordin.	Eingeborene Gehilfen nichtord.	Heidenchr.	Schüler	Einnahme Mk.
Leipzig	45	267	67	17	20	843	22915	13122	635523
Hermannsburg	56	157	63	3	3	289	67891	9725	410724
Neuendettelsau	11	ca. 6	23	1	—	—	784	348	88937
Breklum	8	ca. 45	17	6	—	207	9084	1406	197231
Hannover. Freikirche	8	30	10	—	—	56	4546	300	37307
Blindenmission für China	1	—	—	3	—	—	—	36	17877
Insges. 6 Luther. Missionen	129	505	180	30	23	1395	105220	24937	1387599
19 Evangelische Missionen	515	2194	890	115	176	5545	400954	116291	7216763
Insges. 25 Missionen	644	2699	1070	145	199	6940	506174	141228	8604362

Was die lutherische Kirche aufbringt, ist in Wirklichkeit mehr als die angegebene Zahl. Denn ihre Missionsvereine und Glieder senden nicht unbeträchtliche Gaben auch an andere Missionsgesellschaften; besonders an

die Brüdergemeinde und an die Goßnersche Mission und Basel fließen weitaus die meisten Missionsgaben Württembergs zu. Andererseits erhalten auch die lutherischen Missionen Gaben aus den Gebieten der Union; doch decken diese sich nicht mit jenen. Noch eins ist zu beachten: Die Einnahmen der deutschen lutherischen Missionen kommen nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus anderen Ländern, z. B. aus Rußland und aus Amerika, wo die eingewanderten Deutschen die Mission ihres Vaterlandes nicht vergessen, sondern dieselbe reichlich unterstützen.

Es ist ein buntes Bild, das wir vor Augen haben; und mit Dank gegen Gott und gegen die Brüder sprechen wir es aus: Es ist viel geschehen von der lutherischen Kirche! Und doch können wir nicht sagen: Sie hat getan, was sie konnte. Ihre Leistungen entsprechen nicht ihrem Vermögen — weder hinsichtlich der Gaben, noch der Persönlichkeiten; da muß es besser werden und muß vorwärts gehen, damit die anderen Kirchengemeinschaften, die nicht so reich sind und die nicht so starke und große Missionsmotive haben, uns nicht beschämen. Es ist wahr, was D. Warneck sagt, daß die Gaben eigentlich nicht mehr sind, als „nur ein kirchliches Almosen, welches weder der Stellung der Mission im ganzen der göttlichen Reichsbauarbeit, weder der Größe des Werkes, noch den gegebenen Türöffnungen, noch unserer Leistungsfähigkeit entspricht". Auch möchten wir wünschen und bitten, daß der Zersplitterung der Kräfte gewehrt werde und daß die Lutheraner doch vor allem die lutherische Mission unterstützen möchten. Wahrlich, die lutherische Kirche könnte bei größerer Konzentration ihrer Kräfte in der Heidenmission Großes leisten. Aber sie wird gehindert und aufgehalten durch den Mangel; dazu regt sich der Widerstand im Heidentum; und die großen Religionen der antichristlichen Welt, wie der Mohammedanismus und der Buddhismus, breiten sich immer weiter aus und kommen der christlichen Kirche vielfach zuvor. Können wir das hören ohne eine Bewegung im Herzen und ohne eine Erregung im Gewissen? Darum hebe dein Panier auf, du meine liebe lutherische Kirche, und trage dein herrliches Banner frisch und freudig hinaus in die Lande der Heiden! Und kostet es harten Kampf und bringt es uns Anfechtungen und Gefahren, nun — wir haben nicht empfangen den Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Zucht. Deshalb: Nunquam retrorsum — Suscipere et finire — so rufen uns in dieser Stadt zwei althannoversche Wahlsprüche zu! Niemals rückwärts! Anfangen und vollenden! Was wir begonnen haben in Gottes Namen, das wollen wir fortführen in dem Glauben, der Kraft hat und Freudigkeit, und in der Liebe, welche selbstlose Hingabe und unermüdliche Treue ist, in der

Demut, die weiß, daß wir nichts vermögen, und in der Hoffnung, die des Erfolges und Sieges gewiß ist in Christo Jesu unserem Herrn. Es ist eine schwere und harte Arbeit in der Wüste des Heidentums. Aber die Wüste und Einöde muß lieblich stehen, sie muß blühen und Frucht bringen den Heiden zum Heil und Gott zu Ehren. In der alten Moorkolonie unseres Landes, bei dem sogenannten Teufelsmoor, wo jetzt blühende Dörfer und reiche Felder das Auge und das Herz erfreuen, steht eine Kirche mit der sinnreichen Inschrift: „Gloria Deo in desertis!“ (Ehre sei Gott in der Wüste). Das schreiben wir auch über die neuerbaute lutherische Kirche in der Heidenwelt: Gloria Deo in desertis! Und wir wollen in ihr arbeiten in aller Treue, bis sie umgewandelt ist in Gottes Garten, bis es kein Heidentum mehr gibt auf Erden, sondern die eine, große, neue Menschheit in Christo Jesu, und bis im Himmel und auf Erden nur das eine Lied erschallt: Gloria Deo in excelsis — Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Amen.

Die Erhaltung des christlichen Religionsunterrichts in der Volksschule eine Lebens- und Zukunftsfrage der Kirche.

Von Pfr. **Sperl**-Vohenstrauß.

Die Erhaltung des christlichen Religionsunterrichts eine Frage! wenn wir das aussprechen, so ist schon genug der große Ernst der Situation gekennzeichnet, welche zu der gegenwärtigen Verhandlung den Anlaß gibt. Ein alter Kampf hat schon seit geraumer Zeit angefangen in ein neues Stadium zu treten. Die Gegnerschaft gegen die christliche Jugendunterweisung gewinnt in bedrohlicherem Umfange als früher praktische Erfolge. Fürchten wir auch vorerst bei uns noch nicht ein derartiges Regiment des Radikalismus, wie es auf katholischem Boden im Schulwesen Frankreichs und jetzt auch Italiens Tatsache geworden ist, so dürfen wir uns doch nicht darüber täuschen, daß die ausgebreiteten Agitationen, welche in verschiedenen Gestalten und Abstufungen gegen den bestehenden religiösen Charakter der Schule ankämpfen, sich in ihrer Wirkung vereinigen zu einer sehr tief gehenden Gefahr. Der atheistisch-sozialdemokratische Kampfruf nach Abschaffung des Religionsunterrichts ist schon zu bedeutender Stärke angewachsen. Die links-liberalen Wünsche nach „allgemeiner Religion" und die um einen Schatten konservativeren Reformbestrebungen im Sinne eines undogmatischen Christentums üben namentlich unter pädagogischer Flagge eine gewaltige Macht in der Lehrerwelt aus. Im Kampfe gegen den Unterricht im kirchlichen Christentum stehen alle diese Richtungen zusammen. Man denke an die Entwickelung der Dinge in Hamburg. Und was dort geschehen ist, steht als Zeichen der Zeit nicht allein. Wenn vor zwei Jahren die allgemeine deutsche Lehrerversammlung in München den Antrag der Bremer auf Abschaffung des Religionsunterrichts ablehnte, so begründete sie doch ihre Ablehnung unverhüllt mit Opportunitätsrücksichten. Jetzt scheint der geschäftsführende Ausschuß des deutschen Lehrervereins

definitiv und ohne Widerspruch aus den eigenen Reihen für eine Umgestaltung des Religionsunterrichts zum religionsgeschichtlichen Unterricht eintreten zu wollen. An sehr mächtigen Faktoren, die solche Tendenzen fördern, fehlt es nicht. In diesem Sommer ist es in Sachsen-Meiningen Gesetz geworden, daß die kirchlichen Organe von jeder Einwirkung auf den Religionsunterricht grundsätzlich ausgeschlossen sind. In solcher Weise wird bereits in einem deutschen Bundesstaate das Recht der Kirche an ihre Getauften und Konfirmanden mit Füßen getreten. Wohl sind ja anderwärts die Regierungen zu grundstürzenden Neuerungen weniger geneigt und die Volksstimmung dürfte eine sehr geteilte sein. Aber es fragt sich immerhin sehr, wohin man auf dem Wege fortgesetzter Konzessionen allmählich gelangen kann. Noch mehr fragt sich, was auch ohne formelle Konzessionen unter der Beihilfe einer dem Unglauben zugeneigten Theologie vielleicht in aller Stille umgestaltet wird. Erst wenn wir dieses letzte Moment hinzunehmen, sehen wir ganz, wo wir stehen, dann fühlen wir, wie ernst die Frage ist: was soll werden? welche Stellung haben wir zu den in der Luft liegenden Entscheidungen zu nehmen? Was können wir tun? was müssen wir erstreben und fordern?

Das erste, was wir müssen, ist jedenfalls, daß wir uns bemühen, die zum Austrag drängenden Fragen in ihrer Tragweite genau einzuschätzen. Ich glaube, daß wir alle Ursache haben, auch das radikalste Ziel und gerade dieses zuerst, nach seinen praktischen Konsequenzen ernstlich zu überdenken. Was hätte es für die Kirche zu bedeuten, wenn es eines Tages hieße: der Religionsunterricht in der Volksschule ist abgeschafft? Wäre damit am Ende doch nur eine Form beseitigt, nach deren Fall die Sache freier als zuvor weiter bestehen könnte? Wäre ein Vergleich berechtigt mit der Zivilstandsgesetzgebung, bei welcher die Aufhebung des Zwanges in der Hauptsache einer festeren und besseren Begründung der kirchlichen Sitte zustatten kam? Aber die Parallele ist doch nur mit bedeutenden Einschränkungen auf die Schulfrage anwendbar, und gerade für die Schulorganisation selbst, von der wir jetzt zu reden haben, trifft sie überhaupt nicht zu. Ich sehe ab von dem moralischen Eindruck der Abschaffung, der natürlich ein ungeheuerer sein würde und den man bis jetzt auch noch zu fürchten scheint. Die Hauptsache ist, daß die Schule als geistiger Organismus in dem zentralsten Gebiete des geistigen Lebens, in der Weltanschauung, kein Vakuum dulden wird. Ist der christliche Glaube eliminiert, so zieht eine andere Weltanschauung ein, und welche? — das zeigt der Kampf selbst. Wie werden dann jene Geister ihr Wesen treiben, denen schon jetzt beispielsweise die Schriften Häckels als das einzig zulässige Mittel

naturwissenschaftlicher Volksaufklärung gelten! Kann man zweifeln, daß eine wahre Flut von glaubenzerstörenden Behauptungen in die religionslos gewordene Schule ihren Weg nehmen würde? sie würde sich ergießen über wehrlose Kinder, über die Kinder christlicher Familien, die der Staat unter den Einfluß eines solchen Unterrichts zwänge! So stellt die Aufhebung des Religionsunterrichts sich dar als eine Katastrophe für das Leben unserer Kirche und unseres Volkes, als ein Parteisieg, an dessen Möglichkeit man nur mit Schrecken denken dürfte. Vielleicht liegt sie doch noch verhältnismäßig fern.

Eine andere schon näher liegende Möglichkeit ist die, daß der Religionsunterricht wohl bestehen bleibt, aber sich eine grundsätzliche Umgestaltung gefallen lassen muß. Umgestaltung ist ja nun freilich ein vieldeutiges Wort. Es wird alles darauf ankommen, auf was die Reformvorschläge hinauslaufen. Wer über den gegenwärtigen Stand der einschlägigen Bestrebungen eine kurze und klare Informierung wünscht, dem kann ein wertvoller Vortrag sie geben, den im letzten Winter Pastor Eberhard in Leipzig über das Thema gehalten hat: „Die wichtigsten Reformbestrebungen der Gegenwart auf dem Gebiete des Religionsunterrichts in der Volksschule" (erschienen bei Dörffling & Franke). Das Schlußurteil des dort gegebenen, auf reichster Sachkenntnis ruhenden Ueberblickes lautet nach der uns jetzt interessierenden Seite: „Der Eindruck ist der, daß gerade die Pädagogik, die als sog. wissenschaftliche im besonderen Sinne beansprucht, ernst genommen zu werden, sich je länger je mehr über ihre Grenzen hinwegsetzt und mit dem christlichen Religionsunterricht die Religionsphilosophie oder eine Art Kulturreligion verwechselt. Dadurch wird ein neuer religiöser Geist in die Schule eingeführt". In der Tat wird, wer irgend in die bezügliche Literatur Einblicke tut, dieses Urteil immer wieder bestätigt finden. Würden doch die allerwenigsten unter den Reformern zufrieden sein, wenn sie nicht zum mindesten die Freiheit erhielten, Jesu Geburt und Auferstehung zurückzustellen und die Frage nach seiner Person auf sich beruhen zu lassen, falls sie nicht vorziehen, den Kindern gleich zu sagen: Jesus war der Sohn Josephs, die Geschichten vom leeren Grab sind Märchen u. s. f. Solchen Unterricht strebt man im vollen Ernst für die christliche Jugend obligatorisch zu machen. Die Frage, ob das besser wäre als die völlige Abschaffung, bedarf nicht erst der Beantwortung. Man muß eher fragen, ob solche Umwandlung nicht das erheblich Schlimmere ist.

Es gibt noch eine dritte Perspektive in verwandter Richtung, und diese ist vielleicht die wahrscheinlichste. Die ausgesprochen radikalen Bewegungen begnügen sich mit Teilerfolgen. Wir bleiben formell so ziem-

lich bei den bisherigen Einrichtungen stehen. Aber liberale Theologie und naturalistische Pädagogik arbeiten verständnisinnig immer mehr dahin zusammen, in die kirchlichen Formen einen fremden Inhalt hineinzutragen. Die Wandlung schreitet in verhältnismäßiger Stille weiter und weiter, die Jugend weiß vielerorts gar nicht anders, als daß der Rationalismus, den man sie lehrt, eben der Protestantismus sei — und weiter und weiter trägt man in der Kirche, was nicht zu ändern ist, vielleicht bis Gottes Hand unerwartete Wendungen zum Besseren schickt, vielleicht auch, bis die Dinge in den Landeskirchen innerlich unerträglich werden und eine naturnotwendige Auseinandersetzung und Zersetzung sich anbahnt, von der nicht zu sagen ist, ob man sie beweinen oder begrüßen sollte.

Jede Form der Schulkrisis bedeutet für uns auch eine kirchliche Krisis im allerernstesten Sinne. Günstig gestellt wäre nur der Katholizismus. Die römische Kirche würde durch ihr gewaltiges Heer von klösterlichen und dabei staatlich approbierten Lehrkräften jeden Tag in den Stand gesetzt sein, die kirchliche Freischule als mächtiges Konkurrenzunternehmen zu eröffnen. Steht es doch schon jetzt in Bayern so, daß die Regierung auf zum Teil künstliche Mittel sinnen muß, um zu hindern, daß nicht die Schulen mit männlichen, weltlichen Lehrkräften durch diejenigen mit Ordensschwestern überwuchert werden. So könnte Rom den Schulkonflikt leicht überwinden und sogar ausbeuten. Dagegen wären die positiven Elemente in den protestantischen Landeskirchen in einer ganz furchtbaren Lage. Ob die Landeskirchen ein zweites Mal eine rationalistische Hochflut überstehen könnten, ob die positiven Elemente Mittel finden würden, ihre Kinder und sich zu schützen, ohne daß sie durch den Austritt aus den Landeskirchen Dissidentenrecht erwerben, darüber stellen wir jetzt keine Reflexionen an, wir wollen nur sehen, welche Fragen die zurzeit zu fürchtende Entwickelung in sich trägt. Und diese Entwickelung ist bereits nicht nur zu fürchten, sie ist schon auf dem Wege.

Der Blick auf die letzten Konsequenzen ist notwendig, aber er darf doch nicht ausschließlich das Urteil beherrschen. Die Perspektiven bedeuten viel, aber sie bedeuten nicht alles. Der vielgestaltige Zusammenhang der Dinge in der Wirklichkeit ist wieder etwas für sich. Er bietet, wenn man ihn beachtet, oft neues Licht, manchmal auch tröstendes und ermutigendes Licht. Eine nähere Würdigung der mächtigen geschichtlichen und besonders zeitgeschichtlichen Faktoren, welche in unsere Frage hereinspielen, wird sehr bedeutend auf die Stimmung wirken müssen, mit welcher wir den Problemen gegenübertreten. Die Bewegung auf dem Gebiete der Schule hat einen sehr breiten Hintergrund, den man sehen muß, schon um nicht ungeduldig zu

werden. Wenn uns so manches schmerzlich berührt, was hier eine Lehrerzeitung schreibt und dort eine Lehrerversammlung ohne Widerspruch oder mit Beifall anhört, so wollen wir daran denken, was es bedeutet, daß durch das ganze neuzeitliche Kulturleben gerade in seinen Höhen seit mehr als zwei Jahrhunderten ein Zug der Abkehr vom Christentume gegangen ist, und daß seit zwei Menschenaltern dieser nämliche Zug sich in immer breitere Schichten des Volkes nach unten fortgepflanzt hat. Wir wollen denken, wieviel christentumfeindlicher Geist fort und fort ausgeht von Kathedern der Hochschulen, von den einflußreichsten Werkstätten der Literatur und Presse, von einem großen Teil der tonangebenden Volkskreise. Dorthin, wo die eigentlichen Giftherde sitzen, hat das ernsteste Urteil und der hauptsächliche Kampf sich zu richten; lassen wir es dort fehlen, so wird alles Bemühen auf dem Gebiete der Schule allein ein Arbeiten mit Palliativen bleiben, das nicht viel nützt. Wenn die durch die Welt gehenden Strömungen, gegen welche so viele Theologen sich nicht zu behaupten vermögen, an den Lehrern spurlos vorübergingen, so müßte das ja mit Wundern zugehen. Denken wir uns einen jungen Lehrer, der von dem, was die Wissenschaft sagt, mit Recht etwas wissen möchte und darauf viel Wert legt; nun liest er Urteile der bekannten Art von wissenschaftlichen Größen, liest Behauptungen über angeblich feststehende Ergebnisse der Forschung, welche namhafte Theologen in dem bekannten Ton ihm vorsetzen: der Mann wird in den schwersten Konflikt gesetzt. Er kann mit eigenen Mitteln die zuversichtlichen Behauptungen nicht nachprüfen, und wer hilft ihm dazu? Wer gibt ihm Hilfsmittel für seine Orientierung oder Gegengewichte für sein Urteil? Die große Not und Schuld der Zeit wirft ihre Schatten auf das Schulwesen, sie mahnt uns zur Geduld und zur Bereitwilligkeit, jede noch irgend vorhandene Fühlung mit der christlichen Wahrheit zu schätzen und jede noch mögliche Verständigung zu suchen.

Zudem hat die Neuzeit trotz aller Schatten doch wohl auch ihre besonderen positiven Aufgaben. Darunter gehört sicher die kräftigere Durcharbeitung aller die Persönlichkeit betreffenden Probleme, voran des Problems der persönlichen Glaubensgewißheit. In der Lösung besteht naturgemäß noch viel Unfertigkeit. Es fehlt gerade uns Positiven, auch wenn wir selber des Glaubens gewiß sind, noch an klaren Abschlüssen, an reinlich geprägten Formeln, die als gangbare Münze sich in Kurs setzen ließen. Wir müssen selbst noch zuviel mit den Problemen ringen, und das wird einer der Gründe sein, warum die positive Richtung sich in der Polemik nach links und in der Handreichung für Suchende in einem gewissen Rückstand befindet. Was aber die Not der Zeit bildet, trägt doch vielleicht

manchen neuen, lebendigen Anfang in sich. Der Sturm wird manches Samenkorn auf fruchtbringenden Boden tragen, manches dürre, hemmende Geäst brechen, manche Wurzel zwingen, ihren Lebensgrund tiefer und fester zu fassen. So suchen wir denn auch an unserem Teil die Probleme zu fassen, wie die Zeit sie uns darbietet, und hoffen wir, daß wir daraus auch Vertiefung und Förderung gewinnen können.

Gilt das auch von jenem fundamentalsten und umfassendsten Problem, das man in der letzten Zeit bis zum Ueberdruß tendenziös hervorgekehrt und doch am Ende noch wenig gefördert hat, von der Frage nach der Lehrbarkeit der Religion überhaupt und der Lehrbarkeit des konfessionell geprägten Glaubens im besonderen? Daß die Erörterung der tiefliegendsten Prinzipien des religiösen Lebens so kräftig und unmittelbar zusammengearbeitet wird mit den praktischen Fragen der religiösen Erziehung, wie das z. B. in der „Christlichen Welt“ in den letzten Jahren geschehen ist, darin werden wir wohl eine gewinnbringende Anregung zu sehen haben, die nie wieder verloren gehen möge. Aber eine ganz andere Frage ist es, wie wir die summarischen Behauptungen sachlich einzuschätzen haben, mit denen man sich gewöhnt hat, im modernen Sinne die Dinge abzutun. Wir wollen doch nicht vergessen, daß auch das lutherische Bekenntnis in jenen Grundfragen einen gar nicht zu unterschätzenden tiefgründenden und abgeklärten Standpunkt längst besitzt. Es ist alte lutherische Lehre, daß der Glaube seinem innersten Wesen nach nicht durch Menschen gelehrt werden kann, daß aber die Gedanken Gottes, auf welche hin wir glauben sollen und dürfen, eine Darstellung durch Lehre nicht nur ertragen, sondern auch fordern. Sind es demgegenüber wesentliche Verbesserungen, wenn wir immer wieder zu hören bekommen, daß die Religion unmittelbare Sache der Seele, daß sie Gefühl, daß sie zentraler Willensakt, daß sie innerste Angelegenheit des persönlichen Werdens und Ringens sei, und daß es darum nicht angehe, sie durch geprägte Begriffe, überlieferte Gedanken und überlieferte Tatsachenkomplexe weitergeben und begründen zu wollen? Man darf wohl fragen, ob diese Kritik an Deutlichkeit, Abgrenzung und Reife der Gedanken gegenüber demjenigen Standpunkt, den sie bekämpft, einen Fortschritt darbietet. Ich glaube, es kann gar keine Frage sein, daß die Klarheit im Gegenteil auf Seite der Modernen die geringere ist. Denn bei höchster Einschätzung aller Wahrheitsmomente, welche der liberale Einspruch in sich trägt und welche von uns gar nicht bestritten werden sollen, bleibt es doch dabei, daß Gefühl und Wille immer auf einen Besitz von Vorstellungen und Urteilen ihre Beziehung haben müssen. Selbst die entschlossensten Subjektivisten müssen schließlich, wenn sie religiös unterrichten

wollen, auch Gedanken aussprechen, auch Tatsachen und Begriffe weitergeben, es sind eben diejenigen, die ihnen als Wahrheit gelten. Wenn dieselben sich durch eine gewisse Unklarheit auszeichnen, so weiß ich nicht, ob darin an sich schon ein Vorteil liegt. Die nächste prinzipielle Aufgabe läge offenbar in dem Versuch, möglichst scharf und allseitig die Zusammenhänge zwischen den fraglichen Gefühls- bzw. Willensvorgängen und dem inhärierenden Erkenntnisbesitz festzustellen und abzugrenzen. Mir ist bis heute nicht bekannt geworden, daß dieser Versuch auf psychologischer Grundlage im erforderlichen Umfange auch nur unternommen worden wäre, und bei dem zerrissenen, schwankenden Charakter, den die Religionswissenschaft gerade auch in den Fundamentalfragen aufweist, wird man daraus niemandem einen großen Vorwurf machen. Aber das sollte nicht geschehen, daß man dann mit solchen Verallgemeinerungen und halben Wahrheiten auftritt und im Ton der größten Sicherheit von so ungeklärten Grundlagen aus die weittragendsten Schlüsse zieht, die der Natur der Fragen von keinem Standpunkt aus wirklich Genüge tun können. Und nicht geschehen sollte es auch, daß man an anderweiten bedeutsamen Ergebnissen der exakten Psychologie so achtlos vorübergeht. Wer beachtet z. B. die wichtige Erscheinung, daß das Gefühl zu seiner Reinheit und Stärke stets einer ungestörten, objektiven Hingabe an Empfindung und Vorstellung bedarf, dagegen eine Reflexion auf sich selbst durchaus nicht erträgt? Wo sehen wir Gebrauch gemacht von den bedeutsamen Einblicken in die Vorgänge bei der Apperzeption sogenannter objektiver Werte? Und doch kommt die Aufnahme des Werteindruckes für die Aufnahme religiöser Objekte direkt als genus proximum in Betracht, und es wäre z. B. das bedeutsame Prinzip vom größeren Wert des Ganzen auch für uns von höchster Wichtigkeit. Wenn einmal wissenschaftliche Erörterung stattfinden soll, dann haben wir Ursache, nicht weniger Psychologie, sondern mehr Psychologie zu verlangen, und die kirchliche Unterweisung wird es nicht sein, deren formale Position sich dabei verschlechtert. Das meinen wir ja nun nicht, daß durch allgemeine wissenschaftliche Aufklärungen in unseren Fragen etwas Wesentliches entschieden werden könnte. Die wissenschaftlichen Aufklärungen dürften gerade das ergeben, daß erst aus der Sache heraus auch in die formalen Fragen Licht kommt. So stellt sich denn auch tatsächlich alles von vornherein anders dar für die, die in der Kirchenlehre nur abgetane Irrtümer sehen, und anders für uns, denen Gottes Wort als die heilige Wahrheit das Gewissen bindet. Wir wissen ipso facto, daß diese Wahrheit auch weitergegeben werden kann und soll. Weist man auf die stete Unvollständigkeit aller Einzelerfahrung hin und will uns um deswillen einen reduzierten

Unterricht als Wahrheitspflicht hinstellen, so macht uns das keinen Eindruck. Die Sache liegt in der Praxis für uns einfach. Was für uns bestimmend geworden ist, ist das Wort Gottes, welches in uns einen tief einheitlichen Eindruck hervorbringt und objektiv in sich selbst einheitlich ist trotz so mancher Einzelprobleme, die wir nicht in Abrede stellen. Seit wir das Wort mit hörenden Ohren hören, ist es uns ein Wort der Buße und des Lebens und wir sind nicht nur berechtigt, sondern auch verbunden, von dem Wort Zeugnis zu geben. Bezüglich der Religionslehrer steht es dann so, daß jeder, der selbst unter dem Wort steht, die Qualifikation besitzt, auch andere darunter zu stellen. Es zu verkürzen oder gar zu ändern, also zu fälschen, ist er keinesfalls berechtigt. Daß das Wort auch größer ist als die persönliche Erkenntnis des einzelnen, kann ausdrücklich gesagt werden. Wer redlich zum Wort steht, der steht auch redlich zum Unterricht, selbst wenn er in vielem noch unklar wäre. Als Antrieb zu immer vollwertigerem Unterricht akzeptieren wir die Forderung der vollen Unmittelbarkeit sehr gerne; wenn sie aber zu dem Schluß führen soll, man dürfe das Wort überhaupt nicht lehren, dann wissen wir gewiß, daß sie gegen die Wahrheit ist.

Man konstruiert ferner eine moralische Unmöglichkeit vom Standpunkt des Kindes aus. Konfessionsunterricht sei Gewissenszwang. Gewissenszwang, das ist doch wohl Beeinträchtigung der persönlichen, religiösen Entscheidungsfreiheit durch Beeinflussung äußerlicher Art. Wird wirklich durch evangelischen Unterricht ein persönliches Verhalten oder Bekennen erzwungen? Wird auch nur Glaubenssuggestion geübt in dem Sinne, daß die Kinder als selbstverständliche Tatsache in sich aufnehmen müssen, was ihnen später in ein ganz anderes Licht treten wird? In fehlerhafter Weise kann dergleichen gewiß geschehen, aber müßte nicht gerade der Katechismus gegen diesen Irrweg den stärksten Schutz bieten? Wohl mancher Religionslehrer erzählt noch heute die Geschichte aus Ludwig Harms' Knabenjahren, wie der Konfirmand mit dem Fuß stampft und ruft: Das kann ich nicht glauben; er wird aber überrascht durch die freundliche Antwort: Das ist recht, daß du mir das sagst, ich kann es auch nicht glauben und niemand kann es; so steht es auch im Katechismus: Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann. So lehrt der Katechismus uns die Kinder vor die Glaubensfrage stellen. Dem Evangelium liegt wahrlich jede Erschleichung oder Unterschiebung fern. Es zeigt in voller Offenheit die Glaubensfragen ebenso in ihrem persönlich-ethischen Charakter wie in ihrer Unergründlichkeit für die Vernunft. Man darf sagen, wenn jemals in der

Welt eine Wahrheit mit heiligster Wahrung der persönlichen, sittlichen Freiheit an den Menschen herangetreten ist, so ist das das evangelisch bezeugte Evangelium. Freilich, Glaubenspflicht und Glaubensforderung enthält das Evangelium für Kinder genau so wie für Erwachsene. Es fordert freien Glauben von Gewissens wegen. Wer darin Vergewaltigung sieht, mit dem werden wir in unserem Zusammenhang auf weitere Auseinandersetzung verzichten müssen.

Mit dem guten Recht evangelischer Unterweisung ist auch das gute Recht derjenigen Schuleinrichtung gegeben, welche seit den Tagen der Reformation den protestantischen Völkern soviel Segen gebracht hat, der evangelischen Konfessionsschule. Rechte Konfessionsschule, vom evangelischen Glaubensgeist durchwaltet, ist ein Ideal, das an pädagogischer Vollkommenheit und sittlicher Höhe von keiner anderen Schulform erreicht wird. Gewiß, dies Ideal kann in der Praxis nur soweit im Segen festgehalten werden, als noch einigermaßen zu seiner lebendigen Verwirklichung die Bedingungen gegeben sind. Aber darum ist es keineswegs etwa durchaus unrealisierbar, auch heute nicht. Zwei Bedingungen sind erforderlich: ein gläubiger Lehrer und eine im ganzen empfängliche Schulgemeinde. Nun ist es allem Zug der Zeit zum Trotz doch noch so, daß christliche Erzieherpersönlichkeiten noch nicht ausgestorben sind. Das Bild, wie es z. B. Berta Mercator mit großer Liebe in der Gestalt ihres Großvaters zeichnet, ist nicht aus dem Wolkenreich genommen. Noch gibt es so gar manche Persönlichkeit im Lehrerberuf, welche den Typus eines christlichen Führers und Vorbildes der Jugend in entscheidenden Zügen verwirklichen will und verwirklicht. Es ist auch nicht so, wie man es von liberaler Seite aus dargestellt hat, daß eine positivere Richtung nur noch den Landlehrern im Gegensatz zu ihren städtischen Kollegen eigne, also ein ernster Christenglaube gewissermaßen nur noch Reservat dörflicher Verhältnisse wäre. Mögen immerhin viele Stadtvertretungen kirchenfeindlich gerichtet sein. Wer übrigens noch nicht gewußt hätte, daß es auch andere als kirchenfeindliche Vertretungen großer Städte gibt, der hätte sich davon gestern überzeugen können, wenn er mit tief und warm berührtem Herzen den Willkommengruß hörte, welcher im Namen der Stadt Hannover unserer Konferenz entgegengebracht wurde. Aber auch den kirchenfeindlichsten städtischen Verwaltungen dürfte es nicht gelingen, die Gestalt des christlichen Lehrers endgültig von ihren Mauern fernzuhalten. Der Geist Gottes weht, wo er will, und die Tätigkeit des Unterrichtes selbst führt manchen ernsten Mann darauf, sich um die Seele und das, was der verachtete Christenglaube ihr gibt, mehr und mehr zu bekümmern. Soweit noch Lehrer vorhanden sind, bei denen dieses Ideal

in Geltung steht, und Kinder, denen es Eindruck machen kann, soweit hieße es der Schule ihr Bestes nehmen, wenn man nicht die Konfessionsschule mit allen Kräften pflegen wollte.

Freilich, wir haben uns heute schon gesagt, wie begreiflich es ist, wenn in der Gegenwart die Bedingungen oft sehr viel ungünstiger liegen. Bei ungünstigen Verhältnissen wird es eine große Strecke weit unsere Pflicht sein, uns in die Not der Zeit zu schicken. Es ist ja wirklich nicht gut, wenn ein mit dem Glauben zerfallener Mann Religionsstunden geben muß. Man könnte sagen: er hätte kein Lehrer werden sollen. Wie aber, wenn ein hinreichendes Angebot solcher Kräfte, wie die Kirche sie wünschen muß, sich für den Schuldienst zeitweilig überhaupt nicht findet? In der Not muß man tragen, was noch getragen werden kann. Ist der Lehrer sonst eine moralische Persönlichkeit, besitzt er vielleicht noch eine allgemeine Religiosität, so kann immerhin seine Wirksamkeit, wenn ihm die nötige Reserve ermöglicht — freilich nach der anderen Seite hin auch auferlegt wird, harmonisch und im Segen sein. Es wäre sogar denkbar, daß er einen Teil der Religionsstunden, solche die sich im Vorhof bewegen, erteilte in durchaus aufrichtiger und fruchtbringender Weise. Die christliche Wahrheit ist ein lebendiger Organismus. Jedes Zweiglein von diesem Baume hat in sich den Trieb, sich nach dem Ganzen hin auszugestalten, und gar manchesmal geht die Ergänzung im Kinderherzen rascher und vollständiger vor sich als in dem durch Denkschwierigkeiten gehemmten Bewußtsein des Erwachsenen. Ist die Kluft zu groß, so wird man gut tun, zu jedem möglichen modus vivendi die Hand zu bieten, solange als nicht moralische Unwürdigkeit oder böswilliger Widerspruch die Grenze des Unerträglichen bezeichnet und solange nicht das unveräußerliche Recht des Religionsunterrichtes selber in Frage gesetzt wird.

Auch die Schwierigkeiten, welche von der Schulgemeinde ausgehen können, wollen gesehen sein. Die Schilderung, die Otto Ernst gibt von dem fanatischen Haß gegen das christliche Dogma, wie ihn der Arbeiterknabe schon vom Elternhause mitbringt, ist ja nicht erfunden, sie hat ihre Wirklichkeit tausendfach. Es wird sich dabei die Regel gebieten: Freiheit in jedem Fall, freilich bei entsprechenden Konsequenzen, und Geduld solange und soviel als möglich. Ein großer Teil unseres Volkes befindet sich der Glaubensfrage gegenüber in Not. Es ist eine heilige Aufgabe, den Religionsunterricht so zu gestalten, daß er eine helfende Hand sein kann. Gesicherte Institutionen allein tun es wahrhaftig nicht. Denken wir nur an die Tausende und Abertausende, die jetzt als Atheisten, Materialisten, Monisten rufen: Weg mit dem Dogmenkram, und sagen wir uns, diese

alle sind durch den konfessionellen Religionsunterricht hindurchgegangen, dann blickt uns furchtbar klar die Tatsache entgegen, daß mit dogmatisch korrektem Lehrstoff allein dem Volke unserer Tage noch kein Heil gebracht ist. Die Frage wird uns aufs ernsteste nahe gelegt, ob nicht Mängel unseres Unterrichtsbetriebes eine Mitschuld an der Not der Zeit tragen.

Ich glaube, daß es in der Tat so steht, daß der Betrieb unseres Religionsunterrichtes nach Reformen ruft. Wenn jemals, müssen wir heute wünschen, daß der Unterricht im Glauben vor allem auch schön, erquicklich und anziehend sein möge. Das ist ja zu allen Zeiten so überaus wünschenswert. Und besitzt der evangelische Lehrstoff nicht alle Vorbedingungen zur Erfüllung jenes Wunsches? Welche Fülle von Leben trägt Schrift und Kirchenlied in sich und welche Perlen sind an sich die schlichten Worte des Katechismus. Aber unser Religionsunterricht ist trotzdem lange nicht immer schön und erquicklich, auch bei gutem Willen des Lehrers. Man sei nicht zu rasch mit der Erklärung, es komme natürlich auf eine geschickte Ausführung an. Man muß in aller Welt mit Durchschnittskräften rechnen. Der Durchschnittskraft müssen befriedigende Leistungen möglich sein, dann ist Lehrplan und Methode in Ordnung. Ich bekenne, mehr und mehr den Eindruck zu empfangen, daß es bei uns mit Methode und Lehrplan nicht richtig bestellt ist. Es kommt sehr viel, mehr als man oft denkt, auf die zweckmäßige Verteilung des Stoffes in Lehrplan und Lehrbuch an. Ich kann nicht zweifeln, daß unser gesamter Lehrstoff die Möglichkeit in sich tragen muß, im vollen Sinn methodisch angeordnet zu werden, d. h. so, daß immer ein Stück dem anderen voranleuchtet, eine Anschauung in die andere hineinführt und, wie Pestalozzi so schön sagt, die Urteile sich so leicht aus den Anschauungen herauslösen wie die reife Haselnuß aus der Kapsel. Eine Leichtigkeit ist aber solche Stofforduung ganz gewiß nicht. Fast alles andere im Unterricht ist im Vergleich zu ihr und unter ihrer Voraussetzung leicht. Darum sollte auch nimmermehr die Stoffanordnung selber, so wie es bei uns in weitem Umfang der Fall ist, dem einzelnen Lehrer überlassen bleiben. Sie ist auch für den besten viel zu schwierig. Das ist aber in jedem Unterricht der eminente Wert eines guten Lehrbuches, daß es auf Grund größtmöglicher Erfahrung und Ueberlegung die Stofforduung vorsieht. Ich kann mir nicht anders denken, als daß ein solches wirklich unterrichtsmäßiges Lehrbuch den ganzen Stoff, Geschichte, Lied, Bibelabschnitte und Katechismus, organisch und lebendig zusammenarbeitete. Es müßte dadurch für Belebung durch Wechsel des Stoffes und Wechsel der Beschäftigung sorgen, müßte den langen Katechesen, dem allzu breiten Ausspinnen der Geschichten und den Aufgaben häuslicher Memorie vorbeugen.

Der Katechismus müßte zur Zusammenschau des bereits Erworbenen, nicht zu diskursiven Operationen an Vorstellungen, die bestenfalls erst ad hoc belebt wurden, seine Verwendung finden, es könnte für den Memorierstoff eine mehr der Erbauung dienende Auswahl vorgesehen sein, und biblische Lesestücke — ja nicht in beschränkter, sondern in reichlicher Zahl könnten in die Psalmen, Propheten, Worte Jesu und leichtere Briefabschnitte einführen. Zu wünschen wären auch Winke für eine Behandlung und Verständlichmachung der Bibel, welche den bekannten, so überaus schädlichen Angriffen auf Einzelheiten durch Ueberwindung der mechanischen Inspirationstheorie im Voraus ihr Gift nähme.

[* Der Vorteil einer lehrplanmäßigen Verbindung der verschiedenen Unterrichtszweige kann vielleicht am besten gezeigt werden durch praktische Exemplifikation auf eine der allerwichtigsten Einzelaufgaben. Wer sich nach Rat für den Unterricht umsieht, wird oft zu bedauern haben, daß gerade der zweite Glaubensartikel sich in einer gewissen Leblosigkeit behandelt findet. Das ist gerade hier sehr begreiflich, solange der Katechismus vorangestellt und isoliert wird; das Uebel wird auch keineswegs von Grund aus geheilt, indem man biblische Geschichte und Lied von Fall zu Fall „heranzieht". Aber wird nicht alles ganz anders, wo der Plan des Unterrichts etwa einen Gang wie den folgenden ordnungsmäßig vorsieht? Die Adventsgeschichten der Evangelien machen den Anfang. In ihnen wird auf die schon früher behandelten hauptsächlichsten Weissagungen zurückgegriffen. Ein Adventslied („Macht hoch die Tür" oder „Gott sei Dank durch alle Welt") ist zu lesen und zu singen. Danach erhalten die Kinder Zeit, nach ihren Kräften einen oder mehrere Verse des Liedes in der Schule sich einzuprägen. Die Erfahrung wird jedem zeigen, wieviel dabei ein Teil der Kinder in kurzer Zeit zu leisten vermag und wie gern es geschieht, während doch der Schwächere geschont bleibt. Nun wird die Weihnachtsgeschichte behandelt oder wiederholt, woran sich sodann das Lied „Wir singen dir, Immanuel" analog den Adventsliedern anschließt. Der Name „Immanuel" gibt Anlaß, nochmal auf Jesaja zurückzugreifen. Dabei wird in Rückblicken auf die alttestamentliche Geschichte (2 Mos. 4, 2; 4 Mos. 14, 42; Josua 7, 13; Richter 6, 12; Ps. 124, 1—3) anschaulich gemacht, was die Gewißheit des „Gott mit uns" praktisch bedeutet. Jetzt tritt der Katechismus ein und faßt das bisher Gewonnene zusammen, um zugleich weiterzuführen: Gott

* Die in Klammern gesetzte Ausführung ist nachträgliche Erweiterung. Im Vortrag selbst war mit Rücksicht auf das Zeitmaß auf diese Veranschaulichung verzichtet worden. Bemerkt sei noch, daß von der in manchen Landeskirchen bestehenden Teilung des Religionsunterrichts zwischen dem Lehrer und dem Geistlichen, welche freilich besondere Probleme schafft, hier abgesehen wird.

mit uns im allervollsten, wunderbarsten Sinne, das ist verwirklicht in Jesus Christus, Gottes eingeborenem Sohn, unserem Herrn. Es kommt nach einem vorläufigen Ueberblick über den Gesamttext des zweiten Glaubensartikels gleich der Anfang der Erklärung hinzu bis „sei mein Herr“. Die Geschichte von Zinzendorf auf St. Thomas kann zeigen, was das Christenherz in dem Glauben an den wahrhaftigen Gott und Menschen besitzt. Gesang und Besprechung des Liedes „Wir danken dir, Herr Jesu Christ“ schließt sich von selbst an. Es werden wieder nach Kräften einzelne Verse eingeprägt und durch Auswendigsingen geübt. Nunmehr wird der einschlägige Katechismustext (natürlich wieder in der Schule) gelernt. Kinder, die ihn rasch behalten, erweitern dabei ihren Besitz an Liederversen. Zwischeneingelegte Wiederholung der Lieder (namentlich durch Gesang) sorgt dafür, daß gerade dieser Teil des Unterrichts in Weihnachtsstimmung getaucht bleibt. Erst nachdem die Einprägung des bisher Erreichten durch Wiederholungen zum Abschluß geführt ist, werden auch Stellen des Neuen Testamentes von lehrhaftem Charakter herangezogen, aber nicht vereinzelte „beweisende“ Sprüche, sondern lieber ganze Abschnitte von analogem Charakter (vielleicht Joh. 1, 1—5 bzw. bis 18 und Phil. 2, 1—13), bei deren Einprägung wieder wie bei den Liedern auf volle Beschäftigung der Begabten und Schonung der Schwächeren Bedacht genommen werden kann. Die weitere Einführung in den Gedanken, daß Jesus Christus unser Herr ist, wäre danach in Anwendung der gleichen Methode aus einem Gesamtbild dessen, was die Jünger Jesu an und mit ihrem Herrn erlebten, bis sie zuletzt seine Zeugen wurden, zu gewinnen. Einzelne Jesuslieder und Stücke aus Episteln hätten diesen Unterricht zu ergänzen. Ein Teil der Gleichnisse und evangelischen Geschichten, namentlich solche, welche ein Licht auf Sünde und Gnade werfen, würden dabei in der besonderen Absicht behandelt, einen Eindruck davon zu erwecken, was es um einen verlorenen und verdammten Menschen und was um dessen Erlösung ist. Mit Bezugnahme auf Mark. 10, 45 wird dabei zugleich der Opfergedanke in den Gesichtskreis gerückt und Jes. 53 besprochen. Dem Hingang zum letzten Osterfest wird reichlich Platz eingeräumt, auf die Passaherinnerungen und Passahbräuche Israels anschaulich eingegangen, man liest einige Hallelpsalmen und lernt den 118. auswendig. Nunmehr ist genügend vorgearbeitet, daß unter Vorantritt des Liedes „Ein Lämmlein geht“ wieder der Katechismus eintreten kann. Die auf die Erlösung bezüglichen Worte werden gelernt, worauf Behandlung der Leidensgeschichte, begleitet von Passionsliedern, folgt. Briefabschnitte, etwa Hebr. 9 und 10 und Röm. 8, dienen danach zur Vertiefung und werden zum Teil auswendig gelernt. Sie haben zugleich zu zeigen,

wie der Gläubige des Gekreuzigten eigen ist und an ihm im tiefsten Sinne seinen Herrn hat. Die Oster- und Himmelfahrtsgeschichten gehen natürlich wieder der zusammenhängenden Behandlung des die Erklärung abschließenden Finalsatzes voran. Der letztere selbst wird nicht mehr in Einzelheiten verfolgt, sondern als Einheit behandelt mit besonderer Berücksichtigung der für ihn charakteristischen Parallele zwischen dem Leben des Auferstandenen und dem Christenleben. Ob es angeht, den gesamten Gang mit dem Kirchenjahr in Einklang zu bringen, müßte jedenfalls sorgfältig überlegt werden. In keinem Fall dürfte man einer solchen Harmonie zuliebe die Sache vergewaltigen.]

Die dargelegte Skizze ist ja freilich noch kein Nachweis dafür, daß nach gleichen Grundsätzen auch der gesamte Lehrstoff sachdienlich ineinander gearbeitet werden kann. Daß es sich dabei um eine Aufgabe von sehr großer Schwierigkeit handelt, ist, wie gesagt, ohne weiteres klar. Aber dennoch glaube ich, daß ein Versuch in dieser Richtung mit dem größten Ernst unternommen werden sollte. Als einer, der 26 Jahre hindurch viel Religionsunterricht erteilt und in den herkömmlichen Bahnen sich reichlich abgemüdet hat, wage ich heute die dringende Bitte, es möchten doch berufene und erfahrene Männer erwägen, ob uns nicht — vielleicht durch Zusammenarbeit das verschafft werden kann, was wir brauchen. Das glaube ich gewiß, daß eine solche Arbeit, wenn sie gelänge, für die ganze lutherische Kirche eine wertvolle Gabe bedeuten würde, und um den Eingang, den sie fände, dürfte uns, wenn sie erst einmal vorhanden wäre, nicht bange sein.

Möchten wir nach der einen Seite das Beste geben, was wir geben können, dann wären wir auch um so mehr berechtigt, gegen unsere erklärten und unversöhnlichen Feinde mit voller Kraft und zur rechten Zeit den Kampf aufzunehmen. Die Schulfrage beginnt zu einer eminenten Kampfesfrage zu werden; sie ruft uns auf zum Kampf in mehr als einem Sinne. Kampf bedeutet Sammlung des Zusammengehörigen und scharfe Offenbarung des Gegensatzes. Der Punkt, an welchem jetzt die großen Gegensätze der Zeit brennend werden wollen, ist für den Kampf der Kirche kein ungünstiger. Es werden auch unter denen, die tief in Indifferentismus versunken sind, noch viele sein, die sich besinnen, ob sie gerade bei der Erziehung ihrer Kinder es zum vollen Bruch mit dem Christenglauben kommen lassen wollen. Die auch dazu bereit sind, sind völlig Abgefallene, ihre Abstoßung kann für keine Seite einen Verlust mehr bedeuten. Andere aber werden doch ihre Kinder nicht der Gottlosigkeit überliefern wollen; indem sie ihren Kindern die gute Gabe des Glaubens geben möchten, zeigen sie, daß sie doch im Innersten selbst noch mit einem Faden an diesem Glauben hängen.

Möge denn dieser lebendige Punkt durch den Kampf, wenn er uns aufgedrungen wird, angerührt und dem Christenvolk sein Evangelium durch die Gefahr des Verlustes wieder lieber gemacht werden. Aber auch wenn der akute Kampf selbst uns noch nicht in unmittelbarer Nähe bedrohen sollte, wie wir ja wünschen wollen — sollte doch die Empfindung der kritischen Lage für alle christlichen Kreise in der Kirche einen gemeinsamen Segen enthalten. Wichern spricht einmal in seinen Tagebüchern anläßlich der Reisen durch das evangelische Deutschland den Eindruck aus, es müßte im deutschen Volke das gesamte Leben ganz anders aussehen, wenn die Kreise, die es mit dem evangelischen Christentum ernst meinen, damit so heraussträten und so zusammengingen, wie es sonst alle Welt in ihrer Weise tue, wie es namentlich in der katholischen Bevölkerung der Fall sei. Gewiß ist dieses Urteil noch heute richtig. Die Schulfrage kann schon jetzt zum Appell an alle ernsten evangelischen Kreise werden und sie aufrufen zu nötiger Arbeit, auch zu nötigem Gemeinsinn. Die Allgemeine lutherische Konferenz kann, ohne im geringsten ihrer besonderen Aufgabe untreu zu werden, diesen Appell in seinem doppelten Sinne aufnehmen und mit allen Bestrebungen und Vereinigungen zur Stärkung des christlichen Erziehungsgedankens ihrer herzlichen Sympathie sich bewußt werden, so mit dem Verein für Erhaltung der evangelischen Volksschule, den verschiedenen evangelischen Schulvereinen und Schulkongressen, dem Verein der evangelischen Religionslehrerinnen, ebenso mit allen denjenigen Kreisen im Volke, die hieran lebendiges Interesse haben. Wenn auch in der Konferenz selbst die verwandten Stimmungen und Regungen eine kleine Verstärkung erführen, so wäre dies immerhin schon ein begrüßenswertes Ergebnis unserer heutigen Verhandlungen. Wie draußen auf dem weiten Feld der Kirche die Dinge sich gestalten und entscheiden werden, das müssen wir in Gottes Hand legen; möchten aber die Entscheidungen uns so finden, wie es die Wahrung unserer heiligsten Güter fordert.

Thesen.

1. Es ist ein selbstverständliches Recht der Kirche, daß die durch sie getauften und in ihr zu konfirmierenden Kinder auch in der christlichen Heilslehre unterwiesen und insbesondere keinem davon abweichenden Religionsunterrichte zugeführt werden.

2. Die neueren Bestrebungen, den Religionsunterricht entweder ganz abzuschaffen oder einen rein religionsgeschichtlichen Unterricht an seine

Stelle zu setzen, sind so grundstürzend, daß ihr Erfolg nur in der Auflösung des Landeskirchentums zur vollen Erscheinung kommen könnte.

3. Die Wurzeln der Abneigung gegen den kirchlich normierten Unterricht liegen nicht nur in den vorherrschenden Stimmungen innerhalb des Lehrerstandes, sondern noch mehr in mächtigen Zeitströmungen und in eigenartigen Zeitproblemen. Danach bemißt sich einerseits die Notwendigkeit energischer Abwehr, andererseits die Aufgabe, Verständigung zu suchen, wo solche noch möglich ist.

4. Die oft wiederholten Behauptungen, als sei ein Unterricht im Sinne des kirchlichen Glaubens prinzipiell unmöglich oder mit der persönlichen Aufrichtigkeit und Gewissensfreiheit nicht vereinbar, beruhen auf Ungründlichkeit der wissenschaftlichen und religiösen Betrachtungsweise.

5. Das christliche und pädagogische Ideal bleibt eine im gesamten Unterricht von lebendigem Glauben durchwaltete Konfessionsschule. Das mindeste, was im Interesse der Kirche gefordert werden muß, ist ein nach dem Bekenntnis der Kirche erteilter Religionsunterricht und in den sonstigen Lehrfächern ein Betrieb, welcher der christlichen Wahrheit wenigstens nicht widerstreitet. Ob der Lehrer oder ein Theologe, ob der Klassenlehrer oder ein anderer Berufsgenosse den Unterricht erteilt, mag je nach Umständen entschieden werden, wofern nur der Religionsunterricht dem Schulorganismus fest eingegliedert ist.

6. Das Recht, den Religionsunterricht zu regeln und zu beaufsichtigen, muß in die Hände kirchlicher Organe um so notwendiger gelegt werden, je mehr die historischen Beziehungen der Kirche zur Schulleitung sich lockern.

7. Eltern, welche ihre Kinder in gar keinen oder in einen anderen als den christlichen Religionsunterricht schicken wollen, sollen daran nicht durch staatlichen Zwang gehindert werden. Doch wären in diesem Falle die kirchlichen Konsequenzen mit vollem Ernste zu ziehen.

8. Unvergessen sei, daß im letzten Grunde nicht irgendwelche Institutionen, sondern nur der erforderliche Besitz an religiösen Lebenskräften die Erhaltung der christlichen Schule zu sichern vermag.

9. Der Kampf der Zeit mahnt dringend, im Unterrichtsbetriebe eingreifende Verbesserungen unter dem methodischen, dem pädagogischen und dem apologetischen Gesichtspunkte ins Werk zu setzen.

10. Die von den Gegnern entfaltete Agitation macht es wünschenswert, daß alle positiv gerichteten Kreise zusammenwirken, um im weitesten Umfange dem Christenvolke begreiflich zu machen, was auf dem Spiele steht.

Diskussion.

Sup. D. Bückmann-Harburg stimmt dem gehörten Vortrage dankbar zu. Der Dienst, den der Religionsunterricht der christlichen Volksschule unserer Kirche bisher geleistet habe, sei für diese unentbehrlich; er werde aber jetzt von starken Zeitströmungen gefährdet. Es komme hinzu, daß nach einer Entwickelung, die sich überall durchsetzen werde, die Schule nicht mehr Veranstaltung der Bekenntnisgemeinde, sondern der Kommunalgemeinde sei. Da suchen wir dann nach Bürgschaften, wie auch fernerhin die christliche Erziehung gesichert werden könne. Das sei nicht nur ein Anliegen der Pastoren, sondern vielmehr der ganzen gläubigen Gemeinde, der Eltern, der christlichen Lehrer selbst. Der Staat biete uns auch Bürgschaften an. Die preußische Verfassung weise die Leitung des Religionsunterrichtes den Religionsgemeinschaften zu. Die für Preußen noch rechtsgültigen Allgemeinen Bestimmungen schreiben als Ziel des Religionsunterrichtes auch Einführung in das Bekenntnis der Gemeinde vor. Wo also evangelisch-lutherische Gemeinden seien und evangelisch-lutherische Kirche, da müsse das Bekenntnis dieser Kirche maßgebend sein. Die Ministerialerlasse vom 18. Februar 1876 und 21. Januar 1880 (in Hannover noch nicht ausgeführt) wollen auch Bürgschaften bieten. Es handle sich nun darum, wie alle diese beabsichtigten Bürgschaften so ins Leben übergeführt werden könnten, daß das Bedürfnis der Kirche wirklich befriedigt und zugleich das Bedürfnis der Schule geachtet werde. Es sei ihm deshalb erfreulich, daß neben den Thesen des Herrn Referenten auch von einem Vertreter der Schule, dem Herrn Direktor Sellschopp aus Rostock Thesen vorgelegt seien, die nach seiner Meinung in wesentlicher Uebereinstimmung mit den ersteren ständen und nur noch Ergänzungen oder Beleuchtung der gleichen Wünsche von einer anderen Seite brächten. Das wurde nun durch eine vergleichende Besprechung der beiden Thesenreihen eingehender begründet. Besonders verweilte der Redner bei dem Wunsche einer gemeinsamen Herstellung der Religionslehrpläne durch Vertreter des Schul- und des Predigtamtes, bei der Hilfe, die der theologisch gebildete Seelsorger dem von Zweifeln angefochtenen Lehrer bringen könne, bei der Warnung, doch nicht rasch sich ablösende Hypothesen theologischer Wissenschaft sogleich in den Schulunterricht überführen zu wollen, womit den Anforderungen der Pädagogik selbst geschadet werde. Er schloß mit dem Wunsche, daß das Interesse der Gemeinde für das Juwel ihrer christlichen Volksschule recht lebendig erwachen und daß sich auch positive junge Theologen dem Studium pädagogischer Fragen und dem Seminardienste zuwenden möchten.

Direktor Sellschopp-Rostock: Meine hochverehrten Herren, und ich darf wohl sagen, Brüder! Denn wenn ich auch als Schulmann und als weltlicher Beamter hier stehe und das Wort nehme, so möchte ich mich brüderlich mit Ihnen verbunden wissen in dem, was ich zu sagen habe, und ich möchte Sie bitten, brüderlich zu hören und zu lesen, was ich Ihnen in meinen Thesen vorgelegt habe, wie es mein Herr Vorredner so dankenswert eben getan hat. Und nicht bloß an Sie, meine hochverehrten Herren und Brüder, wende ich mich, sondern auch an Sie, meine hochverehrten Damen, nicht bloß aus Höflichkeit, sondern deswegen, weil die Schule für mich nicht in erster Linie Sache eines fälschlich mit Omnipotenz bekleideten Staates, aber auch nicht in erster Linie Sache der Kirche, sondern in erster Linie Sache des Hauses, der Familie, Sache von Vater und Mutter ist. Ich spreche hier als Hausvater, dem Gott der Herr auch Kinder in sein Haus gegeben hat, zu Ihnen, sonderlich zu denen, die Kinder in ihrem Hause haben, von dem Rechte unserer Kinder auf das Evangelium, auf den Glauben der Väter, von dem Rechte evangelischer Väter und Mütter darauf, daß ihre Kinder im Glauben der Väter unterwiesen, zu unserem Herrn und Heiland hingeführt werden. Unser Herr und Heiland hat gesagt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen". Das ist es, was mir am Herzen liegt, und wenn ich hier das Wort nehme, glauben Sie es mir, es geschieht nicht aus Lust, vor einer großen Versammlung zu reden — ich habe auch sonst Gelegenheit dazu, mehr als mir manchmal lieb ist — es geschieht nicht aus bloßer vorwitziger Lust am Zeugnisablegen, und noch viel weniger aus Rechthaberei, nein, wenn ich hier das Wort nehme, wenn ich das Odium nicht gescheut habe, auf die vortrefflichen Ausführungen unseres Herrn Referenten hin, dem auch ich von ganzem Herzen danke, hier vor die Versammlung hinzutreten, nicht mit Antithesen, nein, mit Ergänzungen, mit Zurechtstellungen, zum Teil auch, wie mir scheint, mit Berichtigungen, ist das geschehen aus Liebe zu unserem Volke, zu unserem evangelischen Christenvolk und ganz besonders aus Liebe zu dem Stande, für den ich meine Lebensarbeit restlos bisher getan habe und weiter zu tun gedenke, aus Liebe zu unserem evangelischen Volksschullehrerstande, aus dem Wunsche heraus, die vielen in diesem Stande, welche zu halten sind am Evangelium und zu gewinnen sind fürs Evangelium, zu halten und zu gewinnen und sie nicht zurückzustoßen. Und so sehr ich voll Freude bin über das, was Herr Pfarrer Sperl in seinem Vortrage so meisterhaft und tiefgründig ausgeführt hat, ich erinnere nur an einzelnes, an sein Gewichtlegen auf Psychologie, „nicht weniger, nein, mehr Psychologie!" ich erinnere an das tiefe Mitgefühl, das er in seinen Ausführungen für die

Not so manches jungen suchenden Lehrers gezeigt hat, ich erinnere daran, wie er von der Freiheit des Gewissens, wie sie gerade dem evangelischen Lehrer, dem evangelischen Wesen eigen ist, gesprochen hat, ich erinnere daran, wie er mit Freudigkeit es ausgesprochen hat: Es gibt eine große Zahl gläubiger evangelischer Lehrer, die rechten, echten Dienst am Evangelium verrichten. So sehr ich dies und vieles andere, auch seinen ernsten und energischen Hinweis auf die Notwendigkeit methodischer Verbesserungen im Unterricht zu schätzen weiß, so sehr ich mich von ganzem Herzen alles dessen freue, — so kann ich doch nicht verschweigen um der Sache willen, daß ich die Befürchtung habe, es möchten die Leitsätze — nicht der Vortrag, wer den gehört hat, der kann Herrn Pfarrer Sperl nicht mißverstehen, der fühlt sich von ganzem Herzen mit ihm einig — aber es möchten die Leitsätze, wenn sie hineinkommen in die Blätter und Zeitungen, unsere Lehrer zurückstoßen und zurückschrecken. Ja, meine verehrten Herren, ich habe lange genug mit Lehrern und an Lehrern, künftigen Lehrern, und für Lehrer gearbeitet, über 15 Jahre hindurch im Seminardienst, ich habe an 1000 Diener am Worte mit ausgebildet und daher weiß ich, wie die fühlen. Wenn die in der ersten These von dem selbstverständlichen Rechte der Kirche lesen, wenn die in der dritten These von dem kirchlich normierten Unterricht lesen, wenn die in der fünften These lesen, was im Interesse der Kirche mindestens gefordert werden muß, wenn die die sechste These lesen, nach der es so scheint, als sollte die weltliche Obrigkeit bei der Regelung und Beaufsichtigung des Religionsunterrichtes nichts mit zu tun haben, wenn sie die siebente These lesen, nach welcher dem Staate dreingeredet werden soll, wenn er Dissidentenkinder auch zur Teilnahme am Religionsunterricht zwingen will, wenn die erst in der achten These finden, was an den Anfang gehört, und nur mit der Wendung: „Unvergessen sei — vermag“, wenn sie das in dieser Weise lesen und in dieser Form, sie, die nicht dabei gewesen sind, wie gestern der erste Vorsitzende der Versammlung uns gesagt hat, was wir unter Kirche verstehen, nämlich die Gemeinde der Gläubigen und Heiligen, wie es im Apostolikum heißt, die Gemeinde derer, die das Heil haben, das da ist in Vergebung der Sünden durch Jesum Christum, sie, die bei Kirche so oft nur an Pastoren und Kirchenregiment denken, — und wir können es ihnen nicht übelnehmen, daß sie es tun, denn auch in unseren Kreisen denkt man bei dem Ausdruck „Kirche“ vielfach ausschließlich oder doch zunächst an Pastorenschaft und Kirchenregiment — dann ist die Gefahr heilloser Mißverständnisse und verstärkten Abgestoßenwerdens nur allzu groß. Darum bin ich der Ueberzeugung, daß bei Wahrung alles dessen, was diese Thesen Vortreffliches

enthalten, wegen der Wirkung, die wir im Auge haben, wegen des Zusammenschlusses, den wir suchen zwischen all den Kräften, welche der Jugend unseres Volkes dienen möchten, daß ihnen der Glaube der Väter erhalten bleibe, daß um deswillen eine andere Formulierung der Thesen zweckmäßig sein würde und daneben auch in bezug auf die sechste und siebente These nicht nur eine andere Formulierung, sondern auch ein anderer Inhalt, und in bezug auf die achte These ein etwas anderer Unterbau, ein tragfähigerer Unterbau. Und davon habe ich mich leiten lassen, wenn ich die Thesen Ihnen vorgelegt habe, von denen ich hoffe, daß sie in Ihren Händen sind. Ich meine, wir wollen und müssen hier zu Rechte kommen lassen und nachwirken lassen, was uns gestern von dem Abt Herrn D. Hartwig gesagt ist, wenn er uns ausgeführt hat mit so markigen Worten, daß Luther nicht nur uns die Freiheit des Glaubens, sondern auch der Welt die Freiheit der Entwickelung gegeben hat: „Wir bejahen die weltliche Obrigkeit als die Ordnung Gottes, und wir bejahen die Wissenschaft als die von Gott uns eingepflanzte Aufgabe, das Wahre zu erkennen, um die Welt zu beherrschen." Wenn das uns gesagt ist, und von dem ersten Vorsitzenden gestern mit Nachdruck noch einmal wiederholt wurde, dann müssen wir davon auch die Konsequenzen ziehen in den Thesen zu dem Thema von der Erhaltung des christlichen Religionsunterrichtes in der Volksschule als einer Zukunfts- und Lebensfrage der evangelischen Kirche. Und deshalb schlage ich Ihnen vor, eine Resolution zu fassen, die dahin geht, daß wir dem Herrn Vortragenden aufs herzlichste danken für seine warmen, herzlichen, tiefgründigen Ausführungen über das Thema, daß wir aber — verzeihen Sie, ich kann es nicht anders als so formulieren — seinen Thesen nur in der modifizierten Form zustimmen, wie ich sie mir Ihnen vorzulegen erlaubt habe. Es sind nicht durchaus andere Thesen, ich habe, soweit ich es konnte, die Thesen des Herrn Parrers Sperl wörtlich herübergenommen.

Redner verliest die folgenden Thesen und begründet ausführlich im einzelnen deren Abweichungen von den Sperlschen.

1. Die Erhaltung der evangelischen Volksschule kann nur dadurch in rechter Weise verbürgt werden, daß die Lehrkräfte innerlich beim Evangelium erhalten und darin immer fester gegründet werden.

2. Es ist dahin zu streben, daß jeder evangelische Religionslehrer, gleichgültig ob Seminariker oder Theologe, sein Religionsamt unbeschadet seiner Stellung zum Staat als einen Dienst am Wort, als Verwaltung des vornehmsten Gnadenmittels, auffasse.

3. Hierauf hat der Religionsunterricht der Seminare abzuzielen, und auf die richtige Besetzung der Religionslehrerstellen an den Seminaren ist

deswegen besondere Aufmerksamkeit zu richten. Die künftigen Lehrer und Lehrerinnen sind am Schlusse ihrer Seminarausbildung kirchlich zu verpflichten, ihren Religionsunterricht gemäß der heiligen Schrift und den Bekenntnissen der evangelisch-lutherischen Kirche, insbesondere dem Kleinen Katechismus D. Martin Luthers und der Augsburgischen Konfession, zu erteilen.

4. Diese Verpflichtung muß bestehen, weil evangelisch-lutherische Eltern (abgesehen von Diasporaverhältnissen) ein gutes Recht haben, von der öffentlichen Schule zu verlangen, daß sie ihre Kinder im Glauben der Väter erziehe. Jedes bewußte Glied am Leibe Christi hat Recht wie Pflicht, hierauf mit Ernst zu halten. In erster Linie sollen auch die Pastoren es sich anliegen lassen, dies Recht ihrer Gemeinden mannhaft und opfermutig zu vertreten.

5. Die deswegen zu bringenden Opfer werden vornehmlich solche an Zeit und Kraft sein. Denn die Pastoren müssen es als ihre Pflicht erkennen, den Lehrern, soweit diese dessen bedürfen, durch brüderlichen Dienst zu helfen, daß sie auch in unserer Zeit mit Freudigkeit und Siegeszuversicht am Glauben der Väter festhalten und ihn in Lehre und Leben nach oben wie nach unten mannhaft vertreten.

6. „Die neueren Bestrebungen, den Religionsunterricht entweder ganz abzuschaffen oder einen rein religionsgeschichtlichen Unterricht an seine Stelle zu setzen, sind so grundstürzend, daß ihr Erfolg nur in der Auflösung des Landeskirchentums zur vollen Erscheinung kommen könnte". (Sperl. 2.)

7. „Die Wurzeln der Abneigung gegen" einen an Schrift und Bekenntnisse sich bindenden „Unterricht liegen nicht nur in den vorherrschenden Strömungen innerhalb des Volksschullehrerstandes, sondern noch mehr in mächtigen Zeitströmungen und in eigenartigen Zeitproblemen. Danach bemißt sich einerseits die Notwendigkeit energischer Abwehr, andererseits die Aufgabe, Verständigung zu suchen, wo solche noch möglich ist". (Sperl. 3)

8. „Die oft wiederholten Behauptungen, als sei ein Unterricht im Sinne des kirchlichen Glaubens prinzipiell unmöglich, oder mit der persönlichen Aufrichtigkeit und Gewissensfreiheit nicht vereinbar, beruhen auf Ungründlichkeit der wissenschaftlichen und religiösen Betrachtungsweise". (Sperl. 4.)

9. „Das christliche und pädagogische Ideal bleibt eine im gesamten Unterricht vom lebendigen Glauben durchwaltete Konfessionsschule. Das Mindeste, was" lutherische Eltern für ihre Kinder fordern müssen, „ist

nach dem Bekenntnis der Kirche erteilter Religionsunterricht und in den sonstigen Lehrfächern ein Betrieb, welcher der christlichen Wahrheit wenigstens nicht widerstreitet. Ob" ein seminarisch oder ein theologisch gebildeter Lehrer, „ob der Klassenlehrer oder ein anderer Berufsgenosse den Unterricht erteilt, mag je nach den Umständen entschieden werden, wofern nur der Religionsunterricht dem Schulorganismus fest eingegliedert ist". (Sperl. 5.)

10. Damit der Gemeinde die Bürgschaft bekenntnismäßigen Unterrichts ihrer Kinder gewährt werde und damit die natürlichen Beziehungen zwischen Pfarramt und Schulamt erhalten bleiben, haben kirchenregimentlich beauftragte Personen an der Aufstellung von Religionslehrplänen beratend und mitbestimmend mitzuwirken, sowie auch die Erteilung des Religionsunterrichts mitzubeaufsichtigen, soweit die Reinheit der Lehre in Frage kommt.

11. Soweit der Staat um der öffentlichen Ordnung und Moral willen ein Interesse hat, Schulkinder auch gegen den Willen ihrer Eltern zur Teilnahme an dem öffentlichen oder einem sonstigen obrigkeitlich zugelassenen Religionsunterricht zu zwingen, redet ihm die Kirche nicht drein. Sie selbst aber verschmäht allen äußeren Zwang und wirkt nur durch Wort und Sakrament, wo beides zurückgewiesen wird, durch Lösung der Gemeinschaft.

12. „Der Kampf der Zeit mahnt dringend, im Unterrichtsbetriebe eingreifende Verbesserungen unter dem methodischen, dem pädagogischen und dem apologetischen Gesichtspunkte ins Werk zu setzen", und „die von den Gegnern entfaltete Agitation macht es wünschenswert, daß alle positiv gerichteten Kreise", besonders aber Lehrer und Pastoren, brüderlich „zusammenwirken, um im weitesten Umfange dem Christenvolke begreiflich zu machen, was auf dem Spiele steht". (Sperl. 9 u. 10.)

Geh. Ober-Reg.-Rat von Massow-Potsdam: Wenn man nur fünf Minuten reden darf, dann darf man eigentlich nur Thesen aufstellen, ohne sie zu verteidigen, und wenn man Thesen aufstellen will, dann muß man sie vorher ausarbeiten. Das habe ich nicht gekonnt, es wird Ihnen deshalb lieb sein, wenn ich Ihnen sage, daß ich $^{9}/_{10}$ dessen, was ich sagen wollte, fortlasse. Ich füge hinzu, daß ich kein Laie auf dem Schulgebiete bin, ich habe 22 Jahre intensiv arbeiten müssen auf dem Schulgebiete. Da muß ich denn bekennen, der Eindruck, den ich jetzt habe, bei alledem was ich darüber lese, ist der, daß die Menschen, die jetzt über die Schule reden und schreiben, ich meine nicht die heute hier in unserer Versammlung

gesprochen haben, daß die nie in eine Volksschule hineingesehen haben. Ich hätte es gern noch weiter ausgeführt, ich fasse es zusammen in ein Wort des Herrn: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnet ihr nicht in das Reich Gottes kommen". Der Lehrer soll den Kindern dazu helfen, daß sie ins Reich Gottes kommen. Ist er nicht wie ein Kind gläubig, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen, und wenn er nicht hineinkommen kann, kann er auch den Kindern nicht den Weg zeigen, das ist unbestreitbar. Das ist das eine. Das zweite: Ich bin nicht weit ab von 70 Jahren. Man sagt von alten Leuten, sie verstehen die Welt nicht mehr, es mag auch von mir gelten, daß ich nicht das richtige Verständnis habe, aber ich frage mich heute: wie hat es soweit kommen können? Ich will hoffen, daß es so ist, wie der Herr Vorredner gesagt hat, daß der übergroße Teil der deutschen Lehrerschaft auf dem Glaubensstandpunkte steht. Aber dann frage ich mich: Warum tut keiner von ihnen auf den Lehrerversammlungen den Mund auf? Warum schickt man nicht geeignete Leute hin? Da wird z. B. gesprochen von konfessioneller und nichtkonfessioneller Schule. Die Schule, wenn sie eine Schule sein will, kann nur konfessionell sein, und zwar deshalb, weil sie es mit Kindern zu tun hat. Erzählen Sie den Kindern ein Gleichnis des Herrn, so versteht es jedes Kind, kommen Sie ihm aber mit Morallehre, so hat es, wenn es nicht eingeschlafen ist, nichts verstanden. Bringen Sie mir den Mann, der konfessionslos Unterricht erteilen kann, ich möchte ihn gern anhören, ich möchte von ihm lernen. Für mich ist es undenkbar. Gibt es aber einen solchen Mann, der mehreren Parteien gleichzeitig angehört, der wirklich als Deutscher konfessionslos, parteilos sprechen kann, dann sage ich Ihnen ganz ehrlich, ich würde mein Kind lieber zu Bebel in die Schule schicken als zu dem Manne, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich weiß, daß mein Kind so viel vom Vaterhause mitbringt, daß es dem Manne innerlich widerspricht. Aber zu einem Menschen, der gar keine Meinung hat und Unterricht erteilen kann für sein ganzes Leben, ohne den Kindern eine Meinung zu sagen, zu dem würde ich sie nicht schicken. — Nun möchte ich aber eins fragen: Wie hat es dahin kommen können in der Welt? Ich bin preußischer Beamter. In Preußen sind die Seminarien staatliche Einrichtungen. Die meisten Seminarlehrer und Leiter sind Theologen. Es ist eine große Ausnahme gewesen, wenn der Pastor nicht Schulinspektor war und der Kreisschulinspektor nicht der Superintendent; und als ich den ersten weltlichen Kreisschulinspektor, den es damals in Preußen gab, als Landrat in meinem Kreise bekam, und ich fürchtete, ich würde einen schlimmen kriegen, da war es ein so lieber Christ, der meine Pastoren und meine Lehrer gründlich

reformiert hat. Und nun sage ich: Die ganze Schule ist in den Händen der Kirche und des Staates gewesen, und trotzdem ist es soweit gekommen. Wir haben inmitten der Christenheit eine große Zahl von Heiden, wir haben das Heidentum wieder mitten in der Christenheit, nicht bloß die mehr als 3 Millionen sozialdemokratischer Wähler, sondern immer weiter und weiter greift es um sich, wir haben das Heidentum bis hinauf, ja es ist schon auf unseren Kanzeln erschienen. Da frage ich: Wie hat es dazu kommen können? Wir dürfen nicht bloß antworten, es muß christlicher Religionsunterricht sein, sondern wir müssen, jeder in seiner Art, Mann und Frau — denn die Frauen sind am meisten interessiert, weil sie die Mütter sind — dafür einstehen, daß es anders wird, daß wir lebendiger werden für unsere christliche Schule. Diejenigen, die es am meisten angeht, sind die Eltern, diejenigen, die zu entscheiden haben, sind die Eltern. Wir leben in dem Zeitraum der Freiheit, es kann mich kein Mensch zwingen, daß ich mein Kind in eine Schule schicke, wo ihm ein anderer Glaube gelehrt wird als der, den ich habe. Dies Recht gebe ich jedem, aber ich nehme es auch für uns Christen in Anspruch. Weder der Staat, noch eine liberale Kirche, die möglicherweise kommen könnte, kann mir aufzwingen, daß ich meine Kinder in einem anderen Glauben unterrichten lasse, den ich nicht habe. Es ist für uns kein Zwang. Wir stehen aber einer oft feindlichen Presse und öffentlichen Meinung gegenüber, und daß wir uns von denen unterkriegen lassen, das liegt an unserer eigenen Schlaffheit.

Sup. D. Steinmetz-Göttingen: Dank dem Herrn Referenten für den tiefgründigen, licht- und kraftvollen Vortrag, Dank auch Herrn Direktor Sellschopp für seine feurigen, fest zum Bekenntnis der Kirche stehenden, von Begeisterung für Lehramt und Lehrstand getragenen Worte.

Was vor allem in der Kirche in dem gegenwärtigen kritischen Moment bei dem Rückblick auf die Vergangenheit ausgesprochen werden muß, das ist: Dank der Schule für den Dienst, den sie im Religionsunterricht Jahrhunderte hindurch der Kirche geleistet hat. Aber danken im Rückblick auf Vergangenes und im Blick auf noch Gegenwärtiges — d. h. zugleich hoffen für das Zukünftige. Noch steht ja bei uns für die evangelische Volksschule fest, nicht nur daß überhaupt, sondern — das wichtigere — was für ein Religionsunterricht in der Volksschule erteilt werden soll, und zu welchen Zielen. Ganz den Gedanken des sel. von Zezschwitz vom Schulkatechumenat entsprechend. Könnte in Preußen eine Volksabstimmung erfolgen über die Frage: Religionsunterricht oder nicht?, wie es in einem Schweizer Kanton möglich wäre, wie würde sie ausfallen? Noch lebt es

in der Volksschule fort, was Luther mit dem bekannten Wort ausspricht: Die Schule muß das Näheſt sein bei der Kirche.

Herr Direktor Sellschopp will das Wort Kirche, was er freilich selbst in seinen Thesen nicht durchgeführt hat, als mißverständlich vermeiden. Diese Vorsicht ist doch wohl unnötig. Heißt es doch in unseren Bekenntnisschriften: Es weiß gottlob ein Kind von sieben Jahren, was die christliche Kirche sei: Die Kirche (das Wort im tiefsten, eigentlichen Sinne genommen) tritt dann freilich nicht gleich mit Forderungen auf (These 1 und 5 des Referenten). Was sie aber durch die Organe, in denen sie laut wird, erwünschen, erbitten, ja vielleicht erschreien muß, ist: Eine feste Mitwirkung ihrer Organe bei der Leitung des Religionsunterrichts, wovon D. Bückmann bereits gesprochen hat. Es gab eine Zeit, da ich in betreff der Auseinandersetzung von Staat und Kirche über die Schule dachte, es bleibe nur übrig das Urteil Salomos: Gebt dieser die Hälfte und jener die Hälfte. Unmöglich, dabei käme die Schule um ihr Leben. Und das Urteil Salomos war ja auch nur ein Scheinurteil, eine Erprobung der Liebe. Auf eine gläubige, weisheitsvolle Liebe kommt es jetzt an. Die Gemeinden, die Kirchgemeinden müssen die Schulen in diesen Zeiten wieder fester an ihr Herz nehmen lernen. Lebendig werden müssen die alten Fürbitten für Kirche und Schule, für Schule und Gemeinde: Friede bei Kirch und Schule uns beschere, Friede zugleich der Obrigkeit gewähre! Und abermal: All christlich Obrigkeiten, Auch Schule und Gemein, In diesen bösen Zeiten Laß dir befohlen sein!

Gen.-Sup. Dr. Braune-Rudolstadt: Nur wenige Worte: Es ist vorhin der Name des Realschuldirektors Zange in Erfurt genannt worden und seine Aeußerung zugunsten der deutschen Lehrerschaft; ich möchte aus meinen Erfahrungen in Thüringen diese Behauptung des Herrn Direktor Zange unterschreiben. Wir haben sehr tüchtige Lehrer in unserem Lande und eine Schulleitung, der das höchste Lob gebührt. Was wir erstreben und tun, knüpft sich ganz an das, was der hochverehrte Herr Vorredner gesagt hat: liebevolle Verständigung suchen zwischen Geistlichen und Lehrern und darauf aus sein, daß wir nicht in Polemik uns verlieren, sondern darauf uns besinnen, daß die wahre, echt evangelische, echt lutherische Polemik die ist, die Wahrheit so wesensstark, so wie sie ihrer Realität, ihrer Wirklichkeit nach ist, herauszuarbeiten und dann das übrige in Gottes Hand zu befehlen.

Pastor Dr. Ahner-Leipzig: Der Kampf, in den wir geführt worden sind, ist nicht ein Kampf der Schule gegen die Kirche, sondern ein Kampf der modernen Weltanschauung gegen die christliche Weltanschauung; und da

stehen wir nicht bloß als Geistliche den Lehrern gegenüber, sondern als Geistliche haben wir als nächste Verbündete unsere Lehrer selbst unter dem gläubigen Teil der Lehrerschaft, mit dem wir zusammen kämpfen müssen gegen die antichristliche Welt; solche gibt es auch in Leipzig, und sie haben den Mut, offen aufzutreten. Vielfach fehlt es aber an Mut. Und warum? Weil es an der Beherrschung derjenigen Fragen, die zwischen moderner und christlicher Weltanschauung schweben, fehlt. Darum meine ich, es ist viel richtiger, daß wir eine Tat tun, als daß wir über verschiedene Thesen und Resolutionen abstimmen, und die Tat, auf die es ankommt, ist diejenige, um welche Pastor Eberhard in Leipzig gebeten hat: helfen Sie uns lehren, stehen Sie uns bei, geben Sie aus der reichen Rüstkammer Ihrer Wissenschaft uns etwas! Und darum ist mein Vorschlag in aller Kürze der: Wir geben der neuen apologetischen Kommission, die gebildet worden ist, auf, ihre apologetische Tätigkeit besonders nach diesen Gesichtspunkten hin zu normieren und zu veröffentlichen in der Weise, daß gerade für die Lehrer in dieser Richtung mehr getan wird und andererseits auch für die Eltern, die aufs engste mit dieser Frage verknüpft worden sind. Nach meiner Erfahrung wollen die Eltern auch in den großen Städten christlichen Religionsunterricht, aber sie verstehen oft gar nicht so, worum es sich handelt. Darum wäre die zweite Tätigkeit der Kommission: Artikel in die Zeitungen zu bringen, die die Gemeindeglieder orientieren.

Seminarlehrer Brammer-Lüneburg: Ich kann mich dem meisten, was die Herren Vorredner in Anerkennung und Ergänzung des Vortrages ausgesprochen haben, nur anschließen. Ich möchte dann noch auf einige mehr praktische Punkte hinweisen. Es ist von dem Herrn Referenten gefragt worden, was geschehen würde, wenn von seiten der Regierung aus die religionslose Schule diktiert würde. Antwort: Zehntausende deutscher Volksschullehrer würden dann bis aufs äußerste für die Erhaltung des Religionsunterrichtes in der Volksschule kämpfen, genau so, wie sie jetzt für eine Reform des Unterrichtes eintreten. Es ist von dem Herrn Referenten gesagt worden, daß gegen die radikalen Reformbestrebungen, wie sie in die Erscheinung getreten sind, nichts von seiten der Lehrerschaft geschehen sei. Er ist da nicht recht unterrichtet gewesen. Ich will gar nicht auf die Arbeit des Verbandes evangelischer Schul- und Lehrervereine hinweisen zur Bekämpfung dieser radikalen Forderungen, ich will nur hinweisen auf die Arbeit des Lehrervereins dieser Stadt. Auch wenn ich mit der grundlegenden Forderung dieses Lehrervereins nicht einverstanden bin, so hat dieser Lehrerverein doch einen klaren Schnitt gemacht zwischen sich und den Bestrebungen der Monisten, der Bremenser, auch zwischen sich und zwischen

dem allgemeinen Religionsunterricht des Herrn Tews. Es dürfte doch zur Klärung der ganzen Sache gut sein, wenn wir uns immer wieder auf die positiven Kräfte besinnen, die in der Lehrerwelt vorhanden sind. Da geht nun meine Bitte dahin, daß von seiten der Theologie, von seiten der Geistlichen dieses Bestreben nach Aufklärung gefördert werden möge durch gründliche Belehrung, durch wissenschaftliche Vorträge und durch andere Art apologetischer Arbeit. Es ist vielfach nicht möglich, alles das, was an angeblicher Wissenschaft gerade für uns verzapft wird, im einzelnen nachzuprüfen, da helfe man uns durch aufklärende, gründliche Arbeit! Nach dieser Richtung hin ist viel versäumt worden. Ich bin auch ziemlich unterrichtet in der Arbeit der freien und der konfessionellen Lehrervereine, und ich glaube dort bemerken zu können, daß eine Rückrevidierung allzu radikaler Forderungen vor sich geht, daß man sich besinnt auf das, was in der Erscheinungen Flucht Ewigkeitswert hat, und daß man wieder näher kommt an das, was wir, die wir heute hier versammelt sind, verteidigen. Wenn nun etwas zur Förderung der Sache beitragen kann, so glaube ich, ist es das, wenn auch die evangelisch-lutherische Konferenz ihrerseits Schritte tun wollte, den Staat zu veranlassen, daß er die Frage der sogenannten geistlichen Schulaufsicht möglichst bald und gründlich von der Tagesordnung absetzt. Ich glaube, es würde dann gerade in Lehrerkreisen so manches schiefe Urteil in bezug auf angebliche Herrschergelüste der Kirche schwinden. Und mögen dann die kirchlichen Organe ihrerseits recht bald an die Arbeit gehen, um zu beraten, was geschehen soll. Wenn nun diese, ich muß schon sagen unglückselige Verquickung der Ortsschulaufsicht mit dem geistlichen Amte von der Tagesordnung abgesetzt würde und auf allen Seiten vorab der Grundsatz vertreten würde: weniger vom Rechte reden, als sich vielmehr der Pflichten bewußt werden! wir Lehrer müssen die Pflicht erkennen, daß wir im Religionsunterrichte das Beste, was wir an Erziehungskräften haben, den Kindern geben, die Aufsichtsbeamten, daß sie uns in diesen Bestrebungen fördern, die Kirche, daß sie uns dabei durch ihren Unterricht helfe und sich mit uns in der Lehrplanfrage vor allen Dingen auseinandersetzt in bezug auf das, was die Schule und die Kirche im Unterrichte zu leisten hat. Und wenn dann der Religionsunterricht geregelt ist, dann zweifele ich nicht, daß wir aus der gegenwärtigen unerquicklichen Lage einmal zu einer Situation hindurchkommen werden, wo der Lehrer wieder mit Freuden Religionsunterricht gibt.

Pastor Armknecht-Linden verzichtet aufs Wort.

Pastor Thimme-Kl.-Ilsede: Wenn die Lehrerwelt von unserer heutigen Versammlung hört, so wird ihre erste Frage die sein: Wie stellt sich die

Allgemeine Lutherische Konferenz zu der Schulaufsichtsfrage? In der Form, wie sie in unseren Thesen steht, wird sich die Lehrerschaft vor den Kopf gestoßen fühlen, und ich stimme mit ihr darin überein: in der Form, wie sie hier steht, kann der Staat das nicht annehmen. Nachdem ein Schulmann das ausgesprochen hat, möchte ich gern, daß auch ein Pastor in dieser Versammlung dasselbe ausspricht, und ich spreche es aus in der Ueberzeugung und in dem Bewußtsein, daß Sie, meine Herren Amtsbrüder, der gleichen Ansicht sind. Ich will natürlich in keinem anderen Sinne das vertreten, als wie es Herr Direktor Sellschopp auch vertreten hat. So optimistisch aber, wie Herr Direktor Sellschopp es dargestellt hat, möchte ich unsere Gegenwart doch nicht auffassen. Die Tatsache bleibt bestehen, daß auf den großen Lehrerversammlungen, wie es auch Herr von Massow ausgesprochen hat, die Abneigung der Lehrerschaft gegen die Kirche im großen und ganzen klar zutage tritt, und der Frage können wir nicht aus dem Wege gehen: wie geht das zu? Ich halte es für sehr nützlich, daß einmal klar und deutlich ausgesprochen wird: das geht nicht zu ohne eine schwere Schuld auf seiten unserer Kirche. Ich behaupte natürlich nicht, daß sie die größte Schuld daran hat. Auf zwei Punkte will ich hinweisen, die in der Form von Forderungen oder Bitten ausgesprochen sind, die ich von Herzen unterschreibe. Das ist die Forderung, die Direktor Sellschopp in der fünften These ausgesprochen hat, daß die Pastoren größere Opfer bringen müssen an Zeit und Kraft zur Unterstützung der Lehrer und ihnen an die Hand gehen. Ich bin überzeugt, das ist bisher nicht in dem Maße geschehen, wie es geschehen sollte. Ich kann aus eigener Erfahrung davon berichten — aber die Zeit ist zu kurz — wie die jungen Lehrer mir dankbar dafür gewesen sind, daß ich mit ihnen regelmäßige Besprechungen und Konferenzen speziell über den Religionsunterricht abgehalten habe. Ein zweiter Punkt ist auch in den Thesen des Herrn Direktor Sellschopp nicht besonders hervorgehoben. Ich glaube, eine Schuld der Kirche liegt auch da vor, wenn sie die Fortschritte der Erkenntnis, die auch in der Theologie auf positiver Seite gemacht sind, nicht rechtzeitig der Lehrerwelt zugänglich gemacht hat. Es ist von den methodischen Verbesserungen die Rede, die auch in den Thesen des Pfarrers Sperl als notwendig anerkannt sind in unserer Zeit. Die methodischen, pädagogischen und apologetischen Gesichtspunkte dürfen bei den Lehrern nicht vernachlässigt werden. Ich möchte auch einen kritischen Gesichtspunkt hinzufügen. Ich will damit nicht der modernen Theologie das Wort reden, aber Kritik in der Darbietung der Inspirationslehre müssen wir auch unseren positiven Lehrerkreisen in positiver Form darbringen. Ich erinnere nur an das Lehrbuch, an den

Katechismus des Herrn D. Steinmetz, der mir vorbildlich ist für die Behandlung der Schule. Der hat in den Sätzen, welche er gerade über die Bibel und Bibelauffassung bringt, auch schon eine Kritik zur Anwendung gebracht; und eine solche Kritik, wie er sie darbietet, eine Kritik über die bisherige buchstäbliche Auffassung der Bibel, enthält einen Fortschritt auch der positiven Theologie und darf der Lehrerwelt nicht länger vorenthalten werden. Weil das geschehen ist, bin ich der Ueberzeugung, so ist es eine Schuld der Kirche, deren sie sich sobald als möglich entledigen muß. Endlich über einen Punkt, über die Theorie von Staat und Kirche ist in den beiderseitigen Thesen wohl nicht genügend geredet. Von da aus würden sich die faktischen Verhältnisse, wie sich in der Gegenwart das Verhältnis der Schule zur Kirche gestaltet hat, darstellen.

Prof. D. v. Ruckteschell-Hamburg: Ich freue mich, konstatieren zu können, daß in dem „schlimmen Hamburg" etwas geschieht, was in dem Sinne unserer Konferenz oder wenigstens einer großen Zahl ihrer Teilnehmer liegt: die positiven Lehrer und Pastoren fangen an, sich zusammenzuschließen, und zwar so, daß der Boden der Gemeinschaft zwischen Schule und Kirche auf dem Grunde der einzelnen Gemeinde gesucht wird. Ich glaubte das nachtragen zu müssen. Es ist gestern bei anderer Gelegenheit davon gesprochen, daß wir in einer Zeit kleiner Tage leben. Das ist sehr die Frage, ich glaube im Gegenteil, wir leben in großen Tagen für die Sache unseres Herrn. Ich sehe die großen Tage da anfangen, wo man unter dem Drucke steht, wo man in bußfertiger Weise anfängt, diesen Druck zu empfinden, und wo man auf Grund seines Glaubens trotzdem freudig in die Zukunft schaut. Ich denke mir, was immer auch Gutes und Herrliches gesagt ist für unsere Kirche, wir alle haben das Gefühl, sie hat recht, wenn sie bußfertig ist, auch im Blick auf ihre Verbindung mit der Schule, nicht bloß in Hinsicht auf ihre soziale Aufgabe, die sie zeitweilig versäumt hatte. Wir könnens nun einmal nicht ändern, wir müssen ganz einfach sagen, alle die wir ehrlich zum Evangelium stehen, haben empfunden: da steht unser Volk und klagt uns an, daß wir ihm in schwerer Krisis als die Gehilfen nicht zur Seite gestanden haben. Warum? Meine Antwort ist: weil wir Pastorenkirche, nicht Gemeindekirche waren, weil wir in der Zersplitterung unserer verschiedenen Ehrbegriffe — der Soldat hat seine Ehre, der Kaufmann hat seine Ehre, und die verschiedenen Stände haben ihre Ehre — nicht gesorgt haben für alle, auch für die bedrückten Arbeiter und für das bedrückte Volk. Ich danke Herrn Pfarrer Sperl, daß er so klaren Ausdruck für das gefunden hat, was unser Herz bewegt. Unser Herz bebt in der Liebe zu unserer gefährdeten Kirche. Gerade, daß die Kirche in

den Mittelpunkt gerückt wurde, dafür müssen wir ihm dankbar sein. Und wie? Damit wir als Pastoren zusammenkommen? Damit wir als Lehrer zusammenkommen? Damit wir in kleinen freien Gruppen zusammenkommen? Nein! Auf dem Boden der geeinten Gemeinschaft, der geordneten Gemeinschaft. Lassen Sie uns einmal sehen, ob da nicht der Lehrer den Mut finden wird, seine Meinung auszusprechen. Warum reden denn die Lehrer nicht? Es fehlt ihnen erstens das Material, um gegen die geriebenen Leute ankämpfen zu können, aber auch die Gemeinschaft, daß sie sich nicht unterstützt fühlen von ihresgleichen, und so reden die positiven Lehrer auch nicht, bis sie beides gewonnen haben: die apologetische Belehrung einerseits und andererseits die Gemeinsamkeit auf dem Boden der Gemeinde. Ich glaube darum die Bitte unterstreichen zu müssen, lassen Sie uns den Thesen beider Herren Referenten inhaltlich von Herzen zustimmen, gleichzeitig aber auf diesem Gebiete den Zusammenhang zwischen Lehrern und Geistlichen aufs stärkste betonen, und die Wege freihalten, auf welchen dieser Zusammenhang von seiten der Lehrer sich freimütig betätigen kann.

Pastor v. Tiling=Göttingen: Gestatten Sie, wenn ich als alter Schulmann und Pastor auf die Hauptfrage hinweise: Wem gehört die Schule? Wenn wir den wirklichen Tatbestand ins Auge fassen, wenn wir in die Geschichte der christlichen Völker und unseres deutschen Volkes und aller Völker zurückgehen, wenn wir uns auf den Quellboden des apostolischen Christentums stellen und uns durch die Direktive der Reformation leiten lassen, kommen wir zur Antwort: Die Schule gehört nicht der Lehrerschaft, nicht dem Staate, auch nicht der repräsentativen Kirche, die Schule gehört der Familie, die Schule gehört den Eltern. Und solange ich jahrzehntelang diese ganze Schulbewegung beobachtet habe, habe ich gefunden, daß der Staat, der den Schulzwang eingeführt und die Resultate der Pädagogik sich angeeignet hat, nun allmählich auch zur Einsicht kommt, daß die Eltern ein Recht auf ihre Kinder haben, daß sie ein Recht auf Unterricht, ja für ihre getauften Kinder ein Recht auf christlichen Unterricht haben. Das muß jeder Staat einsehen und bekennen, daß er für die Eltern die Schule erhält, mamentlich die Schule der elementaren Stufen, und auf die Eltern Rücksicht zu nehmen hat. Die Schule ist Sache der Familie, und auf diesem Grundsatze wollen wir uns vereinigen. Mögen dann Staat und Kirche und desgleichen Lehrerschaft und Pastorenschaft in jeder Versammlung und in jeder Anregung diesem Gedanken gerecht werden. Ich glaube, wir kommen dann schneller zum Ziel.

Direktor Sellschopp=Rostock: Ich bin in einem Punkte durch meine eigene Schuld mißverstanden worden. Es liegt mir daran, das richtig

zu stellen. Ich habe nie und nimmer die Meinung gehabt, als könne irgend ein Mensch im Ernst wirklich ohne Religion auskommen, auch der Gebildetste nicht. Wenn ich im Eifer des Gefechtes gesagt habe, der Gebildete meint in Kunst und Wissenschaft verschiedene Surrogate für Religion zu haben und gewisse Grundlagen für eine Moral, so glaube ich, die meisten haben meiner Stimme einen ironischen Beiklang angehört. Ich möchte aber ausdrücklich feststellen, daß der Mensch, der Religion entbehrt, damit das Beste entbehrt, was Menschen haben können. Und dann konstatiere ich kurz, und daran liegt mir außerordentlich viel: In der ganzen Debatte hat niemand etwas gegen die These gesagt, die mir am meisten am Herzen liegt, gegen die These: „Der Religionslehrer, der weiß, was er will und soll, der ist ein Diener am Wort, der ist ein Verwalter des vornehmsten Gnadenmittels.“ Und noch eins möchte ich hinzufügen gegenüber einer Warnung vor Optimismus. Meine Herren, warnen muß man vor Pessimismus, vor Optimismus zu warnen hat keinen Sinn und Zweck, denn das einzige, was vorwärts bringt, ist Optimismus. Mißtrauen verdirbt, Vertrauen hilft vorwärts! „Fluchwürdiger Argwohn, unglückseliger Zweifel, und alles wanket, wo der Glaube fehlt.“ Zum Schluß die herzliche Bitte: Helfen Sie uns beten für unsere Kinder, für unsere Schule, dann geht alles!

Pfarrer Sperl (Schlußwort): In der Hauptsache kann ich nur sagen, daß ich für alle Ergänzungen und Berichtigungen dankbar bin. Eine Ergänzung, die bezüglich der Bibelkritik mir gegeben ist, werden Sie sogar in meinem Vortrage finden, wenn Sie sich die Mühe geben, ihn zu lesen, man läßt so manches im Vortrage ungesagt, das vorgesehen war. Bezüglich meiner Thesen gebe ich sehr gern zu, daß Mißverständnisse möglich sind. Die Thesen waren mir nur ein Mittel, um logisch klar zu machen, was der Inhalt des Vortrages sein werde. Freilich meine ich, daß wir die Lehrerwelt eigentlich recht pessimistisch beurteilen, wenn wir mit Rücksicht auf sie Bedenken tragen, von Rechten der Kirche überhaupt noch zu reden. Obgleich in Bayern zurzeit auch ein Schulkampf besteht, würde ich doch bei uns auch von Gegnern eine so weitgehende Neigung zum Mißverständnis nicht befürchten. Doch es mag immerhin der Fall sein, daß bei vermehrten persönlichen Berührungen das Sensorium sich verfeinert und die Vorsicht sich steigert. Ich selbst habe meinen Lehrern gegenüber, es sind nur wenige, keine Erfahrungen übler Art gemacht. Im Gegenteil, ich habe bedauern können, daß einer meiner Lehrer nicht seine Absicht ausführen konnte, mit nach Hannover zu fahren. Herr Direktor Sellschopp hatte gestern die Güte, mich von seinen Thesen verständigen zu wollen, leider wurde das durch einen Zufall unmöglich gemacht, sonst hätte

ich ihm erklären können, daß ich bereit wäre, seine Thesen mit zu unterschreiben. Es waren doch nicht Antithesen, sondern schöpferische Synthesen, die den Wert vermehren und einzelne Mängel berichtigen und namentlich gangbare Wege bezeichnen, die ich sehr gern mitgehe. Mit dem Wunsche, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit namentlich von solchen, die in der Schularbeit stehen, mit uns, die wir im Pfarramt stehen, sich mehr und mehr kräftigen möge, lassen Sie mich schließen!

Schlußwort des Vorsitzenden: Die letzte Aeußerung des Herrn Referenten hat ja ein erfreuliches Maß von Uebereinstimmung zwischen ihm und Herrn Direktor Sellschopp erkennen lassen. Auch so freilich wird die Versammlung die vorliegenden Thesen nicht einfach in allen ihren Einzelheiten zu den ihrigen machen können. Unsere Konferenz verzichtet grundsätzlich darauf, zu allen einzelnen Aeußerungen in der Debatte Stellung nehmen oder auch über vorgelegte Thesen abstimmen zu wollen. So allein scheint es auch der Würde einer so großen Versammlung wie dieser würdig zu sein, eine einmütige Annahme derartiger, auch ins Spezielle eingehender Thesen würde ohne eine Konnivenz von einzelnen nicht möglich sein, die dem Ernste zumal einer so schwierigen Materie wenig entspräche. Das aber darf ich sagen, wenn Herr Direktor Sellschopp die Annahme seiner Thesen mit dem dringenden Wunsche einer Verständigung mit den Herren Lehrern motiviert hat, so wird dieser Wunsch unzweifelhaft von der ganzen Konferenz aufs lebhafteste geteilt. Wenn ich beispielsweise auch persönlich Bedenken tragen würde, mich mit den Ausführungen und Sätzen von Herrn Direktor Sellschopp in allen Einzelheiten zu identifizieren, so bestimmt mich dazu auch gerade die Befürchtung, daß, soweit ich mit der in Lehrerkreisen herrschenden Stimmung vertraut bin, gerade auch einzelne Gedanken, die Herr Direktor Sellschopp ausspricht, bei den Herren Lehrern auf Widerspruch stoßen möchten. Also, in dem Wunsche einer Verständigung nach dieser Seite sind wir gewiß alle völlig eins.

Im übrigen kann ich nur in etwas zusammenzufassen versuchen, was sich als Resultat der Besprechung mir zu ergeben scheint. Auch darauf darf ich also die Konferenz nicht etwa einfach festlegen wollen, gleichwohl dürfte es von Wert sein, zuletzt noch einmal festzustellen, über welche Punkte nach den Aeußerungen, die heute laut geworden sind, Uebereinstimmung vorhanden zu sein scheint. Dann sind wir jedenfalls in der Hauptsache alle eins, daß in der Tat die Erhaltung des Religionsunterrichtes in der Volksschule und zwar im Sinne eines durch Schrift und Bekenntnis normierten Religionsunterrichtes eine Zukunfts- und Lebensfrage für die Kirche wie für unser Volk bedeute. Soll aber, wie gesagt, dieser Unterricht

durch Schrift und Bekenntnis bestimmt sein, dann ist darin auch bereits das andere ausgesprochen, daß die Kirche — selbstverständlich im recht verstandenen evangelischen Sinne des Wortes — an einer Normierung dieses Unterrichtes durch sie ein Interesse hat, das irgendwie sichergestellt sein will. Andererseits aber versteht sich von selbst, daß auch an diesem Punkte die Kirche unmöglich einseitig vorgehen kann. Wie aber Kirche und Staat hier zusammen zu wirken haben, das ist eine Frage, die sich unmöglich hier kurzerhand würde erledigen lassen. Darüber dagegen dürfte wieder unter uns volles Einverständnis sein, daß die Frage, grundsätzlich angesehen, durchaus sekundärer Natur ist, ob dieser Unterricht von seminaristisch oder theologisch gebildeten Lehrern, ob im Haupt- oder im Nebenamte ꝛc. erteilt wird. Hier handelt es sich zuletzt um Fragen, die gewiß an ihrem Orte auch große Bedeutung haben, die aber auf einem ganz anderen Gebiete liegen als auf dem unmittelbaren Interessengebiete unseres Themas. Unser ganzes Interesse konzentriert sich zuletzt darauf, daß es wirklich in der Schule zu einem schrift- und bekenntnismäßigen Religionsunterricht kommt, — wie im einzelnen diese Forderung sich verwirklichen mag, stellen wir durchaus weiterer Diskussion anheim.

Nur eins möchte ich noch ausdrücklich hinzufügen. Wenn Herr Direktor Sellschopp die Konferenz so nachdrücklich um eine Erklärung gebeten hat, daß sie die Lehrer, die den von ihm gewünschten Religionsunterricht erteilen, als Diener am Wort anzusehen bereit sei, so kann ich darauf gewiß im Namen aller lediglich mit der Versicherung antworten: die Allgemeine Evangelisch-lutherische Konferenz wird sich nur von ganzem Herzen freuen, wenn die Herren Lehrer ihr gestatten, sie um der Erteilung jenes Religionsunterrichtes willen als Diener am Wort zu begrüßen.

Schweden und die evangelische Diaspora in Europa.

Von Prof. D. **Herman Lundström**-Upsala.

Anläßlich der Einweihung der Gustav Adolf-Gedächtniskapelle auf dem Schlachtfelde Lützens am 6. November 1907 wurde u. a. folgendes ebenso hochsinnige als wahre Wort geäußert: „Die Kapelle ist der Ausdruck tiefempfundener Dankbarkeit für die unvergänglichen geistigen Güter, welche der große Heldenkönig uns mit seinem Blute errungen hat. Möge das Andenken des hehren Mannes bei beiden Völkern (dem deutschen und schwedischen) allezeit mit gleicher Treue festgehalten und durch gewissenhafte Pflege seines Vermächtnisses bestätigt werden, dann wird Gottes Segen auch ferner mit Schweden und Deutschen sein."

Ein solcher Ausspruch von keinem Geringeren als dem erleuchteten Herrscher, der jetzt auf dem Kaiserthrone des mächtigen deutschen Volkes sitzt, muß jedes schwedische Herz mit Freude und Dankbarkeit erfüllen.

Reiche Nahrung gibt solchen Gefühlen auch der Umstand, daß die Geschichtswissenschaft anzuerkennen beginnt, daß das traditionelle Bild des Glaubenshelden weit wahrer ist als das Zerrbild von ihm, das eine Zeitlang in gewissen gelehrten wie ungelehrten Kreisen Mode war. So wagt man es nicht länger, zu bestreiten, daß eines der wirklichen Hauptmotive Gustav Adolfs zur Teilnahme am dreißigjährigen Kriege das gewesen ist, was er selbst in seinen Abschiedsworten an den versammelten Reichstag Schwedens feierlich bezeugte: „Die nächste wichtigste Ursache ist, daß dadurch die bedrängten Glaubensverwandten von dem päpstlichen Joch mögen befreit werden, was — fügt er hinzu — wie wir hoffen, mit Gottes Gnade wird geschehen können." Oder was er den Truppen gegenüber versicherte: „Um den unterdrückten Glaubensgenossen Hilfe zu bringen, sind wir hinausgezogen. Wenn ihr redlich mir beisteht. werdet ihr Frieden und Sicherheit für den evangelischen Glauben und seine Bekenner in Deutschland gewinnen." Daß ihm übrigens dies beides, Rettung des Protestantismus

und wahre Wohlfahrt seines Vaterlandes, in einem unauflöslichen inneren Zusammenhang miteinander stand, mag ihm niemand verdenken. Deutschland war ja der große Schutzwall des Protestantismus nach Süden hin. Hätte einmal die Sturzwelle der Gegenreformation den Damm durchbrochen, so wäre ja auch die Reihe an Schweden und die anderen nordischen Länder gekommen. Daher war es besser, zuvorzukommen als sich zuvorkommen zu lassen. Daß im übrigen die politischen Ursachen in engem Zusammenhang mit Schwedens alter Stellung als äußerstem Vorposten im Osten gegen russisch=asiatische Barbarei sowie mit Schwedens Hineinziehung in den polnischen Krieg standen, hat ja neulich ein Landsmann und Kollege von mir auf dem historischen Kongreß in Berlin entwickelt. Er betonte auch, daß man einen bestimmten Unterschied machen muß zwischen der Politik und den Plänen des großen Königs und denen seines genialen Kanzlers Axel Oxenstierna, vor allem nach dem Tode des Königs. Es ist hier nicht der Ort, näher auf diese Dinge einzugehen. Die Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, wie der Pendel der kritischen Geschichtsforschung nun glücklicherweise auf dem Wege ist, nach der Seite hinüberzuschwingen, wo die echten Züge und die wahre Gestalt des großen Königs zu finden sind. Zu diesen Zügen gehören nicht nur seine glänzenden Eigenschaften als Feldherr und Staatsmann, sondern vor allem seine Größe als Mensch und Christ. Verstehen wir recht in den zeitgenössischen geschichtlichen Dokumenten zu lesen, so werden wir ein Bild des „hehren Mannes“ finden, gleichzeitig so echt menschlich und doch so wirklich groß, daß wir uns in tiefer Ehrfurcht und Bewunderung vor ihm beugen müssen. Was nicht dabei am mindesten zu vergessen ist, ist seine heilige Begeisterung für die Sache des Evangeliums, seine liebevolle Unterstützung und werktätige Teilnahme für die ganze evangelische Diaspora in Europa. Gustav Adolf kam doch nach Deutschland nicht wie ein asiatischer Eroberer oder ein Napoleon, Verödung und Vernichtung hinter sich lassend. Im Gegenteil sucht er überall und auf alle Weise dafür zu sorgen, daß die Segnungen des Friedens und des Christentums auch in den Spuren des Krieges blühen mögen. Besonders warm eifert er für die Abstellung der religiösen Not sowohl auf altem evangelischem Boden als auch dort, wo man von Diaspora sprechen kann. Nicht nur die zivile Verwaltung wird geordnet, sondern überall werden auch Maßnahmen zum Schutze und zur Ausbreitung des evangelischen Gottesdienstes getroffen. Superintendenten und Pfarrer werden eingesetzt; die Büchervorräte eingezogener Klöster und Kirchen werden unter protestantische Gemeinden verteilt; seinen Feldprediger, den neuernannten Bischof Johannes Botvidi, schickt er von Frankfurt a. M. nach dem Erzstift

Magdeburg und dem Stift Halberstadt, um dort der kirchlichen Not abzuhelfen und ein evangelisches Kirchen- und Schulwesen einzurichten, worüber der nunmehr hochbejahrte Archivrat E. Jacobs in Wernigerode ein so schönes, leider aber wenig beachtetes Buch geschrieben hat. Dieses segensreiche Werk, während die Kriegsfackel überall emporlodert, ist eines der schönsten Blätter in der Geschichte jener Zeit.

Gustav Adolf wuchs mit seinem Wirken. „Corpus Evangelicorum wurde ein staatsmännischer Gedanke, wohlgeeignet, den Ausgangspunkt sowohl für die Eintracht der Landeskirchen wie für eine neue deutsche Reichsverfassung zu bilden." Von seinen ersten mehr begrenzten Zielen stieg er dazu empor, ein Befreier für die ganze evangelische Welt zu werden. Wie Luther hat Gustav Adolf auch innerhalb der römischen Welt einen befreienden Einfluß ausgeübt. Beide sind wahre ökumenische Gestalten in der Weltgeschichte. Solange die Welt steht, bleibt auch die Lapidarinschrift auf dem Denksteine des Breitenfelder Rittergutes als wahr bestehen:

Glaubensfreiheit für die Welt
Rettete bei Breitenfeld
Gustav Adolf, Christ und Held.

Schwedens ganzes Wirken zugunsten der evangelischen Sache in unserem Weltteil ist auch in dem allgemeinen europäischen Bewußtsein wie in unserem eigenen Lande lange wesentlich an diesen großen Heldennamen geknüpft gewesen. Erst durch die im September 1907 stattgehabte Feier zum Gedächtnis an den denkwürdigen, vor 200 Jahren abgeschlossenen Vertrag zu Altranstädt, wodurch vielen Tausenden evangelischer Brüder in Diasporen Glaubens- und Kultfreiheit geschenkt wurde, dürfte die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Umstand gelenkt worden sein, daß neben Gustav Adolf Karl XII. als Fortsetzer und Förderer des Werkes des großen Königs tritt, auch er ein siegreicher Vorkämpfer der Glaubens- und Gewissensfreiheit. Bei der Enthüllung der auf dem Schloßhofe zu Altranstädt errichteten Gedenksäule äußerte auch der Schloßherr Graf Hohenthal zu Dölkau u. a. ungefähr folgendes: „Heute huldigen und danken wir dem Beschützer der evangelischen Glaubensfreiheit, dem König, der das Werk Gustav Adolfs fortsetzte, indem er mit erhobenem Schwert die Durchführung des westfälischen Friedens erzwang und Recht und Gerechtigkeit den evangelischen Schlesiern erwirkte."

Die politische Geschichtsforschung hat nicht immer, wenigstens nicht in Schweden, das Hauptmotiv zu Karls XII. Einschreiten zugunsten der unterdrückten Glaubensbrüder recht erfaßt oder dargelegt. Man hat hier diese

Handlung als etwas ganz Isoliertes betrachtet und sogar zu der „Launenhaftigkeit" des jungen Königs als eigentlichem Erklärungsgrund gegriffen. So erstaunlich dies vielleicht auch uns erscheinen mag, die wir glauben und wissen, daß die Religion die größte Realität der Geschichte ist und immer bleiben wird, so wird es doch eher verständlich, wenn man bedenkt, daß jene Richtung der Geschichtsforschung lange mehr oder weniger von einem Satze beherrscht gewesen ist, der sich vielleicht so ausdrücken ließe: die Religionsfrage hat nach Beendigung des großen Religionskrieges (1648) in der europäischen Politik und Geschichte keine Rolle mehr gespielt. Ein solches Vorurteil macht den Forscher blind gegen wichtige Tatsachen und Gesichtspunkte, die ihn auf die rechte Spur führen könnten. Einige solche Gesichtspunkte und Tatsachen sind es, auf die ich nun Ihre Aufmerksamkeit lenken möchte. Sie werden u. a. uns erkennen lassen, daß Karls XII. fragliche Handlung keineswegs so vereinzelt dasteht, wie man gemeint hat, und daß sie die folgerichtige Anwendung eines Leitmotivs für schwedische Politik und schwedische Denkart während Jahrhunderten darstellt.

Seit Gustav Adolf hatte sich das ganze protestantische Europa allmählich daran gewöhnt, in Schwedens König und Volk eine kräftige Schutzwehr der Glaubens- und Gewissensfreiheit zu sehen. Beim Abschluß des westfälischen Friedens wurde Schweden einer der Garanten für den unverrückbaren Bestand dieses Religionsfriedens. Das Bewußtsein der Verpflichtungen, welche diese Stellung mit sich brachte, scheint bei Regierung und Volk lebendig und klar gewesen zu sein. Diese Garantie und dieses Bewußtsein sind es auch, kraft deren man unter günstigen politischen Verhältnissen kräftig und wirksam zur Unterstützung und zum Schutze der evangelischen Diasporagemeinden einschreiten konnte.

Die diplomatische Geschichte Europas ist noch ungeschrieben. Je mehr die diplomatischen Fehden und politischen Intriguenspiele des 17. und 18. Jahrhunderts werden klargelegt werden, desto deutlicher wird es sich mehr als jetzt zeigen, daß die Frage der Religionsfreiheit und die Frage der Kränkung oder Aufrechterhaltung der Bestimmungen des westfälischen Friedens eine dominierende Rolle gespielt hat. Sicher ist es, nach dem Zeugnis einzelner Tatsachen aus der Regierung der schwedischen Könige Karl X., Karl XI. und Karl XII., daß dieser Punkt eine nicht geringe Bedeutung für ihre auswärtige Politik hatte. Besonders sind hier die schwedischen Unterhandlungen mit Cromwell in England bezüglich eines gemeinsamen Auftretens zugunsten der evangelischen Sache von Bedeutung. Und aus der Zeit der Regierung Karls XII. sei hier auf einige wichtige Umstände hingewiesen. In dem schwedischen Reichstag des Jahres 1697

trat der wichtigste Ausschuß desselben, der sekrete, im Hinblick auf den Frieden von Rijswick mit einem Antrage hervor, daß, „da die evangelische Religion sowohl am Rheinstrom (unter französischem Dominium), als in Ungarn, Schlesien und anderen Stellen unterdrückt und ausgerottet würde", der König geruhen wollte, soviel wie möglich sich der Glaubensverwandten und ihrer Not anzunehmen. Derselbe Wunsch wurde von der Geistlichkeit am Reichstage ausgesprochen. Der Impuls war gegeben, und als Karl XII. im Jahre 1703 in Unterhandlungen bezüglich eines Bündnisses mit Preußen eintrat, war auch die Versicherung, die protestantische Religion zu schützen, einer von den Artikeln, über die man sich bald einigte. Die beiden Mächte schlossen teils ein allgemeines Uebereinkommen zum Schutze und zur Verteidigung der evangelischen Religion „gegen alle heimlichen Ränke und Komplotte der Päpstlichen", teils auch ein besonderes Abkommen, den Protestanten in Polen und Litauen ihre früheren Freiheiten und Privilegien zurückzuverschaffen. In dem endgültigen Bündnisse, dem langwierige Verhandlungen wegen eines evangelischen Dreibundes mit Hannover als dritter Macht vorhergingen, bestand nach dem siebenten Artikel eine seiner hauptsächlichsten Aufgaben darin, die protestantische Religion, besonders in Ungarn, Polen und Schlesien zu schützen. In dem letztgenannten Punkte erhielt das Bündnis keine praktische Bedeutung, da die rein schwedische Lösung der schlesischen Frage bei Abschluß des Bündnisses ihrer Vollendung bereits äußerst nahe war. Der Altranstädter Vertrag wurde nur 14 Tage später geschlossen. In dem Warschauer Bündnis zwischen Schweden und Polen im Jahre 1705 setzte Karl es durch, daß die Protestanten in Polen frei und unbehindert ihre Religion sollten ausüben dürfen. Und in dem Frieden von Altranstädt vom 24. September 1706 — wohl zu unterscheiden von der ein Jahr später abgeschlossenen Konvention — mußte der Kurfürst von Sachsen versprechen, keine Veränderung der evangelischen Religion in Sachsen und der Lausitz vorzunehmen, oder „den Päpstlichen" die Erbauung von Klöstern, Kirchen, Kollegien 2c. zu erlauben. Zu diesen Umständen kann die Tatsache hinzugefügt werden, daß Karl XII. Abneigung gegen Ludwig XIV. wegen dessen Aufhebung des Ediktes von Nantes hegte und demzufolge nicht dem seitens des französischen Königs in Sachsen ihm gemachten Bündnisanerbieten Gehör schenken wollte. Statt dessen unterbreitete der König dem englischen Gesandten Marlborough einen Vorschlag betreffs eines großen Zusammenschlusses der protestantischen Mächte, Schweden, England, Preußen und Hannover, zum Schutze gemeinsamer Glaubensinteressen. Die Sache scheiterte an der Ablehnung der Verhandlungen seitens Englands.

Daß Karls Einschreiten zugunsten der evangelischen Diasporagemeinden

in Schlesien nicht auf einer bloßen Laune beruhte, sondern ein höchst bedeutsames Glied in der Verwirklichung eines bestimmten Planes darstellte, geht auch aus mehreren späteren Regierungsmaßnahmen hervor. Noch 1718 — seinem Todesjahr — denkt er an die evangelischen Schlesier und wirkt durch seine diplomatischen Organe zu ihren Gunsten.

Ueber die Folgen der Altranstädter Konvention äußert Karls XII. ältester Geschichtsschreiber Göran Nordberg u. a.: „Alle Evangelischen betrachteten den König als ihren Beschützer, und der Name, den die Schweden sich in dem deutschen Kriege erworben hatten, Haupt und Schutz der evangelischen Lehre zu sein, wurde aufs neue an die schwedische Krone geknüpft." Daher ergingen auch an Karl nach dem großartigen Erfolge in Altranstädt von verschiedenen Seiten her dringende Aufforderungen, zugunsten bedrängter Glaubensgenossen einzutreten. So bitten schweizerische Protestanten um seine Vermittelung für Glaubensgenossen in Frankreich, die von Ludwig XIV. zur Galeere verurteilt worden waren. Und auf dem Zuge der Schweden gegen Rußland kam ihnen eine protestantische Gesandtschaft aus Ungarn entgegen mit der Bitte um Hilfe. Soweit es in der Macht des Königs stand, wahrte er auch hinsichtlich dieser Glaubensbrüder in der Diaspora Schwedens verantwortungsvolle Stellung als protestantische Schutzmacht.

Und hinter Schwedens Königen stand in diesem Falle treu Schwedens Volk. Eine ungewöhnliche Freigebigkeit hat stets die breiten Schichten ausgezeichnet, wenn es galt, in vergangenen Zeiten bedrängten oder bedürftigen Glaubensbrüdern anderwärts in Europa beizustehen. Davon legen unzweideutiges Zeugnis die Kollekten und Subskriptionslisten ab, die bei verschiedenen Gelegenheiten während des 17. und 18. Jahrhunderts im ganzen schwedischen Reiche erhoben wurden und herumgingen. So flossen aus schwedischen Landen nicht unbedeutende Beiträge zur Erbauung evangelisch-lutherischer Kirchen und Schulen, z. B. in St. Petersburg und Moskau — gegen Rußland war Schweden zu jener Zeit „eine Wehr auch für deutsche Kultur und ein Schirm auch für deutsche Handelsinteressen" —, in Augsburg, Hagenau, Kassel, Mannheim, Lewau, Wetzlar, Worms, Speyer, Zerbst und Zweibrücken. Daß Gaben für die Universität Wittenberg und für das Armenhaus in Wolgast gegeben wurden, ist vielleicht weniger bemerkenswert, als daß die Freigebigkeit auch auf andere als lutherische Gemeinden ausgedehnt wurde. So wurde in einem königlichen Erlaß vom 13. März 1699 eine Kollekte über das ganze Reich nebst zugehörigen Ländern zugunsten „der französischen und piemontesischen Flüchtlinge" in der Schweiz anempfohlen. In dem betreffenden Erlaß wird das Elend und die Armut geschildert, in welcher diese armen Flüchtlinge sich befinden, und besonders

darauf hingewiesen, daß sie sich diese Leiden „einzig und allein um ihrer standhaften Glaubenstreue willen“ zugezogen hätten. Obwohl diese Flüchtlinge ausdrücklich Reformierte genannt werden, wird die Kollekte dennoch warm anempfohlen. Ja, bisweilen geht die Großherzigkeit in diesem sogenannten Zeitalter des Konfessionalismus so weit, daß eine reichliche Kollekte dem griechisch-orthodoxen Archimandriten im St. Athanasiuskloster bei Thessalonika in Thessalien zur Befreiung seiner Klosterbrüder aus türkischer Sklaverei bewilligt wird. Es wird die Hoffnung auf um so reichlichere Beiträge ausgesprochen, als dies ein „christliches Werk sei, indem es zur Erlösung bemeldeter Christen aus unerträglicher Knechtschaft und Sklaverei diente . . .“ (Königl. Erlaß vom 4. Juli 1705).

Nicht zum mindesten ist der französischen Diaspora ein warmes Interesse in Schweden entgegengebracht worden. Während zweier Jahrhunderte übte die schwedische Gesandtschaftskirche in Paris ein segensreiches Werk aus, „indem sie den Pariser Protestanten eine ruhige Freistatt bot und so sich ihre dankbare Liebe und den Namen der Mutterkirche des französischen Lutheranismus erwarb, wie sie noch heutzutage ständig in Frankreich genannt wird“. Nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes bildet diese Kirche den Zentralherd des Pariser Protestantismus. In einem interessanten, auf deutsch abgefaßten Dokument vom Jahre 1679, das der ebengenannten Gesandtschaftskirche gehört, wird festgesetzt, daß auch ein deutscher Prediger Augsburgischer Konfession hier angestellt werden sollte — „als, heißt es weiter, unter dem Schutze Ihrer Königl:en Maj:z zu Schweden (wie dan die christliche lutherische religion nehest Gott fürnemlich unter dhero Flügelen ruhet) der Gottesdienst gleich wie in schwedischer also auch in hochdeutscher Sprache frei exercieret würde“. Unter dem Schirm dieser Flügel konnten französische Protestanten rechtliche Anerkennung für geschlossene Ehen und für die Sakramentsverwaltung ihrer Geistlichen erhalten, was ja besonders bezüglich der heiligen Taufe von zivilrechtlicher Bedeutung war.

War es nun aber nach Karls XII. Untergang zu Ende mit dem Ansehen wie mit dem Einfluß und der Tätigkeit Schwedens als Schutzmacht für die evangelische Diaspora? Keineswegs! Auch weiter noch spielen schwedische Könige und vor allem Karl XII. eine Hauptrolle in der Apokalyptik jener Zeit. Noch jahrelang nach dem Tode des Heldenkönigs wird er in schwärmerischen Kreisen in Europa als höchster Vertreter der Gerechtigkeit auf Erden, ja, als der zum jüngsten Gericht wiederkehrende Messias betrachtet. Und wie in schwedischen Archiven aufbewahrte Bittschriften bezeugen, blicken evangelische Diasporagemeinden auch weiter noch zu dem alten Schwedenreiche und seinem König als ihrem natürlichen Beschützer

und Oberhaupt auf. Und andererseits vergaß man es dort nicht, die alten ehrenvollen Traditionen des Landes in dieser Hinsicht, soweit es möglich war, fortzusetzen. So wurde kräftig von der schwedischen Regierung auf diplomatischem Wege eingeschritten, als Erzbischof Firmian von Salzburg 1731 bis 1732 die empörende Massenvertreibung von ungefähr 20000 Protestanten vorgenommen hatte. Obwohl der Kaiser von Oesterreich ausdrücklich seinen Wunsch zu erkennen gegeben hatte, daß er während seiner Brunnenkur in Karlsbad von Staatsgeschäften verschont bleiben wollte, erhielt der Gesandte Schwedens, Freiherr Karl Wilhelm von Crassau, doch von seiner Regierung den Befehl, unverzüglich dem Kaiser die salzburgische Angelegenheit vorzutragen. Das geschah denn auch durch ein interessantes, noch erhaltenes Aktenstück, in welchem die schwedische Krone auch zugunsten der evangelischen Untertanen des Kaisers in Ungarn auftritt, die unter „mancherlei Verdrießlichkeiten und vor allem unter einem Eidformular zu leiden hätten, das ganz und gar wider ihr Gewissen und ihre Religion sei". Gleichzeitig wurde in Schweden eine reichliche Kollekte zugunsten der vertriebenen salzburgischen Brüder abgehalten. Daß die Einsammlung wirklich ein so bedeutendes Ergebnis hatte, wie es der Fall war, ist um so bewunderswerter, wenn man teils die vielen anderen Ansprüche bedenkt, die gerade damals an die Opferwilligkeit der Schweden gestellt wurden (wie z. B. vier jährliche Kollekten zur Auslösung europäischer Gefangener in Algier), teils den Volksmangel und die Armut des Landes nach den Kriegen Karls XII. Und doch werden schon einige Jahre danach Mittel zur Erbauung einer evangelischen Kirche und zur Aufrechterhaltung der Seelsorge in Konstantinopel eingesammelt, „für unsere schwedische und andere Nationen unserer protestantischen Lehre", wie es in dem königlichen Erlasse heißt.

Noch 1825 hat sich dieser Gesichtspunkt altschwedischer politischer Tradition und Liebespflicht bei der Bewilligung einer Kollekte zugunsten der waldensischen Gemeinden in Piemont geltend gemacht. Daß Schweden bei dem dreihundertjährigen Jubiläum 1832 durch freiwillige Beiträge einen ersten Fonds von 30000 Mk. für die damals neugebildeten Gustav Adolf-Vereine aufbrachte, sei schließlich auch nicht verschwiegen. Und ich wage es zu glauben, daß noch in dieser Stunde bei unserem Christenvolk nicht wenig Interesse für die evangelische Diaspora vorhanden ist, wenn auch das Interesse für die Heidenmission in gewissem Grade das erstere aufgesogen hat.

Daß aber beides nebeneinander wohl gedeihen kann, dafür bietet einen erfreulichen Beweis z. B. unter Gaben, die von den gegenwärtigen Gustav

Adolf-Vereinen in Schweden den Diasporabrüdern übersandt worden sind, ein Posten wie dieser: „Uebergeben von dem Sekretär des Missionsvorstandes". Zu Ende des vergangenen Jahrhunderts hat die Sache der Diaspora in unserem Lande eine ernstliche Förderung erfahren. Seit dem Jahre 1889 feiert die schwedische Kirche jährlich ein besonderes Fest, den zweiten Buß- und Bettag, zum Gedächtnis an die Segnung der Reformation. Da wird auch eine Kollekte über das ganze Reich zugunsten der „mit ökonomischen und anderen Schwierigkeiten kämpfenden evangelischen Gemeinden in der Diaspora erhoben. Die Beiträge, die auf diese Weise für den beherzigenswerten Zweck eingesammelt worden sind, können im Hinblick auf die relativ geringe Zahl und die ökonomischen Verhältnisse der Spender nicht als unbeträchtlich bezeichnet werden. Insgesamt betragen sie seit dem Jahre 1891 eine Summe von über 150000 Mk. Besonders erfreulich ist es, daß die jährliche Durchschnittszahl der Kollekten ein beständiges Steigen aufweist, so daß sie gegenwärtig zwischen 13000 und 14000 Kronen beträgt, ganz abgesehen von gelegentlichen Gaben und testamentarischen Zuwendungen (wie z. B. der des Generals Björnstierna von 10000 Kronen). Von den verschiedenen Stiftern des Reiches trägt das Gotenburger Stift unbedingt den Preis davon und wahrt damit in schöner Weise seine edlen Traditionen als erster Förderer der Gustav Adolf-Sache in unserem Lande während des 19. Jahrhunderts.

Die Namen aller der Diasporagemeinden aufzuzählen, die im Laufe der Zeiten mit besonderem Interesse in Schweden umfaßt worden sind, kann natürlich nicht in Frage kommen. Doch ist die Sache vielleicht nicht völlig zu übergehen. An der Spitze hinsichtlich der Anzahl steht gegenwärtig Oesterreich-Ungarn mit nicht weniger als 28 Gemeinden. Für die schlesischen Gemeinden ist das Interesse noch sichtbarlich und wirksam. In anderen Ländern sind ja der fraglichen Gemeinden weniger, aber einzelne Personen oder Vereine können eine um so intensivere Teilnahme der einen oder der anderen zugewendet haben. Das ist z. B. der Fall mit den drei Diasporagemeinden in Rußland: Gammalsvenskby, Runö und Lomza in Polen, ferner den evangelischen Gemeinden in Paris, Madrid — dem Fliednerschen Evangelisationswerk — Sofia in Bulgarien, Herrensohr-Jägersfreude in der Rheinprovinz, Metz in Elsaß-Lothringen, der kleinen evangelischen Gemeinde in Como in Italien und noch einigen anderen.

Und doch, trotz dieser erfreulichen Beweise dafür, daß die alte Teilnahme für die evangelischen Glaubensbrüder noch in unserem Lande fortlebt, bedarf auch dieses heilige Liebesinteresse gewiß sowohl der Vertiefung als der Erweiterung.

Schwedens frühere politische Aufgaben als protestantische Schutzmacht teilen nun in höherem Grade als vordem mit diesem Lande andere Mächte, vor allem das mächtige und ehrenreiche Deutschland. Und der praktische Liebesbeweis gegen die bedrängten Glaubensbrüder liegt ja besonders den Gustav Adolf-Vereinen und dem Gotteskasten am Herzen. Welch bedeutendes und gesegnetes Werk diese Verbände ausgeführt haben, ist allgemein bekannt, wenn auch nicht von allen evangelischen Christen so geschätzt, wie sich gebührt. Möge weder die politische noch die praktische Liebespflicht in der Diasporasache jemals ermüden! Wohl muß die evangelische Christenheit ein waches Auge haben und in Liebe die Glieder schützen, die, in Ländern anderen Glaubensbekenntnisses zerstreut, in Gefahr stehen, ihr teures evangelisches Erbe zu verlieren.

Ein Schwede, der in Mitteleuropa reist, muß von so vielen noch bewahrten Erinnerungen an das kriegerische Wirken der Schweden in längst vergangenen Zeiten überrascht werden: von der alten, noch in der Festungs-, Schloß- oder gar Kirchenmauer sitzenden Kanonenkugel an bis zu dem durch Generationen vererbten Einschüchterungswort für die Kleinen: „Still! Der Schwede kommt!“ Es wäre schön, wenn statt des einschüchternden Wortes das schöne Gustav Adolf-Lied „Verzage nicht, du Häuflein klein!“ angestimmt würde und eine innige evangelische Gemeinschaft zwischen den Kindern des Südens und uns Schweden im Norden mehr und mehr sich befestigte. Es wäre schön, wenn ein anderes Erz als das der schwedischen Kanonenkugel — ich meine das der lutherischen und evangelischen Kirchenglocke — weit über die Lande hin ertönte, das Herz zu Dank und Lob stimmend, zur Erneuerung und Verinnerlichung des in ernster Zeit auf blutgetränktem Boden geknüpften Herzensbündnisses zwischen Brüdern verschiedener Völker und Sprachen. Es ist doch ganz recht, wie wir gestern Abend gehört haben: Nicht die Diplomatie oder die Politik, ja nicht die Armeen, sondern der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat und überwindet. Ich schließe, indem ich warm in das Wort, das von dem Vorsitzenden der Gustav Adolf-Vereine bei der Grundlegung der Lützener Kapelle ausgesprochen wurde, einstimme und ihm reiche Erfüllung wünsche: „Sieg und Segen dem Werke der evangelischen Bruderliebe in allen Landen, von Jesus Christus her, derselbe gestern, heute und in Ewigkeit.“

Unsere apologetische Aufgabe.

Von Prof. Lic. Dr. **Hunzinger**-Leipzig.

Ein apologetisches Zeitalter, wie es England in der zweiten Hälfte des 17. und zum Teil im 18. Jahrhundert erlebt hat, beginnt über unser deutsches Volk heraufzuziehen. Ich bin überzeugt, daß wir erst in seinen ersten Anfängen stehen und ich hoffe, daß die apologetische Energie, die es heraufbeschworen hat, nicht eher erschlaffen wird, als bis sie ihr Ziel erreicht hat. Wäre ich in der Lage, dieser Versammlung eine Statistik der gesamten apologetischen Tätigkeit vorzulegen, die in dem letzten Jahrzehnt im Gebiete der evangelischen Kirchen Deutschlands ausgeübt worden ist, so würden wir hier heute Abend einen spontanen Ausbruch der Bewunderung und Begeisterung erleben. Ich kann aber nur an einige hervorragende Erscheinungen der Gegenwart erinnern, die mich wie die ersten Strahlen der Morgenröte des heraufziehenden apologetischen Zeitalters anmuten wollen. In jedem Winter wird bereits jetzt der größte Teil des evangelischen Deutschland mit einem Netz apologetischer Vorträge überzogen. Die Maschen dieses Netzes werden von Jahr zu Jahr enger, die Organisation dieses Vortragswesens von Jahr zu Jahr fester. Von verschiedenen Seiten arbeitet man an dieser Organisation: Der Zentralausschuß für Innere Mission in Berlin, der Keplerbund, die Gesellschaft für Christentum und Wissenschaft in Dresden, die Allgemeine Evangelisch-lutherische Konferenz und zahlreiche Vereinigungen in Stadt und Land. Vor kurzem hat sich der Keplerbund in Frankfurt konstituiert und eine große Schar christlicher Gelehrter, nicht zum wenigsten Naturforscher, deutscher Nation zum Kampf gegen den volksverwüstenden Monismus um sich geschart. Bald darauf begründete sich in Dresden die Gesellschaft für Christentum und Wissenschaft mit ähnlichen Aufgaben. Das Thema von der apologetischen Aufgabe der Kirche verschwindet nicht mehr von den Tagesordnungen der Konferenzen der Inneren Mission und der Kirche. Auch die Konferenz der

Berufsarbeiter der Inneren Mission ist dieser Aufgabe bereits näher getreten. Der Zentralausschuß für Innere Mission hat das apologetische Problem in den Vordergrund seiner Tätigkeit gestellt. Außer der bereits erwähnten Organisation eines umfassenden Vortragswesens arbeitet er an der Ausbildung von Apologeten in seinen jährlichen Lehrkursen in Berlin. In verschiedenen Kirchenregierungen wird die apologetische Aufgabe der Kirche bearbeitet. Die Frage der apologetischen Berufsarbeit wird brennend. In theologischen Fakultäten sind in letzter Zeit mehrfach apologetische Lehrstühle errichtet. Ins ungeheuere wächst die wissenschaftliche, populär-wissenschaftliche und volkstümliche apologetische Literatur, die in Zeitschriften, Broschüren, Flugblättern, Sammelwerken und kirchlichen Korrespondenzen auf den Markt geworfen wird. Apologetische Predigten werden herausgegeben, apologetische Kränzchen bilden sich in den höheren Lehranstalten. Namhafte Naturforscher wie Johannes Reinke in Kiel, Edmund Hoppe in Hamburg, E. Dennert in Godesberg treten als Apologeten christlicher Weltanschauung auf den Plan. Wir mögen wollen oder nicht, wir leben alle, vom Ungelehrtesten bis zum Gelehrtesten, in einer apologetischen Atmosphäre, der wir uns nicht entziehen können. Die apologetischen Fragen rücken uns von Tag zu Tage näher auf den Leib und wollen beantwortet werden. Die Zeit kommt immer näher, wo der Bildungsphilister unserer Tage dem allgemeinen Spott verfällt ob seines stumpfsinnigen Jasagens zu der Weltanschauung, die ihm seine Tageszeitung auftischt. Die Zeit kommt immer näher, wo es in Weltanschauungsfragen heißen wird: Eines Mannes Rede ist keine Rede — man muß sie hören alle beede — nicht bloß den Monisten, sondern auch den Christen. Das heraufziehende apologetische Zeitalter ist im Begriff, der christlichen Weltanschauung wieder Gehör zu erzwingen bei denen, die bisher gewöhnt waren, bloß auf einem, nämlich dem monistischen, Ohr zu hören.

Wo steckt das Motiv für dieses plötzliche Erwachen der apologetischen Energie? Etwa in der Furcht, das Christentum, der Glaube sei in Gefahr, ohne unsere apologetische Bemühungen zugrunde zu gehen? Mag es Leute unter uns geben, die so denken. Unevangelisch ist ihr Denken, unevangelisch wird auch ihre Apologetik sein. Hinweg mit einer Apologetik, die den Glauben retten will, die dem noch immer frisch wie am ersten Tage lebendigen und kräftigen Worte Gottes, das allein den Glauben erzeugt und erhält und rettet, mit „klugen Worten menschlicher Weisheit“ zu Hilfe kommen will. Nein, es ist etwas ganz anderes; die apologetische Energie unserer Tage entspringt da, wo sie echt und gesund und stark ist, ganz anderen Motiven. Vor allem dem *volkskirchlichen* Motiv. Der Wille

zur Volkskirche treibt uns in die apologetische Arbeit hinein. Wollten wir, was gegenwärtig nicht ganz wenige unter uns zu empfehlen scheinen, die Volkskirche preisgeben, so könnten wir unsere apologetischen Kräfte schonen.

Wollten wir das vergessen, was Johann Hinrich Wicherns Geist und der Wittenberger Kirchentag in diesem Jahre wieder unter uns lebendig gemacht haben, nämlich, was wir unserem deutschen Volke als Ganzem schuldig sind, als einem Volke von Berufenen, wollten wir bloß die Bekehrten und Gläubigen zu Kirchen sammeln und vereinigen — so könnten wir wahrlich bequemer leben und uns die apologetische Arbeit im Schweiße unseres Angesichts ersparen. Ueberall, wo das das Ideal ist, fehlt auch der Sinn für Apologetik. Denn diese engste Auswahl bedarf ihrer nicht oder glaubt doch ihrer nicht zu bedürfen. Aber wo das Erbe der Reformation, das volkskirchliche Ideal, bewahrt wird, wo der Wille, unserem deutschen Volke seine evangelische Kirche zu erhalten, solange noch eine Glocke in deutschen Landen den Sonntag einläutet, kräftig ist, da muß die apologetische Parole in unserer Zeit laut werden.

Das geschichtliche Gebilde der Volkskirche ist es, um derentwillen wir Apologetik treiben müssen. Denn sie geht uns sonst unrettbar verloren. Der Glaube flüchtet sich sonst in kleine Kreise, Gemeinschaften, Konventikel und Sekten. Ich habe nichts dagegen, daß solche Kreise und Gemeinschaften bestehen, aber sie erschöpfen den Begriff der Kirche nicht. Die Volkskirche kann nur bestehen und wirken auf der Grundlage einer einheitlichen christlichen Volksweltanschauung. Um einzelne Seelen aus der massa perditionis herauszureißen und für Christus zu gewinnen, bedarf es ihrer nicht. Aber wo das Ideal heißt: nicht bloß Einzelbekehrung, sondern Volkschristianisierung, wo die Kirche als ihre höchste Aufgabe betrachtet, — wie Wichern sagt — das Volksleben mit dem Geiste des Christentums zu durchtränken, das natürliche Leben des ganzen Volkes mit den Kräften des Evangeliums zu durchdringen, zu reinigen und zu heiligen — da kann ihr dies nur gelingen, wenn sie stark genug ist, dem ganzen Volke eine einheitliche Weltanschauung mit der Muttermilch einzuimpfen, eine einheitliche, christlich fundamentierte, idealistische Weltanschauung, die allen materialistischen und naturalistischen Einflüssen, deren Einwirkung ja niemals verhindert werden kann und darf, von innen heraus Trotz bietet. Mithin, will die Kirche wirklich als Volkskirche bestehen, so muß sie im Volke die stärkste Weltanschauungsmacht sein. Gelingt es ihr nicht, des Geisteslebens im Volke derart innerlich mächtig zu werden, daß sie es in seinen Tiefen bestimmt, so wird sie ihre Aufgabe als Volkskirche nicht erfüllen können. Sie muß dazu die Volksseele für ihre Weltanschauung gewinnen.

Ich weiß es wohl und betone es hier so stark wie möglich: diese christliche Weltanschauung als Gemeingut eines ganzen Volkes ist etwa noch kein persönlicher Glaube, kein Heilsglaube. Sie macht niemanden, der sie hat, selig Zum Seligwerden gehört mehr als sie ist und wirkt. Lebendiger Glaube, Gemeinschaft mit Gott durch Christus, ist unendlich viel mehr, als christliche Weltanschauung. Das aber kann nie Gemeingut eines Volkes werden, das bleibt immer Sache des einzelnen. Aber als Voraussetzung volkskirchlichen Wirkens ist und bleibt die christliche Weltanschauung unentbehrlich. Die Kirche kann nicht als Volkskirche bestehen, wenn das Volk in seiner Mehrheit nicht mehr an den lebendigen Gott und sein unwandelbares Gesetz und sein ewiges Leben glaubt; wenn die Anschauung von der Welt und dem Menschen, die im Volke lebt, nicht mehr im christlichen Gottesglauben wurzelt, und wenn nicht die absolute Gültigkeit des göttlichen Gesetzes vom Tagelöhner an bis zum Reichskanzler und Kaiser — auch in der Politik — anerkannt wird.

Und wie sieht es nun damit in unserem Volke aus? Stehen wir nicht vor der schweren Frage, ob wir denn auf den Trümmern, die heute noch von der christlichen Weltanschauung, die einst das güldene Kleinod unseres Volkes war, übrig geblieben sind, die Volkskirche noch bauen können? Wohin ist der gute Genius unseres Volkes entflohen? Unser deutsches Volk ist, wie kein anderes Volk, ein Weltanschauungsvolk gewesen. Vom Heliand bis zu Klopstocks Messias klingts durch die deutsche Volksseele in Dichtung und Kunst, in Sitte und Recht nach der Weise von Simon Dach:

Gott stehet mir vor allen
Die meine Seele liebt.

Die Wittenbergisch Nachtigall hat dieses Lied von neuem im Herzen unseres Volkes wachgesungen. Der Weltanschauungsidealismus des deutschen Volkes schien unverwüstlich und unerschütterlich dazustehen in der Völkerwelt, wie die deutsche Eiche. Aber die Aufklärung hat ihn zerbrochen. Nicht schon die Geistesströmung, die wir die „deutsche Aufklärung“ nennen. Sie war trotz aller Kritik durch und durch idealistisch. Dafür bürgt uns der Name des Mannes, der mit Hannovers Geschichte so unzertrennlich verbunden ist, des größten Weltanschauungsbaumeisters der neueren deutschen Geschichte, Leibnitz. Gewiß, Männer wie Lessing, Goethe, Schiller, Herder, Kant, Fichte, Schelling und Hegel waren nicht Christen in unserem Verständnis. Aber sie waren Propheten eines Idealismus, in dessen Tiefe unschätzbare, dem Christentum kongeniale Kräfte verankert lagen, dazu bestimmt, von deutschem Glaubensdenken gehoben und gemünzt zu werden.

Schleiermacher machte ja einen Anfang. Das hätte eine wunderbare Weltanschauung geben können, idealistisch und christlich, philosophisch und religiös zugleich. Aber was uns ruinierte und das Blut aus den Adern sog, war das, was uns vom Auslande kam, die englische und französische Aufklärung. Darin hat der ältere Fichte, dessen „Reden an die Deutsche Nation" auch dieses Jahr ihr Zentenarfest feiern, recht. Was uns über Holland kam, der naturalistische Pantheismus Spinozas, der Lessings letzte Tage trübte, Goethes und Herders Weltanschauung infizierte und Schleiermachers Gottesglauben lähmte, die heute noch den Mutterboden für Weltanschauungen verschiedenster Observanz, eines Häckel, Forel, ja Paulsen hergibt; und was uns von England kam, der schale, unlebendige Deismus mit seiner herzlosen und ungeschichtlichen Kritik der Bibel, des Offenbarungs- und Wunderglaubens, wie sie sich in den Wolfenbüttler Fragmenten widerspiegeln, und der englische naturwissenschaftliche Empirismus und Agnostizismus, mit seinem banalen Nützlichkeitsstandpunkte und seiner merkatorischen Heuchelmoral, und endlich, was uns den Rest gab — was uns aus Frankreich kam: die reife Giftfrucht alles dessen, der blutige Hohn und Haß eines Voltaire gegen alles Christliche, der brutale Materialismus eines Lamettrie und Holbach und der nackte Skeptizismus der Enzyklopädisten, der kalten Herzens alles Gute, Schöne und Wahre in die Pilatusfrage: Was ist Wahrheit, auflöst. Das ist es, was uns ruiniert hat. Das hat uns den deutschen Idealismus vergiftet, die christliche Weltanschauung aus den Herzen unseres Volkes gerissen. Das meiste von dem, was an Philosophie und naturwissenschaftlichen Weltanschauungstheorien, an sog. Ethik und Psychologie diesen Weg über England und Frankreich nach Deutschland gewandert ist, beruht auf absichtlicher Loslösung vom Christentum und der christlichen Weltanschauung, stellt eine reine Diesseitigkeitsweltanschauung dar; sie ist nicht made in Germany, sondern ausländisches Unkraut, auf guten deutschen Boden verpflanzt und dort zu giftiger Blüte getrieben. Undeutsch und unchristlich deckt sich hier. Gewiß haben dazu bestimmte Entwickelungen sozialer, wirtschaftlicher, politischer Natur mitgewirkt. Aber auch sie entstammen in ihren radikalen Gestalten zumeist dem Auslande. Und das entscheidende war, daß wir uns jene pseudowissenschaftlichen Theorien aufdrängen ließen und uns unter das kaudinische Joch englisch-französischer Weltanschauungsfabrikate sklavisch beugten, anstatt mit dem großen Schatze christlichen Idealismus und deutscher Kultur zu wuchern, den die Schächte unserer eigenen Geschichte ungehoben bergen. Wenn uns jemand eine Geschichte des Weltanschauungsniederganges in Deutschland schreiben würde, so wäre das das unanfechtbare Ergebnis, daß der Naturalismus, in dem wir gegenwärtig

unten und oben stecken, auf einer chronisch gewordenen Infektion durch das Ausland beruht.

Wir wissen, daß sich seit der Renaissance und Reformation eine Scheidung von Kirchlichem und Weltlichem vollzogen hat. Die gewaltsame Verkirchlichung der gesamten Kultur, durch die das Mittelalter das natürliche und das geistliche Leben in Fesseln schlug, ist von der Reformation im Namen des Glaubens, von der Renaissance im Namen der Natur zerschlagen. Das war gut so. Denn es war unnatürlich, daß die Kirche sollte über die Prinzipien und Methoden der weltlichen Wissenschaften entscheiden, über das soziale, wirtschaftliche, politische, künstlerische und überhaupt kulturelle Leben mit ihren Formen herrschen. Jeder Einsichtige freut sich heute — nicht nur im Interesse des natürlichen sondern auch des kirchlichen Lebens — darüber, daß wir eine selbständige Kultur und Wissenschaft haben. Aber das beklagenswerte ist, daß diese Entwickelung dann gar bald eine antikirchliche und antichristliche Richtung eingeschlagen hat. Das war nicht notwendig, nicht unvermeidlich, das lag nicht in den Bedürfnissen der Wissenschaft. Jedermann weiß, daß die größten Bahnbrecher moderner Wissenschaft, Männer wie Kopernikus, Kepler, Galilei, Baco, Isaak Newton, Robert Boyle, Lavoisier, Liebig und viele andere gar nicht daran dachten, den christlichen Glauben zu bekämpfen. Im Gegenteil, nicht wenige von ihnen waren hervorragende Apologeten des Glaubens. Aber naturalistische Strömungen drangen von vornherein in die junge Wissenschaft ein, Leute traten auf und gewannen Einfluß, die die neuen und frappierenden wissenschaftlichen Resultate zu antichristlichen Weltanschauungen verarbeiteten, metaphysisch erweiterten. Auf holländischem und englischem Boden fing es an und in Frankreich vollendete sich der Prozeß. Voltaire, Diderot, d'Alembert, Lamettrie, Holbach und Rousseau sind seine Vollender. Voltaire aber und Lamettrie lebten am Hofe Friedrichs des Großen. Das sagt genug. Von Frankreich haben wir den Naturalismus und Materialismus geerbt und mit deutscher Gründlichkeit kultiviert. Nun hat er sich eingenistet bei uns, oben und unten, in allerlei Formen und Gestalten, bald als nackter Atheismus, bald als ästhetischer Pantheismus, bald als an aller Wahrheit verzweifelnder Skeptizismus; bald direkt antichristlich, bald jedenfalls unchristlich, bald wenigstens gleichgültig gegen das Christentum, unter allen Umständen aber der Kirche feindlich. Naturalistische Gedanken durchziehen unser Leben in Kunst und Wissenschaft, Politik und Wirtschaft, Handel und Industrie, Bildung und Erziehung, Presse und Literatur. Es ist die Weltanschauung des Diesseits, der Innerweltlichkeit, der Entwickelung von unten her, die Leugnung des überweltlichen Gottes, des überweltlichen, absolut gültigen

Sittengesetzes, des überweltlichen Lebens. Zuletzt von allen Völkern ist das idealistischste Volk der Welt, das deutsche, auf den Materialismus hineingefallen, gründlich genug. (Feuerbach, Moleschott, Büchner, Voigt, David Fr. Strauß, Haeckel.)

In England waren auch die radikalsten Geister klug genug, zu sagen: die Religion muß dem Volke erhalten bleiben. Schön war das nicht, aber praktisch, es war kaufmännisch gedacht. Der Materialismus und die Kirche vertrugen sich in England aus Nützlichkeitsgründen ausgezeichnet. In Frankreich war man radikal und zog die Konsequenzen des Naturalismus in der Revolution und jetzt in der Trennung von Kirche und Staat. Wie wird es bei uns werden? Der englische Kompromiß ist für uns Deutsche ausgeschlossen. Zu dem Radikalismus Frankreichs fehlt uns der verhängnisvolle élan unserer westlichen Nachbarn. Aber wie wird es werden? Hat die Kirche bei uns noch denjenigen Weltanschauungsboden unter den Füßen, den sie braucht, um Volkskirche zu sein? Hat der Naturalismus bereits so zersetzend gewirkt, daß alle volkskirchlichen Bestrebungen aussichtslos sind und der Moment gekommen ist, wo die Kirche sich vom Volke trennt, wie in Frankreich der Staat von der Kirche? Preisgabe der Volkskirche? Das ist die schwere Frage, die uns tägliche Sorge macht.

Ich meine, noch ist es bei uns nicht so weit und niemals dürfen wir es dahin kommen lassen, soviel an uns liegt. Gerade das heraufziehende apologetische Zeitalter ist mir ein Beweis dafür, daß in der evangelischen Kirche Deutschlands noch der Wille und die Kraft liegt, des naturalistischen Geistes in der großen Masse des Volkes mächtig zu werden und den Weltanschauungsboden wiederzugewinnen, den sie brauchen, um Volkskirchen zu sein. Das war es, was Wichern wollte, als er vor 60 Jahren das Programm der Inneren Mission vor den evangelischen Kirchen Deutschlands entfaltete. Unendlich viel hat die Innere Mission in diesen zwei Menschenaltern erreicht. Aber das ist ihr nicht gelungen, den christlichen Weltanschauungsboden des deutschen Volkes wiederherzustellen. Es konnte ihr auch nicht gelingen, weil sie nur die eine Hälfte ihrer Aufgabe energisch ins Auge faßte und freilich bis zur Vollendung ausbaute, die Arbeit an den unteren Schichten und ihrem sozialen und sittlichen Elend, freien Liebestätigkeit, Barmherzigkeitsübung. Aber in den Weltanschauungskämpfen unserer letzten 50 Jahre war sie kein Faktor. Sie ist in dieser Beziehung zweifellos weit hinter den Leistungen der Kirche und ihrer Theologie zurückgeblieben. Ueber eine halb erbauliche, für die bescheidensten Ansprüche berechnete Sonntagsblatt- und Volksapologetik ist sie nicht hinausgekommen. Sie hat sich wohl als Helferin und Pflegerin

der Notleidenden, aber nicht als Geistesmacht den Respekt der Zeit erobert. Sie hat keine Organisation hervorgebracht, deren Aufgabe es sein konnte, auf Grund eingehendster wissenschaftlicher Untersuchung des Geisteslebens und der Weltanschauungsfragen unseres Volkes, auf Grund philosophischer und allgemein wissenschaftlicher Vertiefung zu einer umfassenden Begründung der christlichen Weltanschauung im Zusammenhange modernen Geisteslebens zu schreiten und so dem Naturalismus eine ebenbürtige, ja überlegene geistige Macht entgegenzuwerfen. Dazu kam, daß in den letzten Jahrzehnten auch die Theologie, wenigstens soweit sie kirchlich war und sein wollte, ihre apologetische Aufgabe stark vernachlässigt hat. Das hat seine begreiflichen Gründe. Sie liegen zum größten Teil in der Reaktion, die von seiten der Erlanger und der Ritschlschen Theologenschulen gegenüber der älteren spekulativen Theologie und der vermittelungstheologischen Apologetik ausgingen. Man war des „Intellektualismus" und der Spekulation müde und beschränkte sich auf eine Dogmatik vom „Standpunkte der gläubigen Gemeinde" aus. Die Folge war, daß sich die antichristlichen Weltanschauungen viel ungehinderter, als gut war, im Volksbewußtsein einnisten konnten.

Aber nun raffen wir uns auf, nun ist der Zeitpunkt gekommen, wo mit der Erkenntnis höchster Notwendigkeit auch der Wille da ist, den verlorenen Weltanschauungsboden wieder zurückzuerkämpfen, weil die Volkskirche in Gefahr ist zugrunde zu gehen, wenn nicht das Christentum wieder eine allen geistigen Mächten unserer Zeit zum mindesten ebenbürtige Weltanschauungsmacht wird. So verstehe wenigstens ich „Unsere apologetische Aufgabe" — nicht als die freiwillige Arbeit einzelner, nicht als eine massenhafte Verteidigung einzelner Glaubenswahrheiten, sondern als das Aufgebot aller in der Kirche vorhandenen wissenschaftlichen und religiösen Kraft zu einer einheitlichen, zielbewußten, methodischen, wissenschaftlich unanfechtbaren Begründung und Rechtfertigung christlicher Weltanschauung und Wirklichkeitsbetrachtung gegenüber den konkurrierenden Geistesmächten unserer Zeit zum Zwecke der Erneuerung desjenigen Weltanschauungsbodens im ganzen Volke, den die Volkskirche nötig hat, um nicht bloß vegetieren, sondern um leben zu können. Das ist eine Aufgabe, die nicht die Predigt und Seelsorge der Kirche, und wenn sie noch so tüchtig ausgeübt wird, leisten kann. Denn sie ist an die einzelnen, an die Gemeinde, an enge Kreise gewiesen. Sie kann auch nicht die wissenschaftliche Diskussion auf die Kanzel bringen. Das ist auch keine Aufgabe, die man allein der wissenschaftlichen Theologie überlassen kann. Denn, so nötig es ist, daß diese die Prinzipien einer gesunden Apologetik bearbeitet und

darreicht, so dient sie doch nicht derjenigen Oeffentlichkeit, vor der die Weltanschauungskämpfe ausgefochten werden. Hier ist vielmehr eine Kombination von Theorie und Praxis, von Wissenschaftlichkeit, Volkstümlichkeit und Oeffentlichkeitsstreben notwendig, für die die Kirche eine neue Weise und Gestalt erst noch finden muß. Sache der Kirche und ihrer modernen Begleiterscheinung, der Inneren Mission, ist es, in Gemeinschaft mit allen aufbietbaren Kräften und Organisationen etwas Neues zu pflügen, in gemeinsamer Beratung und Ausübung Organe zu bilden, die diesen neuen, aus der gegenwärtigen Situation herausgeborenen Zweck erfüllen, die weltanschauungsbildende Kraft des Christentums im Geistesleben der Gegenwart so zu behaupten und zu bewähren, daß der alte deutsche christliche Idealismus unseres Volkes wieder erwacht und den Naturalismus abschüttelt, der wie ein Alp auf ihm liegt.

Also nicht Glaubensverteidigung, sondern Weltanschauungsbegründung im großen Stil soll diese Apologetik sein. Der Glaube als das innere Leben aus Gott kann und darf nicht verteidigt werden. Erlebt zu werden ist seine Apologetik. Aber die aus dem Glauben erwachsende Weltanschauung, als die Weltanschauung eines Volkes, als ein Gemeingut der Nation, als ein Erbe der Väter, als ein immer mehr zu vertiefendes und zu bereicherndes geschichtliches Geistesgut, an dem die Besten arbeiten sollen, die Weltanschauung, die nicht nur das Leben des einzelnen bestimmen, sondern das Leben der Gesamtheit in allen seinen Erscheinungen und Aeußerungen, in Sitte und Recht, Kunst und Wissenschaft, Handel und Wandel, Erwerbsleben und Bildung beherrschen und gestalten soll — diese Weltanschauung als das Beste, Edelste, Notwendigste, Großartigste, Segensreichste, das ein Volk als Ganzes besitzen kann, sie ist Gegenstand „Unserer apologetischen Aufgabe".

Ich kann diese Aufgabe hier nur skizzieren. Sie umschließt ein Dreifaches. Vor allem handelt es sich um den Entwurf der christlichen Weltanschauung, d. h. einer kernhaften und urwüchsigen systematischen Herausarbeitung und einheitlichen Darstellung der dem christlichen Glauben notwendig innewohnenden Erkenntnis von der Welt, von der Wirklichkeit überhaupt in ihren verschiedenen Abstufungen, ihrem Gehalt, ihrem Wesen, ihren letzten Gründen. Wie die Dogmatik die Lehre vom christlichen Glauben und die Ethik die Lehre von der christlichen Sittlichkeit, so hat die Apologetik die christliche Lehre vom Sein, von der Wirklichkeit darzustellen. Dabei handelt es sich nicht um die Wirklichkeit in der Erscheinung, um die Erscheinungswelt. Diese ist das Ressort der Wissenschaft. Sondern um die Wirklichkeit nach ihrem Wesen, ihrem transzendenten Sein

und Gehalt. Man nenne das: Eine christliche Metaphysik. Aber nicht eine Metaphysik aus philosophischen Deduktionen, aus der allgemeingültigen Erfahrung und dem natürlichen Erkennen erschlossen, sondern eine Metaphysik des Glaubens. Rein aus der Glaubenserfahrung und ihren Grundlagen in göttliches Offenbarungswort geschöpft, eine rein religiöse Metaphysik. Nicht um die Glaubenslehren der Dogmatik als solche handelt es sich dabei, sondern um den in ihnen beschlossenen Weltanschauungsgehalt. Jede Glaubenslehre birgt ein Stück Weltanschauung in sich, liefert ihren Weltanschauungsbeitrag. Ihn gilt es rein zu ermitteln und das Ermittelte zu einem Ganzen zu verarbeiten. Die drei Grundelemente dieses Ganzen sind erstens die Erkenntnis von Gott als der absoluten Wirklichkeit. Zweitens die Erkenntnis von der Naturwelt als der relativen Wirklichkeit. Drittens die Erkenntnis vom Menschen als der problematischen, kombinierten Wirklichkeit. So vollzieht der christliche Glaube in seiner Weltanschauung eine dreifache Abstufung der Wirklichkeit: Gott, Welt, Mensch. Diese setzt er in ihr gottgewolltes Verhältnis zueinander. Dieses Verhältnis von Gott, Welt, Mensch gilt es zu erfassen. Dieses Wirklichkeitsverhältnis der drei Seinsgrößen ist die christliche Weltanschauung, eine wunderbar tiefsinnige unerfindbare Metaphysik, die der Glaube enthüllt.

Ich muß natürlich darauf verzichten, das großartige System der Wirklichkeitsbetrachtung, das wir denkend aus dem Glauben zu erheben haben, im einzelnen hier zu entfalten. Meine Kraft reicht auch gar nicht dazu aus. Ich will nur daran erinnern, daß wir bis jetzt noch keine umfassende Darstellung der christlichen Weltanschauung, Wirklichkeitsanschauung als Ganzes besitzen. Sie ist eine Gabe, die wir von der neu erwachten apologetischen Energie erwarten. Wir erhoffen von einem tiefsinnigen Geist mit großen Gedanken und reinem Herzen, den Gott uns schenken möge, von einem zweiten Frank, einen großzügigen, reichhaltigen, durchgeführten — rein aus dem christlichen Glauben geschöpften Weltanschauungsentwurf als Grundlage umfassender apologetischer Arbeit. Ein solcher würde ein Geschenk von unermeßlichem Wert für unser Volk sein, ein δός μοὶ ποῦ στῶ im Weltanschauungskampf der Gegenwart. Arbeiten wir alle, soviel wir können, an solcher Herausarbeitung des christlichen Weltanschauungsgehaltes. Die Arbeit ist nicht so leicht, als sie auf den ersten Anblick aussieht. Was wir bis jetzt davon haben, sind Bruchstücke, in Dogmatiken und Ethiken hin und her zerstreut. Es fehlt Konzentration, Sammlung, Sichtung, Ausscheidung, Kritik, Zusammenfassung. Ein solches aus gegenwärtiger Glaubenserfahrung erzeugtes, im besten Sinne des Wortes modernes, dabei zentralchristliches und biblisches Weltanschauungsbild ist

das erste, was unsere Apologetik dem deutschen Volke heute schuldet. Mit diesem „Weltbild des Glaubens“ vor Augen und im Herzen kann es wieder, wenn Gott Gnade gibt, ein freies Kirchenvolk werden.

Aber ich weiß, damit allein wird es nicht getan sein. Es genügt nicht, dieses Bild zu haben. Wir müssen mit unserem Palladium in den Weltanschauungskampf unserer Zeit ziehen, um dafür zu kämpfen. Wir dürfen diesen Kampf nicht scheuen. Im Gegenteil — wir müssen unsere Weltanschauung dem Feuer der Kritik aussetzen. Naturwissenschaft, Geschichtswissenschaft, Philosophie — die drei Großmächte unserer Zeit — mögen sich daran versuchen, sollen sich daran versuchen. Wir wünschen, ja fordern das. Wir wollen keine kritisch unangefochtene christliche Weltanschauung zu unserem Palladium machen. Und dabei müssen wir den Wahrheitsmut und Wirklichkeitssinn haben, das, was wahre Wissenschaft und echte Kritik an dem Entwurf korrigiert, fahren zu lassen, wohin es fahren will. Wir bilden uns nicht ein, unsere Arbeit an der christlichen Weltanschauung sei unfehlbar. Wir wissen vielmehr, daß auch dem tiefgewurzeltsten Glaubensdenken Zusätze menschlichen Irrtums anhaften. Wir wissen aus der Geschichte, wie viele und große Irrtümer sich an die christliche Weltanschauung gehängt haben. Und alles das, was nicht dem Offenbarungswort Gottes und der Erfahrung des Glaubens entspringt, geben wir freudig der Kritik preis in der Zuversicht, daß die ewige Wahrheit dadurch nur um so reiner zutage tritt. Aber andererseits lassen wir uns von dem, was an unserer Weltanschauung unveräußerlicher Offenbarungs- und Glaubensgehalt ist, nicht das geringste abdringen. Hier heißt es vielmehr für uns, Gegenkritik zu üben an der Kritik unserer Gegner.

Dabei tritt uns zunächst die moderne Naturwissenschaft entgegen. Sie ist groß geworden in den letzten drei Jahrhunderten und sie verdankt ihre Größe zum großen Teil ihrer Losreißung aus den Fesseln mittelalterlich-kirchlicher Bevormundung. Aber vielen ihrer Vertreter ist diese Größe zu Kopf gestiegen. Sie sind dem, was die Alten die „Hybris“, den tragischen Uebermut, nannten, verfallen. Sie sehen nicht mehr die Grenzen ihres Erkennens, die Schranken des Wissens um die Natur. Sie wollen — trotz Immanuel Kants warnendem Finger — die ganze Wirklichkeit mit ihren mathematisch und naturwissenschaftlichen Formeln ausmessen und mit ihren naturwissenschaftlichen Begriffen ausdenken. Naturphilosophie nennt sich diese Kunst, diese Kunst, alles das zu vergessen, was nicht Natur ist und sein kann, diese Kunst die Erscheinung der Sinne mit dem unsichtbaren Wesen der Dinge, zu verwechseln, diese Kunst, aus Stoff und Kraft, Atomen, Molekülen und Energie eine Weltanschauung zu machen, in der alles Geistige

und Göttliche elendiglich gefangen und gefesselt liegt. Und diese Kunst, dieses trostlose Gebilde unter dem bestrickenden Namen Monismus dem deutschen Volke als „reine Wissenschaft“, als „moderne Weltanschauung“ aufzunötigen und ihm vorzureden, das sei Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein. Diesen Prätensionen einer verrannten Wissenschaft und verstiegenen Spekulation gilt es für unsere Apologetik entgegenzutreten. Wir müssen der Naturwissenschaft zeigen, daß wir ihre Grenzen und Schranken kennen, ebensogut wie unsere eigenen. Das werden wir dankbar an der Hand Immanuel Kants tun dürfen. Wir lassen uns nicht verblüffen durch die großen Worte: Naturphilosophie, Monismus, naturwissenschaftliche Weltanschauung. Wir wissen ganz genau zu unterscheiden zwischen dem, was exakte Forschungsresultate, und dem, was Hypothesen sind. Wir wissen genau, wieweit die Naturwissenschaft reicht und welchen Sinn ihre Formeln haben und wo die Naturphantasie anfängt. Sie reicht nicht über die den Sinnen erscheinende Welt in Raum und Zeit, nicht über den räumlichen Bewegungskomplex der wahrnehmbaren Körper hinaus. Wo die Bewegung und die Materie aufhört, da hört auch ihre Wissenschaft auf. Nichts, gar nichts vermag sie zu sagen von dem Ueberweltlichen, Unsinnlichen, Geistigen und Göttlichen. Tut sie es doch, so hört sie auf Wissenschaft zu sein, fängt sie an, Glaubensartikel zu prägen — und recht schlecht fundamentierte Glaubensartikel sind es. Nein, diese Welt der Dinge, die man nicht siehet, auf die man hoffet, gehört nicht der Mathematik und Physik und Chemie, sondern dem Glauben. Er schaltet und waltet darin, nicht willkürlich — da sei Gott vor —, sondern seinen eigenen Gesetzen folgend. Es sind andere Gesetze wie die der Naturforschung. Aber es sind auch Gesetze Gottes. So stellen wir die Gesetzmäßigkeit des Glaubens und seiner Gedanken der Gesetzmäßigkeit der Naturwissenschaft nicht entgegen, aber gegenüber. Und wer hier einen guten Willen zu sehen und eine rechte Weise zu denken hat, der wird merken müssen, daß die beiden, Naturwissenschaft und Glaube, recht verstanden nicht widereinander sind, sondern unangefochten nebeneinander leben mögen. Und wo sich grundsätzlich diese Ueberzeugung Bahn gebrochen hat, da wird man auch der Differenzen im einzelnen Falle, die ja trotzdem entstehen können, Herr werden können, indem man sie auf den prinzipiellen Ausgangspunkt zurückführt. So bin ich der festen Züversicht, daß es unserer Apologetik erreichbar sein wird, allen Wohlmeinenden und Verständigen das gewiß zu machen, wie zwischen dem Weltanschauungsbild des christlichen Glaubens und dem Weltbild der Wissenschaft bei gegenseitiger Respektierung der gottgesetzten Grenzen kein Widerspruch besteht. Die große Lüge, daß zwischen Glauben und Naturwissenschaft ein unüber-

brückbarer Widerspruch klaffe, wird so gründlich aus der Welt geschafft werden müssen, daß kein Hund mehr ein Stück Brot aus der Hand ihrer Vertreter nimmt.

Ein ähnliches kritisches Verfahren wird unsere Apologetik auch der modernen Geschichtswissenschaft gegenüber einschlagen. Auch hier wird es sich darum handeln, die Grenzen historischer Erkenntnismöglichkeit scharf zu bestimmen und dadurch den Historismus mit seiner schrankenlosen Wissensillusion einzudämmen. Vor allem wird auch hier zwischen exakten Forschungsmethoden und geschichtsphilosophischem Verfahren zu unterscheiden sein. Dabei wird besonders der sogenannte historische Entwickelungsgedanke und die immer wieder als selbstverständlich proklamierte historische Gesetzmäßigkeit auf ihr richtiges Maß kritisch zurückgeführt werden müssen. Dann wird sich zeigen, in wie hohem Maße die sogenannte „moderne historische Denkweise" ein Dogma ist und wie wenig eine exakte Geschichtsforschung dem christlichen Glauben im Wege steht.

Endlich wird dieses kritische und antikritische Verfahren gegenüber der Philosophie und den mannigfaltigen philosophischen Weltanschauungen der Gegenwart geübt werden müssen. Hier steht dann wirklich Weltanschauung gegen Weltanschauung, Glaube gegen Glaube. Wir werden dabei mit Freuden alle Wahrheitselemente, die uns bei der Philosophie unserer Zeit begegnen, anerkennen, ja für unsere Weltanschauung verwerten, ebenso wie wir es der Naturforschung und Geschichtswissenschaft gegenüber halten. Denn wir sind der Meinung, daß auch die Geschichte der Philosophie doch nicht bloß eine Geschichte des Irrtums und der mißverstandenen Wirklichkeit ist. Wir werden aber auch zu zeigen wissen, wie wenig es der Philosophie in ihrer langen und bangen Geschichte gelungen ist, die Welträtsel wirklich zu lösen, eine einheitliche Weltanschauung herzustellen. Wie sie vielmehr unaufhörlich die alten Probleme der Menschheit weiterwälzt — wie Sisyphus den Stein —, ohne doch jemals fertig zu werden, immer wieder von vorne anfangend, immer wieder in Skepsis verzweifelnd, immer wieder die alten Gedanken bloß mit dem Schein des Neuen hervorbringend. Wir werden den Maßstab denkender kritischer Wirklichkeitsbetrachtung auf Grund von Tatsachen an alle ihre Systeme anlegen und offenbar machen, wie das Wesen der Wirklichkeit allen Anstrengungen des natürlichen Denkens spottet, besonders des Monismus, so daß am Ende nur die Metaphysik des Glaubens übrig bleibt. Dann aber wird das eine deutlich werden, wie wenig Ursache wir haben, uns mit unserer christlichen Weltanschauung der Philosophie unserer Zeit gegenüber zu drücken, wie wohl dagegen diese Philosophie daran täte, bei der Lösung ihrer Probleme die Religion nicht zu ignorieren.

Mit dieser kritischen und antikritischen Arbeit wird dann die Apologetik den Boden für ihre letzte Aufgabe schaffen, die darin bestehe, die Wahrheitselemente des natürlichen Erkennens, der Wissenschaft und Philosophie, mit unserer christlichen Weltanschauung zu einem großen Weltanschauungsganzen nicht zusammenaddieren, sondern innerlich zu verarbeiten. Denn dabei darf es für die Apologetik, die aufs Ganze geht, sein Bewenden nicht haben, daß Glaubenswahrheit und natürliches Wissen, losgelöst voneinander, nebeneinander stehen, ein jedes seine eigenen Wege gehend. Das würde der Einheitlichkeit menschlicher Persönlichkeit, dem Einheitsdrang menschlichen Erkennens widersprechen. Das würde auch dem Glauben widersprechen, dem wir um Gottes willen huldigen, daß er, der Schöpfer, beides füreinander bestimmt hat, Weltweisheit und Glaubenserkennen, Religion und Kultur, Diesseits und Jenseits, Zeit und Ewigkeit. Wir wollen keine doppelte Wahrheit. Auf die Höhe dieser Glaubensanschauung steigt zuletzt unsere Apologetik, wenn sie in Gottes Namen darangeht, zwischen der natürlichen Wahrheit und Wissenschaft, die sie auf ihrem kritischen Wege gefunden hat, und den christlichen Weltanschauungsprinzipien des Glaubens eine Einheit zu stiften als Lebens- und Anschauungsgrundlage für unser Volk. Freilich, diese Aufgabe wird niemals abgeschlossen sein. Denn wie einerseits unsere christliche Weltanschauung keine starre Größe, sondern eine im lebendigen Fluß der Entwickelung befindliche, der unaufhörlichen Glaubensvertiefung bedürftige Erkenntnis ist, so wächst auf der anderen Seite das menschliche Wissen nach seiner gottgewollten Bestimmung zu immer größerer Vollendung. Immer wieder von neuem hat jede Zeit an der großen Einheit, von der wir reden, zu arbeiten.

Was so entstehen und immer neu geboren werden soll, ist eine Gesamtweltanschauung, die zugleich echt christlich und modern ist. Unveräußerlich christlich, weil die aus Glaube und Wort geschöpften Grundlagen der Wirklichkeitsbetrachtung über Gott, Welt, Mensch ein für allemal die Stamina dieser Weltanschauung sind und bleiben müssen. Das A und O ist und bleibt das Lied von Simon Dach: Gott stehet mir vor allen, die meine Seele liebt. Aber zugleich modern, weil der Organismus gottmenschlicher Wahrheitserkenntnis ein lebendiger und darum unaufhörlichem Stoffwechsel unterworfener ist. Darum muß unsere Gesamtweltanschauung, auch wenn sie tief christlich und fest in Gottes Wort begründet ist, doch ganz anders aussehen, wie etwa die Weltanschauung des Mittelalters oder der Aufklärung oder des Pietismus. Denn wir verbinden mit ihr nicht mehr das ptolemäische, sondern das kopernikanische Weltbild, nicht mehr die

aristotelische Naturanschauung, sondern das naturwissenschaftliche Denken, nicht mehr die rationale Psychologie der Aufklärung, sondern die empirische Psychologie der Gegenwart, nicht mehr die traditionalistische Geschichtsbetrachtung der Scholastiker, sondern die historisch-kritische Denkart der Neuzeit, nicht mehr die dogmatistische Erkenntnislehre eines Wolff, sondern die kritische Erkenntnistheorie eines Kant, nicht mehr die Weltverneinung des Pietismus, sondern die Weltbejahung des Luthertums. Das alles macht unsere Weltanschauung modern, modern im besten Sinne des Wortes, ohne das geringste von ihrem christlichen Gehalte preiszugeben. Das macht sie auch zu einem gewaltigen Kulturfaktor, daß sie, ohne ihrem Wesen untreu zu werden, dennoch diese ungeheuere Anpassungsfähigkeit besitzt. So entsteht ein lebendiges Ganzes, in dem sich das natürliche Leben des Volkes in Wissenschaft und Kultur mit den unvergänglichen Ideen des Glaubens eint, eine religiöse Verklärung des geschichtlichen Lebens, eine idealistische Vertiefung der deutschen Gedankenwelt.

Und da wir doch hier auf einer lutherischen Konferenz sind, so kann ich es nicht unausgesprochen lassen, in wie hohem Maße gerade die der lutherischen Glaubensweise entsprungene Weltanschauung von innen heraus auf diese Vermählung des Natürlichen und Geistlichen angelegt ist. Gerade in ihrer lutherischen Bestimmtheit ist unsere christliche Weltanschauung, wenn ich so sagen darf, dem Tiefsten und Besten kongenial, was natürliches Wahrheitsstreben an Erkenntnis hervorgebracht hat. Denn gerade das, was die größten Geister der Neuzeit uns allen so stark zum Bewußtsein gebracht haben, daß es ein einheitliches ewiges göttliches Leben ist, das alle Erscheinungen der Welt in Natur und Geschichte durchwaltet, diese starke Tendenz zur Immanenz, zur Innerweltlichkeit, die freilich leicht in den Pantheismus umschlägt, erhält aus dem Luthertum heraus die kräftigste Bejahung und zugleich die segensreichste Korrektur. Niemand hat so wie Luther die Innerweltlichkeit, die Allgegenwart, die Immanenz Gottes in der Welt gepriesen. Er hat gelehrt, daß Gott in jedem Sandkorn und in jedem Wassertropfen, in jeder Brotkrume gegenwärtig sei, daß man ihn ißt in jedem Bissen Brot und ihn trinkt in jedem Schluck Wein und ihn atmet in jedem Atemzug. Niemand hat so wie Luther in allen seinen Lehren den tiefsten aller philosophischen Grundsätze verkündigt: das finitum capax infiniti, das „Endliche ist aufnahmefähig für das Unendliche". Das tritt bekanntlich besonders klar in seiner Lehre von der Menschwerdung des Gottessohnes zutage. Ja, Luther hat uns — im Gegensatz gegen die Scholastik — in Uebereinstimmung mit der deutschen Mystik — einen neuen, lebendigen, modernen Gottesbegriff geschenkt, den neutestamentlich-biblischen: In Ihm

leben, weben und sind wir. Und doch hat gerade auch Luther durch die abgrundtiefe Fassung der absoluten Persönlichkeit in Gott, des überweltlichen persönlichen Lebens in dem absoluten Geist, der pantheistischen Gefahr gewehrt, der die Mystik zuneigte und der unsere Zeit wieder zuneigt. Beides ist im lutherischen Gottesbegriff mit gleicher Energie ausgesprochen: die Absolutheit, Ueberweltlichkeit, Weltmächtigkeit — und die Innerweltlichkeit, Allgegenwart, Immanenz Gottes in der Welt und der Geschichte. So zeigt uns gerade das Luthertum in seinen kräftigsten und originellsten Aussagen den Weg zur modernen Gesamtweltanschauung auf christlicher Grundlage: Die von dem weltmächtigen persönlichen Gott in jedem Augenblick ihres Bestehens und in jeder Bewegung und Erregung ihres natürlichen und geistigen Lebens durchwaltete, getragene und abhängige Welt, die Welt durch Gott, in Gott, für Gott. Und dann ist es Luther gewesen, der uns für die Darstellung des religiösen Lebens den Weg gewiesen hat, den unsere moderne Wissenschaft überall beschritten hat, den Weg der erfahrungsmäßigen Psychologie. Unsere Zeit schreit nach Psychologie, nach Erlebnis, nach Erfahrung. Sie ruft: Hinweg mit dem bloß Gedachten, hinweg mit dem Begriff, dem Nichterlebten und Nichterlebbaren. Luther aber hat den Glauben von Anfang bis zu Ende als Erlebnis, als Erfahrung beschrieben. Er hat gezeigt, was man erlebt und was aus einem Menschen innerlich und psychologisch wird, wenn man durch Reue und Buße zum Glauben und zur Erneuerung kommt. Er hat auch, soviel er vermochte, die natürliche Vermittelung dieser Erlebnisse gezeigt. Auch hier hat er ein Ineinander von Natur und Gnade, von Menschlichem und Göttlichem gesehen und verkündet. Darin hat er uns wiederum einen modernen Weg aufgetan, zu zeigen, wie die religiösen Erlebnisse, die auf der einen Seite reine Gotteswirkung sind, doch andererseits nach den Gesetzen der Psychologie erfahren werden. Man könnte noch viel darüber sagen. Dies wenige heute — der Lutherischen Konferenz zur Freude, dem Doktor Luther zu Ehren.

Das ist „unsere apologetische Aufgabe", unserem Volke eine Gesamtweltanschauung zu erarbeiten, die aus den Tiefen des reformatorischen Glaubens entsprungen alles Gute, Schöne und Wahre in sich birgt, was deutsche Kultur errungen hat. Weltflüchtig wird sie nicht sein, auch nicht weltsüchtig — wohl aber welttüchtig und über die Zeit in die Ewigkeit hinausweisend, in Gottes Reich, des wahrhaft Menschlichen göttliches Endziel. Auf diesem Boden läßt sich die Volkskirche von neuem bauen, die Saat des Evangeliums ausstreuen, das was wir „Volkschristianisierung" nennen, fördern.

Dazu aber gilt es — soweit ich sehen kann — der Kirche ein neues

Glied organisch einzufügen, ein neues Amt — das Amt des Berufsapologeten. Ich habe dieses Desiderium schon vor Jahren ausgesprochen und wiederholt ausgesprochen. Der Widerspruch dagegen ist noch immer stark. Aber es will mir scheinen, als beginne er schwächer zu werden. Offizielle Kirche und kirchliche Konferenzen, Innere Mission und wissenschaftliche Theologie sollten Hand in Hand das neue Organ schaffen. Ohne Uebereilung — denn von heute auf morgen geht es nicht. Aber wir sollten doch mit Energie dem Ziel entgegenarbeiten, ehe es zu spät ist zum Anfangen. Denn innerhalb der bisherigen Organisation des kirchlichen Amtswesens, der wissenschaftlichen Theologie und der Inneren Mission ist eine solche Apologetik undurchführbar. Sie fordert den ganzen Mann, den Fachmann, den Berufsarbeiter. Das ganze evangelische Deutschland schreit nach solchen Männern. Ich könnte das beweisen, wollte ich eine jahrelange Korrespondenz vorlegen, die sich von Norden nach Süden, von Osten nach Westen erstreckt. Ich verzichte hier auf weitere Motivierung und wiederhole nur: die Weltanschauungsnot unseres Volkes, als volkskirchliche Not, fordert Berufsapologeten.

Drei immer wieder erhobene Einwände sind zu entkräften. Der erste meldet sich stets, sobald neue Aufgaben an die Kirche herantreten. Es ist die Frage: Woher nehmen wir Persönlichkeiten, die so etwas können? Demgegenüber ist zunächst energisch zu betonen: Allerdings Persönlichkeiten ersten Ranges sind dazu nötig. Wir wollen von vornherein keinen Zweifel daran aufkommen lassen. Aber Persönlichkeiten gibt, wenn wir Glauben haben, immer noch der, der Aufgaben stellt: der lebendige Gott. Diese Frage können wir ihm getrost überlassen. Unsere Sache ist, daß wir uns der Aufgabe nicht entziehen.

Der zweite Einwand betrifft die Schwierigkeiten, auf die eine kirchliche Berufsapologetik in der öffentlichen Meinung stoßen möchte. Man sagt: Was werden die Leute sagen? Sie werden sagen: Die Kirche hat Männer angestellt und besoldet, die nun das Christentum berufsmäßig verteidigen müssen —, müssen — denn sie leben ja davon. Ein namhafter Theologe schrieb mir vor einiger Zeit: Berufsapologet ist ein schlechter Name. Er fürchtete wohl diese Nachrede. Ich aber sage: Laß die Leute so reden. Sie werden gar bald verstummen, wenn sie nur erst die Männer kennen lernen, von denen sie so reden. Sie werden bald merken, daß es keine Lohnarbeiter sind, keine Soldknechte der Kirche, die ihnen das Weltbild des Glaubens zeigen. Sie werden bald einsehen, daß es bequemere Berufsarten und Erwerbsquellen für solche Leute gibt. Den Namen „Berufsapologet“ braucht man ihnen ja auch nicht gerade anzuhängen. Und schließlich

ist ja jeder Diener der Kirche und Inneren Mission ähnlichen Nachreden ausgesetzt. Sie sind zu minderwertig, um mit ihnen zu rechnen.

Viel gewichtiger ist der dritte Einwand, die Frage: Wird nicht das Ansehen des geistlichen Amtes durch diese Berufsapologetik in der öffentlichen Meinung herabgemindert? Werden die Leute nicht sagen: Des Durchschnittspastoren Bildung und Fähigkeit ist diesen modernen Weltanschauungsfragen und -kämpfen nicht mehr gewachsen, es müssen besondere Leute ausgebildet und angestellt werden? Ja, diese Frage würde allerdings im höchsten Maße peinlich sein, wenn die Inangriffnahme der Berufsapologetik durch die Kirche und Innere Mission so verstanden würde, als sollte dadurch die Geistlichkeit ihrerseits von der gründlichen Beschäftigung mit apologetischen Dingen dispensiert werden. Das Gegenteil aber ist, was ich meine. Ich meine die Berufsapologetik so, daß sie ein Ferment für apologetische Energie in der ganzen Kirche, vor allem in der Pastorenschaft werden soll. Gerade unter den Pastoren, die vielfach gar nicht imstande sind — trotz des besten Willens —, von sich aus ein apologetisches Studium zu beginnen — soll die Berufsapologetik ein starkes, nicht wieder verschwindendes Element apologetischer Theorie und Praxis einbürgern. So verspreche ich mir im Gegenteil eine Hebung des Ansehens und der Tüchtigkeit des geistlichen Standes von dem neuen Organe. Ohne das wird man ja sagen, daß künftighin auch von den Theologiestudierenden unserer Kirche ein klein wenig mehr Kenntnis der unsere Zeit aufwühlenden Weltanschauungsfragen und ein klein wenig mehr philosophische und apologetische Schulung vorschriftsmäßig gefordert werden müsse. Das scheint mir allerdings unerläßlich.

Ich bin zu Ende. Viele von Ihnen, meine hochverehrten Herren, werden sagen: Ein Idealist hat zu uns geredet, ein rosenroter Optimist. Sollte das der Fall sein, so werde ich mich dessen nur freuen. Ja, ich gestehe es gern: Ich bin in diesen Fragen Idealist, Optimist. Aber ich kann Sie auch versichern, daß mein Optimismus nur aus schweren Kämpfen und harter Arbeit erwachsen ist. Die Pessimisten haben noch niemals die Zukunft für sich gewonnen. Der Pessimismus gehört ins Studierzimmer und ins Kämmerlein. Von dort her kenne ich ihn auch gut genug. Aber auf dem Arbeitsfelde der Kirche da sollen die Signale des Optimismus erklingen, jenes Optimismus des Apostels, der die Zuversicht hat: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Thesen.

1. Die neuerwachte apologetische Energie in der evangelischen Kirche deutet auf ein heraufziehendes apologetisches Zeitalter hin.

2. Das Hauptmotiv dieser Energie ist der Wille zur Volkskirche angesichts der Weltanschauungsnot unseres Volkes.

3. Der Glaube braucht nicht gerettet zu werden, aber die Volkskirche ist in Gefahr, den christlichen Weltanschauungsboden unter den Füßen zu verlieren, ohne den sie nicht gedeihen kann. Die Kirche kann nur als die stärkste Weltanschauungsmacht im Volke wirklich Volkskirche sein.

4. Die neuzeitliche Entwickelung des deutschen Geisteslebens hat es, vor allem vermittelst der naturalistischen Infektion durch das Ausland, dahin gebracht, daß vom Christentum losgelöste Weltanschauungen weithin unter uns herrschend geworden sind.

5. Trotzdem ist in der evangelischen Kirche noch Wille und Kraft genug, den verlorenen Weltanschauungsboden wiederzugewinnen. Hierzu aber bedarf es ohne Zweifel einer umfassenden, auf das Ganze gerichteten apologetischen Tätigkeit.

6. Um diese hervorzubringen, vernotwendigt sich ein einheitliches Zusammenwirken aller in der Kirche lebendigen Kräfte, damit für solche Aufgabe wirksame Organe geschaffen werden.

7. Die Hauptaufgabe wird sein, die weltanschauungsbildende Kraft des Christentums im Geistesleben der Gegenwart mit solcher Energie zum Ausdruck zu bringen, daß der deutsche christliche Idealismus erwacht und den Naturalismus abschüttelt, der wie ein Alp auf ihm liegt.

8. In erster Linie wird es sich daher um einen Entwurf christlicher Weltanschauung großen Stils auf rein religiöser Grundlage, um eine systematische Zusammenfassung der dem Glauben innewohnenden Anschauung vom Wesen der Wirklichkeit und ihren drei Faktoren: Gott, Welt, Mensch, handeln.

9. Alsdann wird eine kritische Auseinandersetzung dieser christlichen Weltanschauung mit dem naturwissenschaftlichen Weltbilde und den modernen philosophischen Weltanschauungen von nöten sein.

10. Damit soll der Boden geschaffen werden für die abschließende Aufgabe, die christliche Weltanschauung mit allen Wahrheiten und Werten natürlicher Erkenntnis zu einem großen, zugleich echt christlichen und modernen Weltanschauungsganzen kritisch zu verarbeiten.

11. Dabei wird gerade der lutherische Einschlag unserer christlichen Weltanschauung hervorragende Dienste leisten.

12. Diese Apologetik wird nur unter der Voraussetzung lebenskräftig sein, daß die Kirche selbständige Organe für ihre Ausübung begründet.

Diskussion.

Gen.-Sup. D. Dr. Hoppe-Hildesheim: Nicht um zu widersprechen, meine hochverehrten Damen und Herren, bin ich an diese Stelle hier getreten, sondern um meine vollste Zustimmung zu dem auszusprechen, was unser Herr Referent in markigen und kernigen Worten uns vorgetragen hat. Eine apologetische Aufgabe hat ja jeder einzelne von uns, wer wollte das leugnen? Jeder von uns soll bereit sein zur Verantwortung dem, der Grund fordert von der Hoffnung, die in uns ist. Aber nicht um diese apologetische Aufgabe jedes einzelnen von uns hat es sich gehandelt bei dem Vortrage, sondern um die große Aufgabe, die in der Gegenwart der Gesamtkirche überhaupt gestellt ist. Darüber werden wir uns nicht täuschen dürfen, ungeheuere Scharen sind heute dem Christentum entfrembet, sind irre gemacht an den größten und bedeutungsvollsten Glaubenssätzen unserer Kirche. Um ihre Festhaltung handelt es sich ganz besonders bei dieser apologetischen Aufgabe, die die Kirche in der Gegenwart zu erfüllen hat, viel weniger darum, daß wir diejenigen, die schon abgefallen sind, in die Kirche zurückführen. Nun ist ja gewiß die beste und gewichtigste Apologie des Christentums die Geschichte des Christentums selbst, aber wie viele kennen diese Geschichte des Christentums so gründlich, daß sie in ihr diese Apologie finden gegen all die Wahngebilde und die Irrtümer der Gegenwart? Weil denn heute eine neue Weltanschauung im Anzuge begriffen ist und weil sie sich zu gründen sucht auf Naturerkenntnis, die man meint erlangt zu haben, darum ist es eben in unseren Tagen besonders not und bedeutungsvoll, daß wir Apologeten haben, die das gute Recht unseres Glaubens nach dieser Seite zu verteidigen wissen. Der Herr Vortragende hat in seinen letzten Thesen besonders ernst und bedeutungsvoll Berufsapologeten gefordert, bestimmte Organe für die Apologetik innerhalb der Kirche; ich glaube, hier wird sich vielleicht der größte Widerspruch erheben, denn hier sind auch Opfer zu bringen, hier wird es der Kirche auch Geld kosten, hier handelt es sich um etwas ganz Neues, um neue Bahnen. Im

großen und ganzen ist aber die Frage doch wesentlich eine praktische und nicht eine theoretische, nicht eine prinzipielle Frage. Es handelt sich einfach darum, ob die Gegenwart von der Art ist, daß sie besondere Berufsapologeten erfordert. Nun wird man vielleicht sagen können, daß auf keinem Gebiete mehr gesündigt worden ist, als gerade auf dem Gebiete der Apologetik, im besten Glauben natürlich, indem mit völlig ungenügenden Mitteln oder gänzlich unzulänglichen Methoden dieses große, bedeutungsvolle Werk getrieben ist. So sind oft genug Positionen aufgegeben, die gar nicht aufgegeben zu werden brauchten, und es sind oft genug Positionen gehalten, die gar nicht gehalten werden konnten. Der Erfolg aber einer solchen Apologetik ist der Spott und Hohn der Wissenden, die mit souveräner Verachtung auf solche Versuche herunterblicken. Die apologetische Aufgabe der Gegenwart erfordert eine so hervorragende Begabung und ein so umfassendes tiefgründiges Wissen, und namentlich auch ein so vorsichtiges Abwägen nach allen Seiten hin, daß es meines Erachtens unbedingt erforderlich ist, Männer besonders für diese Aufgabe auszubilden. Ich will nicht sagen, es sollen die Männer nur die Aufgabe der Apologetik haben, ich glaube, das würden sie selber gar nicht aushalten können, aber sie sollen neben ihrer übrigen Aufgabe und ihrem eigentlichen Amte in der Kirche doch vor allem für die Apologetik ausgebildet werden. Ich fasse zusammen: um schwere verhängnisvolle Fehler für die Zukunft zu vermeiden, um wirklich vorwärts zu kommen, um wirklich etwas zu erreichen in diesem großen Kampfe um die Weltanschauung heutzutage, ist es nach meiner Meinung unbedingt notwendig, daß wir eine besondere Berufswissenschaft der Apologetik bekommen, daß für die Apologetik geeignete Männer besonders ausgebildet werden und daß diese dann den Kampf um die Weltanschauung vor allem aufnehmen und wissenschaftlich führen.

Geh. O.-Kirchenrat D. Bard-Schwerin: Hochverehrte Damen und Herren! Ich möchte um alles nicht den Eindruck der Freude und des Behagens, unter dem ich mit Ihnen stehe über die kräftige und energische Vertretung der christlichen Positionen und die energische Verfechtung des Planes, der neuerwachten apologetischen Energie entgegenzukommen, um eine neue apologetische Periode heraufzuführen, abschwächen. Ich kann auch im großen und ganzen den geistvollen und klaren Ausführungen meines lieben, verehrten Freundes Prof. Hunzinger von ganzem Herzen beistimmen. Gestatten Sie mir nur ein paar Bemerkungen, um möglichen Mißverständnissen vorzubeugen. Gewiß ist das Christentum eine Weltanschauung, ich möchte aber dem Mißverständnis vorbeugen, daß

jemand, der es zu einer christlichen Weltanschauung gebracht hat, in den Wahn gerät, daß er damit ein Christenmensch sei. Ich verstehe unter Apologie nicht bloß die Verteidigung, die Rechtfertigung der christlichen Weltanschauung, sondern die Verteidigung und Rechtfertigung des Christentums, und ich kann auch nicht zugeben, was auch der Herr Referent nicht behauptet hat, aber was man vielfach glaubt, daß man auf dem bloßen wissenschaftlichen Wege zu der absoluten Sicherheit der Richtigkeit der christlichen Weltanschauung kommt. Die christliche Weltanschauung steht nach meinem Dafürhalten zunächst auf einer Linie mit jeder anderen Weltkonstruktion, sei sie philosophischer oder naturwissenschaftlicher Art. Nun werden Sie kaum widersprechen, wenn ich sage, keine Philosophie, auch keine naturwissenschaftliche Philosophie, wenn ich mich so ausdrücken darf, kann es zu einer absoluten Sicherheit dessen bringen, was sie vertritt. Eines Beweises dafür bedarf es nicht. Nun ist es uns doch gerade bei der christlichen Weltanschauung um die Sicherheit zu tun, daß sie die richtige ist, nicht bloß darum, daß sie etwa die übrigen überragt, auch nicht bloß darum, daß sie die Angriffe, die man gegen sie richtet, nicht verdient, denn damit habe ich immer nicht die Sicherheit ihrer Richtigkeit, und darum ist es mir zu tun. Und außerdem können Sie wohl durch eine Reihe von geschichtlichen und rationellen Argumenten gebildete Leute, wenigstens die einen gewissen Grad der Bildung haben, zu der Ueberzeugung der Wahrscheinlichkeit der Richtigkeit der christlichen Weltanschauung bringen, aber ich wüßte nicht, wie Sie es fertig bringen wollen, etwa einen Menschen, der diese individuellen Voraussetzungen nicht hat, einen Tagelöhner, einen Arbeiter mit solchen wissenschaftlichen Argumenten davon zu überzeugen, daß die christliche Weltanschauung die richtige sei. Wenn jemand den Satz vertreten wollte, daß der Versuch einer bloß wissenschaftlichen Rechtfertigung der christlichen Weltanschauung, um sie als eine absolut sichere zu erweisen, gelingen kann, dann muß ich diese Meinung und diese Hoffnung bestreiten. Ich sehe, um auch zu der Sicherheit der christlichen Weltanschauung zu kommen, nur den einen Weg, daß man zunächst das Christentum daraufhin ansieht, ob es noch etwas anderes bringt, durch dessen Erprobung man zu der Ueberzeugung kommt, daß auch die Weltanschauung, welche es in die Welt gebracht hat, richtig ist, und das ist nach meinem Dafürhalten die rechte Position. Das Christentum gibt ohne Frage eine Weltanschauung, aber die größte Gabe des Evangeliums ist nicht die αληθεια, sondern die σωτηρια, nicht die Wahrheit, sondern in erster Linie das Heil Das Manko des Menschen besteht nicht bloß in dem Manko seines

Wissens und Weltverstehens, sondern es geht durch den ganzen Menschen, es liegt vor allem im Willen und Herzen, an Sünde und Schuld liegt es, und darum kommt das Christentum nicht mit einer Weltanschauung, sondern Heil für den sündigen Menschen ist die erste Gabe, die das Evangelium bringt, und wenn das Evangelium sich an ihm erwiesen hat als die Macht des Heils, welches gesund gemacht hat, welches Schuld und Sünde gebrochen hat, wenn er diese Erfahrung gemacht hat von dieser Tatsache, dann weiß er auch, daß die Konsequenzen dieser Tatsache nach rückwärts und vorwärts, rückwärts bis auf die Tatsache der Schöpfung, vorwärts bis auf die Tatsache der Wiederkunft des Herrn hin, geschichtliche Tatsachen sind, und auf diesen geschichtlichen Tatsachen baut sich dann die christliche Weltanschauung auf. Die Strahlen, die von da nach allen Seiten die uns rätselhaft anschauende Welt beleuchten, erhellen sie auch. Ich meine, es kommt darauf an, auf welche Weise man zu der Sicherheit der christlichen Weltanschauung kommt; und darauf weise ich nur hin, daß das Evangelium zunächst darauf erprobt wird, ob es Heil vermittelt, und der, der die Probe gemacht hat, der weiß auch, daß es die Wahrheit vermittelt. Ob es das erstere tut, kann ich erproben, das kann jeder Tagelöhner und Arbeiter. Wenn das Evangelium ihm sagt von seinen Sünden und ihm bezeugt, daß der Sohn Gottes für ihn gestorben ist, so wohnt in diesen Worten der Geist Gottes und der legitimiert sich am Herzen und bewährt dieses Wort als Wahrheit. Da haben Sie eine erfahrungsmäßige Wahrheit, die allein taugt, uud eine Basis, die stark genug ist, um eine Weltanschauung darauf zu bauen. Alle anderen Basen trügen möglicherweise und können das Gebäude nicht tragen. Aber wenn Sie Ihre Weltanschauung basieren auf einer Tatsache, die ebenso sicher ist wie der Satz, daß die Sonne wärmt, nämlich daß Gott Ihnen die Kraft gegeben hat, die Sünde zu überwinden und dem Tode zu begegnen, wenn Sie diese Erfahrung machten, und es kann sie jeder machen, dann können Sie von da aus das ganze System, den Organismus der Heilstaten Gottes, die mit dieser Zentraltatsache organisch zusammenhängen, erkennen, und so, meine ich, gewinnt ein Christenmensch zugleich die Gewißheit, daß die christliche Weltanschauung die einzig zutreffende ist.

Direktor Sellschopp-Rostock: Auch ich bin mit Ihnen allen für die geistvollen und blendenden Ausführungen des Herrn Vortragenden dankbar, aber ich kann um der Sache und um dieser Versammlung willen gewisse Bedenken meinerseits nicht zurückhalten. Mein Hauptbedenken ist dies. Die Sache, um die es sich hier handelt, ist ungemein

ernst und ungemein innerlich, sie hängt mit den tiefsten Dingen des Herzens, des Gemütes, des Willens zusammen. Sie ist nicht erledigt durch glänzenden Witz, gerade für einen Deutschen nicht. Es ist undeutsch, zu vergessen, daß es sich hier um Güter und Werte des Herzens und Gewissens in erster Linie handelt. Es ist gesagt worden, in den Weltanschauungskämpfen der letzten 50 Jahre habe die Innere Mission so gut wie nichts geleistet. Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich mit aller Entschiedenheit widerspreche, denn ich meine, das Beste und Höchste, was auch in dieser Frage geleistet wird, wird nicht mit dem Kopfe geleistet, sondern mit dem Herzen, das wird nicht geleistet mit Worten, sondern mit der Tat, das wird nicht geleistet mit Witz, sondern mit Liebe. Wichern und die ganze Innere Mission hat den Erweis gebracht für das, was christliche Weltanschauung ist. Gründe, auch blendendes Spiel des Geistes, zieht wie der Magnet das Eisen allemal Gegengründe herbei. Das einzige, wovor der Geist von unten die Waffen strecken muß, das ist das absolute Wunder, das ist die Liebe, das absolut Irrationelle. Vor der ratio, vor der Vernunft, hat die ratio von unten noch nie die Waffen gestreckt und wird sie niemals strecken, nur vor dem Irrationellen, und das ist die Liebe. Man darf und soll niemals das Christentum seiner wunderbaren, grandiosen, paradoxen Art entkleiden. Das Christentum, eine große Paradoxie. In diese Welt kommen und als Verbrecher ans Kreuz gehen, wenn man Gott ist, für die, die einem feind sind, das ist das Paradoxeste, was es gibt. Den Weg, die Paradoxie des Christentums als Wahrheit zu erfassen, hat der Herr Jesus Christus gezeigt, wenn er sagt: „So jemand will des Willen tun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede". Der Wille ist es, nicht der Intellekt, und den Willen überzeugen wir nicht, auch nicht den Willen des Volkes, durch noch so feine, noch so tiefgegründete apologetische Ausführungen! — Ein zweites! Es wurde gesagt: wir haben jetzt den Materialismus und werden ihn so leicht nicht los! Glauben Sie das? Ich glaube es nicht. Ich glaube, daß der Materialismus im großen und ganzen in der gebildeten Welt abgewirtschaftet hat. Wenn Sie die neueren Naturwissenschaftler ansehen, die neueren Mediziner, wenn Sie einmal die neuere Schule der Psychiater, wenn Sie einmal die Schule von Nancy sich ansehen, dann sehen Sie ja aufs deutlichste und klarste, wie man dahinter kommt auch von naturwissenschaftlicher Seite aus: der Mensch lebt nicht vom Brot allein! Es sind ganz andere Dinge als die Materie, von denen der Mensch sein tiefstes Leben zieht. Und auch in der Masse finden wir schon, daß der

Materialismus wenigstens abzuwirtschaften anfängt. Hat man es nicht erlebt, daß in Essen 1900 christliche Arbeiter der Sozialdemokratie zum Trotz und Tort ihren festlichen Umzug hielten, sehen wir nicht, daß christliche Gewerkschaften und Arbeitervereine anfangen, der Sozialdemokratie und ihrer materialistischen Weltanschauung das Grab zu graben? — Noch an anderen Stellen möchte ich gewisse Einseitigkeiten, ich will nicht sagen zurückweisen, ich möchte sagen, zurechtstellen. Verdienter Tadel, gerechter Spott hat sich ergossen über taumelnde Naturphilosophen. Ganz recht! Aber, meine verehrten Damen und Herren, es muß doch auch an dieser Stelle gesagt werden, daß unsere moderne Naturwissenschaft in ihren meisten und besten Vertretern diesen Taumel längst nicht mehr mitmacht. Vor wenigen Wochen habe ich an einem akademischen Ferienkursus, veranstaltet von Naturwissenschaftlern, teilgenommen; es waren zwei Psychiater, ein Anatom, ein Botaniker, ich nenne seinen Namen: Hansen in Gießen, ich mache aufmerksam auf die schöne Schrift, die er gegen Häckel geschrieben hat, und ich zitiere seine Schrift über Naturerkenntnis und Religion. Ja, die lächelten nicht bloß, die taten noch etwas anderes, wenn der Name Häckel erwähnt wurde, und ich habe mich in tiefster Seele gefreut darüber, welch einen Respekt vor der Wirklichkeit, welch einen Respekt vor den Schranken, vor den engen Grenzen menschlichen Erkennens man bei diesen Naturwissenschaftlern fand. Wir haben nicht immer diesen Respekt vor den Grenzen menschlichen Erkennens gehabt; es liegt der Theologie vielleicht mehr im Blute als der Naturwissenschaft, die Grenzen des Erkennens nicht innezuhalten und sich eine Allwissenheit oder ein Vielwissen beizulegen, weit über das Maß dessen hinaus, was man wirklich weiß. Ich weiß, wie Laien nicht selten darüber klagen, wieviel Theologen zu wissen meinen von ewigen Dingen, von denen man zum Teil wirklich nichts wissen kann. Es ziemt uns, in dieser Beziehung gerade an der modernen Naturwissenschaft Bescheidenheit anzuerkennen, zu rühmen und von ihr zu lernen. Ich möchte das nicht im Gegensatze zu dem, was wir gehört haben, sagen, sondern es als eine, wie mir scheint, nicht unnötige Ergänzung hinzufügen. — Und nun zum Schlusse! Wir *alle* sollen Berufsapologeten des Christentums und der christlichen Weltanschauung sein, ich sage lieber der *christlichen Lebensauffassung*. Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und nun nicht euch, aber euren Vater im Himmel preisen! Was eigentlich zieht, was eigentlich zum Glauben lockt, das ist, wenn man einen Christenmenschen sieht, der wirklich ist, was er sein soll. Die größten Apologeten des 19. Jahrhunderts sind in meinen Augen die Männer von

dem Schlage wie Wichern, Löhe, Ludwig Harms, das sind die Apologeten der Tat, und der größte Apologet, der ins 20. Jahrhundert hineinragt, das ist für mich der Pastor von Bodelschwingh in Bethel.

Pfr. Streng-Paris: Hochgeschätzte Versammlung! Ich bin vielleicht der am wenigsten Berufene, in diese Debatte einzugreifen, aber ich behaupte, ich bin derjenige, der am meisten es bedarf, in dieser hochwichtigen Sache aufgeklärt zu werden. Ich stehe als Geistlicher in Paris an einem Punkte, an dem, wenn ich nicht weiß, wie ich das Christentum gelegentlich verteidigen soll, ich verloren bin. Paris ist diejenige Stadt, in der beides in einzigartiger Weise vorhanden ist, die ungeheuerste Gefahr für Glauben und Sitte, aber auf der anderen Seite auch eine unvergleichliche Gelegenheit für so viele, ihren Gott zu finden oder für ihren Gott gefunden und gewonnen zu werden.

Es ist im Vortrage gesagt: „Das Hauptmotiv der Energie der Apologetik ist der Wille zur Volkskirche“. Der Begriff war mir nicht ganz klar; unter Volk und Volkskirche verstehe ich zunächst die einfachen Leute. Und die Gefahr für die einfachen Leute ist der Materialismus, aber nicht der Materialismus des Kopfes, der ist allmählich überwunden, aber der Materialismus, der daraus hervorgeht, wenn jemand sich tagelang elendiglich in der Fabrik abschinden muß, und wenn ein Vater mit seinen vier, fünf Kindern 5 Franken verdient. Hochverehrte Herrschaften, dann versteht man, daß die Leute das Brot, was sie erarbeitet haben, mit fast andächtigen Augen ansehen, daß sie die Materie, die sie in Händen haben, die sie brauchen, ohne die sie nicht weiterkommen können, mit Ehrfurcht ansehen. Das ist der gefährliche Materialismus für unsere Deutschen in Paris, und ich vermute, auch für die einfachen Leute in den deutschen großen Städten, und da ist allerdings die Aufgabe der Apologetik sehr wichtig. Dieser Materialismus kommt zu einem Punkte, wo er einsieht, der Mensch lebt nicht von Brot allein, und das hat mir auch mancher Arbeiter schon gesagt. Die Leute wollen nicht überzeugt sein von Wahrheiten des Evangeliums in systematischer Weise, sondern etwas spüren von den Kräften der Erlösung; und wenn die Innere Mission sich um die unteren Schichten bekümmerte, so hat sie recht getan, wenn sie predigte von der Erlösung. Die oberen Schichten, meine ich, stehen nicht in der Gefahr des Materialismus, ich gebe meinem Vorredner darin recht, sondern in der Gefahr, die die Bildung mit sich bringt. Bildung, Bildung! Wenn die Deutschen dort in Paris vor dem Eiffelturme stehen, vor diesem eisernen Gedanken des 19. Jahrhunderts, wenn sie vor dem Louvre stehen, der sich dahinstreckt wie ein ungeheurer Riese menschlicher Energie mit seinen unerschöpflichen Kunstschätzen, da sagen sie: das ist Bildung! Und da, meine ich, kommt die Gefahr. Ich knüpfe an den Begriff Weltanschauung

an, der ist mir auch nicht recht klar. Unter Weltanschauung verstehen wir etwas logisch Systematisches, etwas Lückenloses, und die meisten Gebildeten glauben das, was man heutzutage naturwissenschaftliche Anschauung nennt, oder gar Philosophie. Ich habe manchen Erfolg erzielt, indem ich nicht mit Liebe, sondern mit dem Spott, der vorhin angeschlagen worden ist, auch solche Gebildete auf die Lücken aufmerksam machte, die doch im Wissen noch sind. Das Christentum lehrt keine lückenlose Weltanschauung, es löst nicht alle Rätsel, nicht alle gedanklichen Rätsel, und so manches wirtschaftliche Rätsel auch nicht. Es ist nicht zunächst Weltanschauung, sondern Gottesanschauung, und ich weiß, die Gebildeten, auch die in Paris, sehen allmählich diese Lücken in der Weltanschauung wohl ein. Die Hauptaufgabe der Apologetik ist es, diese Lücken aufzudecken. Sieht der Gebildete diese Lücken ein, dann kommt der andere Begriff hinzu, daß er merkt, das ist es ja gar nicht, was uns fehlt; lückenlose Weltanschauung hin und her, die hilft mir nicht, sondern auch der Gebildete hat Schuld und Sünde. Den lutherischen Einschlag sehe ich besonders in diesem Sünden- und Schuldbegriff. Da meine ich, ist es dann das Großartige unserer lutherischen Anschauung, daß da am deutlichsten dieser Begriff der Sünde und Schuld herausgestellt ist. Ich möchte also das hinzufügen: Die Hauptaufgabe der Apologetik ist die Aufzeigung der Lückenhaftigkeit des Wissens und Aufzeigung des Rechtes der christlichen Verkündigung von Schuld und Erlösung; und wenn der gedanklichen Entwickelung dann nicht alles gelingt, dann bin ich der Meinung, daß allerdings in christlichen Persönlichkeiten eine ungeheure apologetische Wirkung liegt.

Referent Prof. Lic. Dr. Hunzinger-Leipzig: Ich ergreife das Wort mit sehr schwerem Herzen, denn mir ist hier ein moralischer Vorwurf gemacht worden: ich hätte in frevelhafter Weise meinen Witz spielen lassen 2c. und wäre dadurch dem Ernste und der Tiefinnerlichkeit der Sache nicht gerecht geworden. Es ist mir weh ums Herz, daß meine Worte und vielleicht der kleine Einschlag von Humor, den ich dazu liefern konnte, weil es in meiner Natur liegt, so mißverstanden werden konnte. (Sehr richtig!) Die Erinnerung an diesen Abend wird mir immer leid sein. Ich habe mit Liebe geredet und ich habe um der Sache willen manchen Schweißtropfen vergossen, der mir blutsauer geworden ist. Niemand hat das Recht, das zu bezweifeln. Es liegt mir nichts daran, mich selber zu rechtfertigen, aber wenn ich auf diese Weise genötigt werde, muß ich das aussprechen. Ich muß dann sagen, es sind fortwährend mir gegenüber Vorhaltungen sachlicher Art gemacht worden, die ich im Bausch und Bogen unterschreiben kann. Es ist selbstverständlich, daß die beste Apologetik eine christliche Persönlichkeit ersten Ranges

ist. Ich bin auch damit einverstanden, daß Bodelschwingh zu den hervorragendsten derartigen Persönlichkeiten gehört, ich gebe zu, daß man durch Verstandesgründe den Glauben nicht begründen kann. Ja, niemand betont das mehr als ich. Ich gehe noch weiter als D. Bard, daß man auch nicht einmal mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit den Glauben beweisen kann. Es ist in der Debatte immer nur von einer Apologetik die Rede gewesen, um die es sich für unsere Konferenz nicht handelt. Nicht um die Erfahrungsapologetik, die bei Frank Gewißheitslehre heißen würde, nicht um eine Begründung des Heilsglaubens, der Heilsgewißheit aus der Erfahrung heraus, sondern darum handelt es sich: was müssen wir in der lutherischen Konferenz tun zur Auseinandersetzung mit unseren Gegnern, die noch keine Glaubenserfahrung haben und anerkennen, sondern denen man mit erkenntniskritischen Auseinandersetzungen kommen muß? Wie stellen wir die verlorene Einheit zwischen Glaube und Wissenschaft her? ꝛc. Darum handelt es sich, nicht etwa darum, den Glauben zu rationalisieren, die christliche Weltanschauung mit intellektualistischen Gründen zu beweisen, sondern, eine reinliche Auseinandersetzung zu liefern, eine Scheidung zu vollziehen und zu versuchen, was kann man tun, die klaffenden Gegensätze zwischen Glauben und Wissenschaft, zwischen christlicher Weltanschauung und Weltbild aus der Welt zu schaffen. Darum haben die Herren, die hier geredet haben, alle an mir vorbeigehauen! (Sehr richtig!) Ich habe eine ganz andere Frage behandelt wie die Diskussion. Ich erkläre Ihnen hiermit offiziell, daß ich mit allem ganz und gar einverstanden bin und daß ich nichts davon bestritten habe. — Auf die anderen Fragen, die noch angeschnitten sind und die mit dem Thema nichts zu tun haben, lasse ich mich hier nicht ein. Herr Pfarrer Streng-Paris sagte dann, die Volkskirche wäre die Kirche der unteren Volksmassen. Ich glaubte den Begriff Volkskirche nicht erst erklären zu müssen, denn wenn man erst alle Begriffe erklären wollte, käme man überhaupt nicht zu Ende. Ich setzte den Begriff von Volkskirche voraus, wo das Volk nicht gemeint ist im Sinne einer Volksscheidung von Unter- und Oberschicht, sondern das Volk als ganzes, Volkskirche im Unterschied von Freikirche, und ich glaube, daß ich das gesagt habe. Herr Pfr. Streng sagte dann, ich hätte gesagt, das Christentum wäre in erster Linie Weltanschauung. Das Gegenteil habe ich gesagt. Das Christentum ist vielmehr nicht in erster Linie Weltanschauung, denn die christliche Weltanschauung macht keinen Menschen selig, sondern der Heilsglaube, weil es ein innerer Lebenszustand ist, in dem man sich befindet. Aber aus dem Christentum löst sich mit Notwendigkeit eine Weltanschauung heraus. Herr Pfr. Streng hat dann weiter gesagt, mein Begriff von Weltanschauung wäre nicht klar, ich muß ihm entgegnen,

sein Begriff ist nicht klar; er verwechselt Weltbild und Weltanschauung. Das lückenlose kausale, mechanische Weltbild ist ein Produkt der Naturwissenschaft, aber die Weltanschauung ist immer ein Produkt des Glaubens, ihr Begriff ist ein ganz anderer als der des logischen Weltbildes. Ich habe dieses gesagt zunächst, um mein Herz ein bischen zu erleichtern, und dann um zu bitten, daß die Debatte mehr auf die Sache eingeht.

Vorsitzender Prof. D. Ihmels-Leipzig: Ich habe aus den Worten des Herrn Direktor Sellschopp nicht herausgehört, daß er dem Herrn Referenten einen moralischen Vorwurf hat machen wollen, sonst hätte ich selbstverständlich Remedur eintreten lassen. Wenn der Herr Referent diesen Eindruck gehabt hat, so wird Herr Direktor Sellschopp gewiß gern Gelegenheit nehmen, auch ausdrücklich zu bestätigen, daß ihm diese Absicht völlig fern gelegen hat. (Direktor Sellschopp bestätigt das durch Zuruf und zustimmende Gesten.)

Pfr. Völter-Stuttgart: Verehrte Versammlung! Unser Herr Referent hat auf den gewaltigen Kampf in der Gegenwart hingewiesen zwischen Christus und Antichristus, zwischen christlicher Weltanschauung und heidnischer Weltanschauung, und wer mit unserem Volke umgeht und hineinkommt in die verschiedenen Schichten, der sieht mit Betrübnis, unser Volk ist ein zerrissenes Volk, ist ein unglückliches Volk. Ehemals war das anders. Von der Reformation an gab es in unserem deutschen evangelischen Volke, sowohl in dem niederen Volke als in dem gebildeten, eine einheitliche Weltanschauung. Und in dieser einheitlichen Weltanschauung hat unser Volk all die gewaltigen Bedrängnisse und Trübsale, die in den verschiedensten Richtungen über dasselbe kamen, Gott sei Dank, überwunden und ist nicht untergegangen. Woher kommt aber das? Das kommt daher, daß es seine Bibel hatte, die Bibel war in den Häusern des Volkes, sie war in den Häusern der Gebildeten, sie war auf den Universitäten, auf den Lehrstühlen, auf unseren Gymnasien. Ich bin ein Württemberger; auch in unseren Gymnasien war sie das allgemeine Volksbuch, und daher kommt es und ist es gekommen, daß unser Volk damals trotz aller Trübsale doch ein glückliches gewesen ist. Es ist durchgekommen durch diese schweren, schweren Zeiten. Aber das ist anders geworden; die Bibel steht nicht mehr auf dem alten Platze. Bei uns in Württemberg ist sie noch ein Volksbuch, aber die Gebildeten haben sich vielfach davon zurückgezogen, und der Referent hat gesagt, woher das kommt. Ich möchte nun da eine Bitte aussprechen. Die Bibelkritik ist daran schuld, und heute habe ich sogar in diesem Saale etwas davon gehört, es sei die Pflicht der Geistlichen, mehr auf die Resultate der Bibelkritik hinzuweisen. Da möchte ich nun sagen: Nein! Die Wissenschaft soll wieder die Bibel auf den Leuchter stellen, und ich möchte auch unseren

lieben Herren Professoren, unseren lutherischen Professoren ein wenig Mut zusprechen und ihnen das Rückgrat stärken, sie sollten es mit der Bibel so machen, wie es unsere Alten getan haben, wie ich es gelesen habe in unseren Bekenntnisschriften. Aber nicht bloß die theologischen Professoren, sondern auch die anderen; denn ich habe noch nichts gefunden von all diesen sogenannten Resultaten der Bibelkritik und noch nichts gefunden davon, daß in der Bibel Fehler wären. Ich bin durch unseren lieben Prof. Beck hineingeführt in die Bibel, und was der mir gegeben hat, nein, das lasse ich mir nicht entreißen. Also, ich will es kurz machen! Meine Absicht geht dahin, ein Lobredner der heiligen Bibel zu sein, und ich bitte alle in Kirche und Schule, alle in der Wissenschaft und Nichtwissenschaft, alle im Volke und bei den Gebildeten, überall wieder die Bibel auf den Leuchter zu stellen, dann wird es anders werden, dann wird wieder eine einheitliche Weltanschauung in unserem deutschen Volke entstehen, und wir werden wieder ein glückliches Volk sein. Singen Sie mit mir diesen Hymnus in der Theorie wie in der Praxis!

Geh. O.-Reg.-Rat von Massow: Ich danke dem Referenten aus vollem Herzen für die Stunde des Genusses, die er mir altem Manne gemacht hat. Wenn es in der Welt so traurig aussieht, so liegt es viel an unserer Generation. Wir haben große Männer gehabt, die dieser Generation vorangegangen sind, die sich um den alten Kaiser und seine Zeit scharten, wir haben vielleicht tüchtig drein geschlagen und uns das eiserne Kreuz geholt, nachher sind wir keine autoritativen Persönlichkeiten so gewesen, wie sie die Zeit haben mußte. Ich freue mich, daß mal wieder Männer in der jüngeren Generation kommen, wo man hoffen kann, wenn man es selber vielleicht auch nicht mehr erlebt. Ich befinde mich mit dem Referenten im vollsten Einverständnis, und ich hoffe, daß alles das, was der Herr Vortragende wünscht, sich erfüllen möge. Wir sind in einer wunderbaren Zeit in einer Beziehung. Ich sagte auf der Augustkonferenz in Berlin vor einigen Wochen: Als ich das Abiturientenexamen machte, das konnte mir ein Konabiturient bezeugen, da hätte man das Wort „Wert“ überhaupt nicht gekannt, das wäre erst später erfunden worden. Und jetzt „wertet“ man alles, und schließlich „wertet“ man den lebendigen Gott. Es muß aber Dinge geben, die außerhalb der Apologie stehen, die zu hoch stehen; es gibt Menschliches genug in der Wissenschaft, wo man mit Apologie kommen kann; aber der alte Gellert sagt: „Wenn ich dies Wunder fassen will, so steht mein Geist vor Ehrfurcht still“. Ich befinde mich, wie ich wiederhole, nicht in der leisesten Spur von Gegensatz zum Herrn Referenten, nicht mit dem minimalen Teil einer Silbe. Ich wollte nur mal darauf aufmerksam machen, die Kritik ist uns allen in Fleisch und Blut

hineingegangen, und sie macht vor nichts mehr Halt. Apologie brauchen wir wie das tägliche Brot, denn es gibt unendlich viel Leute, die haben verstandene oder unverstandene Sätze geschluckt, und deshalb muß die christliche Kirche und Gemeinde solche-Männer ins Volk hineinsenden. Es ist keine Schande. In der neuen Zeit müssen wir neu hinzulernen.

Pastor D. von Ruckteschell-Hamburg: Direktor Sellschopp und Prof. Hunzinger gehören beide zusammen; wir haben zu dritt zusammengesessen in wundervoller Einmütigkeit, und hier hat es geschienen, als sollten sich beide nicht verstehen. Ich glaube, des Rätsels Lösung liegt in der Tatsache, daß das Problem von Individuum und Gemeinschaft immer noch um seine Lösung ringt, auch in der Frage der Religion, auch in der Frage der Apologetik infolgedessen. Wie wir uns die Entwickelung der Menschheit nicht wie eine gerade Linie vorstellen können, ohne Anfang und ohne Ende, sondern besser wie eine Spirale, so ist immer wieder ein Prozeß zu bemerken in dieser Entwickelung, der sich wiederholt, nämlich, ob die Religion Volkssache ist, ob sie Privatsache ist, ob sie Gemeinschaftssache ist. Es zeigt sich, daß sie in der Tat alles dreies ist. Es entwickelt sich aus dem Ganzen eines Volkes die Persönlichkeit des Einzelnen, auch in religiöser Beziehung, und dann wieder gibt die einzelne Persönlichkeit ihre Kraft ab und hinein in den Dienst der Gemeinde. So brauchen wir nicht bloß diejenige Apologetik der Erfahrung, welche uns zu gläubigen Christen macht, sondern wir brauchen auch die Apologetik, die den Boden für diese Erfahrung präpariert und die uns die Möglichkeit gibt, Gemeinden zu bilden. Gerade das, was Direktor Sellschopp uns heute Morgen gesagt hat, die Liebe zur Jugend zwingt uns zu solcher Apologetik, wie sie uns hier durch Prof. Hunzinger näher gebracht ist. Es soll der Respekt vor dem Christentum da sein, wenn es sich um einen öffentlichen Zusammenhang, um ein christliches Volkstum handelt. Ich habe auch einen persönlichen Apologeten, dem ich es danke, daß ich Christ und Theologe geworden bin: Max Frommel, ein gutes Glied der Allgemeinen lutherischen Konferenz, wir kennen seinen Namen alle. Max Frommel hat mich aber nicht bloß dadurch zum Christentum gebracht, daß ich die Kraft des Glaubens innerlich erfahren durfte, sondern ich sah in Frommel die Harmonie der Bildung. Max Frommel war so harmonisch, so lebendig, so anziehend, daß ich in meiner Jugendbegeisterung für Wissenschaft und Kunst und alles Schöne und Gute und Wahre ihn als den schönsten Menschen schätzte. Dieses schöne Menschliche an ihm hat mich zunächst angezogen, und ich glaube, wir werden alle zugeben, unsere Jugend muß zunächst durch die menschliche Seite des Luthertums, durch die Schönheit des Luthertums, durch die Herrlichkeit, welche das Evangelium zeigt und erzeugt, angezogen werden.

Wir Christen müssen auch die anziehendsten Menschen sein, und dazu hilft uns eine solche Apologetik, damit wir das Feld frei machen können von den Dornen, welche die Saat des Evangeliums verhindern und überwuchern; dazu brauchen wir die Liebesarbeit der Apologetik. Gott gebe, daß uns solche Leute erstehen, und ich für meine Person wäre Herrn Prof. Hunzinger besonders dankbar, wenn er uns diesen Dienst vermittelte!

Studiendirektor Dr. Weerts-Erichsburg: Nach meiner Meinung müssen wir zum Angriffe übergehen. Herr Prof. Hunzinger hat darauf hingewiesen, es sei zu bedauern, daß wir vom Idealismus dem Materialismus verfallen wären. Neuerdings hätten wir Gelegenheit gehabt, auf die alten Idealisten zurückzukommen. Wer hat zum Beispiel Fichtes Schrift von der Bestimmung des Menschen gelesen? Wie nahe hat es gelegen, der Schrift von Häckel die andere Schrift entgegenzustellen von den sieben Welträtseln des du Bois-Reymond! Ich meine, wir müssen zeigen, daß die antichristliche Weltanschauung an Mängeln leidet, daß es nicht möglich ist, mit den Mitteln der Wissenschaft eine Weltanschauung zu begründen. Im übrigen aber die Hauptsache, das meine ich auch, ist, daß der Glaube in die Herzen gepflanzt, durchs Evangelium verkündet wird und die rechte Weltanschauung erzeugt. Es wird neuerdings gesagt, wir müssen apologetische Predigten halten. Ich meine die rechte Evangeliumspredigt ist ihrer Natur nach apologetisch. Vor einigen Jahrzehnten wurde gefordert: Wir müssen sozial predigen. Diese Forderung hat ihre Berechtigung. Der Christ ist hineingestellt ins Gemeinschaftsleben, aber wir müssen nicht vergessen, die Religion ist das Interesse des Menschenherzens, es handelt sich um die Frage: wie stehst du zu deinem Gott? Darum müssen wir innerliches Leben in die Herzen pflanzen, denn der Glaube ist die Metaphysik des Volkes. Es sind aber breite Schichten unserer Bevölkerung, die eben unter Denkschwierigkeiten zu leiden haben, und so knüpfe ich an das, was ich im Anfange gesagt habe, an: Wir müssen ihnen zeigen mit den Mitteln der Philosophie, des Idealismus, daß die Materie keine Selbständigkeit beanspruchen kann. Dann fühlen wir uns wieder selbständiger der Natur gegenüber. Die Hauptsache muß die Verkündigung auf der Kanzel und unter der Kanzel tun, durch Pastoren und Laien, damit der Eindruck hervorgerufen wird, daß wir aus dem Tode ins Leben hindurchgedrungen sind und nicht mehr bedrückt werden durch die Materie, sondern zu dem Leben hindurchdringen, das zu Gott zurückkehrt und aus Gott ist.

Referent Prof. Lic. Dr. Hunzinger-Leipzig (Schlußwort): Meine Auffassung ist durchaus die, daß man in der Apologetik das Moment des Glaubens in den Vordergrund stellen soll, deshalb ist mir auch das Wort

Apologetik immer fatal gewesen. Es ist unangenehm, daß der christliche Glaube durch dieses Wort von vornherein in die Situation versetzt zu sein scheint, als müsse er sich bloß immer verteidigen, weil er überhaupt da sei und damit er nur Existenzberechtigung habe. Gewiß wollen wir im Sinne des Herrn Vorredners den Materialismus und nicht bloß diesen, sondern auch den Naturalismus und die verschiedenen Sorten der pantheistischen Ideen durch Apologetik bekämpfen und ihre Unzureichendheit nachweisen. Nun wird immer wieder gesagt zu mir, die Hauptsache ist der lebendige Glaube, die Hauptsache ist die Predigt rc. Glauben denn die Herren, daß ich dem widerspreche? Natürlich ist der Glaube die Hauptsache, natürlich bleibt die Predigt die Hauptsache, aber die Apologetik ist auch notwendig, und es bedarf wirklich nicht mehr dessen, darauf hingewiesen zu werden, daß die Predigt und der Glaube und das Evangelium die Hauptsache ist. Von ganz besonderer Freude ist es für mich gewesen, was Herr D. von Rucktesch ell und dann was Herr Geh. O.-Reg.-Rat von Massow gesagt hat. Ich muß sagen, ich war ganz erstaunt über ihr volles Verständnis. Es ist ganz richtig, es gibt inwendige Geheimnisse des persönlichen Glaubenslebens, an denen die Apologetik nicht rütteln darf, und weil es so ist, darum habe ich gesagt, die Apologetik hat es nicht zu tun mit den inneren Glaubenserlebnissen, sondern mit der Weltanschauung. Das war gerade mein Motiv, gerade das, was andere Herren bei mir zu bekämpfen glaubten, das war das innerste Motiv meines Vortrages. Ich danke ganz besonders Herrn Geh. O.-Reg.-Rat von Massow, und ebenso bleibt es mir übrig, auch den übrigen Herren meinen herzlichsten Dank auszusprechen, sowohl Herrn Pfr. Völter für die Worte über die Bibel, als auch dem besonders, was Herr Pastor D. von Ruckteschell aus Hamburg hinzugefügt hat. Ich habe durchaus das Gefühl, daß wir uns grundsätzlich in Uebereinstimmung der Anschauungen befinden. Damit bin ich am Ende meiner Ausführungen angelangt und will nur noch im allgemeinen meinen Dank für die freundliche Anhörung und Auseinandersetzung abstatten und eventuell noch um Entschuldigung bitten, wenn ich hier und da ein klein wenig zu nervös geworden bin.

Schlußwort des Vorsitzenden mit einer Zusammenfassung des Gehörten und einem Rückblick auf den bisherigen Verlauf der Tagung.

Was erwartet die lutherische Kirche von ihren Missionaren?

Von Pastor **Lohmann-Leipzig.**

Billig ist es, daß bei einer Tagung der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz auch die Mission zu Worte kommt; billig ist es, daß in diesem Jahre und in diesem Lande Ludwig Harms wieder uns vor Augen gestellt wird, der das Missionsleben hier zwar nicht überhaupt begründet, aber doch vielerorten erweckt und in eine besondere Bahn gewiesen hat. Nun liegt es nahe von ihm den Blick auf die zu richten, deren Aufgabe es ist, das Wort hier in der Gemeinde und draußen bei den Heiden fortzuführen. Was erwartet die lutherische Kirche von ihren Missionaren? Das ist die Frage, die uns jetzt beschäftigen soll.

Die Antwort scheint einfach zu sein. Das erwartet sie, daß die Missionare die Heiden belehren, so drückt man es gewöhnlich aus; daß sie den Heiden das Evangelium predigen, so sagt man mit biblischen Worten. Diese einfache Antwort enthält jedoch eine Fülle, die auszuschöpfen, einen Reichtum, den auszubreiten es sich lohnt.

Ich möchte, um das zu tun, von dem Worte ausgehen, in dem der Herr ausspricht, was er von seinen Jüngern erwartet: Ihr werdet meine Zeugen sein.

Missionare sind Zeugen des Herrn Jesu Christi.

Nach zwei Seiten weist uns dieses Wort, nach rückwärts und nach vorwärts. Zeugen sind Leute, die etwas gesehen und gehört haben; Zeugen des Herrn sind solche, die von ihm etwas gesehen und gehört haben. Dadurch sind die Missionare an die Person des Herrn gebunden, genauer an das, was sie von ihm empfangen haben. Zeugen — das ist das andere — sind Leute, die nun auch aussagen, was sie gesehen haben, in diesem Falle vor den Heiden aussagen. Nach beiden Seiten hin stellt die lutherische Kirche an ihre Missionare Anforderungen. Welches sind die?

Der Herr hat seine Jünger zu Zeugen berufen. Aus der Menge derer, die um ihn ab und zu gingen, hat er sich diese zwölf erwählt, daß sie um ihn sein sollten. Und sie sind geblieben. Ihr seid es, die ihr bei mir beharret seid, kann er sagen; und am Ende seines Umganges mit ihnen weist er gleichsam auf den Anfang zurücksehend darauf hin: ihr seid von Anfang an bei mir gewesen. Eine reiche Zeit ist es gewesen, die Zeit des Umganges der Jünger mit Jesu. Selig die Augen, sagt der Herr, die da sehen, das ihr sehet; es ist als hörten wir die Bestätigung aus ihrem Munde, wenn es heißt: wir sahen seine Herrlichkeit. Selig die Ohren, die da hören, das ihr hört, wir vernehmen die Bestätigung, wenn Petrus sagt: wohin sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens. Das äußere Sehen ist zu einem inneren geworden, das Hören zu einem Verstehen. Sie haben erkannt wahrhaftig, daß Jesus Christus ist ausgegangen vom Vater, daß er ist der Sohn des lebendigen Gottes, daß er im Vater und der Vater in ihm. Die Geheimnisse des Himmelreiches sind ihnen zu wissen gegeben, sein Wort haben sie aufgenommen als seine Gefäße. Und doch das Verständnis, das bei Lebzeiten des Herrn bei ihnen vorhanden war, war nur ein Anfang. Nach Jesu Verheißung sollte der heilige Geist sie in alle Wahrheit leiten, sie erinnern dessen, was Jesus gesagt, und dadurch das alles erst recht groß und lebendig machen, sollte ihn selbst verklären. Der Geist wird zeugen von mir, so verheißt er, und das ist eingetroffen. Durch das, was sie selbst gehört und gesehen, waren sie noch nicht zur Zeugenarbeit befähigt, darum hieß es: ihr sollt nicht von Jerusalem weichen, sondern warten auf die Verheißung des Vaters; diese erst gab ihnen die Zeugenfestigkeit, die unumstößliche Gewißheit und Freudigkeit, den heiligen Drang, wir können es nicht lassen.

In der Weise, wie der Herr seine Jünger zu Zeugen bereitet, haben wir die grundlegenden Momente: Kenntnis von dem, was Jesus getan und geredet, Verständnis dessen, als zu unserem Heil geschehen; dieses Verständnis wird erschlossen durch den heiligen Geist.

Diese Punkte werden beachtet, als die Jünger den Schritt tun, die apostolische Zahl wieder vollzumachen, bei der Apostelwahl. Nur einen solchen wollten sie haben, der in ständiger Gemeinschaft mit ihnen schon vorher gestanden hat, in einer Gemeinschaft aber, in der Jesus Christus der Mittelpunkt war. Und wenn als Anfangspunkt dessen, was der neue Zeuge mußte gesehen haben, die Taufe Jesu durch Johannes, als Endpunkt die Himmelfahrt, als Mittelpunkt die Auferstehung bezeichnet wird, so sieht man aus der Umgrenzung, daß in dem öffentlichen Wirken des Herrn alles für wertvoll gehalten wurde, man wollte nichts davon verlieren;

um eine möglichst vollständige Kenntnis von Jesu Taten, Worten, Lebensereignissen war es den Jüngern zu tun. Mehr konnten die ersten Jünger von sich aus nicht verlangen. Verständnis und Verwendung des in Christo Gegebenen kommt durch das Wirken des Geistes Gottes.

Und er hat es verwirkt, der Geist der Pfingsten. Wie deutlich sehen wir das an Paulus. Der Knecht Jesu Christi tritt uns dann auch als Zeuge Jesu Christi entgegen. Gott gefiel es, seinen Sohn Jesum Christum in ihm zu offenbaren, und nun, im Besitz des Geistes Gottes, kommt es zu einer Erkenntnis dessen, was uns in Jesu geschenkt ist. In ihm sieht er die großen Taten Gottes zu unserem Heil. Eine Gottestat ist die Sendung in die Welt, eine Gottestat das Kreuz und die Auferweckung. Die Vollendung aber des Heils ist die Wiederkunft. Gegenüber dem pharisäischen Streben nach der Gerechtigkeit auf dem Wege der Gesetzeswerke sieht er Christum an als unsere Gerechtigkeit; der Glaube ergreift ihn. Die Glaubensgerechtigkeit aber erweist sich in der Lebensgerechtigkeit. Dem Wissensstolz gegenüber sieht er in Jesu Christo die höchste göttliche Weisheit, die den Weg zum Heil ersehen hat, und zugleich die göttliche Kraft, die erretten kann. So will und kann und darf er nur ihn predigen. Alles und in allem Christus; in einer Ausschließlichkeit, die nichts neben sich duldet, stellt er ihn hin, der ihm sein Leben, sein Reichtum, sein Friede, seine Hoffnung geworden war.

Dieses Verständnis Christi, gewirkt durch den Geist Gottes, erlebt in täglicher Erfahrung, hat dem Apostel die Gewißheit gegeben, die ihn zum Zeugen befähigt. Er hat, was er anderen anpreist, er ist überzeugt von der Wahrheit dessen, was er anderen geben möchte. Ueberall leuchtet es uns entgegen: ich bin gewiß, ich weiß an welchen ich glaube. Auf diesem Grunde ruht die παρρησία und die πληροφορία, mit der er auftritt, die allen Zweifel, alle Unsicherheit ausschließt. Man könnte auch auf ihn das Wort seines Meisters anwenden: wir reden, das wir wissen, und zeugen, das wir gesehen haben. Es paßt auch auf Paulus, was 1 Joh. 1 steht: das wir gehört haben, das wir gesehen haben mit unseren Augen und unseren Händen betastet haben, das verkündigen wir. Auf diesem innerlichen Haben ruht beides, der heilige Eifer des Zeugen, der allen seine Gabe mitteilen möchte, und die heilige Ruhe des Zeugen, der bei allem Widerstreben nicht ängstlich und zweifelhaft wird.

Unsere Gerichte sehen sich die Zeugen daraufhin an, ob sie Zeugenfähigkeit haben, d. h., die nötige Erkenntnis und Einsicht, die nötige Klarheit und Festigkeit; wenn man Paulus und die anderen Apostel auf diese Zeugenfähigkeit untersucht, so werden sie die Probe glänzend bestehen.

Solch eine Kenntnis von Jesu, solch ein Verständnis, solch ein Ueberzeugtsein von der Wahrheit in Christo erwartet die lutherische Kirche von ihren Missionaren.

Nicht immer ist das rechte Verständnis von Christo in der Kirche gewesen. Jesus Christus, eingetreten in die Geschichte, ist auch dem geschichtlichen Verständnis unterworfen, das Evangelium ist von einer Generation an die andere überliefert, das Verständnis, das die Schriftsteller der Bibel hatten, ist bei den späteren nicht immer geblieben, das Christentum ist bald als nova lex angesehen und Christus bekam mehr die Stelle eines Gesetzgebers und Richters. In der Reformation ist das biblische Verständnis wieder gefunden. Es ist wichtig, daß die Missionare diesen geschichtlichen Gang kennen, damit sie von der Gefahr verschont bleiben, die Hauptsache der Gabe Gottes in Christo sich verdunkeln zu lassen. In der Hinsicht muß der Missionar ein treuer Sohn der lutherischen Kirche sein, daß er das Verständnis des Evangeliums in ihrem Sinne sich zu eigen macht.

Das ist noch nach einer anderen Seite hin beachtenswert. Wie oft wird dem Missionar draußen gesagt: Eure Religion mag für euch ganz gut sein, für uns ist unsere Religion gut. Wer gibt euch ein Recht, uns zu nehmen was wir haben, und uns aufzudrängen was ihr habt. Diese Einwände werden so lange der Vernunft kräftig erscheinen, bis die Erkenntnis gewonnen ist, daß es sich im Christentum um etwas handelt, was schlechterdings nur hier zu finden ist; um etwas so eigenartiges, daß nichts daneben zu stellen ist; und daß dieses eigenartige nach göttlichem Wollen und recht verstandenem menschlichen Bedürfnis Eigentum aller werden muß. Von dem Religionsforscher Max Müller († in Oxford) wird erzählt, daß er am Ende seines Lebens die Aeußerung getan: „Das Wesen sämtlicher außerchristlichen Religionen besteht in dem, was die Menschen zu leisten haben, um vielleicht die Huld der Gottheit zu gewinnen. Das Christentum allein bringt das, was Gott in seinem Erbarmen für uns getan hat“. Gern wird sich der Missionar unserer Kirche durch dieses Wort stärken lassen und dadurch auf die Hauptsache hinweisen, die Gabe Gottes in Christo.

In einer besonderen Hinsicht wird das noch beachtet werden. Durch das Wort des Missionars werden die Heiden mit dem Leben des Herrn bekannt gemacht; es wird ihnen da von dem Manne erzählt, der vor langer Zeit auf Erden gelebt und gewirkt hat. Es ist erklärlich, wenn dadurch bei den Hörern der Eindruck hervorgerufen wird, als würden sie in die Vergangenheit geführt. Da weiß nun gerade die lutherische Kirche, daß der Herr eben in dem Wort, das verkündigt wird, gegenwärtig ist und nahe. Die ganze Lehre von den Gnadenmitteln im Sinne unserer

lutherischen Kirche ist für den Missionar der feste Grund, auf dem er steht. Der Herr ist nahe, kräftig wirkend in seinem Wort.

Was bisher genannt ist an Erwartungen, die die lutherische Kirche an ihre Missionare stellt, erhebt sich der Art nach noch nicht über das, was jeder lutherische Christ in sich trägt, der nach des Apostels Wort bereit ist zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in ihm ist. Die Voraussetzung des Missionars ist eben der Christ, des lutherischen Missionars der lutherische Christ; nur daß der Missionar eine tiefere Begründung für die Wahrheit des Evangeliums durch Studium der Schrift, Einführung in die Geschichte und Lehre der Kirche empfängt. Das ist die Aufgabe des Seminars.

Es sei gestattet, darüber, wie das geschieht, als aus meinem besonderen Arbeitsgebiete etwas zu sagen. In den Meldungen derer, die in das Missionshaus treten wollen, ist immer ein Wort über die Gründe zum Ergreifen des Missionsberufes zu lesen. Da steht nun immer geschrieben, die von dem Herrn erfahrene Liebe drängt uns hinauszugehen. Es mögen noch manche andere Beweggründe mitwirken, das aber ist der Hauptgrund. Es ist dies der wertvollste Schatz, den die in unser Haus Eintretenden mitbringen, ein heiliges Feuer, das die Leiter des Hauses zu behüten und zu schützen haben, das sie fördern und pflegen müssen. Mit besonderer Freude habe ich den neu Eintretenden Katechismusunterricht gegeben, da habe ich allemal wieder die Beobachtung gemacht, daß der Katechismus ein Lebensbuch ist, das man je länger je besser versteht, nicht ein Schulbuch, das man beiseite legen kann. Auf dem Grunde dessen, was Schule und Kirche zuvor gebaut haben, kann der Unterricht, durch manche Lebenserfahrungen bereichert, fruchtbringend werden. Eine schöne Arbeit ist die Einführung in die biblische Geschichte. Hier kann einzelnes, was früher dunkel geblieben ist, erklärt, hier kann die ganze planvolle Leitung Gottes vor Augen geführt werden. — Wer sich heute mit der Theologie beschäftigt, kann vor ernsten Fragen nicht bewahrt bleiben. Auch das Missionshaus ist kein Schutz vor solchen. Aber bei der Art des Unterrichtes können solche Fragen in Rede und Gegenrede gemeinsam besprochen werden; auf dem Wege kann manches Bedenken gehoben, mancher Zweifel beseitigt werden. Das Ende aber des gemeinsamen Arbeitens muß dieses sein, daß das Heil in Christo nur fester erfaßt wird. Wer auf diesem Boden steht, für den haben die Fragen, die auch dann freilich noch nicht alle gelöst sind, jedenfalls ihre Gefahr verloren.

Wie die lutherische Kirche von dem Grunde des erlebten Heils die Schrift versteht, und sich immer tiefer in die Schrift einlebt, so erwartet

sie nun auch von den Missionaren, daß sie in der Schrift leben. Die Schrift muß die stetig fließende Einnahmequelle sein für ihr geistliches Leben. Der Missionar muß in des Wortes eigenster Bedeutung ein Schriftgelehrter sein. Man merkt es dem Theologen, dem Missionar wohl an, ob er nur die Schrift zitiert, oder ob er in derselben lebt. Schön sagt Beck in seinen Pastorallehren: „Die aus der Schrift erwachsene Bildung macht geübte Sinne zur Unterscheidung des Wahrhaften und Scheinbaren, des Guten und des Bösen, auch in seinen Abstufungen und Verkleidungen; sie entwickelt die Gabe der Geisterprüfung, die Lauterkeit des Sinnes, die in Christo zusammengeschlossene Einfalt und Haushaltertreue". In dem Maße, wie die Missionare in der Schrift leben, werden sie zu Zeugen des Herrn tüchtig.

Aber das zunächst doch nur nach einer Seite hin. Zeugen sind Leute, die etwas empfangen haben und auch wissen, was sie empfangen haben. Die andere Seite ist die, Zeugen sind Leute, die das Empfangene weitergeben, das Gehörte und Gesehene aussagen. Diese nach außen zutage tretende Seite ist die Hauptsache; jenes ist nur die Voraussetzung, dieses die Folge. Darum hat der Herr seinen Jüngern etwas ins Ohr gesagt, daß sie es verkündigen sollten öffentlich; darum ihnen das Evangelium gegeben, daß sie es ausbreiten sollten. Was wird da von den Missionaren erwartet?

Achten wir zunächst auf das Innere, dann auf das Aeußere.

Ein heiliger Drang zum Verkündigen muß da sein. Unschwer können wir diesen Drang als die treibende Kraft bei den Aposteln wahrnehmen. Wir können es nicht lassen, so sagen sie es selbst; des Herrn Wort erfüllt sich: ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet. Die Liebe Christi dringet uns also; ich muß das Evangelium predigen. Solche Worte dürfen dem Missionar nicht etwas Fremdes sein. Mag es immer Zeiten in seinem Leben geben, in denen er sich matt, schlaff und unlustig fühlt, wo er einen Rückhalt nur daran findet, das Amt ist mir doch befohlen; das gewöhnliche muß sein, daß es in ihm brennt, des Herrn Namen zu verkündigen. Die Quelle aber dieses inneren Dranges ist nichts anderes als das durch den heiligen Geist gewonnene Verständnis Jesu Christi, das Ergriffensein von ihm. Hier ist der Einheitspunkt zwischen dem Empfangen und Weitergeben. Wird die Frage: Hast du mich lieb? mit einem Ja, Herr, beantwortet, so findet die Weisung: Weide meine Schafe, dann auch das Echo: Hier bin ich, Herr, sende mich. Dieser heilige Drang kann und muß das Herz erfüllen, sonst wird des Missionars Arbeit Mietlingsarbeit, die nicht mehr unter dem Auge Jesu und nach der Art

der Arbeit des Erzhirten geschieht. Es hat ja etwas, was ein jugendliches Gemüt begeistern kann, wenn es heißt, hinaus in die Ferne zu anderen Völkern, in andere Verhältnisse. Diese die Jugend des natürlichen Herzens ansprechende Begeisterung soll nicht verwehrt werden, nur muß sie vertieft, ergänzt, geläutert, vor dem Erlöschen bewahrt werden durch den Drang und die Kraft von oben.

Noch auf einem anderen Wege wird solch heiliger Drang in das Herz kommen. Es gilt, das rechte Auge für die Heiden zu haben. Von dem Herrn lesen wir oft in den Evangelien: Da er das Volk sahe, jammerte ihn. Was ist das für ein Sehen gewesen? Ein solches, das in die Tiefe ging, das in der Seele des Volkes wie des einzelnen lesen konnte und darin das ganze Elend des von Gott getrennten Herzens wahrnahm. Aus dem Sehen wurde dann ein Mitfühlen; da er sahe, jammerte ihn. Er hat mitgefühlt, und dann doch nicht mitfühlen können, ohne zu helfen. Das Mitgefühl setzte sich in eine hilfreiche Tat um. Denselben Weg muß auch der Missionar gehen. Mit einem scharfen Auge muß er die Seele der Heiden ansehen, das Abstoßende, das ihm zuerst entgegentritt, und das Liebenswürdige darf ihn nicht gefangen nehmen. Das Elend muß er mitfühlen und es da dem Herrn nachsprechen: Mich jammert des Volkes. Und das mit demselben Tatendrang: Ich will lindern, mit der Hoffnung, es wird anders werden. Das Zutrauen zu dem Worte Gottes, zu der Kraft des heiligen Geistes, zu dem, was der Herr Jesus kann, wird dem Missionar den heiligen Optimismus verleihen, der sich sagt: Auch hier hat der Herr sein Volk, darum bin ich nicht ohne Hoffnung. So werden die abstoßenden Seiten zu ebensoviel Anlässen mit der Arbeit einzusetzen und das Vertrauen festzuhalten: nicht vergeblich. Wie die zwei Kundschafter bei ihrer Rückkehr aus Kanaan sagten: Mit des Herrn Hilfe können wir das Land einnehmen, so solls auch hier sein.

Mit dem vollen Segen des Evangeliums, mit einem Auge des Erbarmens, einem Herzen von Liebe und Hoffnung steht der Missionar vor den Heiden. Nun aber erhebt sich eine Schranke, welche ihm ein noch nicht zuruft; ein Hindernis stellt sich ihm in den Weg, das die Missionare des Neuen Testamentes nicht kannten, das ist die fremde Sprache.

Mit dem Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, ausgerüstet, geht der Missionar hinaus. Niemals aber wird er imstande sein, dieses Schwert zu führen, wenn er nicht die Sprache des Volkes beherrscht. Er soll, wie Jesaias einmal sagt, zum Herzen reden, niemals wird er das vermögen, wenn er nicht spricht wie das Volk, das ihn umgibt. Die Sprache eines Volkes aber ist nicht eine Sammlung von Vokabeln und

Wörtern, sie ist ein lebendiges Gewächs, Ausdruck des Gefühls und des Denkens. Da gilt es einzudringen in dieses Innere, in den Geist. Was wird dafür erwartet? Sprachgefühl, Sprachverständnis, Sprachfertigkeit.

Nicht von einem jeden Missionar kann verlangt werden, daß er bahnbrechend auf dem Gebiete der Sprache vorgeht, aber von einem jeden muß erwartet werden, daß er auf der gebrochenen Bahn gehen kann, mit Verständnis gehen. Luther sagt, daß es ihm viel Mühe gekostet habe, die Griechen und Hebräer zu zwingen, daß sie deutsch reden — er denkt an die Arbeit seiner Bibelübersetzung; so kostet es heute viel Mühe, dieselben zu zwingen, die Sprache Indiens und Afrikas zu reden. Zum Teil ist — namentlich auf den älteren Missionsgebieten — diese Arbeit schon getan. Aber sich selbst muß der Missionar zwingen, in der Sprache des Landes zu reden. Damit kann er schon hier beginnen. Was die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte zutage gefördert und niedergelegt hat, den Bau und die Regeln der Sprache, das wird er sich leichter hier aneignen, während das auf die Aussprache bezügliche besser drüben gelernt wird.

Eine gute Vorübung für Sprachgefühl, Sprachverständnis und Fertigkeit bietet die Beschäftigung mit den fremden Sprachen auf dem Seminar.

Da ist Latein; wichtig für die allgemeine Bildung, wichtig für den Theologen wegen der symbolischen Bücher und der Dogmatik, soll hier nur der Wert nach der sprachlichen Seite betont werden. Die Veränderungen an einem Wortstamm lernt man nirgends so gut wie von dem Deklinieren und Konjugieren der Adjektiva und Verba im Lateinischen. Freilich nicht in der Weise, wie auf dem Gymnasium soll die Sprache gelernt werden, daß alle Ausnahmen und Einzelbestimmungen gemerkt würden, weniger gedächtnismäßig, mehr verstandesmäßig soll gelernt werden, dazu kommt, daß das phonetische Moment hervorgekehrt wird, wie die einzelnen Konsonanten vor anderen Konsonanten sich verändern.

In eine etwas andere Welt führt die griechische Sprache. Wichtig, ja unentbehrlich für einen Theologen ist sie wegen des Neuen Testamentes. Eine reiche Befruchtung bekommt durch sie das Gemütsleben, ich denke an die Lektüre des Homer, welch eine Feinheit der Empfindung liegt in den Adjektiven dieser Sprache. Von Bedeutung für die Entwickelung des Sprachgefühls sind die Synonyma, die Worte, die bei gleicher Bedeutung doch so feine Unterschiede aufwerfen, und auf besondere Vorstellungen weisen.

Wieder in eine andere Welt führt uns das Hebräische; auch hier muß es heißen: für einen Theologen unentbehrlich wegen des Alten Testamentes. Außerdem bringt die Beschäftigung mit der Sprache noch den Gewinn,

daß ein anderes Sprachgebiet betreten wird; in mancherlei Hinsicht steht die hebräische Sprache den afrikanischen nahe. Gerade eben die Verschiedenheiten der Sprachen geben ein feines Gefühl für das Besondere jeder Sprache. Was soll der Ertrag sein dieser Sprachbeschäftigung? Professor Meinhoff am orientalischen Seminar bezeichnet es mit dem Ausdruck: Sprachzentren müssen sich bei dem Missionar bilden, aus denen er in der betreffenden Sprache denken lernt. Es darf nicht so sein, daß er aus einer Sprache wörtlich in die andere überträgt, er muß aus dem Sprachgefühl die Uebertragung vornehmen.

Kommt nun noch hinzu die Kenntnis der englischen Sprache (an manchen Orten auch die der holländischen), die für den Weltverkehr bzw. für den Verkehr mit der Regierung erforderlich ist, ferner die Handhabung der deutschen Sprache, die für Bericht und Erzählung so wichtig ist, so haben wir das ganze Gebiet des Sprachlichen überblickt. Ich weiß wohl, es besteht auf den verschiedenen Seminarien ein Unterschied über den Umfang und das Maß des Unterrichtes in den verschiedenen Sprachen, das hängt von der Geschichte der einzelnen Missionen ab. In dem Ziel aber, das durch den Unterricht erreicht werden soll, herrscht Einigkeit: Sprachgefühl, Sprachverständnis, Sprachfertigkeit, nicht minder auch darüber, daß auf eine Beschäftigung mit fremden Sprachen hier in der Heimat nicht verzichtet werden kann.

Das ist festzuhalten einer Ansicht gegenüber, die da meint, der Eifer zur Verkündigung des Evangeliums brauche und dürfe durch Erlernung der Sprache nicht mehr aufgehalten werden; das sei ein unnötiger Aufwand an Zeit und Kraft. Uns will die Unterlassung des Sprachunterrichtes als eine Unterlassung des Fundamentierens erscheinen. Ob ein Haus ohne Fundament feststeht? Uns will erst in der Bemeisterung der Sprachen, die hier getrieben werden, die nötige Garantie gegeben sein, daß auch drüben die Schwierigkeiten in der Sprache überwunden werden.

Jetzt kann der Missionar an das Ohr des Volkes kommen; aber damit hat er noch nicht den Eingang in das Verständnis bekommen, daß ihn das Volk nun auch mit dem, was er bringt, begreifen kann. Dazu ist nötig, was ich unter dem Namen: Kenntnis des Volkstums zusammenfassen möchte. Die Geschichte, die Sitten und Gebräuche, die Religion des Volkes, in dem er lebt und arbeiten soll, muß er kennen lernen. Das Heidentum muß er studieren so gründlich als möglich. Das Wort eines Missionars: Ich kenne mein eigen Herz, was brauche ich das Heidentum erst noch zu studieren, enthält zwar ein Körnchen Wahrheit, aber es ruft zu einem berechtigten Widerspruch hervor. Hier muß das Wort Pauli

Nachfolger finden: Ich bin allen alles geworden, den Juden ein Jude, den Schwachen ein Schwacher, denen, die ohne Gesetz sind, als einer ohne Gesetz. Das Wort Luthers will beachtet sein: Christus, da er die Menschen ziehen wollte, mußte Mensch werden. Der Missionar muß die Fähigkeit besitzen, mit den Heiden, wie die Heiden fühlen zu können. Nur durch Kenntnis des Volkstums wird er vor Mißgriffen geschützt sein, da er sonst in bester Absicht in Anwendung christlicher Begriffe Fehler machen kann. Würde er in Indien von der Wiedergeburt reden, die für das Himmelreich notwendig ist, der Inder würde an die Seelenwanderung denken, die eigentlich der Jammer Indiens ist; das würde abstoßen, wo nicht abgestoßen zu werden braucht. Spricht der Missionar von Sünde, ohne daß er klar gemacht hat, was darunter zu verstehen ist, der Inder würde an die Uebertretung der Kastenvorschriften denken, etwa daß der Schatten eines Europäers auf sein Essen gefallen, daß er mit Unreinem in Berührung gekommen sei und dergl. Unter Erlösung denken sich die Inder die Vereinigung mit Brahma, dem Ureinen; und von sich aus durch Anstrengung von unten ist diese Erlösung zu erlangen. Erst durch Kenntnis des Volkstums werden Sitten und Gebräuche, die uns zunächst lächerlich erscheinen, verständlich. In Afrika werden den Geistern Fleischstücke zur Speise hingestellt; wie kann das möglich sein, noch dazu wenn die den Geistern bestimmte Speise von anderen Tieren gefressen wird? Die Geister genießen nicht das Materielle, sondern das Geistige der Speise, die Seele der Speise. Die Volkskunde zeigt den Punkt, an dem die Predigt einsetzen muß. Die Völker Afrikas stehen unter der Furcht vor den bösen Geistern. Damit ist dem Missionar der Angriffspunkt gegeben: das Evangelium kann und will von der Furcht befreien. Der Quellen, aus denen die Volkskunde geschöpft werden kann, sind mancherlei, im Unterricht des Seminars ist Missionskunde darzubieten; da ist die Gemeinschaft zwischen den Missionaren draußen und dem Seminar daheim, da ist die Fülle des literarischen Materials. Nur daß dem Missionar die Augen geöffnet sind zu sehen, zu beobachten, zu forschen, Kenntnisse zu sammeln.

Nun ist es endlich soweit gekommen, daß die Arbeit begonnen werden kann, die jahrelang dem Auge vorgeschwebt. Wie soll den Heiden gepredigt werden? Bekannt ist, daß die Jesuiten namentlich in China unter allzu großer Anpassung an das Volkstum vorgegangen sind. Die Dominikaner und Franziskaner verwarfen diese Schmiegsamkeit, auch der Papst verurteilte sie. Leibniz hat in seiner Korrespondenz mit August Hermann Franke den Gedanken ausgesprochen: Die Missionare sollten sich als Gelehrte (Aerzte, Astronome, wissenschaftliche Forscher) einführen und dabei dann auch Kenntnis

des Christentums verbreiten. Der Weg ist ungangbar. Die Schrift fordert: κηρύσσειν, ἀναγγέλλειν, πρεσβεύειν, als Herold, als Bote sollen sie auftreten und nun verkündigen. Ja, ein Bote ist der Missionar, gesandt von einem hohen Herrn, ein Herold ist er, der eine wichtige Kunde zu geben hat; mit Macht soll er seine Stimme erheben. Merken sollen es die Heiden, daß ein Großes, ein Himmlisches, Göttliches ihnen nahe kommt. Der Inhalt aber ist Jesus Christus, von Gott als Heiland gesandt, als Weg zur Seligkeit, als der Herr, welcher frei macht von Furcht und Sünde. Was der Herr einst zu seiner Zeit verkündet: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen, das soll weitergetragen werden. Die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes soll als ein helles Licht offenbar werden. Aber auch die andere ernste Seite ist nicht zu verschweigen. Der Herr ist der einzige Heiland, in keinem anderen ist Heil; von der heiligen anspruchsvollen Ausschließlichkeit darf nichts abgemindert werden. So setzt sich die Verkündigung von Jesu darinnen fort: Nun gebeut er allen Menschen, an allen Enden Buße zu tun. Mit dem Angebot des Himmelreichs ist die Forderung der Buße verbunden, μετανοεῖτε das Wort Buße greift tief, es dringt in das Innerste. Darauf kommt es an, daß hier der große Umschwung eintritt, daß es hier zu einem Umdenken kommt. Der Islam, der sich in Afrika und Niederländisch Indien ausbreitet, wird durch die Haussis, mohammedanische Händler, weiter getragen. Die machen das also: Nach Erledigung ihrer Handelsgeschäfte werfen sie ein Wort hin, etwa: Man tut das nicht, daß man Schweinefleisch ißt; daß man unbekleidet geht ꝛc., mohammedanische Vorschriften, die das äußere Leben regeln, werden so mitgeteilt und angenommen. Das ist nur ein äußeres Befolgen; auch die römische Kirche geht oftmals solche Wege. Der lutherische Missionar gräbt tiefer; nicht auf ein Annehmen äußerer Formen, auf ein Umdenken im Inneren kommt es ihm an.

An das μετανοεῖτε, tut Buße, schließt sich die positive Seite der Forderung πιστεύετε, glaubet; Herzenshingabe an Gott und Jesus wird damit gefordert; an der Gabe Gottes mit dem heiligen eindringenden Ernst orientiert sich die gestellte Forderung: Glaubet.

Das alles hat der Missionar als Bote Gottes zu verkündigen. Aber nicht als Bote allein steht er den Heiden gegenüber; auch als Mensch. Hier setzt die Tätigkeit ein, welche in der Schrift mit μαρτυρεῖν und παραινεῖν bezeichnet wird, das Bezeugen und Ermahnen. Jenes geht mehr auf die objektive, dieses mehr auf die subjektive Seite. Der Bote, welcher den Weg des Lebens und des Todes vorlegt, kann das nicht ohne persönliche Anteilnahme tun, diese Anteilnahme wird man seinen Worten anmerken;

es handelt sich um ewiges Wohl und Wehe, das treibt zum Bitten und Mahnen. Mit Recht tritt das erst an die zweite Stelle, stände es an erster Stelle, dann wäre der Missionar ein Proselytenmacher, er würde statt zu überzeugen überreden. In diesem Ermahnen und Bezeugen tritt der Eifer um Gott, der ζῆλος θεοῦ zutage, der in den Missionaren brennen muß, die Liebe zu den Heiden muß da herausgefühlt werden.

Die Heidenpredigt ist gehalten, was nun? Es erhebt sich Widerspruch, da muß der Missionar das ἐλέγχειν üben, das zurückweisen, abwehren, überführen. Hier gilt es manchmal das Wort Salomos zu befolgen: Antworte dem Narren nach seiner Narrheit, wenn eben die Einwürfe geschehen, nur um lächerlich zu machen. Es ist nicht anzunehmen, daß durch solchen ἔλεγχος gerade viele gewonnen werden, aber in den Augen der Heiden sichert sich der Missionar ein gewisses Ansehen und macht den Eindruck der Ueberlegenheit. Schlagfertigkeit, Geschicklichkeit, Gewandtheit ist hier not. Einst hielt ein Missionar eine Heidenpredigt, da wurde er von indischen Brahminen darin unterbrochen mit den Worten: Wir sind die Lehrer des Volkes, nicht ihr. Nun gut, antwortete jener, dann sagt mir, was ihr über die Erlösung von der Sünde denkt. Jene schwiegen und forderten ihn auf, seinerseits seine Meinung zu sagen. Als er eindringlich das Evangelium bezeugte und offenbar auf seine Hörer Eindruck machte, stifteten die Brahminen etliche an, die warfen mit Erde und Steinen nach dem Missionar. Wäre er diesen Angriffen einfach durch Rückzug gewichen, so hätte er nicht leicht dort wieder auftreten können. Mit Geschicklichkeit und Gewandtheit half er sich: Behandelt man bei euch so die Fremden? fragte er die Brahminen. Die wehrten nun dem Volke. Noch oftmals später hat der Missionar an demselben Orte gepredigt.

Doch es gibt noch andere als nur Widersacher, es gibt auch solche, in denen ausgesprochen oder unausgesprochen der Gedanke lebt: Ich will dich weiter davon hören. Was hat der Missionar nun zu tun? Die Heidenpredigt auf dem Markte in Indien ist gehalten, nun muß nachgearbeitet werden, auf das Säen, die Arbeit, die über das Ganze geht, muß das Pflanzen, die Arbeit an den einzelnen folgen. Da kommt es dem Missionar in Indien sehr zustatten, daß die Hausbesuche der Europäer für eine Ehre gelten (die neueste Bewegung in Indien mag darin eine Aenderung hervorrufen). Jetzt muß in Hausbesuchen und Verandagesprächen nachgearbeitet werden, hier findet das statt, was die Apostelgeschichte διαλέγεσθαι das sich Unterreden nennt. Da kann dunkles erklärt werden, Zweifel können gehoben, Bedenken zerstreut werden, die Schwankenden zur rechten Entscheidung gestärkt werden. Dazu muß der Missionar Lehrgeschick haben.

Ist nun durch die Predigt des Evangeliums eine Gemeinde gesammelt, so hat der Missionar im Dienste des Erzhirten als Unterhirte, als ποιμήν seines Amtes zu warten. Er wird ja zum Teil dasselbe tun, was er bisher getan hat, er muß halten ob dem gesunden Worte, anhalten mit Lehren, Mahnen, Ueberführen. Wir heben nur das hervor, was als besonderes Stück seiner Arbeit zu beachten ist: das ist das ἐπισκοπεῖν, Aufsicht üben. Das weiset einmal hin auf die von außen der Gemeinde drohenden Gefahren, hier liegen manche Schwierigkeiten. Nur einzelnes möchte ich andeuten. Man hat in Indien viel von den Erweckungsbewegungen, revivals, gehört; man hat diese stark mit enthusiastischen Elementen durchsetzte Frömmigkeit als das wahre Christentum geschätzt. Da wird der Missionar als ἐπίσκοπος auf die Gnadenmittel als auf den festen Grund des Heils hinweisen; die wechselnden Gefühlsstimmungen können der Grund nicht sein. Die Stellung der jungen Christen zur heidnischen Obrigkeit kann Schwierigkeiten schaffen; die lutherische Kirche, die dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist, gibt hier klare Weisungen.

Das Aufsehen aber geht auch nach innen, auf Pflege und Wachstum der Gemeinde. Da wird es wesentlich zur Einwurzelung des Evangeliums helfen, wenn Eingeborene des Landes mit zum Dienst berufen werden. Auf Ausbildung von Lehrern, Katecheten, Pastoren, wird Bedacht zu nehmen sein, auf Bestellung von Gemeindeältesten, die wohl verstehen. Der Missionar muß etwas organisatorisches Geschick haben, daß er andere heranzieht und einordnet. Die Pastoralbriefe weisen sehr daraufhin. Was namentlich die Eingeborenen mit ausrichten sollen, ist der Dienst an den Armen der Gemeinde, die διακονία.

Noch eins liegt in dem Begriff Hirte: der Hirte geht den Schafen voran. Wir heben das Vorbildliche heraus. Im Neuen Testament hören wir oft davon. Seid meine Nachfolger, sagt der Apostel Paulus, folget mir, sehet auf die, welche also wandeln, wie ihr uns habt zum Vorbild, werde ein Muster der Gläubigen, verwirkliche in dir das Bild eines Gläubigen. Hier ist der Begriff einzuführen, den die griechische Sprache mit σεμνότης wiedergibt, Luther mit Ehrbarkeit. Σεμνότης kommt von σέβω, verehren, es ist das Achtung Erwerbende. Diese σεμνότης erstreckt sich auch auf Kleinigkeiten und Einzelheiten; viel kann der Missionar da verderben, viel durch sein Auftreten gewinnen. Ich unterlasse es, auf Einzelheiten einzugehen, vita clerici evangelium laici, das gilt auf dem Missionsfelde in noch höherem Maße. Die Ehrbarkeit darf nicht etwas Gemachtes, Gekünsteltes an sich tragen, das wäre eine äußerlich angenommene

Maske, das wäre ὑπόκρισις. Auf der Zucht ruht sie, die der Mensch an sich übt, auf dem Sicheinleben in das Heilige, auf der Einheit von Amt und Person, auf dem Gebetsleben, auf dem Sichunterstellen unter die Zucht des heiligen Geistes.

Wo der Missionar selbst sich weiden läßt von dem Erzhirten, kann er als Hirte auch vorbildlich sein. Die Mahnung, die Paulus gibt, seid meine Nachfolger, ist nicht zu kühn, wenn es weiter heißt, gleich wie ich Christi; wo die Gemeinschaft mit dem Herrn eng ist, da wird der Missionar ein rechter Zeuge Jesu in Erfüllung des Wortes von Zinzendorf:

In Wort und Werk und allem Wesen
Sei Jesus und sonst nichts zu lesen.

Wir haben einen Ueberblick getan über die Anforderungen zum Dienst in der Mission. Wer ist hierzu tüchtig? Die Frage drängt sich uns auf. Sie erhebt sich in den Herzen der Missionare. Die Antwort wird nach der einen Seite hin lauten: Nicht daß ich es schon ergriffen habe. Wenn dann aber in Ehrlichkeit fortgefahren wird: Ich jage ihm aber nach, daß ich es ergreifen möge, dann wird auch die andere Seite der Antwort gesagt werden dürfen: daß wir tüchtig sind, ist von Gott.

Wer wird dazu tüchtig? Die Frage erhebt sich bei denen, die an der unmittelbaren Leitung der Mission beteiligt sind; sie weist daraufhin, nachzudenken und auszuführen, was in Unterricht, Erziehung, persönlicher Einwirkung geschehen kann, den angehenden Missionaren Gehilfen und Führer zu sein.

Wer ist dazu tüchtig? Die Frage soll auch hineingerufen werden in die lutherische Christenheit. Ganz verkehrt ist die Meinung, die noch nicht ganz ausgestorben zu sein scheint, wenn kein anderer Beruf mehr übrig bleibt, dann sei noch immer der Missionarsberuf zu ergreifen. Zu diesem Beruf gehört ein persönliches bewußtes Christentum, Gewandtheit und Umsicht des Geistes, und um auch das nicht zu verschweigen, eine widerstandsfähige Gesundheit.

Wer im Pfarramt steht, hat wohl manchmal im Blick auf den Ertrag seiner Arbeit in Predigt und Unterricht dem Propheten das Wort nachgesprochen: Ich dachte, ich arbeitete umsonst und brächte meine Kraft umsonst und unnützlich zu. Da möchte ich weitergeben, was mir oft zur Stärkung gereicht hat. In so manchem Lebenslauf derer, die sich zum Eintritt in die Mission meldeten, habe ich gelesen, daß der Anstoß aus Liebe zum Herrn hinauszugehen zu den Heiden, im Konfirmandenunterricht oder in der Predigt empfangen sei. Da habe ich es sehen können, die

Arbeit war nicht vergeblich in dem Herrn. Das mag stärken zu dem labora; dem lasset uns zur Seite stellen das ora, für das uns der Herr selbst die Worte gegeben: Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.

Thesen.

1. Der Missionar muß als Zeuge Jesu Christi ein Verständnis haben von dem, was uns in dem Herrn gegeben ist; dies Verständnis ruht im letzten Grunde auf Wirkung des heiligen Geistes.

2. Aus dem also gewonnenen Verständnis kommt der Drang, in dankbarer Gegenliebe zum Herrn und in Mitgefühl für die Heiden den Missionsbefehl auszurichten.

3. Um das wirksam tun zu können, muß der Missionar die Sprache des Volkes, an dem er arbeitet, so beherrschen, daß er imstande ist, die Gedanken des Evangeliums in einer dem Volke verständlichen Weise auszudrücken.

4. Eingehende Kenntnis des heidnischen Volkstums ist nötig, um das rechte Verständnis für die Sünde und das angebotene Heil zu bewirken.

5. Beim Auftreten vor den Heiden wird der Missionar als Bote Gottes das Heil verkündigen, das in Christo allen angeboten wird, das aber nur in Reue und Glauben angenommen werden kann.

6. An die Verkündigung des Heils wird sich eine Unterredung über dasselbe anschließen; da muß der Missionar imstande sein, den Widersachern recht zu antworten, die Schwankenden und Zweifler zur rechten Entschiedenheit zu führen.

7. Der gesammelten Gemeinde wird der Missionar als Hirte vorstehen. Darin liegt neben der Bedienung mit dem Wort eine leitende Tätigkeit, welche nach außen hin auf Abwehr drohender Gefahren bedacht ist, nach innen auf Gewinnung von eingeborenen Helfern abzielt (Pastoren, Katecheten, Lehrer, Gemeindeältesten).

8. Das ganze Verhalten des Missionars muß von der Würde getragen sein, die, als Ergebnis der Selbstzucht, die Einheit von Wort und Wandel herbeizuführen sich bestrebt. Der Missionar, der ein Vorbild sein soll, kann das nur, wenn er in der Nachfolge des Herrn sich befindet.

Wie ist der Gotteskastensache in der lutherischen Kirche die ihr gebührende Geltung zu verschaffen?

Von Pastor **Meyer**-Hildesheim.

Beim Rückblick auf das 55jährige Bestehen der lutherischen Gotteskasten dürfen wir uns gewiß des, wenn auch langsamen, doch steten Wachstums ihrer Geltung und der Teilnahme, die sie finden, herzlich freuen. Trotzdem hat die Empfindung ihr volles Recht, daß wir hierin viel weiter sein müßten, und diese Empfindung hat unser Thema eingegeben. Zum Belege möchte ich hier nur auf eine Tatsache hinweisen, die im letzten Jahresberichte des Hannoverschen Gotteskastens festgestellt wird. Im Gebiete des Hannoverschen Gotteskastens ist nur etwa die Hälfte der Gemeinden mit Gaben für die Gotteskastensache im Jahre 1907 verzeichnet, und wenn von diesen Gemeinden diejenigen abgerechnet werden, bei welchen die Gaben nur aus der Hand der Geistlichen gespendet sind, so bleibt nur ein Drittel bis ein Viertel aller Gemeinden übrig, bei denen die Gotteskastensache auch in Laienkreisen im letzten Jahre Unterstützung gefunden hat. Das ist ohne Frage kein Zustand, mit dem sich die Freunde der organisierten lutherischen Diasporapflege zufrieden geben können. Was aber so für Hannover gilt, darf mit mehr oder weniger Recht auch für andere lutherische Kirchengebiete, welche ihre Gotteskasten haben, vermutet werden. Wir sind genötigt, um vorwärts zu kommen, klar der Frage ins Auge zu sehen, worin die noch viel zu geringe Geltung der Gotteskastensache in der lutherischen Kirche begründet ist.

Als ersten Hauptgrund stelle ich die viel zu geringe Bekanntschaft hin, die hinsichtlich der Gotteskastensache nicht nur überhaupt, sondern auch gerade in bewußt lutherischen Kreisen anzutreffen ist. Und wo man überhaupt etwas von der Gotteskastenarbeit weiß, da hat man nur zu oft doch nur eine höchst unzulängliche Vorstellung von ihren Zielen und Aufgaben.

Ist es ein Wunder, daß man einer fremden, unbekannten oder mißkannten Sache Herz und Hand nicht öffnet? Unsere heutige Zeit ist eine Zeit der Reklame. Die stillen Dinge, die im Hintergrunde geschehen und sich nicht vordrängen, sich nicht bemerkbar machen, sind in der Regel dazu verurteilt, nicht beachtet, ja überhaupt über einen kleinen, engen Kreis hinaus nicht bekannt zu werden. So gehört es denn zu unserer Zeit, daß die löblichen Dinge auch dem menschlichen Interesse in der Oeffentlichkeit durch Hervortreten nahe gebracht werden. Freilich, dem Gotteskastenwerke ist bei seiner Geburt nicht dieses öffentliche Hervortreten, sondern vielmehr eine stille Zurückhaltung in die Wiege gelegt. Als 1853 die Väter des Hannoverschen Gotteskastens, Petri, Steinmetz, Münchmeyer, neben der damals schon etwa 20 Jahre bestehenden, wenn auch erst seit kurzem energischer ausgedehnten Gustav Adolf-Arbeit einen besonderen Weg lutherisch-konfessioneller Diasporafürsorge zeigen wollten, da haben sie mit Geflissentlichkeit jedes Hervordrängen abgelehnt. Sie hatten ihre triftigen Beweggründe dazu und haben diese auch in dem Aufrufe, den sie erließen, kund gegeben. Deutlich sind in diesem Aufrufe folgende drei Gedanken zum Ausdruck gekommen: Erstlich wird betont, daß die Erstarkung konfessionellen Bewußtseins und Gewissens zu konfessionell lutherischer Diasporaarbeit treibt und damit zu einer neuen Organisation, da in dieser Beziehung die Arbeit des Gustav Adolf-Vereins nicht ausreicht. Die Entwickelung, die so die Diasporaarbeit genommen hat, ist ganz parallel zu der Entwickelung der Heidenmission. Vier Jahre vor 1853 gründete Harms, der anfangs die Norddeutsche Mission unterstützt hatte, die lutherische Hermannsburger Mission. Es ist beide Male das konfessionell lutherische Gewissen, welches sich neue Bahnen der kirchlichen Arbeit sucht. Zweitens wird aber in dem Aufrufe nachdrücklich betont, daß man bei dieser Einrichtung lutherischer Diasporapflege nicht Kampf und Konkurrenz gegen den Gustav Adolf-Verein will und anhebt. Nur dies sucht man: die Freiheit, neben diesem Verein seine eigene konfessionelle Diasporaarbeit zu treiben. Daraus ergibt sich als begreifliche Folge das Dritte. Man bleibt in der Stille, gleichsam nur im lutherisch gesinnten Freundeskreise, ohne Rumor und Aufheben, und meidet das Wort Verein. Man spricht bescheidentlich nur von einem Gotteskasten als einer Sammelstelle für Gaben.

Diese Stimmung blieb lange maßgebend. Schon aus Gründen der Pietät sagte man sich nicht leicht von ihr los. Immerhin brachte das Jahr 1879 doch eine gewisse Wendung. Pastor Funke, unser heimgegangener Vorarbeiter, regte auf der Allgemeinen evangelisch-lutherischen

Konferenz in Nürnberg nicht nur zu engerem Zusammenschlusse der bestehenden Gotteskasten, sondern damit zugleich zu größerer Oeffentlichkeit und Agitation an. Seitdem ist das Gotteskastenwerk in vielen Kreisen bekannter geworden. Aber lange noch nicht genug.

Und zur Unkenntnis kommt die Verkennung. Wie schief sind bei vielen die Anschauungen! Man weiß oft nichts weiteres zu sagen, als daß der Gotteskasten seine Grenzen enger zieht als der Gustav Adolf-Verein, da er nur Lutheraner unterstützt, die auch ein lutherisches Kirchenwesen haben und nicht unter uniertem Kirchenregiment stehen. Man weiß nicht, wie weit andererseits der Gotteskasten seine Aufgaben dehnt, viel weiter als der Gustav Adolf-Verein. Letzterer beschränkt seine Arbeit auf Evangelische in katholischer Umgebung; der Gotteskasten läßt diese Schranke fallen und treibt Diasporapflege auch da, wo es sich nicht um den Gegensatz zu Rom handelt. Man kann sagen: Die Gustav Adolf-Sache ist negativ orientiert, nämlich an der römischen Gefahr; die Gotteskastensache aber ist positiv orientiert, nämlich an der Pflege des Luthertums, überall wo es auf einem ihm fremden Boden um seine Existenz und Festigung ringt. So liegt ja z. B. ein Teil der Gotteskastenarbeit in Nordamerika, wo lutherische Gemeinden gesammelt werden. Es zeugt von Verkennung dieser Seite des Gotteskastens, wenn man den Unterschied von Gustav Adolf-Verein und Gotteskasten einfach auf die Formel „weit“ und „eng“ bringt.

Aber wir klagen nicht nur über Unkenntnis und Verkennung. Daß die Geltung der Gotteskastensache oft so beschränkt ist, liegt wohl ebensosehr an grundsätzlichen Bedenken gegen die richtig verstandene Gotteskastenarbeit. Man will ihr kein Recht einräumen gegenüber dem Gustav Adolf-Vereine. Wir müssen diese Bedenken ernstlich prüfen, ob sie vielleicht recht haben, ob also die Geltung der Gotteskastensache dadurch zu fördern ist, daß man auf diese Bedenken eingeht und Ziel und Methode abändert. Welches sind die Bedenken?

Sie gehen einmal auf das gesamte Ziel, die gesonderte lutherische Diasporafürsorge neben der allgemein evangelischen des Gustav Adolf-Vereins. Der Einwand wird geltend gemacht, daß auf diese Weise eine bedauerliche Zersplitterung einer großen Sache eintrete. Vor einer Reihe von Jahren hat ein thüringischer Geistlicher in einem Referate über den Gustav Adolf-Verein und Gotteskasten zugegeben, daß wenn man heute ganz neu und ohne Vorgeschichte mit Diasporaarbeit anzufangen hätte, die konfessionell lutherische Form für Lutheraner am nächsten liege. Aber er meint, nun sei doch einmal diejenige Form der Diasporapflege geschichtlich

in erster Linie entwickelt und verbreitet, die sich aller Evangelischen ohne Unterschied annehme und die konfessionellen Verhältnisse der Diasporagemeinden zwar nicht abändern wolle, aber doch jeder konfessionellen Ausprägung des Protestantismus gleichermaßen ihre Hilfe leihe. Diese Form der Diasporapflege habe also geschichtlichen Vorrang; darum führe es zu böser Zersplitterung der Kräfte, daneben noch eine besondere Organisation in der Gotteskastensache zu setzen, da sich doch auch der Gustav Adolf-Verein der lutherisch gearteten Diasporagemeinden tatkräftig und erfolgreich annehme. In dieser oder ähnlicher Weise wird von verschiedenen Seiten das Ziel der Gotteskastenarbeit angefochten. Es soll auch vom Standpunkte des bekenntnistreuen Lutheraners aus das gewiesene sein, an der geschichtlich ältesten Form des Gustav Adolf-Vereins festzuhalten und alle konfessionelle Eigenbrödelei auf diesem Gebiete aufzugeben.

Wir können demgegenüber hier nicht das Recht eines konfessionell gearteten Luthertums überhaupt verteidigen. Unsere ganze Konferenz ruht ja auf der Ueberzeugung von diesem Rechte. Gerade deshalb sieht sie es als ihre Aufgabe und Pflicht an, dies konfessionelle Luthertum zu fördern und dahin zu streben, daß unsere deutsche Reformation in ihrer alten Art bei uns rein erhalten bleibe. Von dieser Ueberzeugung gehen wir hier aus. Dann ist es aber doch im Grunde nicht mehr nötig, ausführlich zu beweisen, daß auch lutherische Diasporaarbeit berechtigt ist. Wir halten es für wichtig, in den Landeskirchen, aus deren Mitte wir uns sammeln, bekenntnistreues Luthertum zu pflegen. Dann wird dasselbe Ziel uns auch für die Diasporakirchen erwünscht sein müssen. Wir können nicht im Auslande das als nebensächlich ansehen, wofür wir hier in der Heimat mit dem Gewichte unserer lutherischen Konferenz eintreten. Pflege des Luthertums in der Heimat hat zur echtesten Ergänzung den Bau lutherischer Kirchengemeinschaften auch in der ganzen weiten Welt. Ja ich meine, wenn es bis heute noch keine lutherisch bestimmte Diasporaarbeit gäbe, unsere Konferenz müßte sie in der Konsequenz ihres Prinzips erfinden. Denn in der konfessionellen Diasporaarbeit vervollständigt sich erst allseitig das Arbeitsprogramm unserer Konferenz. Dabei bleibe der Gustav Adolf-Verein in allen Ehren. Ich bin der Letzte, der zu feindlicher Bekämpfung dieses Vereins Anlaß geben möchte. Mit aller Achtung stehe ich vor dem Umfange und dem Erfolge seiner Arbeit. Aber die Empfindung, die einen Petri, Steinmetz und Münchmeyer zur Gotteskastensache trieb, bleibt berechtigt. Darum eins neben dem anderen. Ist das Zersplitterung, so ist sie unvermeidlich, damit nicht wesentliche kirchliche Interessen verkümmern. Es darf gehofft werden, daß auch von anderen Richtungen dem konfessionellen

Luthertum die Anerkennung nicht versagt bleibe, daß es in konfessioneller Diasporapflege nur sich selbst betätigt.

Aber auch gegen die Methode der Gotteskastenarbeit richten sich Bedenken. Man wirft vor, daß der Gotteskasten die konfessionelle Zersplitterung, die in seinem Ziele liegt, noch vergrößere dadurch, daß er sich der Lutheraner auch innerhalb reformierter oder unierter Umgebung annehme, und daß er im Verlaufe dieses Weges für das lutherische Freikirchentum innerhalb des unierten Landeskirchentums eintrete. Gerade das hat vielen zum Anstoß gereicht. Sie haben darin eine Befehdung des Landeskirchentums gesehen. Sie haben die Zusage ihrer Freundschaft für das Gotteskastenwerk davon abhängig gemacht, daß diese Unterstützung der Freikirchen aufhöre. Man hat darin eine Einseitigkeit des Gotteskastens erblickt; er unterstütze freikirchliche Lutheraner, lehne aber die Unterstützung streng lutherischer Gemeinden innerhalb unierter Landeskirchen, beispielsweise in der Provinz Posen, ab.

Ich kann in der angefochtenen Methode des Gotteskastens nichts weiteres sehen, als eine konsequente Betätigung des richtigen Grundsatzes, daß die Gotteskastenarbeit nicht kirchenpolitisch, sondern kirchlich orientiert ist. Der Gotteskasten fragt nicht nach der Form des Kirchenregiments; er stärkt das Luthertum, wo es in Not ist. Und darum verlangt er auch auf deutschem Boden nicht die landeskirchliche Form des Kirchenregiments als Bedingung seiner Arbeit, sowenig wie er andererseits auf den Gedanken kommen könnte, die freikirchliche Form zu fordern. Er hat damit nichts zu tun. Darüber mitzureden ist seines Amtes nicht und kann seines Amtes nicht sein. Luthertum will er stärken. Und der Vorwurf der angeblichen Einseitigkeit ist auch nicht berechtigt. Gewiß, er wäre berechtigt, wenn es keinen Gustav Adolf-Verein gäbe, der lutherisch gesinnte Diasporagemeinden der unierten Landeskirche unterstützt. Dann hätte man ein Recht, die Tatsache, daß lutherische Gemeinden innerhalb der Union von der Unterstützung ausgeschlossen werden, zu der Anklage zu benutzen, die tatsächlich erhoben ist, der Gotteskasten ginge an diesen Gemeinden vorüber wie Priester und Levit an dem unter die Mörder Gefallenen. Gäbe es kein Gustav Adolf-Werk, ich bin überzeugt, auch dieser Gemeinden würde sich der Gotteskasten annehmen. Aber die Sache liegt doch jetzt anders. Es wird für diese Gemeinden gesorgt. Es ist wieder Rücksichtnahme auf geschichtlich gewordene Verhältnisse, wenn man hier die verhältnismäßig kleine Kraft des Gotteskastens nicht verpufft und sie dafür auf den eigensten Arbeitsgebieten um so wirksamer zur Geltung bringt. Eben daraus, daß der Gotteskasten als eine konfessionell bestimmte Er-

gänzung zum Gustav Adolf-Verein entstanden ist, erklärt sich diese Beschränkung. Es ist ein Stück Arbeitsteilung.

Aber — so höre ich von anderer Seite wider den Gotteskasten und seine Methode einwenden — ist es nicht gerade ein Mangel, daß diese Arbeitsteilung nicht völliger durchgeführt ist? In wohlmeinender Absicht hat man z. B. kürzlich in Schleswig-Holstein vorgeschlagen und diskutiert, ob nicht allgemein eine beiderseits verabredete Arbeitsteilung zwischen Gustav Adolf-Verein und Gotteskasten derart durchgeführt werden könnte, daß jeder seine geographisch umschriebenen Aufgaben bekäme. Ich halte das für undurchführbar, schon deshalb, weil beide Vereine nicht prinzipiell auf gleichem Boden stehen. Es mag sich im einzelnen von Fall zu Fall fragen, ob eine solche Gebietsabgrenzung in diesem oder jenem Diasporagebiete am Platze ist. Und es mag im einzelnen Falle der Modus derartiger Verständigung zu begrüßen sein. Ich erinnere an die Verhandlungen bezüglich Brasiliens. Aber damit ist doch noch nicht erwiesen, daß es überall und in jedem Falle so zu machen sei. Im Gegenteil, das würde nur immer neue Verwickelungen zur Folge haben, und die wären viel schwerer zu tragen als das jetzige Durcheinanderarbeiten, das doch oft ein brüderliches Miteinanderarbeiten sein kann. Es ist richtig, daß hier jeder Verein seine Aktionsfreiheit behält und sie mit möglichster Brüderlichkeit betätigt. Auch auf diesem Punkte wollen und dürfen wir also die Methode des Gotteskastens nicht ändern.

Fassen wir das Gesagte zusammen. Wir erstreben eine Mehrung der Geltung des Gotteskastenwerkes und haben uns gefragt, ob das etwa geschehen kann, indem wir den erhobenen Bedenken gegen Ziel und Methode der Gotteskastenarbeit nachgeben. Wir kamen zu der Antwort, daß es sich für uns nicht darum handeln kann, Ziel und Methode zu ändern. Die müssen bleiben. Denn gerade in dieser Weise hat der Gotteskasten trotz mancher Verfehlungen, die seinen Vertretern hier und da untergelaufen sein mögen, seinen geschichtlich begründeten und sachlich gerechtfertigten Beruf in der Welt ausgeübt. Nicht ändern dürfen wir Ziel und Methode, sondern müssen die Ueberzeugung verbreiten helfen, daß sein Ziel gut und seine Methode richtig ist. Und auf dieser Grundlage gilt es dann die Werbetätigkeit aufzunehmen und die Kenntnis und Anerkennung der Gotteskastensache zu verbreiten.

Was ist dazu nötig? Eins doch vor allem, Persönlichkeiten, die ein Herz für die Sache haben und darum auch andere erwärmen können. Immer muß das erste Absehen darauf gerichtet sein, solche Träger des

Interesses und der Liebe möglichst hin und her zu gewinnen. Ja wir wären weiter, wenn wir mehr Persönlichkeiten hätten, die für unsere Sache einträten, wo sich die Gelegenheit bietet, auch im persönlichen Verkehr. Darum, ehe ich auf die einzelnen Mittel hinweise, die dem Ansehen des Gotteskastens nachhelfen sollen, lassen Sie mich erst mit allem Nachdruck auf dies eine hinweisen: Wir müssen Persönlichkeiten, Vertrauensmänner des Gotteskastens haben. Ich meine nicht bloß Männer, die sich als Vertrauensmänner fein nach Bezirken geordnet in den Vereinslisten finden, sondern die lebendig im Interesse der Sache stehen. Wäre es nicht möglich, mit Aussicht auf Erfolg sich gerade um solche Vertrauensmänner zu bemühen? Man müßte ihnen Gelegenheit geben, sich selbst mit der Gotteskastenarbeit innerlich vertraut zu machen, und würde dann Gelegenheiten finden und schaffen können, um das so Angeeignete durch sie weiter tragen zu lassen. Bedenken wir doch, wie auch gerade in der Gotteskastensache eine Reihe leuchtender Namen zu nennen ist, die unermüdlich und erfolgreich für die ihnen so wichtig gewordene Sache gewirkt haben. Wenn ich in erster Linie Pastoren als solche Vertrauensmänner ins Auge fasse, so möchte ich doch mit vollem Nachdruck den Segen betonen, der von einer Mitarbeit warmherziger Laien ausgehen kann.

Mehr auf das Gebiet der Technik moderner Werbetätigkeit führt die Frage, mit welchen Mitteln diese Vertrauensmänner werbend tätig sein sollen. Lassen Sie uns hier scheiden zwischen der eigentlich pastoralen Tätigkeit, die den Geistlichen als solchen zufällt, und derjenigen Christentätigkeit, die von Pastoren und Laien grundsätzlich gleichmäßig betrieben werden kann. Es bedarf wohl nur eines Hinweises, daß der Pastor in seiner Predigt Anlaß nehmen kann, des Gotteskastens zu gedenken. Vergleichen wir die Predigt unserer Zeit mit der Predigt der Erweckungszeit, so werden wir wahrnehmen, daß wir uns weniger auf den Einzelnen und sein religiös-sittliches Leben beschränken und mehr die gemeinsamen großen Anliegen des Reiches Gottes heranziehen, Heidenmission, Innere Mission, die sittlichen Grundgedanken des sozialen Lebens. Man ist dabei, für verschiedene dieser Gebiete dem Geistlichen Handreichung zu tun, damit er bequemer über den brauchbaren Stoff verfügt, wo ihm die Predigt das nahe legt. So sei denn auch unsere Diasporanot und unsere Diasporapflege auf der Kanzel nicht vergessen. Bequeme Gelegenheit bieten manche Nebengottesdienste. Auch werden besondere Festgottesdienste, wie sie hier und da für deu Gotteskasten schon in Uebung sind, sich vermehren lassen. Und in der Seelsorge wird bei den einzelnen Gemeindegliedern Interesse zu wecken sein.

Was wir noch ausgestalten müßten, ist das Vortragswesen. An Familienabenden, oder wie man diese Zusammenkünfte nennen mag, läßt sich ja so schön aus der Not unserer lutherischen Glaubensbrüder erzählen und von dem berichten, was an Hilfe getan wird. Dabei suche man Anknüpfungen, um das Interesse wachzurufen. So kann man in Gegenden, aus denen viel Auswanderung nach Amerika stattgefunden hat, zunächst von den Lutheranern Nordamerikas erzählen, und wo man Teilnahme an der Los von Rom=Bewegung erwarten darf, wird man in die Kämpfe unserer österreichischen Glaubensbrüder führen. In Landeskirchen, die selber Diasporagebiete umfassen, wie unsere hannoversche Landeskirche im Eichsfelde und Emslande, wird ein Bericht über diese Gebiete willkommen sein. Nur daß man so, anknüpfend an das vorhandene Interesse und Verständnis, die Leute immer weiter führe. Viel können wir für die Einrichtung von Vortragsreisen aus der Praxis des Gustav Adolf=Vereins lernen, der seine Wanderredner nach bestimmt voraus festgelegter Reiseroute Tag um Tag reden läßt. So wird mit kleiner Mühe Großes erreicht.

Freilich, mit solchen Vorträgen ist nur ein Anstoß gegeben. Es darf dabei nicht bleiben. Die Eindrücke müssen festwurzeln. Da kann das gedruckte Wort dem gesprochenen nachhelfen. Der sächsische Gotteskasten hat das Verdienst, hier eine wirklich fühlbare Lücke ausgefüllt zu haben. Er hat kleine Hefte für je 10 oder 20 Pf. herausgegeben, die volkstümlich von der Gotteskastensache erzählen. Es ist doch eigentlich befremdlich, daß man das nicht längst angefangen hat. Denn empfunden ist es schon früher wiederholt als ein Mangel, daß man bei Vortragsabenden in der Gotteskastensache keine volkstümlichen Hefte zum Verteilen oder Verkaufen anbieten konnte. Der Gustav Adolf=Verein besaß schon lange verschiedene Serien anschaulicher Hefte für Erwachsene und für Kinder. Ich hoffe, daß diese Sammlung von Gotteskastenheften rüstig vorwärts schreitet, daß sie ihre anschaulich schlichte Art immer behält, und daß man fleißig auf diese Hefte greift und sie verbreitet, an Vortragsabenden und auch sonst. Daneben muß die Presse benutzt werden, um von der Gotteskastenarbeit Kenntnis zu vermitteln, besonders, wo neue Gebiete erschlossen oder neue Erfolge zu verzeichnen sind. Ich meine hierbei nicht nur die eigentlich kirchliche Presse, die, wenn sie lutherisch gesinnt ist, auch am Gotteskasten nicht mit Stillschweigen vorübergehen wird, sondern die Tagespresse. Denn obwohl ich mir die Schwierigkeiten nicht verhehle, die vielfach gerade wegen seines konfessionell lutherischen Charakters dem Gotteskasten in den Weg treten, wenn er sich bemüht, die Tagespresse für seine Bestrebungen zu interessieren, so möchte ich doch immer wieder bitten, nicht gleich wegen einer entmutigenden

Erfahrung die Freudigkeit zu verlieren. Es geht doch oft schließlich viel besser, als man es anfangs gedacht, und wie wichtig ist es, wenn es uns gelingt, durch die Tagespresse die Kunde vom Gotteskasten in die weitesten Kreise zu tragen. Ein Mittel habe ich bis jetzt noch vergeblich beim Gotteskasten gesucht: die Lichtbilder, aber ich hoffe, sie lassen nicht mehr lange auf sich warten. Das geschaute Bild wirkt oft viel eindringlicher und nachhaltiger, als das gesprochene Wort allein. Könnte mein Vortrag Anregung zur Anfertigung einer Lichtbilderserie des Gotteskastens geben, so wäre mir das eine große Freude. Dann könnte schließlich auch mancher, der sich selbst die Gabe nicht zutraut, einen eigenen Vortrag zu halten, doch die Lichtbilder erläutern.

Mir liegt es daran, daß in allerlei Weise unermüdlich daran gearbeitet wird, die Gotteskastensache in immer weitere Kreise zu tragen. Gestatten Sie mir dabei zum Schlusse noch einen Wink. Lassen Sie uns bei der Arbeit für den Gotteskasten weniger Polemik gegen andere verwandte Bestrebungen treiben, als vielmehr lebendig in die große Arbeit und ihren Segen hineinführen. Ich sage dies in aller Bescheidenheit, aber auf Grund eines Eindrucks, den ich von etlichen Versammlungen und Vortragsabenden des Gotteskastens gewonnen habe. Da wurde erst gegen den Gustav Adolf-Verein polemisiert und das Recht des Gotteskastens ihm gegenüber, sei es mehr in der Offensive oder in der Devensive, erhärtet, und erst danach kam das Arbeitsgebiet des Gotteskastens selbst zur Geltung. Nun verstehe ich wohl, was zu einer derartigen Ausführung veranlaßte. Der Redner stand unter dem Eindrucke, daß man gegen die Gotteskastensache noch Bedenken hegte. War das aber der rechte Weg, solche Bedenken zu heben? Ich meine, solche Polemik läßt bei vielen ein ungemütliches Gefühl zurück, sie sind vielleicht durch die Dialektik des Referenten nur zum Teil überzeugt. Und eins jedenfalls kann keine Polemik erreichen. Sie hat etwas Kaltes und kann daher nicht erwärmen. Wenn wir aber die Not der lutherischen Gemeinden und die ihnen vom Gotteskasten erwiesene Hilfe recht lebendig schildern und daran belegen, wie wichtig es ist, lutherische Diasporaarbeit zu treiben, dann werden die Herzen warm. Und dann wäre das Wichtigste erreicht. Auf dem Wege werden wir am ersten Freunde gewinnen, die sich überzeugt sagen: „Es liegt Gottes Segen auf dieser Arbeit, und wir, die wir lutherisch sind, wollen uns daher dieser Arbeit von Herzen annehmen".

So, meine ich, wird die Geltung der Gotteskastensache bei uns gefördert werden können. Nun haben Sie vielleicht im Blick auf die Formulierung des Themas noch etwas an meinen Ausführungen vermißt. Es heißt da:

„Die der Gotteskastensache gebührende Geltung". Rein logisch gedacht hätte ich als sorgfältiger Deutscher wohl damit den Anfang machen müssen, daß ich darlegte, welches denn die Geltung sei, die dem Gotteskasten gebührt. Ich habe es mit Absicht bis auf den Schluß verschoben. Denn nun kann ich's nach allen bisherigen Ausführungen ganz kurz zusammenfassen: Das ist die Geltung, die der Gotteskastensache gebührt, daß das Gotteskastenwerk erkannt und geliebt und gepflegt wird als die uns Lutheranern vor allem naheliegende und darum uns besonders aufs Gewissen gelegte Diasporaarbeit, durch die wir helfen sollen, unsere lutherische Kirche zu bauen in allen Landen.

Thesen.

I.

Die Förderung der Geltung des Gotteskastenwerkes innerhalb der lutherischen Christenheit kann nicht dadurch angestrebt oder erreicht werden, daß man Zweck oder Methode der Arbeit ändert, wohl aber dadurch, daß man die Ueberzeugung verbreiten hilft, daß die Ziele des Gotteskastens richtig und wertvoll sind, und daß sie mit den rechten Mitteln angestrebt werden.

II.

Zu diesem Zwecke ist nötig ein Ausbau

a) der Organisation in der Richtung, daß mehr wirksame Mitarbeit von Vertrauensmännern gewonnen wird;

b) der Agitation in Wort und Bild
   1. im Rahmen pastoraler Tätigkeit durch Hinweise in Predigt, religiösen Erbauungsstunden und Seelsorge;
   2. im Rahmen der Wirksamkeit lutherischer Christen durch Vorträge, Flugschriften, Benutzung der Presse, Lichtbilderserien.

III.

Bei dem allen ist weniger Polemik gegen andere verwandte Bestrebungen zu treiben, als wirklich in die große und gesegnete Arbeit einzuführen.

Gemeindepfarramt und Stadtmission.

Von Pastor **K. Reimers**-Hamburg.

Daß im Wichernjahre auf jeder großen kirchlichen Konferenz die Innere Mission irgendwie traktiert wird, braucht nicht als berechtigt nachgewiesen zu werden; es erscheint uns als selbstverständlich. Merkwürdig aber mag uns zunächst das Thema anmuten, das uns vorliegt. 60 Jahre nach Gründung der ersten deutschen Stadtmission wollen wir heute handeln über das Thema: Gemeindepfarramt und Stadtmission.

Gewiß haben die, die uns dieses Thema gestellt haben, nicht zu diesem Gegenstande gegriffen, um nur das Schema unserer Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz zu komplettieren: Nein, unser Thema muß nach Meinung derer, die die Verantwortung für diese Tagung tragen, behandelnswert sein, d. h. es muß 1. eine Schwierigkeit darstellen, die nicht endgültig gelöst ist, und 2. eine Sache von Wichtigkeit behandeln.

Das letzte ist unzweifelhaft gewiß. Man nennt unsere lutherische Kirche oft bedauernd eine Pastorenkirche. Sie ist es jedenfalls in dem Sinne, daß in ihr das Gemeindepfarramt die allergrößte Bedeutung hat; insofern nehmen wir auch das Wort „Pastorenkirche" auf, nicht als Vorwurf, sondern als Charakteristikum, das seine Vorzüge hat, mit diesen aber auch die Fehler der Vorzüge haben kann. Jedes Thema, das mit dem Gemeindepfarramte in Beziehung steht, ist bei Lutheranern des Interesses sicher.

Aber auch das andere ist gewiß: es liegt in der Verbindung: Gemeindepfarramt und Stadtmission ein Problem, das noch nicht endgültig gelöst ist. Ist das aber in 60jähriger Praxis nicht geschehen, so ist von vornherein anzunehmen, daß wir heute keine endgültige Lösung der Schwierigkeiten schaffen werden. Diese kann nur von Fall zu Fall geschehen. Wohl aber können wir heute dazu Richtlinien bieten, Wünsche, Sorgen und Bedenken äußern. Wir können auf vermeidbare Schwierigkeiten hinweisen, können Segensspuren aufzeigen, kurz können und wollen aus Theorie und

Erfahrung allerlei beibringen, das Freudigkeit zur Stadtmission auch dem gibt, der das Amt der Kirche hochhält.

I. Die Stadtmission als organisierte Arbeit tritt uns zuerst in Großbritannien entgegen, wo David Nasmith in Glasgow 1826 die erste Stadtmission gründete. Sie ist also auf reformiertem Boden erwachsen. Nach Hamburg ist sie von dem nachmaligen Baptisten Oncken gebracht, der dort besonders in der Hafengegend eine weitreichende Tätigkeit unter viel Anfeindung der Welt, auch der offiziellen, entfaltete. Man hat in der Wichernliteratur noch nicht genug darauf hingewiesen, ja man hat vielleicht noch nicht einmal genug erkannt, daß Wichern unzweifelhaft von Oncken viel Anregung erhalten hat.

Und doch darf man die Stadtmission kein reformiertes Gewächs nennen. Die Stadtmission ist die Reaktion der gläubigen Gemeinde auf das Großstadtelend, auf das Problem der schnell wachsenden Masse mit der Industrialisierung und Proletarisierung der Tausende.

Weil nun in Großbritannien dies Problem früher bemerkbar wurde als bei uns, und weil man dort wohl auch leichter reagierende Christenkreise hatte, so ist dort die Stadtmission, die Hilfe von unten, am ehesten entstanden. Irgendwie hat aber die gläubige Gemeinde überall reagiert, auch da, wo noch keine organisierte Stadtmission ist.

II. Man hat gesagt, daß also in der Stadtmission ein Vorwurf gegen die Kirche liege, weil eben diese es unterlassen habe, auf dem Wege der Organisation rechtzeitig Hilfe zu schaffen, die nunmehr auf dem Wege der Freiwilligkeit geschehen müsse. Nicht ohne Recht. Nasmith sagt einmal: „Unsere Stadtmissionen sind gewiß sehr wichtig; aber ich erkenne, daß sie nur darum notwendig sind, weil die Kirchen nicht ihre Schuldigkeit tun; je eher daher diese die Arbeit in die Hand nehmen, desto besser.“

In diesem Vorwurfe liegt ja viel Wahres. Noch gibt es selbst in dem kirchlich so wohl versorgten Hannover Gemeinden von 20000 Seelen, noch heute haben in Hamburg vier Gemeinden über 60000 Seelen, zwei über 50000, drei über 40000, vier über 30000. Und in Berlin ist es bekanntlich nicht besser. Eine Schilderung der Notstände erlassen Sie mir. In solchen Zahlen liegt unzweifelhaft ein Vorwurf gegen die Kirche. Und hier sind daher angesichts der Stadtmission nicht zuerst lange Erörterungen am Platze über Laienpredigt und über das Verhältnis der Einzelgemeinde zu den freien Vereinen, sondern allererst Freude und Dank gegen Gott und die Menschen, die da nach den Worten getan haben: Die Liebe Christi dringet uns also und wir können es ja nicht lassen! Ehre der Stadtmission!

Aber wir wollen die Vorwürfe gegen die Kirche auch nicht übertreiben. Die Entwickelung unserer großen Städte zu Großstädten ist uns eben einfach überraschend gekommen und hat uns in Verlegenheit gebracht.

Nicht nur auf kirchlichem Gebiete. Auch auf kommunalem, wiewohl doch unsere deutschen Städte sich einer außerordentlich vortrefflichen Leitung zu erfreuen haben. Das Problem der schnell wachsenden Masse macht sich überall bemerkbar. Nehmen Sie das Schulwesen, das Lieblingskind liberaler Stadtverwaltungen. Man kann wohl sagen, daß hier das Problem gelöst ist, aber wir wissen, daß es minder reiche Großstädte unseres Vaterlandes gibt, in denen die Belastung des Budgets durch das Schulwesen enorm ist, fast bis zum Zusammenbruch. Und nun gar die Wohnungsfrage. Was eine mächtige, große, reiche Stadt auf diesem Gebiete vermag, sieht man an Hamburg. In der Tat: statt ungesunder, jedenfalls enger Wohnungen entstehen jetzt, da ganze Quartiere, die Zehntausende von Menschen beherbergten, abgerissen sind, gute, gesunde Wohnungen. Aber die Wohnungsnot taucht in neuer Gestalt auf, da nun statt billiger Wohnungen teure da sind, und der Arbeiter entweder weit von seiner Arbeitsstätte wohnen muß oder durch Vermieten der besten Stuben sich die Last erleichtert, aber den Vorteil wieder fast illusorisch macht, und nur da und dort wird durch Bau- und Sparvereine, Stiftungen u. dgl. wirklich geholfen.

So wird man sich noch weniger wundern, wenn die Kirche des Problems der Masse nicht Herr geworden ist. Um so weniger, als der Kreis ihrer überzeugten Anhänger beschränkt ist und als sie in sich die große Not des Mangels an Einheit der Lehre trägt. Ich sage dies nicht als völlige Entschuldigung, aber doch als mildernden Umstand. Noch heute kann man es erleben, daß eine Gemeinde, die sich redliche Mühe gegeben hat, eine Gemeinde zu werden und zu bleiben, durch plötzlich eingedrungene Zehntausende in ihrem Gemeindeleben schwer bedroht wird, wenn es ihr nicht gelingt, aus der neu angesiedelten Bevölkerung sich irgendwie Kreise zu assimilieren. In der Tat ist es schon so, daß die wie eine Flutwelle hereinbrechende Masse den Lebensgebieten, wo man mit Maß, Zahl, Gewicht rechnet, schwere Fragen auferlegt: wieviel ernster wird da alles auf dem Gebiete des religiösen, des geistlichen Lebens.

III. Da ist die Selbsthilfe des christlichen Volkes auf dem Wege der Stadtmission lebhaft und dankbar zu begrüßen, die da nach Kayser ist „die gemeinsame christliche Liebestätigkeit der evangelischen kirchlichen Gemeinden einer Großstadt, in welcher sich deren Glieder vereinigen, um durch berufsmäßige Missionare neben freiwilligen Kräften die kirchlich Entfremdeten und sittlich Verwahrlosten zu suchen, zu retten und zur Teil-

nahme am geordneten kirchlichen Leben zurückzuführen". Nehmen wir diese Definition an.

Verehrte Freunde! Wir stehen im Wichernjahre. Zu den Gedanken, die Wichern in seiner Denkschrift und dann immer wieder propagiert, gehört die Stadtmission. In seiner Denkschrift sagt er: „Die Innere Mission hat in den großen Städten die größte, die schwierigste Aufgabe zu lösen; darum muß sie auch zu dem Größten sich anschicken. Sie kann es auch, weil ihr hier die größte Summe materieller und persönlicher Mittel zu Gebote stehen wird. Das Große aber, was von ihr für diese Plätze gefordert werden muß, besteht darin, daß sie nicht diese oder jene einzelne Kraft, sondern die ganze Summe ihrer Gaben und Talente, ihrer Kräfte und Tätigkeiten entfaltet, daß sie alles aufbietet, wozu sie in staatlicher, kirchlicher, allgemein sittlicher und sozialer Beziehung berufen ist". Wichern hat hier Gedanken gehabt, die auf eine Art Zentralinstanz hinauslaufen, in der alle Fäden der Liebes- und Glaubensarbeit einer Stadt zusammenkommen. Wir wissen, daß daraus nichts geworden ist: es war die Blütezeit Wichernscher Gedanken, und nicht alle Blüten setzen Früchte an. Wir werden uns sogar darüber freuen, denn eine so beschaffene Stadtmission böte freilich kaum mehr Raum für eine ernstliche Arbeit der organisierten Kirche.

Aber auch so, wie die Sache geworden und wie sie nach der obigen Definition ist, liegen Schwierigkeiten vor. Und zwar wird es um so eher Reibungsflächen geben, je kräftiger die kirchliche Organisation einerseits, die Stadtmission andererseits sich entfaltet. Denn auch diese bedarf natürlich einer gewissen Organisation, und so stehen zwei Organisationen nebeneinander, so daß auch bei dem besten Willen leicht Verdrießlichkeiten entstehen können.

Nun wird ohnehin die Gefahr nahe liegen, daß die an Initiative oft reichere Stadtmission auf die kirchliche Organisation etwas mitleidig herabsieht oder daß die konservativere Kirche als Größe der Geschichte der beweglicheren, aber auch vergänglicheren Arbeit der Stadtmission mißtraut. Und wer will sich darüber wundern, daß man gegenseitig eine gewisse Reserve beobachtet? Die Stadtmission sieht es ja vor sich, daß ganze Gemeinden unter Umständen doch eben tatsächlich nicht in dem Glauben des zweiten Artikels in Predigt und Unterricht unterwiesen werden, und daß auch da, wo altgläubige Prediger sind, bisweilen der missionarische Zug fehlt und man sich damit begnügt, den Bestand zu hüten und zu pflegen; und die Kirchenmänner sehen ja bisweilen auf seiten der Stadtmission eine gewisse Geringschätzung der ordnungsmäßigen Instanzen und

ein gewisses Drängen, das ihnen nicht mit dem Geiste der Weisheit vereinbar erscheint. Es liegen hier Schwierigkeiten, die selbst bei idealen Vertretern der beiderseitigen Interessen nicht ganz vermeidlich wären, die aber in der Niederung menschlicher Unvollkommenheit besonders hervortreten werden.

IV. Am wenigsten werden Kollisionen entstehen, wo es sich um die Diakonie der Gesamtgemeinde handelt: um Fürsorge für die noch nicht einer Einzelgemeinde Eingegliederten: Einwandernde, Durch- oder Auswandernde; um Fürsorge für die nicht mehr Eingegliederten: Kranke, Gefangene, in Anstaltspflege genommene Trunksüchtige und Unzüchtige. Welch ein gesegnetes Gebiet für die Stadtmission! Hierher gehören auch die, welche nur stand- oder berufsweise gefaßt werden können: Seeleute, Kellner, Fabrikarbeiterinnen, kurz solche, die infolge der mangelhaften Seßhaftigkeit eine geistliche Heimat in der Gemeinde nicht gewinnen können. Hierbei aber sei eine Abschweifung erlaubt, eine Mahnung zu Vorsicht. Man liest öfter von Kongressen christlicher Bäcker oder Fleischer u. dgl. Solche Organisationen, zu denen kein sachlicher Grund vorliegt, müssen die Gemeinde schädigen und sind unseres Erachtens zu meiden. Endlich sind allgemeine Notstände, die weit über den Kreis der Einzelgemeinde hinausgehen, der Stadtmission zuzuweisen: öffentliche Unsittlichkeit, Sonntagsheiligung, soziale Mißstände mannigfacher Art, dazu apologetische Kurse, Waldgottesdienste, Evangelisation. Bei aller Begeisterung für Wesen und Wirken der Einzelgemeinde muß man doch eben die Tatsache anerkennen, daß schließlich jede Stadt als Ganzes eine Gesamtgemeinde bildet, daß es Notstände gibt, die zwar die Einzelgemeinde drücken, aber von ihr nicht beseitigt oder auch nur energisch angefaßt werden können. Da muß die Stadtmission eingreifen, denn Stadtsynoden und sonstige kirchliche Gesamtvertretungen sind für gewöhnlich nicht in der Lage, sich dieser Dinge ernstlich und dauernd anzunehmen. Hier wird die Stadtmission der Einzelgemeinde förderlich und dienstlich sein können, von Schädigung kann hier gar nicht entfernt die Rede sein. Dies hat die Kirche anerkannt, um so mehr, als alle deutschen Stadtmissionen ihre Organisation irgendwie kirchlich orientiert haben. Es haben mir die Berichte der Stadtmissionen von Hamburg, Berlin, Magdeburg, München, Dresden u. a. m. vorgelegen. Ueberall zeigt sich schon in der Organisation der ernste Wunsch, mit der Kirche auf gutem Fuße zu leben, da die Verwaltung durchaus mit der Kirche verbunden ist. Das kann in loser Weise geschehen, insofern in den Vorständen eine Anzahl landeskirchlicher Pastoren sitzen, das kann organisch geschehen, insofern der theologische Leiter oder die theologischen

Inspektoren dem betreffenden Konsistorium unterstehen. Nirgends findet sich in Deutschland eine völlige Ungebundenheit der Stadtmission.

Daher finden wir auch überall bei der Kirche Wohlwollen für die Stadtmission, die sich erweist hier durch Bewilligung von Kirchenkollekten, dort durch Anschluß der Stadtmissionspastoren an die Reliktenkassen der betreffenden Landeskirche.

So sehr man sich über diese Verbindung freuen kann, so sehr möchte ich aber auch wünschen, daß eine völlige Verkirchlichung der Stadtmission nicht eintritt. Die Innere Mission ist eine Tat des gläubigen Volkes, die Kirche ist die Organisation des getauften Volkes. (Ich weiß wohl, daß sie nicht nur das ist.) Diese ist, wie Beispiele beweisen, auch der Agitation christusfeindlicher Kreise zugänglich. Bei einer noch größeren Demokratisierung des kirchlichen Wahlrechts z. B., die ja immerhin möglich ist, ist die Gefahr, daß die Kanzeln dem Neurationalismus zufallen, gewiß groß. Vor dieser Gefahr bleibt aber die Stadtmission bewahrt, wenn sie sich ihre Freiheit wahrt. Dies muß sie auch hinsichtlich ihrer Arbeit tun, Die organisierte Kirche hat mancherlei Rücksichten zu nehmen, muß vorsichtig sein, die Stadtmission muß wagen dürfen, Pionierdienste tun, sie braucht nicht recht zu behalten, kann gern einmal einen Schritt zurücktun. Die Mobilität, die ihr ihre Freiheit gewährt, gehört zu ihren Hauptgütern. Daß diese Freiheit nicht in Willkür ausartet, dafür ist ja durch die wirksame Kritik gesorgt, welche die gläubige Gemeinde durch Einschränkung oder Entziehung der nötigen Geldmittel üben kann.

V. Die Arbeit der Stadtmission wird ausgeübt durch männliche und weibliche Berufsarbeiter, an deren Spitze ein theologisch gebildeter Inspektor steht.

Diese Stadtmissionare, zumeist in einer Brüderanstalt vorgebildet, sind es, welche die Arbeit in den einzelnen Distrikten zu tun haben. Ob sich nun ein solcher Distrikt, wie es wohl zumeist der Fall ist, mit einem Kirchspiel deckt oder nicht: hier in diesem kleineren Bezirke treffen Gemeindepfarramt und Stadtmission recht eigentlich zusammen.

Welche Arbeit hat denn der Stadtmissionar zu tun? Einer der besten Kenner dieser Arbeit gibt ein vierfaches an: Wortverkündigung, Schriftenverbreitung, Vereinspflege, Diakonie.

Das letzte wird am wenigsten umstritten sein, nennen doch manche den Stadtmissionar eben Stadtdiakon, und gerade in bewußt lutherischen Kreisen schätzt man diese Seite der Arbeit. Und sicherlich ist sie so recht im Sinne des Herrn, der seinen Jüngern die Füße gewaschen hat. Die Großstadt hat viele Menschen, darum auch viel Selbstsucht viel Sünde,

darum auch viel Elend und Not. Darum braucht sie viel Dienst der Liebe. Gesegnet der Dienst der Männer, die in Höfen, Terrassen, Mansarden und Kellern die Not zu lindern suchen!

Hier aber finden wir Widerspruch, von links und rechts. Wir sehen in unserer Zeit und besonders in unseren Großstädten viel Werke der Humanität, die da Not lindern, Tränen trocknen möchten. Wir untersuchen hier nicht, in welchem Verwandtschaftsgrade Christentum und Humanität zueinander stehen, sind freilich der Ueberzeugung, daß die Humanität, wie wir sie um uns sehen, eben doch nur auf christlichem Boden erwachsen konnte. Aber wir empfinden, daß eine gewisse Spannung zwischen Diakonie und Humanität bleiben muß. Es ist uns nicht eine Verkleinerung der Inneren Mission, wenn sie zwar wohlwollend und mit Zubilligung mildernder Umstände von den humanitären Kreisen beurteilt wird, übrigens aber doch als Ueberspanntheit und Verirrung eingeschätzt wird: nein, wir sehen darin gerade ein Merkmal, daß die Innere Mission wirklich noch den Namen verdient. Innere Mission, Diakonie ist Christusdienst, Christus aber ist und bleibt das Zeichen, dem widersprochen wird, daher hat eine Diakonie, die restlos von der Welt anerkannt wird, das Beste eingebüßt, sie trägt nicht mehr das Kreuzeszeichen.

Und eben weil nicht Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit u. dgl. große, oft herzzerreißende Nöte, sondern weil die Sünde der Leute Verderben ist, darum bleiben wir dabei: nicht Humanitätsbestrebungen, so lobenswert sie immer sind, sondern die auf die innere Umgestaltung des Menschen gerichtete Arbeit der Inneren Mission ist es, was unser Volk braucht. Es ist sehr notwendig, daß wir in unserer Zeit dies durchaus festhalten und kräftig betonen.

Aber freilich handelt es sich um Diakonie, um Dienst: hier sollen Recherchen über eine Familie angestellt werden, dort soll für einen Familienvater Arbeit gesucht werden, da soll ein junges Mädchen an den Bahnhof geleitet werden, dort soll ein verlorener Sohn aufgesucht werden: Summa, wir haben es hier mit einem Dienste zu tun, der hundert und aber hundert Aeußerlichkeiten und Kleinigkeiten erfordert. Und diese sollen, weil es sich um Innere Mission handelt, nicht schlechter, sondern lieber besser ausgeübt werden als sonst. Da gilt es Fühlung haben mit der kommunalen Armenpflege, mit humanitären Vereinen, mit öffentlichen Arbeitsnachweisen, und das Ganze kann dann von draußen angesehen als ein Werk freundlicher Menschen erscheinen, das von Innerer Mission nur noch den Namen hat. Da kommen ernste Christen, besonders solche aus Evangelisations- und Gemeinschaftskreisen, und sagen: Ueberlaßt doch diesen ganzen Ballast der

Welt, ihr aber geht hin und verkündigt das Evangelium. Wir wissen auch, daß hier Gefahren vorliegen, daß wirklich die Diakonie bisweilen zu einer schwachen Doublette der öffentlichen Armenpflege werden kann. Aber das hindert uns nicht zu sagen: wir lehnen jenes Ansinnen ab und erachten den Dienst in leiblichen, sozialen Nöten für ein legitimes Stück Innerer Missions-Arbeit. Und Mahling hat ganz recht, wenn er die Irrtümer von links und rechts abwehrend von der Diakonie nicht mehr reden will als von einseitiger Leibespflege oder von einseitiger Seelenpflege, sondern als von einer Persönlichkeitspflege.

Nun zur Vereinspflege. Man kann mit Recht sehr viel gegen Vereinsmeierei sagen, man kann sagen, daß Vereine das Surrogat einer wirklichen Gemeindeorganisation seien. Trotzdem sind Vereine in der Großstadt nötig und meistens eben da am kräftigsten und am besten vorhanden, wo am energischsten gearbeitet wird. Sind sie da, wollen sie auch gepflegt sein, sintemal es leicht ist, einen Verein zu gründen, aber schwer, ihn zu erhalten. Und gerade Stadtmissionare sind oft sehr geschickte Arbeiter auf diesem Gebiete. Unsere Männer- und Jünglingsvereine rekrutieren sich zumeist aus dem unteren Mittel- und gehobenen Arbeiterstande, also aus der Lebenssphäre, der vielfach auch die Stadtmissionare entstammen, und die zu verstehen sie daher besonders geeignet sind. Aber freilich, sie sind zumeist Vereinspfleger, nicht Vereinsleiter, wiewohl ich Beispiele vor Augen habe, wo blühende Vereine von Stadtmissionaren gegründet und geleitet sind. Wie viel ernste Arbeit liegt vor: säumige Glieder wollen aufgesucht sein, kranke sollen besucht werden, fernerstehende eingeladen werden. Gerade auf diesem Gebiete entfaltet sich der Seelsorger im Stadtmissionar. Und darum erachte ich diese Seite seines Berufes für überaus wichtig.

Und dann die Schriftenverbreitung. Wichern stellt in seiner Denkschrift das Amt eines „Stadtmissionars oder Stadtkolporteurs" direkt nebeneinander. Indessen meine ich, daß hier die größte Vorsicht geboten ist. Ich rede hier nach Erfahrungen in der Seemannsmission. Wir haben in Hamburg einen sehr tüchtigen Kolporteur. Je weniger er sich als „Missionar" gab, desto mehr verkaufte er, oft schon aus Mitleid wurde ihm etwas abgenommen; je ernster aber sein missionarischer Beruf wurde, desto schlechter ging der Handel. Ich meine, zu Handelsleuten sollen Stadtmissionare nicht werden. Sie mögen wohl in ihren Amtszimmern gute Bücher zum Verkauf haben; solche in Versammlungen auszubieten, halte ich für höchst wichtig. Aber der Stadtmissionar sollte nicht als Handelsmann von Tür zu Tür gehen. Trotzdem Schriftenverbreitung.

Da gibt es mancherlei. Einen Erfolg hat der Stadtmissionar zu verzeichnen, wenn er ein Abonnement auf ein Sonntagsblatt unterbringt. Auch wird er bei seinen Besuchen stets einige Flugblätter, um den manchen so anstößigen Namen „Traktate“ zu vermeiden, bei sich haben. Es ist gut, wenn er etwas Gedrucktes hinterlassen kann. Uebrigens soll er nicht nur im allgemeinen Kolportage üben, sondern auf die Zeichen der Zeit achten. Bestimmte Bücher zur bestimmten Zeit vertreiben, wenn das Interesse dahingeht, das bringt besonderen Segen. Kommen die Monisten, so wird man nicht Flugschriften gegen den überhandnehmenden Sport verbreiten, sondern gegen die Feinde, die da sind. Auch soll er etwaigen Kolporteuren Wege weisen und ebnen und seine Familie ermuntern, gute Bücher zu kaufen.

VI. Jetzt kommen wir zu der Arbeit, die am meisten wohl auch in diesem Kreise beanstandet werden dürfte, zur Wortverkündigung.

Ehe ich darauf eingehe, lassen Sie mich einen Augenblick bei der Erinnerung an einen ehrwürdigen Stadtmissionar verweilen. Ich meine den am 7. Februar 1908 in Hamburg heimgegangenen, in allen christlichen Kreisen unserer Stadt und darüber hinaus hochgeschätzten und herzlich verehrten Stadtmissionar Daniel Timm. Er war überzeugter, treuer Lutheraner, nach seiner Pensionierung hielt er sich zu der Kapellengemeinde der Kreuzkirche, deren tadelloses Luthertum durch die Namen Grütter und Budde in Hannoverland, in allen Hermannsburger Kreisen legitimiert war und ist. Auf diese Feststellung lege ich Wert.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen etwas mitteile aus den Anfängen der Stadtmission in Deutschland, wie der sel. Timm selber sie erzählt:

„Am 17. März 1849 zog ich vom Rauhen Hause nach Hamburg als Stadtmissionar. (Im Rauhen Hause in Horn bei Hamburg hatte Timm unter der Leitung D. Wicherns seine Ausbildung erhalten.) In der „Dreifältigen Schnur", einem Losungsbuche, welches zu jener Zeit an jedem Morgen im Betsaal des Rauhen Hauses gelesen wurde und die jeder Hausgenosse für sich besaß und gebrauchte, stand für den Tag das Wort: Jes. 45, 13: „Alle seine Wege will ich eben machen", für mich ein großer Trost. D. Wichern entließ mich mit den Worten: „Was Stadtmission ist", — es war eben der Anfang — „wissen weder Sie noch ich. Sie gehen jetzt nach Hamburg, nicht um die Kirche von Steinen und Holz, sondern die Kirche des heiligen Geistes bauen zu helfen." Das Scheiden von der Stätte, an der ich so viel Liebe erfahren hatte, wurde mir doch sehr schwer. — Meine Wohnung war mir gemietet im alten Katharinen-Kirchspiel in einem großen Hof, bestehend aus Stube, Schlafstube, Vorplatz und Kellerküche. Unter mir waren zwei Wohnkeller, die von zwei Arbeitsleuten,

welche in wilder Ehe lebten, bewohnt wurden. Der eine war kinderlos, der andere hatte drei ungetaufte Kinder. Man nannte diese Männer damals „Eckensteher", weil sie an den Straßenecken standen und auf Arbeit warteten. Hier an der betreffenden Ecke war eine Schnapsschänke, deren Mauern schon einen Branntweinsgeruch aushauchten. In dieser Schankwirtschaft lag ein großes Buch, darin jeder, der an der Ecke als Arbeiter stehen wollte, seinen Namen für 2 Mk. eintragen lassen mußte. Das Geld wurde vertrunken. In diesem Buche standen 1851: 1300 Namen verzeichnet. Ich sagte mir nun, daß ich zunächst an die beiden unter mir wohnenden Eckensteher gewiesen sei. Eine Bibel hatte ich jedem verschafft. Ich besuchte sie fleißig, redete ihnen ins Gewissen und wies sie auf ihr Leben hin. Als ich am Ostersonntage aus der Kirche kam, standen beide oben erwähnten Eckensteher vor ihrer Kellertür und sprachen miteinander. Ich fragte, ob sie in der Kirche gewesen wären. „Nein", — hieß es — „dahin gehen wir nicht." — „Haben Sie denn schon das Osterevangelium gelesen?" fragte ich weiter. Abermals erfolgte ein „Nein!" Dann sagte ich: „Kommen Sie doch heute Abend zu mir, dann können wir es miteinander lesen." Das schien ihnen zu gefallen, sie sagten zu und kamen auch beide mit ihren „Personen" an dem einen und mit ihrer Bibel unter dem anderen Arm. Die beiden Personen mußten auf dem Sofa Platz nehmen, und wir Männer setzten uns auf Stühle um den Tisch. Ich gab die Stelle an, sah aber bald, daß sie es nicht aufzuschlagen wußten, denn sie suchten das Markus-Evangelium im ersten Buche Mosis. Ich schlug ihnen also die Stelle auf, an der das Evangelium zu lesen stand, und weil ich mit ihnen in plattdeutscher Sprache zu reden gewohnt war, hielt ich die erste, mir denkwürdige Bibelstunde in plattdeutscher Sprache. Nach der Beendigung derselben sagte ich: „Wenn es Ihnen gefallen hat, können wir am nächsten Sonntage wieder zusammenkommen." Der eine aber meinte: „Warum wollen wir bis zum nächsten Sonntage warten, können wir nicht auch einmal in der Woche zusammenkommen?" So wurde der Mittwoch bestimmt. Und so ist es bis heute geblieben, an jedem Mittwoch und Sonntag ist Bibelstunde gehalten worden. Am nächsten Mittwochabend kamen meine Nachbaren wieder und brachten noch andere mit. Diese Mitgebrachten waren Leute, welche gerade so lebten und dachten wie sie. Ich lernte alle als der Kirche entfremdete Leute kennen. — Durch diese immer wachsende Arbeit" — heißt es dann weiter — „wurde meine „Bude" — so nennt man in Hamburg die Wohnungen in den Höfen — in der Gegend berüchtigt und eine Zielscheibe des Spottes. Besonders gehässig war mein mir gegenüber wohnender nächster Nachbar, der mit mir dieselbe

Hausdiele teilte. Lange hatte ich es ihm schon angemerkt, wie ihm meine Arbeit und meine Person zuwider waren. Als ich eines Abends nach Hause kam, war die ganze Hausdiele sowie die Haustreppe voller Menschen, — Männer, Frauen und Kinder standen dicht nebeneinander — so daß es mir unmöglich war, hineinzukommen. Mein Nachbar stand vor ihnen und redete. Was er bis zu meiner Ankunft gesagt hatte, weiß ich nicht, habe auch nicht danach gefragt. Ich hörte und sah nur, wie er immer auf meine Bude wies und rief: „Diese Giftbuden, die jetzt hier in Hamburg errichtet werden, sind nur dazu da, um die Leute zu verdummen, dazu werden sie von den Großen errichtet." Was half es, ich mußte schweigen, bis er fertig war und die Versammlung auseinanderzog. Sehr störend war es, wenn während der Bibelstunde allerlei Gottes Wort Verhöhnendes unter meinen Fenstern gerufen wurde. Einmal wurde ein Fenster eingeworfen, so daß die Scherben unter die Zuhörer flogen. Ein anderes Mal saß eine Anzahl Betrunkener unter den Hörern. Als ich etwa zehn Minuten gesprochen hatte, standen sie auf und gingen davon."

Wir fügen dem hinzu: Stadtmissionar Timm war aber nicht der Mann, sich durch solche Gehässigkeiten und Angriffe auf seine Arbeit einschüchtern oder lahm legen zu lassen. Im Gegenteil, er arbeitete nur um so eifriger weiter, und durch Ruhe, Unerschrockenheit und Festigkeit gelang es ihm, auch seine Gegner, die doch im Grunde nicht wußten, was sie taten, zur Besinnung zu bringen und das Widerstreben des törichten Volkes durch Liebe zu überwinden. Im Laufe der Zeit wurde jener „Giftbudenmann" auch noch sein Freund und zeigte sich gerührt, als auch er noch eine Bibel zum Geschenk erhielt. So erfüllte sich an Bruder Timm das Wort: „So jemandes Wege dem Herrn gefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden". Der Herr bekannte sich zu seiner Arbeit. Bald waren die Räume, in welchen die Sonntagsschule und die Bibelstunde ihren Anfang genommen hatten, zu klein, so daß ein anderes Versammlungslokal gesucht werden mußte.

Der Segen, der von Timms Bibelstunden ausgegangen ist, ist sehr groß, und zwar nicht nur den fünften Stand hat er missioniert, sondern auch aus berufstüchtigen Arbeiter- und Bürgerkreisen hat er viele gesammelt. Noch immer erzählt mir eine Dame aus meiner Beichtgemeinde vom dem Segen, den sie dort empfangen habe.

Nach dieser Abschweifung, die in Wahrheit keine Abschweifung ist, führe ich nun aus, wie ich mir eine Wortverkündigung durch Stadtmissionare denke.

Zunächst handelt es sich um den Kindergottesdienst, sei es, daß der Stadtmissionar selbst einen ins Leben gerufen hat und leitet, sei es, daß

er in einem bestehenden eine Gruppe übernimmt. Dagegen wird niemand etwas einwenden, zumal dem Stadtmissionar dadurch mannigfache Anknüpfungspunkte und Verbindungen für seine Arbeit geboten werden, insofern er auch an die Eltern und also an die Nachbarn und Freunde derselben herankommt.

Daß er im Kreise der Vereine, denen er dient, je und dann Bibelbesprechung hält, daß er im Blaukreuzverein den Gliedern Gottes Wort darbietet, wird durchaus in der Linie seiner Arbeit liegen.

Auch wird er an Familienabenden da und dort mit einer Ansprache dienen, der er ein Schriftwort zugrunde legt.

Ob man nun noch einen Schritt weitergehen wird und dem Stadtmissionar eine öffentliche Bibelstunde überträgt, das hängt von mannigfachen Umständen ab. Man kann wohl grundsätzliche Bedenken haben. In den erstgenannten Fällen haben wir es mit irgend umgrenzten Zirkeln zu tun, wo die unbeschränkte Oeffentlichkeit fehlt. Hier ist Gefahr vorhanden, daß der Stadtmissionar sich als Konkurrent des Predigtamtes etabliert. Das soll vermieden werden.

Es wird zumeist auch leicht vermieden, da sich nicht gern ein Stadtmissionar dazu drängt, denn nicht jedem ist die Gabe der Rede in genügendem Maße gegeben, und manchem, dem sie verliehen ist, fehlt in der Hast des Tages die nötige Zeit zur Vorbereitung; vielfach liegt auch kein Bedürfnis vor, wenn die ordentliche Gemeindebibelstunde dem Kreise des Stadtmissionars leicht erreichbar und gern zugänglich gemacht ist. Wohl aber gibt es Gelegenheiten, bei denen der Stadtmissionar geradezu durch die Verhältnisse gedrängt wird, eine Bibelstunde einzurichten. Erinnern wir uns an die Anfänge des alten Timm: Er hätte seinen Kreis nie sammeln können, wenn er die Leute eingeladen hätte in die Bibelstunde des Pastors zu gehen, andererseits fühlte er sich dabei vollständig als Gemeindehelfer und Diener des Pfarramtes und hatte seine größte Freude daran, wenn er am Sonntag in der Kirche am Eingang stehend bemerkte, wie einer nach dem andern seiner Freunde zur Kirche kam. Also, wo schlechtweg Neuland zu bearbeiten ist, wo der Missionscharakter, der Pionierdienst scharf zur Geltung kommt, da wird auch wie von selbst sich eine Bibelstunde für den Stadtmissionar ergeben. Ganz notwendig aber wird sie in solchen Riesengemeinden sein, wo der alte Glaube auf der Kanzel keine Vertretung hat. Hier dient ja die Stadtmission der Kirche in gar nicht genug zu schätzender Weise.

Aber mag man nun das Halten einer Bibelstunde durch einen Stadtmissionar für einen Notbehelf und daher im Grunde für unnormal halten: das ist nötig, daß so oder so dem Stadtmissionar Gelegenheit zur Wortverkündigung jedenfalls im geschlossenen Kreise gegeben werde. Er, der

die Last des Tages zu tragen hat, muß auch Teil an der größten Freude haben, er, der so viel Veräußerlichendes zu tun hat, muß immer wieder ins Zentrum kommen. Schon um seiner selbst willen muß ihm die Wortverkündigung offen stehen.

VII. Wie stellen sich nun bei der so beschaffenen Arbeit der Stadtmissionare in Diakonie, Schriftenverbreitung, Vereinsarbeit, Wortverkündigung Pfarramt und Stadtmission zueinander?

An Reibungen hat es nie gefehlt, es wird auch an ihnen nie fehlen. Immer wird Spannung da sein, wenn der Pfarrer ein neugläubiger Mann ist und er also die Empfindung hat — mit Recht —, daß der Stadtmissionar in seinem Pfarrbezirk tunlichst den Mangel gut machen soll, den die Irrlehre des Pfarrers darstellt. Ich sage, es wäre schlimm, wenn hier die Spannung aufhörte, es sei denn, daß der Pfarrer andere Wege einschlüge. Das größte Geschenk Gottes an die Welt ist sein Evangelium. Kann die Kirche es nicht hindern, daß in einzelnen Gemeinden das alte Evangelium des zweiten Artikels keine Stätte mehr hat, so macht sich die gläubige Gesamtgemeinde der Stadt auf, diesem Mangel tunlichst abzuhelfen durch die Arbeit der Stadtmission. Ließe sie sich durch überkirchliche und überkorrekte Gesinnung davon abhalten, so stünde sie nicht auf der Höhe ihres Berufes, überdies kämen die unkirchlichen Gemeinschaften und Sekten und hätten nun nicht bloß mehr den Schein des Rechtes für ihre Arbeit, verdienten sich vielmehr den Dank der Gläubigen.

Aber es gibt auch altgläubige Pastoren, die der oben beschriebenen Art der Stadtmission völlig abhold sind. Da war ein Pfarrer in einer Großstadtgemeinde von 100000 Seelen und wehrte alle derartigen, auf Mission und Evangelisation gerichteten Bestrebungen ab: Was wollen Sie denn, hier werden alle Kinder, die getauft und konfirmiert werden sollen und wollen, getauft und konfirmiert, alle Paare, die getraut werden wollen, werden getraut! Wo dem Träger des Amtes so ganz der Blick für die Tiefe der Not fehlt, da wird ihm die Hilfe der Stadtmission unwillkommen sein. Aufgeben darf der Stadtmissionar darum seinen Posten nicht, wiewohl viel Takt und Demut ihn leiten muß, damit nicht ein innerer Zwiespalt zwischen dem Amtsträger und dem Stadtmissionar offenbar werde.

VIII. Aber beide Fälle sind glücklicherweise nicht die Regel. Wie steht es sonst? Nun, es mag wohl verstanden werden, wenn ein Pastor, der es ernst mit seiner Arbeit nimmt, zunächst ein gewisses Befremden empfindet, wenn ein freier Verein ihm in seine Parochie einen Arbeiter sendet, gegen den er vielleicht nichts einzuwenden hat, der aber doch auch nicht von ihm erbeten ist. Ungebetene Hilfe kann zunächst verstimmen.

In einem Dorfe der Heide brach ein großes Feuer aus, das der Ortsfeuerwehr viel Not machte. Als aber die Feuerwehr der Nachbargemeinde kam, waren die Bauern doch recht entrüstet: was wöllt Ji hier, dat is uns Füer. Ein treuer Pastor mag zunächst die Empfindung haben, daß in seinen Lebens- und Arbeitskreis ein Neues eintritt, das von unkontrollierbaren wechselnden Strömungen geleitet das Gemeindeleben gefährden könnte, das zur Minderung des Amtes beitragen möchte, was dann allerdings für uns Lutheraner eine Schädigung des Kirchenlebens bedeutet.

Indessen ist zu sagen, daß z. B. in Hamburg die Stadtmission einen viel stabileren Charakter getragen hat als die Kirche. Diese war der Agitation ausgesetzt und wußte sich ihrer nicht zu erwehren, jene hat zwar mancherlei Nüancen aufgewiesen, aber vom Bekenntnis zum zweiten Artikel ist sie nie gewichen. Darum wird auch ein lebendig gläubiger Mann sich leicht in die neue Situation finden.

Es wird sicherlich in den Gemeinden, wo das Evangelium fröhlich und lebendig getrieben wird, die Arbeit des Stadtmissionars mit Dank und Freude begrüßt werden. Denn der Pfarrer kennt die Not, die Jesuslosigkeit der Tausende, er empfindet es als schweren Druck, daß er schon durch den normalen Betrieb des Amtes ganz in Anspruch genommen ist, und freut sich nun eines neuen Mitarbeiters. Und es mag sich wohl leicht ein so schönes Verhältnis gegenseitigen Vertrauens und herzlicher Arbeitsgemeinschaft herausbilden, wie das z. B. in der Gemeinde, der ich diene, der Fall ist.

Da wird der Stadtmissionar ganz von selbst mehr und mehr zum G e m e i n d e h e l f e r. Das ist freilich ein Ideal, dem wir zustreben müssen. Und wo die Verhältnisse einigermaßen gesund sind, da wird dieser Prozeß eintreten. Ja, man kann sogar bis zu dem Punkte gelangen, daß aus dem vereinsmäßig angestellten Stadtmissionar ein kirchlich angestellter Gemeindehelfer werde, daß also der Verein für Stadtmission hier an einem Punkte frei wird und diese Kraft anderen Gebieten und Gemeinden zuwenden kann. So ist der Stadtmissionar der verlängerte Arm des Amtes geworden und kirchlich eingereiht. Diese Entwickelung ersehnt und erstrebt man neuerdings, seitdem die Gemeindepflege soviel Freunde und Förderer gefunden hat, sehr energisch. Bekanntlich war es in Preußen besonders D. v. d. Goltz, der darauf hinarbeitete, auch liegt diese Aufgabe in der Linie der Sulzeschen Gemeindepläne. Immer aber knüpfe ich die unten zu erläuternde Bedingung daran, daß der Gemeindehelfer nicht isoliert werde.

IX. Freilich wird es immer noch eine Weile dauern, bis solche Pläne allgemein verwirklicht sind. Es ist mir immer sehr interessant gewesen,

was der alte Büchsel im Schlußkapitel seiner Erinnerungen über Berlin schreibt. Er preist Stöckers Mut und Hingebung, seine Treue in der Stadtmission, aber er stellt ihm doch sein Gemeindeprinzip entgegen. Er sagt: 1. Es müssen 100 Kirchen gebaut werden. 2. Es müssen 100 Parochien gegründet werden und ausgestaltet. 3. Es müssen 100 Pastoren berufen werden, die fest und klar im Bekenntnis stehen. Sehr richtig, niemand unter uns widerspricht ihm, nur daß man heute die Zahlen für Berlin verdreifachen müßte. Es müssen, müssen, müssen, aber es geschieht nur nicht, denn alles, was in unseren wachsenden Riesenstädten an Kirchbau und Gemeindegründung geschieht, genügt vielleicht für das Wachstum, die Versäumnisse früherer Jahre werden nicht gedeckt, ganz abgesehen davon, daß gar oft neubegründete Pfarrstellen dem neuen Glauben zufallen und somit die Besserung illusorisch wird.

Bei solcher Sachlage mag man immer weiter arbeiten, das Gemeindeideal zu verwirklichen, aber man muß doch dankbar und glücklich sein, daß die Gläubigen nicht auf solche organisatorische Besserungen gewartet, sondern Stadtmissionen begründet haben.

Aber die zentralisierte Stadtmission hat auch sonst große Vorzüge. Ich habe oben schon von den Nöten geredet, die über das Weichbild der Gemeinde hinausgreifen. Auch bleibt der Stadtmissionar, der durch die fast überall üblichen Wochenkonferenzen mit seinen Kollegen seine Erfahrungen austauschen kann, im Gesamtzusammenhange. Man denke nur an eins, an das Bettelwesen. Wie oft kommt zu mir der Stadtmissionar und sagt mir, wenn ich ihm das Bittgesuch eines Herrn X. vortrage und ihn um Recherchen bitte: Ach, das ist der, vor dem neulich in unserer Konferenz gewarnt ist. Da wird die Arbeit, wenn der Stadtmissionar mit seinen Kollegen sich wöchentlich besprechen kann, viel besser organisiert. Man gründet Blaukreuzvereine nicht zehn im Westen der Stadt, sondern verteilt sie über alle Quartiere, und was dergleichen Vorzüge mehr sind für die Arbeit selbst.

Aber noch ein anderes ist es, das es mir erwünscht scheinen läßt, daß auch der wie ein Gemeindehelfer wirkende Stadtmissionar im Verbande der Stadtmissionare bleibt: das ist die Seel- und Geistessorge, die ihm als Glied der Stadtmission widerfährt.

Ich finde, daß die Ausbildung, die unsere Stadtmissionare in den Bruderhäusern empfangen, durchaus zweckmäßig und ausreichend ist. Der Bruderhausvorsteher kann aus der Zahl seiner Brüder die auswählen, die eben für die Stadtmission geeignet sind, und so ist dafür gesorgt, daß dieses „Laienapostolat“ in guten Händen ist.

Aber Fortbildung braucht der Stadtmissionar, Anregung, Seelsorge, Freundschaft. Wer bietet sie ihm, wenn er als Gemeindehelfer in dem Bezirk der Gemeinde festsitzt? Gewiß denkt man an seinen Pastor. Aber der hat doch eben den Gemeindehelfer, weil er entlastet und für Arbeit in der Gemeinde frei gemacht werden soll. Da ist es nun so vorzüglich, daß die Stadtmissionare in ihrem Pastor den Mann haben, dessen vornehmste Pflicht es ist, sich seiner Stadtmissionare anzunehmen. Damit nehmen alle Stadtmissionen es sehr ernst, und viel Segen fließt aus den Konferenzen den einzelnen zu. Das scheint mir ein besonders großer Vorzug der Stadtmission zu sein, diese Fürsorge für die Missionsarbeiter. Um deswillen ist zu wünschen, daß auch dort, wo kirchlich angestellte Gemeindehelfer sind, diese doch an der Wohltat der Fortbildung und Seelsorge durch den Stadtmissionsinspektor teilnehmen.

X. Das ist's, verehrte Anwesende, was ich Ihnen vorzutragen habe. Zuletzt die Moral von der Geschichte.

Gewiß, es gibt hier für den Lutheraner Bedenken und Sorgen. Männer wie Petri, Münchmeyer, Uhlhorn, die unter uns für alle Zeiten groß bleiben, sind des Zeugen. Aber wie es auf der Wichernfeier einen tiefen Eindruck machte, als Se. Hochwürden Abt D. Hartwig von der veränderten Stellungnahme der Lutheraner zu Wicherns Werk Zeugnis ablegte, so werden wir das auch von dem in Rede stehenden Zweige der Inneren Mission sagen dürfen. Wir wollen nicht vor mancherlei Bedenken Arbeiten ungetan sein lassen, die dem Bau des Gottesreiches dienen. Wir wollen aber auch als treue Söhne unserer Kirche die Notstände nicht der Fürsorge einzelner frommer Kreise überlassen, sondern wünschen, daß die Kirche, die unserem Volke tausendfach Segenspenderin geworden ist, auch diese Arbeit als ihre Pflicht immer mehr anerkennt. Der Stadtmission die rechte Organisation zu geben, ihr Zügel anzulegen, ohne Kandare zu reiten, ihr Freiheit zu geben, ohne Willkür zu gewähren, das wird stets viel Weisheit und Ernst, auch Selbstverleugnung kosten, aber es wird gehen, weil es gehen muß. Und je mehr uns die Not um die in den ewigen Tod hineinsterbenden jesuslosen Massen ans Herz greift, je mehr uns die erfahrene Barmherzigkeit barmherzig macht, desto sicherer werden wir dahin kommen: Nicht Gemeindepfarramt gegen Stadtmission, nicht Stadtmission gegen Pfarramt, auch nicht Gemeindepfarramt ohne Stadmission, sondern Gemeindepfarramt und Stadtmission!

Summa: Wir wünschen eine kirchlich orientierte, aber doch organisatorisch freie Stadtmission, deren Berufsarbeiter im Anschluß an das Amt als Gemeindehelfer wirken.

Thesen.

1. Wiewohl wir die erste organisierte Stadtmission in Großbritannien finden und Wichern unzweifelhaft von dort Anregung empfangen hat, ist doch die Stadtmission nicht als ein Gebilde reformierter Kirchenart anzusehen. Sie ist vielmehr schlechtweg die Reaktion der gläubigen Gesamtgemeinde einer Stadt auf das Problem der schnell wachsenden Masse.

2. Die Vorwürfe gegen die Kirche, die man in dem Dasein der Stadtmission findet, müssen dadurch auf das rechte Maß beschränkt werden, daß man anerkennt, wie man auch auf kommunalem und sozialem Gebiete von der Großstadtentwickelung völlig überrascht worden ist.

3. Daß Reibungsflächen vorhanden sind zwischen der kirchlichen Organisation und der Selbsthilfe der christlichen Kreise einer Stadt, der Stadtmission, obwohl diese ja längst nicht die ihr von Wichern zugedachte Bedeutung erlangt hat, liegt in der Natur beider Organisationen begründet.

4. Fast ganz verschwinden diese Schwierigkeiten auf dem Gebiete der Diakonie der Gesamtgemeinde, wo es sich um allgemeine, über die Einzelgemeindegrenzen hinausgreifende Notstände handelt. Von hier aus hat sich die Stadtmission die Sympathie der Kirche gewonnen, die, so erfreulich sie ist, doch nicht zur völligen Verkirchlichung der Stadtmission führen darf.

5. Das Gemeindepfarramt hat es mit dem einzelnen Berufsarbeiter der Stadtmission zu tun, dessen Tätigkeit in Wortverkündigung, Schriftenverbreitung, Vereinspflege und Diakonie besteht. Die drei letztgenannten Arbeitsgebiete werden allgemein zugestanden werden, zumal wenn folgendes bedacht und beobachtet wird: Die Diakonie hütet sich ebenso vor dem rein humanitären Wirken wie vor übergeistlicher Verachtung der natürlichen Lebensverhältnisse. Die Vereinspflege wird dem Stadtmissionar, der meistens aus dem kleinen Mittelstande stammt, aus dem sich auch die Vereine rekrutieren, besonders angenehm sein. Bei der Schriftenverbreitung soll sich der Stadtmissionar davor hüten, ein Handelsmann zu werden.

6. Die Wortverkündigung (durch das Beispiel des seligen Stadtmissionars Timm-Hamburg erläutert) wird in irgendwie umgrenztem Zirkel gestattet und erwünscht sein; die öffentliche Bibelstunde wird nur in besonderen Fällen dem Stadtmissionar zu übertragen sein.

7. Die Reibungen, die entstehen, wenn der Träger des Amtes dem alten Glauben fremd oder jeglicher Missionstendenz abhold ist, werden nicht zu vermeiden sein.

8. Die aber auch unter anderen Verhältnissen auftretenden Schwierigkeiten werden zu überwinden sein durch den Blick auf das gemeinsame Ziel. Je mehr das der Fall ist, desto leichter wird der Stadtmissionar zum Gemeindehelfer werden: eine Entwickelung, die vom lutherischen Standpunkte aus erwünscht ist, vorausgesetzt, daß sie nicht zur Isolierung des Gemeindehelfers führt.

9. Immerhin wird diese Entwickelung kaum die Regel werden wegen der Schwierigkeit einer wirklich ausreichenden kirchlichen Organisation der Großstädte. Auch wird der Anschluß an die Stadtmission wegen der Gesamtarbeit und wegen der dort dem Gemeindehelfer gebotenen Förderung erwünscht bleiben.

10. Summa: Wir wünschen eine kirchlich orientierte, aber doch organisatorisch freie Stadtmission, deren Berufsarbeiter im Anschluß an das Amt als Gemeindehelfer wirken.

Hundert Jahre Judenmission.

Von Pastor **von Harling**=Leipzig.

Es vollendet sich in diesem Jahre das erste Jahrhundert der evangelischen Judenmission. Wohl liegen ihre Anfänge weiter zurück; die lutherische Kirche hat schon im 17. Jahrhundert von Halle aus unter Aug. Herm. Franckes Leitung eine sehr gesegnete Judenmission getrieben, ebenso die Brüdergemeinde unter Zinzendorfs; und jeder, der sich mit der Geschichte der Judenmission beschäftigt hat, wird mit besonderer Freude gerade zu dieser ersten Epoche der Judenmission zurückkehren, über der etwas von dem Scheine des Feuers der ersten Liebe ruht. Aber es blieb damals bei Anfängen; wie die Dänisch=Hallische Heidenmission dem Rationalismus zum Opfer fiel, so auch die Judenmission.

Es sind jetzt hundert Jahre vergangen, seit von England aus durch den judenchristlichen Prediger Frey und den Advokaten Lewis Way die älteste Judenmissionsgesellschaft, die London Society, gegründet wurde. Auch heute noch steht die Jubilarin an der Spitze aller Judenmissionsgesellschaften mit ihren 222 Missionsarbeitern und ihren ca. 40000 Pfund jährlicher Einnahmen. Man darf sie die Mutter aller übrigen Judenmissionsgesellschaften, insbesondere der deutschen, nennen. So entstand die Berliner Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden 1822 auf Anregung eben desselben Lewis Way, der die Seele der Londoner Gesellschaft war. Ihr folgte 1842, ebenfalls auf Anregung der Londoner Mission gegründet, der Rheinisch=Westfälische (jetzt Westdeutsche) Verein für Israel und im Jahre 1869 unser Lutherischer Zentralverein für Mission unter Israel, hervorgegangen aus dem Sächsischen Hauptmissionsverein, der schon seit den 20er Jahren neben der Heiden- auch Judenmission getrieben hatte, indem er zuerst die Arbeit des Londoner Missionars Goldberg unterstützte, dann den Predigtamtskandidaten Franz Delitzsch und den Pastor K. F. Becker aussandte.

Noch viel entschiedener als in der Heidenmission hat in der Judenmission England die führende Rolle übernommen, obwohl der deutschen Christenheit in erster Linie die Aufgabe der Judenmission zufiel, weil sie am meisten mit den Juden in Berührung war, weil das gesamte Judentum die deutsche Sprache in dem jüdisch-deutschen Idiom zur Muttersprache hatte und das Judentum kulturell keinem Volke näher steht als dem deutschen. Ein Trost darf es uns sein, daß die Londoner Mission sehr viele und durchweg gerade die besten Arbeitskräfte aus Deutschland erhalten hat. Unsere Generalversammlung hat der Londoner Judenmission namens der lutherischen Missionskreise Deutschlands ihre Glückwünsche und ihre dankbare Anerkennung zu ihrem 100jährigen Jubiläum ausgesprochen; es erschien mir aber wohlangebracht, daß wir auch an dieser Stelle, auf der Allgemeinen evangelisch-lutherischen Konferenz, rückblickend und ausblickend, dieses Jubiläums gedenken und zu verstehen suchen, was uns das erste Jahrhundert der Judenmission zu sagen hat.

I.

Hundert Jahre sind gewiß keine lange Zeit im Reiche Gottes; aber man darf doch behaupten, daß diese Spanne Zeit genügt, um über eine Reichs-Gottes-Arbeit ein Urteil zu gewinnen: ob sie von Gott ist oder nicht. Ich bin gewiß, daß viele eben im Blick auf das vergangene erste Jahrhundert der Judenmission urteilen werden: Das Resultat ist, daß man umsonst gearbeitet und eigentlich nichts erreicht hat auf dem Gebiete der Judenmission; es wäre darum an der Zeit, daß sie ihr vergebliches Bemühen einsähe und aufgäbe. Die Zeiten sind für die Judenmission noch nicht reif; ihre Arbeit ist daher ein Vergeuden von Gaben und Kräften gewesen. Dies Urteil ist der Judenmission von vorneherein mit auf den Weg gegeben; und während die Heidenmission längst die Vorurteile überwunden hat und im Christenvolke populär geworden ist, so folgt der Judenmission bis auf den heutigen Tag das Urteil, daß sie vorläufig oder überhaupt aussichtslos sei, daß sie eine Liebhaberei guter, aber unklarer Christen sei, die etwas erzwingen wollen, was Gott dem Ende der Tage vorbehalten hat.

Wenn dies Urteil von antisemitischer Seite ausgesprochen wird — wie uns neulich noch die antisemitische Presse nach einer öffentlichen Versammlung in Leipzig das Zeugnis ausstellte: „wir seien verrannte Leute und begingen überdies eine Sünde gegen das eigene Volk, indem wir die Kluft zwischen Judentum und Christentum zu überbrücken versuchten" —, so darf uns das billig nicht allzusehr anfechten. Aber ähnlich, wenn auch

juden= und missionsfreundlicher, lautet das Urteil ernster Christen. So hat kürzlich Prof. Tschackert in Göttingen in seinem Buche „Modus vivendi“ jeder Judenmission das Recht abgesprochen und sie eine „künstliche Bekehrungsmache nach anglikanischem Muster“ genannt. Ich will hier nicht auf die theologische Begründung solcher Meinungen eingehen, überhaupt weniger Recht und Notwendigkeit der Mission unter Israel prinzipiell verteidigen, sondern nur durch einen Rückblick auf ihr erstes Jahrhundert darzutun suchen, daß die geringschätzigen und ablehnenden Urteile über sie Vorurteile sind, die durchaus nicht den Tatsachen gerecht werden und meist auf Unkenntnis der Judenmission beruhen.

Es ist nicht in erster Linie der Erfolg, wodurch sich die Judenmission als eine gottgewollte Reichs=Gottes=Arbeit zu legitimieren hätte, sondern — wenn wir von der biblischen Begründung absehen — die Art und Weise, der Geist und Sinn, in dem sie getrieben, die Kräfte, von denen sie getragen wurde. Nun ist es zunächst eine Tatsache, die von der ganzen Geschichte der Judenmission durch 100 Jahre hindurch bestätigt wird, daß ihre tragenden Kräfte nicht etwa schwärmerischen und von Irrlehren mißleiteten Kreisen angehören, sondern vielmehr gerade den kirchlichen Kreisen Englands, Deutschlands, Skandinaviens und Amerikas. Wäre die Judenmission eine Ausgeburt religiöser Schwärmerei — wäre etwa ihr Beweggrund der Gedanke an das tausendjährige Reich oder das fieberhafte Herbeisehnen der Wiederkunft des Herrn gewesen —, so wäre sie wahrscheinlich längst aufgegeben. Sicherlich haben vielfach bei ihr solche Gedanken und Impulse mitgewirkt; aber keine Arbeit ist geeigneter, schwärmerische Geister abzukühlen und zu ernüchtern als die Judenmission, während es andererseits durchaus kein Schade ist, daß sie die Blicke der Christen auf das Ende lenkt.

Das, was sie durch die 100 Jahre hindurch getragen hat, das ist ein festes Vertrauen auf die Macht des Wortes Gottes, eine unerschütterliche Hoffnung auf die Erfüllung göttlicher Verheißungen und eine Liebe, die sich nicht erbittern läßt. Wenn man bedenkt, wie hart der Boden ist, den sie zu bearbeiten hat, vor allem aber, wie unpopulär, ja unsympathisch die Aufgabe ist, die sie den christlichen Völkern zumutet, und wie sie auf Schritt und Tritt von christlicher Seite mitleidig belächelt oder argwöhnisch beobachtet oder gar offen bekämpft und angefeindet wurde — dann muß man um so mehr die Kraft des christlichen Glaubens bewundern, die sich in ihr offenbart hat.

Und dieser Kraft, von der sie getragen wurde, entsprachen die Gaben, die ihr verliehen wurden. Ich habe vor einigen Jahren im Konferenz=

zimmer der Londoner Mission gestanden und an den Wänden die lange Reihe von Bildern ihrer hervorragenden Arbeiter betrachten können — welch eine Fülle edler Gestalten, treuer und begabter Diener Christi! Die Bischöfe Gobat und Alexander, Hellmuth und Schereschefsky, die wissenschaftlich und schriftstellerisch bedeutenden Biesenthal, Reichardt, McCaul, die beiden treuen, geistesmächtigen Zeugen Becker und Wermelskirch, die beiden Apostel der abessinischen Falascha Flad und Stern; Prof. Paulus Kassel, der bis 1891 in Berlin in so großem Segen wirkte, und verschiedene andere. Nimmt man dazu Namen aus anderen Missionen, wie die Doktoren der Theologie Saphir, Edersheim, Schwarz; den lutherischen Pastor Gurland und vor allem unseren Franz Delitzsch, der, nachdem er selbst in jüngeren Jahren Missionar unter den Juden gewesen war, als Professor durch seine unübertreffliche Uebersetzung des Neuen Testaments ins Hebräische, wie durch seine reine, liebewarme Persönlichkeit so gewaltigen Einfluß auf die Judenheit ausgeübt hat, so haben wir in der Tat einen Reichtum von Gaben vor uns, mit dem sich kaum eine andere Arbeit im Reiche Gottes messen kann und der lauter als alle anderen Beweise davon zeugt, daß die Judenmission Gottes Sache ist. Er hat es gezeigt, daß er „bei ihr wohl auf dem Plan ist mit seinem Geist und Gaben“. Er hat es gezeigt, daß er sie für den schweren Kampf, der ihr verordnet ist, mit Kraft aus der Höhe ausrüsten kann.

Aber ist denn nicht trotz allem auf dem Arbeitsfelde der Judenmission alles beim alten geblieben; kann man nicht sogar sagen, daß heute das Judentum dem Reiche Gottes ferner und die Arbeit der Mission an ihm aussichtsloser ist als vor 100 Jahren? Wo sind die Erfolge der Judenmission? Entsprechen sie den Gaben und Kräften, den Opfern und Anstrengungen, die für sie aufgewandt sind? Denen, die so zweifelnd fragen, möchte ich die Geschichte von Johannes dem Täufer ins Gedächtnis rufen, der im Gefängnis zu zweifeln begann, ob auf dem Wege, den Jesus eingeschlagen hatte, das Reich Gottes kommen könne; es schien ihm alles beim alten geblieben. Jesus antwortet: „Saget Johanni wieder, was ihr seht und hört!“ Auf unseren Fall angewendet: wir möchten unsere lieben Mitchristen recht sehr bitten, zu sehen und zu hören, was in der Judenmission geschieht, ob sie nicht dadurch den Eindruck gewinnen möchten, daß auch in Israel das Reich Gottes im Kommen ist.

Nirgends zeigt sich in der Tat die Macht der Gnade Gottes größer und herrlicher als in der Missionsarbeit unter Israel. Gerade weil hier der Widerstand entschiedener, die Sünde mächtiger, die Hindernisse schwerer sind als sonst irgendwo, darum erfährt man hier Großes von der rettenden,

erneuernden Kraft des Evangeliums. Wenn Juden sich vor dem Heiland beugen, die durch ihre Erziehung so unempfänglich gemacht sind für die Predigt von der Buße und Vergebung im Namen Jesu, die es als eine nationale Ehrensache ansehen gelernt haben, dem Christentum Widerstand zu leisten bis aufs äußerste; für die der Glaube an den Heiland darum einen Bruch mit dem Teuersten kostet, was es auf der Welt gibt, und denen noch dazu meist das Christentum sich in seiner allerhäßlichsten Gestalt gezeigt hat — stehen wir da nicht vor wunderbaren Siegen unseres erhöhten Königs, der auch solche Seelen zu sich zu ziehen und zu überwinden vermag?

Und die Zahl der Seelen aus Israel, die im Laufe dieser hundert Jahre durch die Predigt des Evangeliums gewonnen sind, ist doch — wenn man dies alles in Betracht zieht — eine recht bedeutende gewesen. Es ist uns schon vorhin, als wir aus der großen Zahl hervorragender Arbeiter der Judenmission einige herausgriffen, aufgefallen, wie viele jüdische Namen doch darunter sind. Wollte man dazu die Namen bedeutender Judenchristen fügen, die sonst in der Kirche Christi sich ein unauslöschliches Gedächtnis erworben und auf anderen Gebieten sich hervorgetan haben — man würde eine so stattliche Reihe großer Zeugen Christi aufführen können, wie sie keine andere Mission auch nur annähernd aufzuweisen hat. Und dazu kommen ja alle die namenlosen Bekenner Christi aus Israel, von denen vielleicht viele vor Gott noch größer erfunden sind als jene, die ihre Spuren in der Kirche Christi zurückgelassen haben. Keine Mission hat die Reihen ihrer Arbeiter so glücklich ergänzen können durch solche, die von ihr selbst für den Herrn gewonnen waren, als die Judenmission; von keiner gilt so wie von ihr, daß von ihren Bekehrten Ströme des Segens ausgegangen sind auf die Kirche — unsere lutherische Kirche eingeschlossen.

Wir wissen wohl, daß viele der hervorragendsten Judenchristen auch ohne die Mission gewonnen sind, und freuen uns darüber; wir wissen auch, daß der weitaus größte Teil der Masse getaufter Juden dieses Jahrhunderts nicht auf das Konto der Judenmission zu schreiben ist, und danken Gott dafür. Aber es bleibt wahrlich für den, der sehen will, genug von Segen und Erfolg in der Judenmission zu sehen, womit sich Gott zu ihr bekannt hat. Sind es auch vorzugsweise Geringe vor der Welt, zum Teil innerlich und äußerlich gebrochene Existenzen, die durch die Mission erreicht und gerettet sind, nicht viele Edle nach dem Fleische, so wissen wir doch, daß das ganz im Sinne unseres Herrn ist; und ist es auch nur ein kleiner Anfang zur Bekehrung Israels, der gemacht ist, so ist

es doch immerhin ein Anfang; und wir wissen: das Himmelreich ist immer und überall einem Senfkorne gleich.

Die Judenmission hat dennoch keinen Grund, sich zu rühmen; denn nirgends sieht man deutlicher als hier, daß jeder Sieg und alle Ehre des Herrn ist. Die Judenmission hat vielmehr Grund, sich zu schämen der vielerlei Gebrechen und Sünden, die ihr angeklebt haben und noch ankleben. Viel Oberflächlichkeit, viel ungesunde Treiberei, viel Zank und Streit und anderes, was nicht aus dem Glauben, sondern aus der Sünde kam, hat sie befleckt und ihre Arbeit gehemmt, und gezeigt, daß Gott sein Werk auch in Israel mit sehr schwachen menschlichen Werkzeugen hat treiben müssen. Um so dankbarer müssen wir sein für das, was durch Gottes Gnade erreicht ist.

Was zunächst erreicht werden konnte und erreicht werden mußte, das ist erreicht; nämlich einmal dies, daß der in der Christenheit fast zum Dogma gewordenen Anschauung von der völligen oder einstweiligen Aussichtslosigkeit der Arbeit an Israel der Boden entzogen ist; daß sich die Christenheit nicht mehr daran genügen läßt, an Israel die Gerechtigkeit der Gerichte Gottes zu erkennen, sondern mehr und mehr zu der Erkenntnis gelangt ist, daß Gott deshalb die Juden mitten in die Christenheit hinein verpflanzt hat, damit sie ihnen aufhelfen möchte in ihrer Not. Auch die Auffassung, wonach man mit der Judenmission warten sollte, bis die Fülle der Heiden eingegangen ist — eine Anschauung, hinter deren biblischer Begründung sich nur allzu häufig ein Mangel an Vertrauen in die Macht des Wortes Gottes oder ein Mangel an Liebe zu Israel versteckt —, hat durch die Geschichte der Judenmission in den vergangenen 100 Jahren einen starken Stoß erhalten. Denn es ist doch durch die Verkündigung des Evangeliums ein Rest aus Israel gerettet und gesammelt worden, der bestimmt ist, der heilige Same zu werden, aus dem das neue Israel geboren wird. Darin liegt die größte Bedeutung dieses ersten Jahrhunderts der Judenmission, daß es den tatsächlichen Beweis dafür erbracht hat, daß Gott sich wieder seines Volkes erbarmen will, daß Jesus wieder wirbt um sein Volk, daß nochmals eine Zeit der Heimsuchung für Israel angebrochen ist, die das Volk von neuem vor die Entscheidung stellen soll, ob es mit Jesu leben oder ohne ihn verderben will. Wie diese abermalige und letzte Entscheidung ausfallen wird, darüber kann kaum ein Zweifel sein; das Resultat steht geschrieben Sacharja 12 und Römer 11.

II.

Damit haben wir nun schon einen Ausblick in die Zukunft, ja auf das Endziel der Judenmission getan. Aber so wohl es tut, dahin den Blick zu richten, so liegt doch noch zwischen dem Ende dieses ersten Jahrhunderts der Judenmission und ihrem letzten Ziele ein weiter, vielleicht sehr weiter Weg, und wir tun wohl, uns zunächst darüber klar zu werden, was noch zu tun bleibt und was unsere nächste Aufgabe ist. Es ist ja von vornherein klar, daß ein Werk wie die Judenmission — ohne sich das Ziel verrücken zu lassen und ohne von dem einzigen Mittel, dies Ziel zu erreichen, dem lauteren Evangelium, irgendwie abzugehen — doch in der Weise seiner Arbeit sich den Verhältnissen anpassen muß. Gerade einem solchen Volke gegenüber, das an den geistigen Strömungen innerhalb unserer christlichen Kulturwelt so regen Anteil nimmt, muß die Mission sich beweglich genug zeigen, um den Bewegungen des Gegners folgen und ihn in wirksamer Weise angreifen zu können.

Das jüdische Volk von heute ist in vieler Beziehung nicht mehr dasselbe wie vor 100 Jahren. Es setzt gerade ziemlich gleichzeitig mit dem Eintritt der Judenmission in ihr zweites Jahrhundert eine neue Entwickelungsepoche im Judentum ein, die bezeichnet ist auf der einen Seite durch einen religiösen Auflösungsprozeß, auf der anderen Seite durch eine Hebung des nationalen Selbstbewußtseins, dessen Wortführer der Zionismus wurde. Beide Erscheinungen sind durchaus nicht geeignet, unsere Hoffnungen herabzustimmen — im Gegenteil, wir sehen auch darin einen Beweis dafür, daß eine neue Zeit der Heimsuchung für Israel angebrochen ist.

Aber zunächst erschweren sie doch die Arbeit der Mission. Der religiösen Anknüpfungspunkte werden immer weniger in demselben Maße, wie die religiöse Verwüstung und Gottlosigkeit in Israel zunimmt. Es ist in der Tat geradezu erschreckend, die Verheerungen zu beobachten, die der moderne Unglaube in jüdischen Herzen anrichtet. Dazu ist den Assimilationsbestrebungen des westeuropäischen Judentums teils durch den Antisemitismus, teils durch den Zionismus ein Ende bereitet. Beide, vor allem der Zionismus, haben das jüdische Volksbewußtsein wieder so gestärkt, daß auch die vornehmeren Kreise des Judentums wieder den Mut gewonnen haben, offen und mit Stolz den Namen von Juden zu tragen. Mag auch der Zionismus im übrigen weit zurückgeblieben sein hinter dem, was er selbst und was man von ihm erwartete; er hat doch dem Volke das Rückgrat gestärkt, und das war seine eigentliche Mission, die er nach Gottes Willen zu erfüllen hatte; denn Gott will nicht, daß Israel sich in den Völkern

auflöst. Aber damit ist nun zunächst ein weiteres erschwerendes Moment für die Judenmission eingetreten. Aus der Assimilation sind neben der Masse von Judentaufen, die eine Schande für Judentum und Christentum bilden, doch auch viele aufrichtige Bekehrungen zum Christentum hervorgegangen. Jetzt hat sich durch das Eintreten der nationalen Bewegung die Kluft zwischen Judentum und Christentum noch erweitert, und jede Annäherung an das Christentum wird jetzt auf jüdischer Seite womöglich noch schärfer als früher als Verrat und Gesinnungslosigkeit gebrandmarkt.

Diese veränderte Sachlage stellt neue Anforderungen an die Mission. Wir müssen uns zunächst daran gewöhnen, durchaus nicht mehr ausschließlich oder vorwiegend mit einem frommen Judentum zu rechnen, bei dem die Möglichkeit bestand, an Gesetz und Propheten anzuknüpfen. Im Gegenteil, es werden uns meist Juden begegnen, für welche die Bibel nicht Gottes Wort ist und für die eine persönliche Messias-Idee und -Erwartung nicht mehr existiert. Trotzdem wird vielfach in der Mission ganz nach dem alten Schema weiter gearbeitet, indem man versucht, die Juden aus Gesetz und Propheten zu überzeugen, daß Jesus der Messias sei. Derartige biblische und messianische Beweise besitzen für das heranwachsende Geschlecht des Judentums wenig oder gar keine Beweiskraft. Darum sind auch die meisten Traktate aus früherer Zeit, selbst die besten unter ihnen, ziemlich unbrauchbar geworden.

Es gilt jetzt, soviel ich sehe, den Herzen auf den Irrwegen des modernen Unglaubens zu folgen und ihnen das Bild Jesu so zu zeigen, daß sie ein Bewußtsein davon erhalten: Hier ist der, den euer Gewissen, den das innerste Suchen und Verlangen eures Herzens euch bezeugt als den einzigen Retter, der Frieden für die Seele hat. Das erfordert ein Eingehen auf die Seelenzustände moderner Ungläubiger, eine seelsorgerliche Kunst, die allerdings viel schwerer ist, als mit biblisch-messianischen Beweisen den Glauben an Christus hervorzurufen. Wir dürfen aber der guten Zuversicht sein, daß diejenigen, die am alten jüdischen Glauben Schiffbruch gelitten haben, mit der Zeit mindestens ebenso empfänglich für die Predigt des Evangeliums werden wie die altgläubigen Juden; zumal ist diese Erwartung gerechtfertigt bei dem jungen Geschlechte der russischen Juden, die vom starrsten Rabbinismus zum radikalsten Unglauben übergegangen sind und sich doch nicht darin zurechtfinden können.

Eine weitere Forderung, welche die veränderten Verhältnisse auf dem Missionsfelde an die Judenmission stellen, ist die Stellungnahme zu der nationalen Bewegung im Judentum. Diese ist in ihrer Tendenz der

Mission durchaus feindlich; sie will bewußtermaßen einen Damm gegen die Assimilation und gegen den Uebergang zum Christentum aufrichten. Diejenigen, die da meinten, der Zionismus werde eine Brücke zum Christentum hinüberschlagen, indem er wieder an die geschichtliche Vergangenheit Israels anknüpfte, sind getäuscht worden; die Makkabäer sind seine Helden, die Propheten aber bleiben ihm fremd. Nichtsdestoweniger aber haben wir nicht bloß die Pflicht, dem nationalen Kampfe der Zionisten für die Existenz und die Wiederaufrichtung ihres Volkes Anerkennung zu zollen, sondern auch das Recht, zu hoffen, daß er für den Fortgang des Evangeliums von Nutzen sein kann. Dazu berechtigt uns der Umstand, daß der Zionismus prinzipiell Religion und Nationalität getrennt hat. Er macht freilich mit der daraus sich ergebenden religiösen Toleranz jüdischen Christen gegenüber keinen Ernst, weil traurige Erfahrungen ihn in dem falschen und ungerechten, aber begreiflichen Irrtum bestärkt haben, daß Judentaufen und Volksverrat gleichbedeutend seien. Aber die Judenchristen haben doch die Möglichkeit, ihrem Volke zu zeigen, daß sie sich nicht von ihm trennen wollen, wenn sie auch religiös um des Gewissens willen mit ihm gebrochen haben, daß man kein Verräter am Volke zu sein braucht, wenn man ein Jünger Jesu wird — sowenig wie die Führer und die Mehrzahl der Zionisten, die der Religion den Rücken gekehrt haben.

Und diese Möglichkeit soll den Judenchristen ein Antrieb sein, ihrerseits die Zusammengehörigkeit mit ihrem Volke zu betonen, zu pflegen und zum Ausdruck kommen zu lassen; und erfreulicherweise sind auch unter den Judenchristen schon vielfach Bestrebungen in dieser Richtung vorhanden. Aufgabe der Mission aber muß es sein, in ihren Anhängern das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihrem Volke zu stärken, damit sie ihm nicht entfremdet werden; und je weniger sie von ihrem Volke anerkannt werden und je einsamer sie sich unter den übrigen Christen fühlen, um so mehr sollen sie sich, soweit es möglich, zur Gemeinschaft mit gläubigen Brüdern aus Israel zusammenschließen. Ich kann aus eigener Erfahrung sagen, daß das innere Leben der jüdischen Christen nur dadurch gewinnt, daß ihnen das drückende Gefühl genommen wird, als hätten sie nicht mehr das Recht, sich Juden zu nennen, und daß sie dem Vorwurfe des Verrats am Volke mit gutem Gewissen begegnen können.

Endlich meine ich, daß die Mission mehr als bisher danach trachten muß, auch diejenigen Kreise des Judentums mit dem Evangelium in Berührung zu bringen, die sie nicht unmittelbar mit ihrer Verkündigung und Seelsorge erreichen kann. Dazu bieten zwei Erscheinungen der neueren Zeit willkommene Möglichkeit. Das ist einmal die Tatsache, daß in neuerer

Zeit ein erhöhtes Bedürfnis nach religiöser Auseinandersetzung vorhanden zu sein scheint. Die letzten Jahre haben auch das Judentum in diese öffentlichen Verhandlungen hineingezogen und es sind von hüben und drüben auch in der wissenschaftlichen und belletristischen Literatur vielfach polemische und apologetische Erörterungen gewechselt worden. Da hat nun die Mission die Aufgabe, anregend und belehrend, am liebsten auch selbsttätig in diesen Kampf der Geister mit Wort und Schrift einzugreifen — eine Aufgabe, die freilich ein hohes Maß von Bildung und Takt erfordert. Und daneben bietet die erfreuliche Zunahme des Interesses für Israel in den erweckten Kreisen des Christenvolkes, verbunden mit der Freudigkeit zum persönlichen Zeugnis für den Herrn, der Judenmission die Möglichkeit, die Mitarbeit gläubiger Christen an ihrem Werke zu gewinnen. Sie zu persönlichem Zeugnis auch vor Juden zu ermutigen und anzuleiten, ihnen die Waffen zu liefern, das ist eine schöne, verheißungsvolle Aufgabe der Mission.

Ich glaube, den Ausblick in die Zukunft der Judenmission damit schließen zu können, daß ich sage: Wohl sind die Zeiten für die Judenmission schwer und stellen größere Anforderungen an sie; aber sie kann dennoch mit freudiger Hoffnung in das zweite Jahrhundert ihres Bestehens eintreten, weil Gott sich zu ihr bekannt hat und fernerhin mit ihr sein wird.

Und nun noch, ehe ich schließe, ein Wort über unsere lutherische Judenmission. Sie hat nach jenem ersten schönen Anfange im 17. Jahrhundert noch mehrmals Ansätze zu neuem Leben gezeigt, zuletzt unter dem Einflusse Delitzschs. Aber obwohl eine solche Persönlichkeit für sie eintrat und obwohl eine Anzahl junger tüchtiger Kräfte sich in ihren Dienst stellten, blieb es bei Anfängen. Es ist hier nicht Zeit und Ort, die Gründe zu untersuchen, warum die Tätigkeit des Zentralvereins so bald wieder erlahmte. Es ist damals von den Arbeitern der Leipziger Mission, in dem Bestreben, neue Wege für sie zu finden, viel — auch viel Gutes — über die rechte Art, Judenmission zu treiben, gesagt und geschrieben worden; und es sind Gottes Wege gewesen, wenn in Galizien die Brüder in die Diasporaarbeit hineingeführt wurden. Aber es war bedauerlich, daß darüber die Verkündigung des Evangeliums an die Juden fast ganz zurücktrat. Um so mehr wollen wir Gott danken, daß er uns nun in der neuesten Zeit wieder neue Anfänge geschenkt hat. Zu der geringen missionarischen Tätigkeit des Sekretärs in Leipzig ist nun die Arbeit des Frl. Elisabeth Delitzsch unter jüdischen Frauen in Altona-Hamburg hinzugekommen, nachdem dieselbe während des vergangenen Jahres unsere Arbeit in Leipzig

unterstützt und sich für den Missionsberuf weiter ausgebildet hat. Seit dem 1. Juli ist von uns in Gemeinschaft mit den lutherischen Glaubensgenossen in Polen der Pastor L. Rosenstein als Missionar in Lodz stationiert; er hat dort eine gesegnete Arbeit begonnen und kann mit vollen Händen den Samen des Evangeliums ausstreuen. Wir können Gott nicht genug dafür danken, daß er uns eine Tür in Rußland geöffnet hat, wo ein so großes Arbeitsgebiet und ein in vieler Beziehung wohl vorbereiteter Boden für die Judenmission vorhanden ist; und wir hoffen, daß er uns demnächst noch mehr Türen gerade in Rußland öffnen wird.

Ob sich nun unsere lutherische Judenmission in Zukunft stetiger und kräftiger entfalten, ob sie das Maß von Arbeit wird leisten können, wie es sich für die lutherische Kirche ziemt, und ob der Segen des Herrn ihr folgen wird, das hängt vor allem auch davon ab, ob sich in unserer Kirche genug Kräfte des Glaubens und der Liebe finden, um das Werk ihrer Judenmission zu tragen und zu fördern.

Thesen.

I.

Ein Rückblick auf das erste Jahrhundert der Judenmission bestätigt es, daß die Sache und das Werk dieser Mission von Gott ist, denn er hat

1. — der Trägheit und den Vorurteilen der Christenheit zum Trotz — ihr reiche Gaben und Kräfte verliehen;
2. — dem Unglauben und Widerstand Israels zum Trotz — ihr reiche Früchte geschenkt;
3. — der eigenen Schwäche zum Trotz — insofern ihr zur Erfüllung ihrer Aufgabe verholfen, als durch sie
   a) der weitverbreiteten und tiefgewurzelten Anschauung von der völligen oder einstweiligen Aussichtslosigkeit der Judenmission der Boden entzogen und
   b) der Rest aus Israel gerettet ist.

II.

Ein Ausblick in die Zukunft der Judenmission ergibt,

1. daß ihre Aufgabe für die Zukunft insofern eine andere und in vieler Beziehung schwerere geworden ist, als das jüdische Volk mittlerweile

a) auf religiösem Gebiete immer entschiedener dem Zweifel und der Verneinung anheimfällt, wodurch die religiöse Vorbereitung und Empfänglichkeit der Juden für das Evangelium geringer wird;
b) auf nationalem Gebiete aber — dank dem Zionismus — ein gesteigertes Selbstbewußtsein erlangt hat, wodurch der Assimilation (dem Bedürfnis nach Annäherung und Anschluß an die christlichen Völker) in den besten Kreisen des Judentums ein Damm entgegengestellt ist.

2. Diesen veränderten Verhältnissen hat die Judenmission Rechnung zu tragen, indem sie
   a) in ihrer Verkündigung weniger als früher die Methode biblischer (insbesondere messianischer) Beweisführung anwendet, um so mehr aber auf die religiösen Zweifel und Fragen des modernen Geisteslebens verständnisvoll eingeht;
   b) bei ihren Anhängern das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu ihrem Volke stärkt und zum Ausdruck kommen läßt;
   c) neben der Bekehrung einzelner mehr als bisher die Evangelisation des Volkes ins Auge faßt und zu diesem Zwecke
      α) die öffentliche Auseinandersetzung mit dem Judentum in Wort und Schrift fördert;
      β) die gläubigen christlichen Kreise zu persönlicher Mitarbeit und selbständigem Zeugnis vor den Juden aufruft und ausrüstet.

Unsere lutherische Mission unter Israel hat allen Grund, bei einem Rückblicke auf das vergangene Jahrhundert tief beschämt zu werden, weil es ihr vor anderen an Kraft gebrach; aber sie braucht sich dessen nicht zu schämen, daß sie früher als andere Missionen neue Wege — wenn auch zunächst noch tappend — zu gehen versuchte; und sie darf und soll die Gewißheit haben, daß der Herr noch eine große Aufgabe für sie hat.

Die von deutschen und amerikanischen Lutheranern betriebene Evangelisationsarbeit in Persien.

Von Pastor **K. Röbbelen**=Hermannsburg.

I. Es ist ungenau, wenn man die Arbeit, über die ich hier berichten soll, als lutherische Mission in Persien bezeichnet. Nicht Sendungsarbeit zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Ungläubigen haben wir bislang in Persien getrieben, sondern innerhalb einer christlichen Kirchengemeinschaft, die älter ist als unsere deutsche Kirche, geschieht das Werk, das wir in Persien unternommen haben. Man kann es also wohl ein Evangelisationswerk nennen. Wir sind nicht durch jene missio des Herrn, die wir Matth. 28, 19 lesen, genötigt worden, in Persien zu arbeiten, sondern eine vocatio ist Anlaß und Ursache unseres dortigen Werkes geworden. Gerufen wurden wir, ein Hilferuf ist an uns ergangen, und diesem Rufe Folge zu leisten, trieb uns eine höhere doppelte vocatio, nämlich der Beruf, der an alle Christen ergeht: Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes, — und der besondere Beruf, den unsere lutherische Kirche hat, als die Erbin der Reformation mit dem Pfund zu wuchern, das ihr anvertraut ist.

Aber ist unsere Arbeit nicht ein unbefugtes Eindringen in ein fremdes Kirchengebiet? Wenn vor 30 Jahren bei den Urhebern dieses Werkes der Gedanke hätte aufkommen können, daß mit der Hilfsarbeit für die nestorianischen Christen ein unberechtigter Einfall in eine christliche Kirche unternommen würde, so hätte ein Kirchenmann wie Friedr. Horning in Straßburg die Sache nicht begonnen, und Theod. Harms in Hermannsburg nicht die Hand dazu geboten. Es handelte sich darum, jungen Syrern zu einer theologischen Ausbildung zu verhelfen und ihnen die Führung des Predigtamtes in ihrer Kirche zu ermöglichen. Sie sind in ihrer Kirche geblieben. Der Patriarch hat ihre Arbeit gutgeheißen und ihnen nichts

in den Weg gelegt, obwohl er um ihre lutherische Lehrrichtung wußte. Die Möglichkeit einer so freien Bewegung innerhalb dieser alten, hierarchisch verfaßten Kirche ist aber auch in den Verhältnissen begründet. Der persische Teil dieser Kirche steht nicht mehr in ungebrochener Abhängigkeit von der Oberleitung der Kirche, da der Patriarch in der Türkei seinen Sitz hat und nach Persien nicht kommen darf, die Organisation der Kirche in Persien unvollständig und gelockert ist, die alten Gebräuche nicht mehr allgemein beobachtet werden, und infolge der fast 80jährigen Arbeit der reformierten Amerikaner Anschauungen eingedrungen sind, die einem hierarchischen Kirchenbegriff widersprechen. Es mag dies alles für das Verhalten des Patriarchen gegen unsere Brüder in Persien mit in Betracht kommen, aber uns genügt die Tatsache, daß die von uns ausgebildeten und lutherisch ordinierten Prediger als Pastoren in der altsyrischen Kirche wirken können, und damit auch das Recht der Gemeinden auf die Predigt des Wortes Gottes anerkannt wird, die sonst in der altsyrischen Kirche nur in unvollkommenster Weise oder gar nicht geübt wird.

Wir stehen nun nicht vor der Frage, ob wir eine Evangelisationsarbeit in der altsyrischen Kirche in Persien beginnen sollen, sondern wir beschäftigen uns mit einem Werk, in dem schon die zweite Generation arbeitet. Vor 33 Jahren haben elsässische Lutheraner sich entschlossen, eine Hilfsarbeit für die syrischen Christen in Persien zu unternehmen; seit 28 Jahren ist deren Abgesandter, Pera Johannes, nachdem er in Hermannsburg seine theologische Ausbildung erhalten hatte, in Wasirabad bei Urmia als Prediger tätig; zwei andere syrische Pastoren werden auch von deutschen Lutheranern erhalten; ein vierter ist in diesem Sommer nach Amerika gegangen, um unter seinen dort eingewanderten Landsleuten zu wirken; zwei junge Syrer befinden sich noch im Hermannsburger Missionsseminar. Am 28. August 1907 ist in Kassel ein Komitee für dieses Werk zusammengetreten, dessen Mitglieder auf 14 lutherische Landeskirchen Deutschlands sich verteilen; ein aus sechs Mitgliedern des Komitees bestehender Ausschuß verwaltet die Geschäfte desselben. — Wir deutschen Lutheraner sind aber nicht allein geblieben, drei amerikanische Gesellschaften, die der Vereinigten Norwegisch-lutherischen Kirche in Amerika, der Schwedisch-Amerikanischen Augustanasynode und dem Generalkonzil angehören, arbeiten neben uns in Persien. Die Norweger haben den Pastor Fossum vor drei Jahren nach Persien gesandt, die schwedischen Amerikaner und die des Generalkonzils haben Syrer als Prediger angestellt; die Norweger und die Schweden haben eine Kirche und ein Haus in Supurgan bei Urmia im Besitz. In Wasirabad und in Gogtapa haben unsere Brüder ihre Kirchen und

Gemeinden. So gehören zwei Gemeinden mit 700 Seelen zu unserem Wirkungskreise, in elf Dörfern wird gearbeitet, 1000—1200 Christen stehen unter dem Einfluß der lutherischen Predigt, und in zehn Schulen werden 400 Schüler unterrichtet.

II. Es sollte nun eine Schilderung der sozialen, religiösen und sittlichen Zustände folgen, die wir unter den syrischen Christen finden, wie sie der Vortrag zu geben versuchte. Da aber hier der Raum beschränkt zugemessen ist, so müssen einige Andeutungen genügen. Die Zahl der Nestorianer in Persien wird von manchen auf 25000 geschätzt, von anderen auf 54000 berechnet. Genau ließ sich die Zahl bislang nicht ermitteln. Nach der Angabe eines zuverlässigen Gewährsmannes, der einige Jahre in Urmia gelebt hat, sollen 40000 anzunehmen sein. Der Bergsyrer in der Türkei sind etwa doppelt soviel. Diese befinden sich in einer wesentlich anderen und zwar in schlechterer Lage als die Syrer in Persien und sind auch nach Art und Charakter von ihnen verschieden. Wir beschränken uns auf die letztgenannten. Ihre Lage in der fruchtbaren Provinz Aserbeidschan, wo die meisten als fleißige Ackerbauer leben, würde erträglich sein, wenn nicht der Rechtsschutz oft fehlte, und die Raubzüge der Kurden, die sich im letzten Jahre gesteigert haben, viel schwere Verluste brächten. Die Arbeiter finden wenig Verdienst im Lande und gehen deshalb nach Rußland und Amerika. In Tiflis allein wohnen mehrere Tausend, in Amerika werden 2000 Syrer gezählt. — Im allgemeinen zeigen die syrischen Christen religiösen Sinn, der sich auch in der Liebe zur Kirche offenbart. In dem Dorfe Senger bei Urmia hat eine einfache Witwe, die nicht zu den Wohlhabenden gehörte, den Bau einer Kirche unternommen und nicht geruht, bis sie das Werk mit Hilfe einiger Freunde zustande gebracht hatte. Aber es fehlt an rechter christlicher Erkenntnis und an wahrem evangelischen Christentum. Auf Weihen und Aeußerlichkeiten wird großes Gewicht gelegt. In sittlicher Hinsicht tritt Wohltätigkeit und Gastfreundschaft gegen vertriebene Christen wohltuend hervor, aber es geht viel Lüge und Betrug bei dem Volke im Schwange, und diesen Sünden gegenüber ist das Gewissen auch der Besseren merkwürdig abgestumpft. Man merkt, daß die 1200jährige Knechtung unter mohammedanischer Herrschaft schlimme Folgen für das sittliche Leben mit sich gebracht hat.

Was der altsyrischen Kirche nottut, das ist die gesunde Lehre und Predigt der lauteren evangelischen Wahrheit, wobei die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an Christum in den Mittelpunkt gestellt wird und für altkatholischen Sauerteig und hierarchischen Wahn kein Raum bleibt.

III. Was in dem Vortrag über die Arbeit anderer Konfessionen gesagt worden ist und über die Frage, ob unser lutherisches Evangelisationswerk neben jener noch eine Berechtigung hat, kann wegen des Raummangels nicht wiedergegeben, sondern nur zusammengefaßt werden. Wir haben auf die presbyterianische Arbeit gebührende Rücksicht zu nehmen, aber wir finden neben derselben noch Raum genug, da nur einige Tausend Syrer zu den Presbyterianern übergegangen sind. Wir können aber aus konfessionellen Gründen die, welche sich der lutherischen Evangelisation zuwenden, nicht von uns weg zu den Presbyterianern weisen und müssen denen, die es begehren, mit den Gaben unserer Kirche dienen.

Die Arbeit der Anglikaner ist als Evangelisationsarbeit nicht anzusehen.

IV. Was wir für die syrischen Christen tun können, ist dies, daß wir ihnen Diener des Wortes verschaffen, die in Schule und Kirche das Wort Gottes recht lehren und predigen. Etwas ist zu diesem Zweck bisher schon geschehen. Es sind junge Syrer im Hermannsburger Missionsseminar und in amerikanischen Predigerseminarien ausgebildet worden. Aber dies Verfahren ist kostspielig und bringt den Nachteil mit sich, daß die jungen Syrer, die eine Reihe von Jahren im Abendlande gelebt haben, sich in ihren heimatlichen Verhältnissen nicht mehr recht befriedigt fühlen. Nur für einzelne besonders befähigte junge Männer wird diese Methode der Ausbildung beizubehalten sein, damit sie sich völlig die abendländischen Sprachen aneignen und unsere theologische Literatur für ihre Kirche nutzbar machen können. Aber im allgemeinen sollten die Prediger für die syrische Kirche in ihrer Heimat ausgebildet werden. Vor allem aber wird man die Ausbildung von Lehrern in Persien selbst bewirken müssen. Bisher haben wir uns in den dort eingerichteten Schulen mit ungenügend ausgebildeten Lehrern behelfen müssen, von denen besonders der Religionsunterricht nicht in der rechten Weise erteilt werden konnte. So muß denn mit Ernst auf die Heranbildung von Lehrern Bedacht genommen werden. Soll diese nebst der Ausbildung von Predigern ins Werk gesetzt werden, so müssen wir auf dem Arbeitsfelde in Persien Männer haben, die dazu imstande sind. Es ergibt sich die Notwendigkeit, neue Schritte zur Förderuug des lutherischen Werkes in Persien zu tun.

V. Diese Schritte haben wir nicht allein zu unternehmen, sondern in Gemeinschaft mit den drei amerikanischen lutherischen Gesellschaften, die neben uns in Persien arbeiten. Für uns allein werden wir die Mittel nicht aufbringen können, die zur Errichtung und Erhaltung eines Seminars und zu anderen notwendigen Unternehmungen gehören. Aber auch die Sache selbst fordert einen Zusammenschluß der vier in Persien tätigen

lutherischen Gesellschaften. Wenn jede ihre Arbeit in diesem kleinen Gebiet unbekümmert um die anderen für sich allein treibt, so kann das lutherische Evangelisationswerk in Persien nicht gedeihen. Nun wird, so Gott will, im Februar des kommenden Jahres ein elsässischer Pfarrer in unserem Auftrage zur Prüfung der Verhältnisse auf unserem Arbeitsfelde nach Persien reisen. Zu derselben Zeit wird ein Abgesandter der Schwedisch-Amerikanischen Gesellschaft dorthin kommen. Beide werden ihr Augenmerk auf eine Vereinigung der von den verschiedenen Gesellschaften dort unternommenen Arbeiten richten. Pastor Fossum, der drei Jahre lang im Auftrage der norwegischen Amerikaner in Persien tätig gewesen ist, macht eine Urlaubsreise nach Amerika und will dort den Zusammenschluß betreiben. Wenn derselbe zustande kommt, so wird man daran denken können, geeignete Kräfte, etwa einen deutschen und zwei amerikanische Theologen, in Persien anzustellen. Dann könnten die weiteren Ziele, die Errichtung eines Seminars, die Herausgabe von Schulbüchern, die Herstellung anderer Schriften u. a., ins Auge gefaßt werden. Es liegen also große und schwere Aufgaben vor uns, für die Gott die rechten Männer geben und die Wege bahnen muß. Zur Lösung derselben sind auch größere Geldmittel erforderlich, als wir bisher aufwenden konnten. Wenn auch die amerikanischen Gesellschaften in gleichem Verhältnis wie wir beitragen, so müßte sich doch die deutsche Einnahme immerhin verdoppeln, damit das Werk recht getrieben werden kann. Unsere Jahreseinnahme hat zuletzt etwa 8000 Mk. betragen. Mit den Jahren, die bis zur Verwirklichung der jetzt ins Auge gefaßten Pläne vergehen werden, kann eine Vermehrung um weitere 8000 Mk. wohl eintreten, wenn es des Herrn Wille ist, daß die Sache hinausgeführt werden soll.

VI. Daß jetzt die lutherische Arbeit in Persien mehr Beachtung findet als in den vorhergehenden Jahrzehnten, das ist in dem wachsenden Interesse für die orientalische Welt begründet. Die Ereignisse im Orient zeigen uns, daß die Völker dort erwachen und sich regen. Selbst in den mohammedanischen Ländern bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß die alte Starrheit weichen muß, daß Reformen nötig sind, die den christlichen Anschauungen entsprechen; ja, sogar die Forderung der Religionsfreiheit ist schon von Mohammedanern erhoben worden. Die gläubigen Christen erkennen in den Zeichen der neuen Zeit, die für die orientalischen Völker anbricht, eine Aufforderung, sich bereit zu halten, um mit dem Evangelium dort einzudringen, wo sich neue Türen auftun. Es scheint die Zeit zu nahen, in der man auch den Mohammedanern das Evangelium unverboten predigen kann. Da gilt es nun, die Positionen, die wir in den mohammedanischen Ländern eingenommen

haben, festzuhalten und zu verstärken. Wir Lutheraner haben unter Gottes Leitung einen Posten in Persien besetzen dürfen, der es uns ermöglicht, in jenem Lande das Evangelium auf den Leuchter zu stellen. Wenn wir dort mit unserer Evangelisationsarbeit fortfahren, dann werden wir von selbst dahin getrieben werden, sie auch auf die Mohammedaner auszudehnen. Sobald wir in Dörfern, in denen neben der christlichen auch mohammedanische Bevölkerung ist, Schulen errichten, werden auch Kinder von Mohammedanern in unsere Schulen kommen und so Christum und sein Evangelium von Jugend auf kennen lernen. Wird in Persien ein lutherisches Seminar errichtet, so werden in demselben auch Prediger herangebildet werden, die der türkischen Sprache mächtig sind und für die Mohammedaner predigen können. So führt die Arbeit unter den syrischen Christen in Persien ganz von selbst zu indirekter und endlich auch zu direkter Mission unter den Mohammedanern. Doch das sind Blicke in die Zukunft, und die ist Gottes und nicht unser. Uns gehört die Gegenwart, und diese zeigt uns eine lutherische Arbeit im Orient, die seit einem Menschenalter still getrieben worden ist, an der jetzt aber vier lutherische Gemeinschaften beteiligt sind. Wenn wir ohne ernsten, zwingenden Grund diese Arbeit fallen lassen wollten, so würden wir ein Werk versäumen, das reichen Segen schaffen kann, und einen Posten aufgeben, der unserer Kirche anvertraut ist. Den Freunden des Werkes in Persien darf ich wohl das apostolische Wort zurufen: „Meine Brüder, seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn".

Thesen.

1. Die lutherische Evangelisationsarbeit innerhalb der nestorianischen Kirche in Persien ist nicht ein neues Unternehmen, sondern ein von deutschen Lutheranern seit 28, von amerikanischen seit 20 Jahren in der Stille getriebenes Werk, das sich jetzt auf elf Dörfer der Urmiaebene erstreckt, wo 1000 bis 1200 Hörer der lutherischen Predigt gezählt und in zehn Schulen etwa 400 Schüler unterrichtet werden.

2. Die Schäden, die wir an den alten Kirchen des Ostens und ihren Gliedern wahrnehmen, sind zum Teil verursacht durch die mohammedanische Herrschaft, unter der die orientalischen Christen stehen; — andererseits ist der Zustand der dortigen Kirchen ein Hindernis für die Ausbreitung des

Christentums unter den Mohammedanern. Indem wir für lautere Verkündigung des Evangeliums in den nestorianischen Gemeinden sorgen, wirken wir dem schädlichen Einfluß des Mohammedanismus entgegen und helfen dazu, daß jene Gemeinden, oder doch etliche ihrer Glieder, ein Licht für ihre Umgebung, die christliche wie die mohammedanische, werden können.

3. Die Arbeit der Presbyterianer, Anglikaner und Baptisten auf demselben Gebiete macht unsere Arbeit nicht überflüssig und entbindet uns nicht von der Pflicht, mit den Gaben unserer Kirche an den Orten zu dienen, wo man dieselben begehrt und der lutherischen Kirche vor anderen den Vorzug gibt.

4. Die Ausbildung begabter syrischer Jünglinge zu Predigern und Lehrern, die in der Lehre und nach der Weise der lutherischen Kirche geschehen muß, ist eine der wichtigsten Aufgaben. Bisher sind junge Syrer im Hermannsburger Missionsseminar und in amerikanischen Anstalten zu Predigern herangebildet worden. Die Ausbildung von Lehrern konnte noch nicht in Angriff genommen werden.

5. Soll die lutherische Arbeit in Persien ihren Zweck erreichen, so sind folgende Ziele fest ins Auge zu fassen:

1. Die Anstellung eines deutschen lutherischen Theologen in Urmia;
2. Die Errichtung einer höheren Schule in Persien zur Ausbildung von Lehrern und die Herstellung der für Kirche, Schule und Haus nötigen Schriften; diese Aufgaben sind im Verein mit den amerikanischen Lutheranern zu lösen.

   Um die genannten Ziele zu erreichen, müßte die deutsche Einnahme für das Werk, die bisher ca. 8000 Mk. betrug, mindestens verdoppelt werden.

6. Die Bewegungen, die jetzt durch die islamitischen Völker hindurchgehen, sagen der Christenheit, daß sie ihr Augenmerk auf die Länder des mohammedanischen Herrschaftsgebietes richten und jede Gelegenheit, das Evangelium der mohammedanischen Welt nahezubringen, ernstlich wahrnehmen soll. Als ein Mittel zu diesem Zweck ist auch das lutherische Evangelisationswerk in Persien anzusehen.

Predigt über 1 Joh. 5, 4 zur Eröffnung der Konferenz.

Von Prof. D. **Walther**-Rostock.

Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat! Amen.

Vergiß nicht, du Lutherische Konferenz, was der Herr dir Gutes getan hat! Vierzig Jahre sind vergangen, seit in dieser Stadt eine Anzahl lutherischer Männer aus allen Gebieten unseres deutschen Vaterlandes zusammentraten, um sich gegenseitig in der Treue zum Bekenntnis unserer Kirche zu stärken und zu größerer Klarheit über die brennend gewordenen Fragen zu verhelfen. Es waren herrliche Tage, da auch solche Theologen, die einander bekämpft hatten, im Bewußsein des Großen, das sie einte, sich die Bruderhand reichten und in Frieden zusammen arbeiteten. Die Not der Zeit, die bange Sorge um die Zukunft unserer Kirche hatte sie einig gemacht.

Heute, da wir auf die vier Jahrzehnte, die die Lutherische Konferenz bestanden hat, zurückblicken, muß unser Herz voll Dank gegen den Herrn seinen heiligen Namen erheben. Unsere Konferenz ist nicht umsonst gewesen. Sie hat vielen das Herz gestärkt. Manche der Sorgen, die uns im Anfang bedrückten, haben sich nicht erfüllt. Und Hoffnungen, die wir damals noch kaum zu hegen wagten, sind in Erfüllung gegangen. Weit über die Grenzen unseres deutschen Vaterlandes hinaus hat unsere Konferenz Wurzeln schlagen dürfen, so daß in diesen Tagen eine ganze Anzahl von Männern aus anderen Völkern die zwischen ihnen und uns bestehende Einigkeit im Geiste aussprechen können.

Freilich, die alten Sorgen sind noch keineswegs verschwunden, und wie viele neue sind hinzugekommen! Wer hätte sich vor vierzig Jahren träumen lassen, welch eine Entwickelung die Theologie in diesem Zeitraum nehmen würde! Zu welcher Kühnheit, zu welchen grundstürzenden Negationen

die Feinde unseres Glaubens den Mut gewinnen und in wie weiten Kreisen sie damit williges Gehör finden würden! Wohl ist im allgemeinen der religiöse Sinn weit lebendiger geworden, als er damals war. Aber eben darum wird auch so vieles für Christentum ausgegeben, was von diesem nur den Namen, und diesen mit Unrecht beibehalten hat. Eben darum herrscht auf dem religiösen Gebiete eine wahrhaft babylonische Verwirrung. Wenn wir vor vierzig Jahren fürchteten, es könnte dem Glauben Luthers sein Existenzrecht als Bekenntnis der Kirche abgesprochen werden, so kann uns heute bange sein, daß dieser Glaube selbst aufhöre. Doch, wozu lange davon reden? Wir alle sind tief bewegt von dem Ernst der Lage. Und wir sind hier zusammengekommen, um uns von dem Herrn, der bis hierher geholfen, vor Verzagtheit bewahren und mit fröhlichem Mute für den Kampf der Gegenwart erfüllen zu lassen. So lasset uns auf seine Stimme hören!

1 Johannis 5, Vers 4: Denn alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt, und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Allen Sorgen, aller Schwäche setzen wir das Wort entgegen:

Unser Glaube ist der Sieg.

Denn er hat die Welt überwunden, und er soll die Welt überwinden.

I.

Welch ein Jubel liegt darin: „Unser Glaube hat die Welt überwunden!“ Wie der Jubel dessen, der sich klar gemacht hat, wie furchtbar das sein würde, wenn er nicht überwunden hätte, sondern überwunden wäre. Aber nun steht er als Sieger da und blickt triumphierend auf die Welt, die er unter die Füße getreten hat. Und doch liegt nichts von Hochmut in diesem Wort. Denn der Apostel redet nicht von sich allein. Nicht das, was er als Apostel vor anderen voraus hat, ist es, worüber er frohlockt. Sondern „unser Glaube“ schreibt er. Von allen, die ebenso glauben wie er, gilt das Große, dessen er sich freut. Sie alle will er aufrichten und ihr Herz mit stolzer Freude erfüllen: Unser Glaube hat die Welt überwunden!

Was mag er damit meinen? Wie kann er sagen, der Glaube, den er mit allen wahren Christen in dieser Welt teile, habe schon die Welt überwunden? An irgend welchen äußeren Sieg kann er nicht denken. Denn da er so schrieb, war ja die große Masse der Welt noch kaum berührt worden von dem Christenglauben, geschweige denn von ihm über-

wunden. So kann er mit diesem Worte den Glauben nicht schildern wollen als einen Eroberer, der in die ungläubige Welt hineindringe und sie sich unterwerfe, sondern als das Land, in das der Unglaube der Welt eindringen will, aus dem er aber als Ueberwundener weichen muß. An die Welt denkt er, als deren Wesen er bezeichnet hat: „Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen".

Als wenn droben im Gebirge aus einem Felsen der kristallhelle Quell hervorbricht und sich ins Tal hinab ergießt, alle Durstigen zu erquicken und am Leben zu erhalten. Aber überall, wohin er dringt, erhebt sich der Kampf mit den Bestandteilen des Erdbodens. Denn all dieser Erdenschmutz sucht sich in das reine Wasser hineinzudrängen. Unendlich verschieden ist er, manchmal kaum von dem Wasser zu unterscheiden; aber immer verunreinigend und verderbend, vielleicht den Tod bringend. So ist der Christenglaube nicht in dem Jammertal dieser Erde entsprungen, sondern herniedergeflossen von den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt, von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat, die Dürstenden zu erquicken und zum ewigen Leben zu erhalten. Aber all die Herzen, in die er sich ergießt, sind voll von der Welt, ganz erfüllt von weltlichen Gedanken und Vorstellungen, weltlichen Empfindungen, weltlichen Neigungen. Bei jedem ist es verschieden, bald mehr von der Augenlust, bald mehr von der Fleischeslust, bald mehr von dem hoffärtigen Wesen bestimmt. Aber immer ist es Welt, im Argen liegend, Gott feindlich. Und immer sucht dieses Weltwesen sich einzudrängen in den aus dem Himmel stammenden Glauben, ihn zu durchsetzen und zu verderben, daß er nicht mehr das Leben geben kann, vielleicht geradezu den Tod bringt.

Auch Johannes hat es erfahren, wie damals, als durch Jesus Christus der Glaube in sein Herz gesenkt wurde, die hierin wohnende Welt nicht vor dem Glauben weichen wollte, sondern in ihn einzudringen, sich mit ihm zu verbinden und ihn so zu verderben suchte. Etwa damals, als er großen Glauben zu beweisen meinte, da er Feuer vom Himmel fallen lassen und Menschenseelen verderben wollte; oder damals, als er in seinem Glauben an Jesum zu dessen Rechten oder Linken in seinem Reiche zu sitzen begehrte. Furchtbare Stunden haben ihn lehren müssen, zu scheiden zwischen dem Glauben und der Welt in seinem Herzen. Aber der finstere Karfreitag ist auch nicht ohne Frucht gewesen. Jetzt kann Johannes frohlocken, daß sein Glaube die Welt überwunden hat, daß er rein geworden ist von allen Vorstellungen und Wünschen dieser sündigen Welt, rein überweltlich, göttlich.

Dürfen wir versuchen, diesen reinen Glauben in ein kurzes Wort zusammenzufassen? Nun, in der Vorstellung des Menschen über Gott

spiegelt sich all sein Glaube wieder. Was schaute denn des Johannes Glaube, wenn er Gott anschaute? Wie hat dieser Jünger Gott gesehen, er, von dem doch sicher das Wort gilt: „Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen“, er, der an dem Herzen dessen ruhen und in das Herz dessen sehen durfte, der da ist der Glanz der Herrlichkeit und das Ebenbild des Wesens Gottes? Wenn Johannes das Wesen Gottes malen will, so schreibt er: „Gott ist die Liebe“. Und er weiß, daß dieser Glaube nie in eines Menschen Herzen geboren werden konnte, daß er rein überweltlich ist, reines Wasser des Lebens aus der Höhe. „Unser Glaube hat die Welt überwunden!“

Dürfen auch wir in dieses stolze Wort einstimmen? Ach, was ist aus diesem himmlischen Wasser geworden, da es sich in die Täler der griechischen und römischen Welt ergoß! Wie ist es so trübe geworden, voll von Gedanken und Lüsten dieser Welt! Nicht das war das Unglück, daß man sich den Abglanz der Herrlichkeit Gottes, den eingeborenen Sohn des Vaters nicht nehmen lassen wollte und darum das Verhältnis zwischen dem Vater, dem Sohne und dem Geiste, davon Christus und seine Apostel geredet, klar zu machen und vor Mißdeutungen sicherzustellen suchte; aber dies, daß man die Herrlichkeit des dreieinigen Gottes nicht mehr verstand als die Herrlichkeit seiner Liebe. Nicht das war der Jammer, daß man für die Massengemeinden feste Ordnungen aufrichtete, um sie vor dem Eindringen der Irrlehren zu schützen; aber dies, daß man selbst die Grundwahrheit nicht rein erhielt: Gott ist die Liebe. Was war aus diesem Gott geworden, als jener Jüngling, Martin Luther, an dem Strome der Kirchenlehre kniete, um den brennenden Durst seiner Seele zu stillen?

Nach den Weltgedanken hatte man ihn umgestaltet. Nach dem Bilde eines weltlichen Herrschers, wie er der Welt imponiert und gefällt, hatte man ihn gemalt. Nicht die Liebe sollte er sein, sondern die Gerechtigkeit. Doch nicht eiserne, absolute Gerechtigkeit, sondern gemildert durch rücksichtsvolle Billigkeit. Sein Verhältnis zu den Menschen ein Rechtsverhältnis, doch so, daß er nicht mehr von ihnen verlangt, als sie zu leisten vermögen.

Dies trübe Wasser trank Luther in vollen Zügen. Es konnte seinen Durst nicht stillen. Es machte ihn zum Tode krank. Er erkannte, daß dies ihm nicht das Leben geben könne. In furchtbaren Kämpfen gelang es ihm, die Welt aus diesem Glauben auszuscheiden und zu dem Glauben eines Johannes sich zurückzufinden: Gott ist die Liebe! So galt es nun abermals und in einem neuen Sinne: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt, die römische Welt überwunden hat.

Es traten andere auf zu jener Zeit, die gleich Luther mit Schmerz erkannten, wie entstellt das Bild des lebendigen Gottes geworden war. Aber sie konnten nicht den Mut zu dem Adlerfluge des Johannes gewinnen und Gott als die Liebe erfassen. Was für ein Bild malten sie von ihm? Wieder waren es Farben von der Erde, die sie verwandten, nur andere, als die die römische Ebene geliefert hatte. Als den unumschränkten Alleinherrn verkündigten sie ihn, der nach freier Willkür handelt, allzeit seine Ehre wahrend. So verfügt er auch nach Belieben über die Menschen. Die einen überläßt er ihrer Sünde und Verdammnis, damit seine heilige Majestät verherrlicht werde, die anderen bestimmt er zur Seligkeit, damit seine Gnade gepriesen werde. Der Ehre Gottes soll alles dienen. „Ihr habt einen anderen Geist als wir", so hat Luther geantwortet. Ihr habt „Gottes Ehre aller Dinge weltlich und fleischlich gemacht. Unseres Gottes Ehre ist die, so er sich um unseretwillen aufs allertiefste heruntergibt", ist seine Liebe.

Noch trübere Zeiten kamen. Mit ihrer natürlichen Vernunft wollten sie den ewigen Gott konstruieren, nach ihren eigenen weltlichen Neigungen. Da haben sie auch des Johannes und des Luther Worte wiederholt, aber sie so entstellt, daß sie in ihr Gegenteil verkehrt wurden. Gottes Liebe haben sie gepriesen. Aber sie haben nicht bedacht, daß Johannes vor jenem Wort von der Liebe das andere geschrieben hat: „Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingeborenen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen" und: „Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, machet uns rein von aller Sünde". So haben sie sich die heilige Gottesliebe vorgestellt nach der Liebe, wie sie auf der Welt alltäglich ist, als eine Schwäche, die von Zorn nichts weiß, die über die Sünden der Menschen hinwegsieht, daß es eines Versöhners nicht bedarf.

Es gibt nur einen Glauben, der alle Weltgedanken überwunden hat, indem er ohne jeden Abstrich und Zusatz stehen läßt, was des Apostels Seraphsfeder geschrieben: Gott ist die Liebe. Seit der Apostel Tagen hat kein zweiter diesen reinen Glauben so tief erfaßt wie unser Dr. Luther. Wie anbetend und frohlockend nimmt er des Johannes großes Wort in seiner Seele auf! „Gott ist selbst die Liebe und sein Wesen ist eitel lauter Liebe. Daß, wenn jemand wollte Gott malen und treffen, so müßte er solch ein Bild treffen, das eitel Liebe wäre, als sei die göttliche Natur nichts denn ein Feuerofen und Brunst solcher Liebe, die Himmel und Erde erfüllet. Und wiederum, wenn man könnte die Liebe malen und bilden, müßte man ein solch Bild machen, das nicht menschlich, ja nicht engelisch

noch himmlisch, sondern Gott selbst wäre." Man hat wohl oft gesagt, Luther habe den in der römischen Kirche vergessenen Apostel Paulus wieder ans Licht gezogen. Gewiß. Aber er ist überzeugt gewesen, daß er ebenso auch den im Mittelalter begrabenen Apostel Johannes auferweckt habe. Denn die Voraussetzung von allem, was er mit Paulus von der Gerechtigkeit des Sünders durch den Glauben gelehrt hat, ist das Bild Gottes, wie es Johannes gemalt hat, ist Gottes heilige Liebe. Darum ist der Ton, in dem Luther redet, gerade dann am innigsten und ergreifendsten, wenn er Johanneische Worte zu verkündigen hat. Dann hören wir aus seiner Rede das stolze Bewußtsein: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Wir aber, die wir den Glauben Luthers bekennen, wir sind gewiß, daß auch wir rühmen dürfen: Dieser Glaube hat die Welt überwunden. Wir richten keinen, der nicht ebenso glaubt wie wir; denn jedes Gericht hat der Herr sich vorbehalten. Aber wir wissen, daß kein anderer Glaube so wie der, den wir als den unseren bekennen, die Welt überwunden hat. Wir zweifeln nicht daran, daß man auch in anderen kirchlichen Gemeinschaften die Seligkeit finden kann; denn wo noch der Name Jesus Christus gepredigt wird, fließt das Wasser des Lebens. Aber wir wissen, daß keine andere Kirche dieses Wasser so rein von weltlichen Zutaten besitzt wie die unsere. Wir leugnen nicht, daß man überall, wo man etwas von dem wahren Glauben hat, auch davon sagen darf, daß man die Welt überwunden habe. Aber wir wissen: soweit dies der Fall ist, da ist lutherischer Glaube, ob man es zugibt oder nicht. Als unseren Glauben nehmen wir jeden Glauben in Anspruch, der die Welt überwunden hat.

Dann aber gilt es auch der Aufgabe nicht zu vergessen, die ein so hoher Besitz an uns stellt. Das ist die Arbeit, zu der wir einander ermahnen wollen.

II.

Unser Glaube soll die Welt überwinden. Zuerst die Welt um uns her, indem wir mit fröhlichem Munde unseren Glauben bekennen. Es ist nicht so leicht. Denn eben weil er von keiner Einmengung weltlicher Gedanken etwas wissen will, gibt es keinen zweiten Glauben, dem das natürliche Denken und Fühlen und Wollen so stark widerspräche. Jedes neue Zeitalter hat in neuer Weise an ihm Anstoß genommen und neue Waffen zu seiner Bekämpfung geschmiedet. Trotzdem sind die alten Feinde nicht verschwunden, so daß es schier unzählbare Heere sind, die heute unserem Glauben widersprechen.

Aber in der Gewißheit, daß nur unser Glaube die Welt von sich abgewehrt hat, wissen wir auch, daß nur er imstande ist, all die Welt zu überwinden, mit der anderer Glaube vermischt ist. Wir freuen uns, wenn der eine jener Heereshaufen den Irrtum eines anderen erkennt und zu überwinden sucht. Er kann ihn auch vielleicht stark erschüttern. Aber ihn wahrhaft zu überwinden vermag er nicht, weil er selbst nicht die reine Wahrheit dafür an die Stelle setzen kann.

Wohl kann auch der reformierte Geist den römischen zurückdrängen, wohl kann auch Rom dem Rationalismus Wunden schlagen, wohl kann auch der Rationalismus dem Pietismus und dem Schwärmergeiste Abbruch tun. Aber eine wirkliche Ueberwindung, einen solchen Sieg, nach dem voller Friede den Herzen, die sich überwinden lassen, zuteil wird, kann nur der reine, der lutherische Glaube erringen. Darum sind wir der Welt das feste Bekenntnis unseres Glaubens schuldig.

Und eben damit dieses möglich bleibe, protestieren wir gegen jeden Versuch, irgend einen Glauben als gleichwertig mit dem unseren hinzustellen und äußerlich in Frieden zu vereinigen, was innerlich nur dann einig sein kann, wenn wir in unseren Glauben die Welt eindringen lassen, die wir zu bekämpfen die Aufgabe haben.

Solch lutherisches Bekennen aber soll auch allezeit in rein lutherischem Geiste geschehen. Denn der Apostel schreibt: „Alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt“. Gott aber, aus dem auch unser Bekennen geboren sein muß, ist die Liebe. So soll das einzige Motiv unseres Bekennens die Liebe sein, nicht Rechthaberei, nicht Freude am Zeugnisablegen, nicht Hochmut ob des eigenen Besitzes. Nur Liebe, die Erbarmen empfindet mit denen, welche den einen reinen Glauben nicht besitzen und eben darum ihn auch verachten; „ein Feuerofen und Brunst solcher Liebe“, die auch andere Herzen mit der unvermischten Wahrheit zu beseligen sich sehnt. Wenn unser Luther von solchem Bekennen redet, so nennt er gern als das treibende Motiv die Freude des Christen, die Freude an seinem unendlich reichen Besitz, die danach verlangt, auch andere an derselben Freude teilhaben zu sehen. Wie ist größere Freude auf Erden denkbar als die, Gott zu besitzen als die heilige Liebe! Wie könnte man das bekennen ohne Liebe!

Werden wir aber gleich Johannes zu unserem Bekenntnis einzig von der Liebe getrieben, die den anderen zu seliger Erkenntnis verhelfen möchte, dann werden wir auch willig und bereit sein, immer wieder unseren Glauben zu prüfen, ob er wirklich nur reines Wasser des Lebens ist oder ob auch ihm doch noch etwas von Welt beigemischt ist; ob der Widerspruch, den

er findet, einzig seiner Reinheit gilt. Wer wollte leugnen, daß schon mancher sich seines lutherischen Glaubens hoch gerühmt hat, während er doch von dem Glauben Luthers nur etliche Bruchstücke besaß, daneben aber eine Fülle von unreinen Elementen festhielt? Wer unter uns wollte zu behaupten wagen, daß sein Wissen der Wahrheit nicht mehr „Stückwerk" sei? Nein, es ist echt lutherisch, stets sich dessen bewußt zu sein, daß wir nie ausgelernt haben. Hat doch auch der große Doktor von Wittenberg immer wieder gestanden, daß er noch beständig an den Grundwahrheiten, wie die Kinder sie lernen, zu buchstabieren habe.

Wenn aber je eine Zeit dazu angetan war, der natürlichen Trägheit und Selbstzufriedenheit, die auf dem eigenen Besitz ausruhen möchte, mit Macht zu wehren, so unsere Zeit, die mit schärfstem Auge jede Schwäche unserer Position auszuspähen nicht müde wird. Fern sei es von uns, derartige Angriffe einfach zu ignorieren! Nein, sie sollen uns zu immer neuer Revision unseres Glaubens zwingen, ob dieser in der Tat keinen „Flecken oder Runzel oder des etwas habe". So wollen wir uns auch nicht dagegen verschließen, wenn man uns vorwirft, unser Glaube möge wohl für frühere Zeiten gut genug gewesen sein, aber für die Gegenwart tauge er nicht mehr. Wir wollen ihn nicht modeln nach modernen Weltgelüsten, nicht einen Zoll breit weichen von dem Glauben der Apostel. Wohl aber wollen wir uns in aller Demut und Aufrichtigkeit fragen, ob alle Formen, in die unsere Väter diesen Glauben gekleidet haben, ebenso ewig sind wie dieser Glaube selbst, ob nicht auch er in dem Flußbett dieser Welt sich mit Vorstellungen vermischt hat, die wie alles in dieser Welt dem Wandel unterworfen sind und in einer neuen Zeit klarerer Erkenntnis weichen müssen. Man soll uns nicht vorwerfen können, wir klammerten uns an das Alte um seines Alters willen. Vielmehr wollen wir mit beiden Füßen in der Zeit stehen, in die uns Gott gestellt hat, um auch in dieser Zeit mit unserem Glauben die Welt zu überwinden. Gibt es doch auch keinen anderen Glauben, der ebenso leicht wie der lutherische alle Gewänder, in die eine frühere Zeit ihn gekleidet hatte, wieder abzustreifen vermöchte. Eben darum, weil er in seinen Wesensgehalt nichts von Welt hat eindringen lassen, kann er das Kleid, in das die Weltentwickelung ihn gehüllt, ohne Schaden mit einem besseren vertauschen.

Endlich aber gilt es, durch unseren Glauben mehr und mehr alles überwinden zu lassen, was in uns selbst, in unserem Herzen und Leben, noch von Welt vorhanden ist. Unser Glaube kann es, kann uns ganz und gar umwandeln. Aber er muß es auch tun. Oft hat man der lutherischen Lehre vorgeworfen, sie begnüge sich mit dem Glauben, mit der

bloßen Sündenvergebung; ihr läge zu wenig an der christlichen Sittlichkeit. Und freilich liegt ihr wenig an einer bloß äußerlichen, glaubenslosen Frömmigkeit. Aber unser Luther hat auch gepredigt: „Eben dazu lehren wir den Glauben, damit das Gesetz möge erfüllt werden". Und es gibt keinen zweiten Theologen, der mit solcher Beharrlichkeit und solch erschütterndem Ernste gefordert hat, daß der wahre Glaube sich im Leben erweisen müsse, und behauptet hat, daß aller Glaube, der nicht den ganzen Menschen je länger desto mehr neu mache, nur ein Traum, eine Einbildung sei. Wenn diese große Wahrheit in lutherischen Kreisen weniger betont wird als die „reine Lehre", so ist das ein Abfall von dem Glauben, der die Welt überwindet.

Was aber ist es vor allem, das der Apostel im Auge hat, wenn er von der Welt in uns redet, die unser Glaube überwinden soll? Er hat von der Liebe gehandelt. Diese vor allem meint er, wenn er sagt, wer aus Gott geboren sei, überwinde die Welt, die Welt in uns, da wir uns selbst lieb haben. Denn wer „aus Gott geboren ist", ist aus der Liebe geboren. So liebt er die Liebe. So ringt er gegen alles, das in ihm selbst noch der Liebe sich widersetzt. So überwindet er diese Welt in seinem Innern. Und je reiner der Glaube ist, desto reiner ist auch die Liebe, desto völliger diese Ueberwindung der Welt. Wir wollen nicht fragen, wie es denn möglich ist, daß gerade denen, die den reinen lutherischen Glauben bekennen, Mangel an Liebe nachgesagt wird. Wissen, die so reden, etwa nicht, was wahre Liebe ist? So möchte man annehmen, wenn man hört, daß selbst unser Luther für lieblos erklärt ist, dieser Mann, dessen ganzes Leben ein Dienen und Sichverzehren in Liebe gewesen ist. Oder sollte in der Tat jener Vorwurf nicht selten berechtigt sein? Dann würde das Bekennen des lutherischen Glaubens ein trauriger Ersatz für den fehlenden lutherischen Glauben sein.

Der Apostel Johannes hat auch geschrieben: „Wer heilig ist, heilige sich noch mehr!" Wer des Glaubens sich rühmen darf, der die Welt überwunden hat, der überwinde in seinem Glauben die Welt noch mehr! Noch mehr! Damit er mit noch mehr Freude und Stolz sagen dürfe: Unser Glaube ist der Sieg! Man singet vom Sieg in den Hütten der Gerechten! Amen.

Predigt im Schlussgottesdienst.

Gehalten von Gen.-Sup. **Pingoud**-St. Petersburg.

Text: 1 Tim. 3, 9: **Die das Geheimnis des Glaubens in reinem Gewissen haben.**

Das Geheimnis des Glaubens.

Unter allen Männern Gottes, seien es Propheten, Apostel oder sonst Leute, die im Reiche Gottes Großes geleistet haben, hat keiner eine so hohe Vorstellung vom Glauben gehabt, als der Apostel Paulus. Liest man seine Briefe in rascher Aufeinanderfolge, so hat man den Eindruck, als ob sie nur einen Gedanken, einen Zweck, einen Lobpreis enthalten, nämlich den des Glaubens, des Glaubens an den Herrn Jesus Christus als den Erlöser der Welt. Dieser Glaube ist für den Apostel Paulus das Höchste, was es auf Erden gibt, und das Größte, was die menschliche Seele leisten kann. An Jesus Christus glauben heißt für ihn ebensoviel als leben und anderen zum Leben dienlich sein, an ihn nicht glauben ebensoviel wie tot sein und anderen zum Tode dienlich sein.

Das ist schroff und hart, aber Felsen sind immer schroff und hart. Der Apostel Paulus ist eben ein Felsen, der Felsen, auf welchem die Heidenkirche erbaut ist, und große Gebäude verlangen große Fundamente.

Diese hohe Vorstellung vom Glauben geht bei dem Apostel daher auch so weit, wie sie wohl bei keinem von uns geht, sie geht so weit, daß er die Menschen nicht mehr nach dem Maße ihrer Begabung und Leistung beurteilt, sondern einzig nach dem Maße des Glaubens. Und er empfiehlt jedem Christen, er möge sich selbst nur nach diesem Gesichtspunkte beurteilen, dann werde er von sich mäßiglich denken.

Wie in sich geschlossen und groß und ernst ist diese Denkweise des Apostels! Und wie sollte es auch anders sein?

Was war der Apostel Paulus ohne den Glauben an Christus und was war er durch diesen Glauben! Man kann im Leben eines Menschen kaum größere Unterschiede denken.

Ohne den Glauben an Jesus Christus war er der kleine, enge, rabbinisch verbitterte Jude, der stolz war, wenn er hier und da einen Ketzer aufspüren konnte, durch den Glauben ist er der Weltapostel geworden, der Rom und Griechenland aus der Finsternis erlöste und zu einem neuen sittlichen Leben führte. Ohne den Glauben an Jesus Christus war er ein Mann, der die Tage zählte, an welchen er im Jahre gefastet hatte, und die Schritte, die er am Sabbat machen durfte, durch den Glauben an ihn ist er der Mann geworden, der den Christen zurufen konnte: Alles ist euer, es sei Kaiphas oder die Welt, es sei das Leben oder der Tod!

Wie sollte ein solcher Mann nicht aufs höchste denken vom christlichen Glauben, seine ganze innere und äußere Welt war ja durch diesen Glauben ins Große und Weite, ins Freie und Göttliche erhoben worden, daß er darüber selbst staunen mußte.

Dieser Glaube machte ihn in seinen Augen unbegrenzt reich und stark, so reich, daß er ausrief: Gott schenkte ihm mit Christus alles — und so stark, daß er ausrief: Er vermöge alles durch Christus. Dieser Glaube machte ihn froh, wie nur ein Unschuldiger und Gerechter froh sein kann; denn dieser Glaube befreite ihn von dem quälendsten Gefühl, das jeden wahren Menschen beständig verfolgt, dem Gefühl der Schuld und der Verdammlichkeit vor Gott und Menschen. — Dieser Glaube tröstete ihn über alle Verluste, selbst einen solchen, wie den der Liebe seines Volkes; denn dieser Glaube öffnete ihm die Tore zu einer großen und weiten, unbegrenzten und ewigen Gesellschaft von geheiligten Menschen, aus allen Völkern und Ländern zu der Gemeinschaft der Kinder Gottes.

Noch mehr: dieser Glaube befreite ihn von allen demütigenden Unterschieden der Erde, jenem schweren Unterschiede von hoch und niedrig, reich und arm, Knecht und Freier, Jude und Grieche. — Unterschiede, die eine beständige Quelle von zahllosen Schmerzen und Kümmernissen für alle Menschen sind. Hier ist nicht Jude noch Grieche, Knecht noch Freier — sie sind allzumal einer in Christo, so lautet das große Wort, das eins der größten ist, das je über eines Menschen Lippen gekommen ist und das die schwersten Fesseln, die es je auf Erden gibt, sprengt. — Der Glaube an Christus hat dieses Wort geboren und er allein verwirklicht es!

Und noch mehr muß ich sagen: Durch diesen Glauben an Jesus Christus fühlte der Apostel sich gestorben und tot wie eine Leiche in bezug auf alles, was Sünde, Unrecht und Böses heißt, so daß er mit diesen

Dingen nichts mehr zu tun hat, und zugleich fühlte er sich durch diesen Glauben aufgerufen und aufgeregt, nach nichts Geringerem als der göttlichen Vollkommenheit, die er in Christus erkannt hat, Tag und Nacht zu jagen!

Teure Brüder und Schwestern in dem Herrn! Mein Mund ist viel zu schwach und mein Geist viel zu gering, um das zu schildern, was der Apostel Paulus in dem Glauben an Jesus Christus gefunden hat. Ich habe den Eindruck: es hat nie einen Menschen gegeben, der mit einer solchen Einsicht und mit einem solchem Mut, der mit einer solchen Kraft und Beharrlichkeit den Glauben an Christus ausgesprochen, gelehrt und in der ganzen Welt ausgetragen hat wie er.

Und wer von uns wollte nicht sagen, daß die christliche Gemeinde auf ihrem Gang durch die Welt einen solchen Riesen an Glauben nötig hat, um sich an ihm immer wieder zu stärken und die erlöschenden Lampen hell zu machen — in dieser Welt, wo alles Tag und Nacht von menschlichem Wissen und Können glänzt, wo alles, durch ihre Erfolge bezaubert, nur nach Wissen und Können jagt, in dieser Welt, wo die Natur und die Zahl, der äußere Mensch und der Schein die stille Welt der inneren Werte über den Haufen rennen und wo die Seele trotz all dieser Pracht an göttlichem Leben verschmachtet und verdürstet!

In einer solchen Welt ist es eine Wohltat, sich an einen Mann, wie den Apostel Paulus, halten zu können, der es wagt zu sagen: daß durch das Kreuz Christi ihm die Welt und er der Welt gekreuzigt sei, der es wagt zu sagen, daß alle menschliche Weisheit vor Gott Torheit ist, der es wagt zu sagen, daß alle Menschen verloren seien und nur im gekreuzigten und auferstandenen Jesus aus dem zeitlichen und ewigen Verderben Errettung fänden, und der mit Stolz seinen Gemeinden zurufen konnte: Wir wandeln im Glauben.

Teure Väter und Brüder in dem Herrn, die wir in diesen Tagen aus vieler Herren Länder hier zusammengekommen sind, um uns der Gemeinschaft unseres evangelischen Glaubens zu freuen und sie zu pflegen, das Band zwischen uns fester zu machen und unserer zerstreut lebenden Glaubensgenossen uns mehr anzunehmen, welches Apostels sollten wir zum Schlusse unserer Zusammenkunft mehr gedenken als des Apostels Paulus, aus dessen Felsen wir gehauen und aus dessen Brunnens Gruft wir gegraben sind? Und was könnten wir uns zum Schlusse unserer Zusammenkunft mehr von Gott erbitten, als daß er uns in den Fußtapfen dieses Apostels möge wandeln lassen, der auch heute noch der Felsen ist, auf welchem die Heidenkirche sich erbaut. Je mehr die Christenwelt verweltlicht und heidnisches Wesen in sie wieder einzieht, um so wichtiger wird die

Bedeutung desjenigen Apostels, der mit der eigentümlichen Art seiner Glaubenspredigt des Evangeliums die Weltmacht gebrochen hat.

Wendet doch zu dem Zwecke eure Blicke dem kurzen Wort zu, das wir gelesen haben. Welch eine Hochschätzung und Andacht in bezug auf den Glauben weht, trotz seiner Kürze, durch dasselbe! Habet das Geheimnis des Glaubens in reinem Gewissen: Jede Silbe ist hier eine Ehrung des Glaubens.

Der Apostel nennt den Glauben ein Geheimnis.

Von Geheimnissen reden wir überall da, wo unsere Erkenntnis am Ende ist, wo uns Dinge entgegentreten, die in sich Gegensätze und Widersprüche enthalten, welche wir nicht zu lösen vermögen, und wo Wirkungen ausgeübt werden, die in keinem Verhältnis zu der äußeren Erscheinung der Sache oder der von uns auf sie verwandten Arbeit stehen. Und je größer die Wirkungen sind, und je unscheinbarer die Sache äußerlich ist, desto mehr erfaßt uns Ehrfurcht und Andacht: wir stehen vor Geheimnissen. So stehen wir mit Ehrfurcht vor dem kleinen Samenkorn, das in die Erde gesenkt wird. Brechen wir es, so ist unscheinbarer, toter Mehlstoff darin, senken wir es in die Erde, so entsteht ein ganzer Wald des Lebens daraus. Das ist das Geheimnis des Weizenkornes.

Auch der Herr Jesus nahm für sich das Geheimnis des Weizenkornes, das in die Erde gesenkt wird, in Anspruch. Aeußerlich der Mann aus der Stadt Nazareth in Galiläa, ein Mensch wie wir alle, aber innerlich das Licht der Welt, der einzige, der Gott den Vater kennt und wem er ihn will offenbaren; äußerlich ein Mann, den hungert und dürstet wie uns alle, und doch zugleich das Brot des Lebens, unsere Heiligung und Erlösung, ohne den niemand Gott schauen wird; äußerlich ein Mann, der von den Juden ans Kreuz geschlagen wird, und doch zugleich das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt; äußerlich ein untergehender Mensch, der wie wir alle ins Grab gelegt wurde, und ebenderselbige ist die Auferstehung und das Leben, der Sieger über den Tod, der Fürst des ewigen Lebens. Das ist das Geheimnis unseres Glaubens.

Anstatt unseren Verstand abzumartern um diese Rätsel der göttlichen Torheit, die aber höchste Weisheit sind, zu ergründen, lasset uns lieber dem Worte des Herrn folgen: Nehmet, esset, das ist das Brot des Lebens, nehmet, trinket, das ist das Wasser des Lebens. O, welch eine Tiefe des Reichtums, beide der Weisheit und der Erkenntnis Gottes. Wer hat des Herrn Sinn erkannt oder wer ist sein Ratgeber gewesen? Unser Verstand wird dadurch gedemütigt, aber unser Herz wird dadurch getröstet, unsere Selbstgerechtigkeit wird dadurch gebrochen, aber unsere Versöhnlichkeit und

Liebe zu den Nebenmenschen wird dadurch gefördert. Und nicht bloß der Inhalt unseres Glaubens ist ein Geheimnis, auch der Glaube selbst. Wer kann die Lebensgeschichte des Apostels Paulus hören, ohne den Eindruck zu haben, die Entstehung seines Glaubens sei unerklärlich. Jeder echte und lebendige Glaube an Jesus Christus ist unerklärlich, über jedem echten Glauben steht geschrieben: Ich werde gefunden von denen, die nicht nach mir fragten. Glauben ist eine andere Sache als sprechen lernen, durch die Welt reisen, oder sonst ein irdisches Werk tun; von diesen allen kann der Mensch sagen: Jetzt will ich dieses, jetzt jenes tun. Wer aber hätte je gesagt: Jetzt will ich an Jesus Christus glauben? Oder ist jemand von euch, teure Christen, auf diesem Wege zum Glauben gekommen? Wohl keiner. Der Glaube kommt über uns wie ein Verhängnis, dem man nicht ausweichen kann; wie ein gnädiges Schicksal und Licht, dessen man sich nicht erwehren kann. Wer den Glauben hat, kann ihn sich gar nicht wieder nehmen — nur zerstören kann er ihn durch Sünde —, und wer ihn nicht hat, kann ihn sich gar nicht geben, nur danach sehnen kann er sich, was aber schon eine Wirkung des Glaubens ist. Wie der Tau aus der Morgenröte geboren wird, ohne daß ein Mensch es weiß und sieht oder nachmachen könnte, also steht es auch mit dem Glauben. Kein menschliches Auge vermag die verschiedenen Regungen der Seele wahrzunehmen, aus denen er sich verdichtet. Hier treffen gläubiger Eltern und Lehrer Wort und Beispiel, merkwürdige Lebensführungen, Arbeit der Kirche, auch schlimme Erfahrungen in der Welt zusammen, um dem heiligen Geist in der Tiefe der Seele den Boden zu bereiten, daß er die herrliche Gabe des Glaubens wie ein Feuer anzünde, das dann die ganze Seele erfüllt!

Darum stehen wir bewundernd und Gott anbetend stille, wo wir Menschen begegnen, über deren Hütte das Geheimnis des Glaubens schwebt; wir ehren sie, wir fühlen uns zu ihnen hingezogen, wir lieben sie, auch wenn sie zu einem anderen Volk und zu einer anderen Kirche gehören als wir selbst. Ja, was sollen wir sagen, der Glaube ist ein so großes Geheimnis, daß selbst der Herr Jesus davor stille stand. Bewundert hat er ihn am Hauptmann von Kapernaum und am kananäischen Weib, gefreut hat es ihn und in Lobpreis Gottes ist er ausgebrochen, wo er bemerkte, daß er den Unmündigen geoffenbart wurde; getrauert hat er bis zu Tränen über Jerusalem, wo er bemerkt hat, daß er vor ihren Augen verborgen war; gearbeitet hat er bis ans Kreuz hinauf, damit alle Menschen an ihn gläubig werden — aber selbst Glauben verliehen hat er nirgends. Ja, als die Jünger ihn baten: Herr, stärke uns den Glauben, lesen wir nicht, daß von ihm eine Kraft ausging, infolgedessen sie im Glauben

kräftiger wurden, wohl aber lesen wir, daß, als der Glaube der Jünger in Gefahr kam, **der Herr Jesus selbst nichts mehr tun konnte, als für den Glauben der Jünger zu Gott beten!**

Teure Kinder Gottes, solch ein heiliges Geheimnis ist es um den Glauben. Wie seid ihr gesegnet, daß es euch gegeben ist an den Namen des Herrn Jesus Christus zu glauben: Das ist ein so großes Glück, eine so hohe Gabe, daß, selbst wenn damit ein schweres Lebensschicksal verbunden sein sollte, das nicht in Vergleich kommen kann gegenüber jener himmlischen Auszeichnung, denn geheimnisvolle Kräfte der himmlischen Welt sind uns damit zuteil geworden! Darum hat auch jeder wahre Christ durch seinen Glauben etwas Geheimnisvolles, Fremdes für diese Welt, das sie nicht versteht. — Seine Wirkungen sind verwunderlich. Wo andere schelten, segnet der Glaube, wo andere sich zu Tode ängsten in Sorgen, singt der Glaube Loblieder, wo andere von Verlusten sprechen und vor ihnen zittern, sieht der Glaube Gewinn und streckt seine Arme dankend gen Himmel; wo andere lachen und neue Scheunen bauen für reichen Ertrag ihrer Felder, trauert der Glaube in der Angst Schaden an der Seele zu nehmen. Chrysostomus wurde in die ferne Einöde Armeniens verbannt, weil er dem Hofe Buße predigte, er ging so ruhig und gelassen ins Elend, wie Cäsar in den Senat — es war das Geheimnis seines Glaubens. Franziskus von Assisi entsagte seinem hohen Stande und allen Gütern der Welt und wurde ein Bettelmönch, der das Reich Gottes verkündigte — es war das Geheimnis seines Glaubens. Luther hat den Mut gehabt, der ganzen Welt Widerstand zu leisten und hat in einer unerhörten Weise den gekreuzigten Christus zu Ehren gebracht — es war das Geheimnis seines Glaubens. Man kann nie sagen, nach welcher Seite hin der Glaube des einzelnen ausbrechen und Gott und den Menschen dienlich sein wird — das ist sein Geheimnis, das dem betreffenden Menschen selbst nicht einmal offenbar ist. Etliche haben durch den Glauben Königreiche bezwungen, andere haben durch ihn Gerechtigkeit gewirkt, andere haben durch ihn Verheißungen erlangt, Geduld gezeigt, andere haben Liebeswerke geschaffen, die die Welt in Staunen setzte, andere haben durch den Glauben Martyrium gelitten — alle diese Männer des Glaubens sind für die Welt ein Rätsel, wie Paulus sagt, Narren gewesen, deren Handlungsweise die Welt oft verurteilte, aber fast nie verstand. — Schlimm, wenn die Welt an uns alles ganz verständlich findet, dann ist zu fürchten, daß wir die Ihrigen, d. h. von der Welt sind. Darum ist der Apostel Paulus ja auch besorgt um seine Schüler und um seine Gemeinden, daß sie den Glauben an Jesus Christus in richtiger Weise pflegen und bewahren.

Darauf beziehen sich die Worte: und haben das Geheimnis des Glaubens in reinem Gewissen.

Was wir hochschätzen, stellen wir an den höchsten Ort und verwahren es im besten Schubfach. Wer wollte die Perlen, die er von der Mutter geerbt hat, wie Steine behandeln, die auf dem Gartenweg liegen? Wer wollte kostbare Handschriften aus dem Altertum Tagesblättern gleichhalten, die die Kinder zerreißen? In feuerfesten Schränken werden in den Bibliotheken der großen Weltstädte die kostbaren Handschriften des Neuen Testamentes aufbewahrt, die vom Glauben handeln — aber der Glaube selbst? O, Gott verzeihe den christlichen Völkern und uns allen, daß wir so nichtachtend mit dem Glauben oft umgehen! Jede Hausfrau geht mit dem Brot, das heute gebacken wird und doch morgen schon verzehrt ist, vorsichtiger um, als die christliche Welt mit dem Glauben. Ach, daß wir in den irdischen Dingen immer sogleich das Richtige treffen. aber in den himmlischen ist unser Auge oft wie blind.

Was alles muß sich der Glaube gefallen lassen! Mit welchen Feinden muß er oft im Innern des Menschen zusammenwohnen! Sollte es nicht viele Christen geben, die ihr Leben lang nicht wissen, was mehr wert ist, das Geld oder das Gottesvertrauen, der Ruhm oder die Demut, der Spott oder die Liebe? Sollte es nicht viele Christen geben, in denen der Glaube zusammenwohnen muß mit einer unbegrenzten Hoffart oder mit hundert kleinen und großen Unwahrheiten, wie sie die Welt pflegt? Wie ein edles, zartes Reh einen verzweifelten Kampf mit dem Wolfshund kämpft, bis es immer schwächer werdend endlich verblutet und aushaucht, so geht es mit dem Glauben in vielen Seelen. Es findet ein Ringkampf auf Tod und Leben statt zwischen dem Glauben und den Leidenschaften. Folgt der Mensch dennoch den letzteren, so wird der Glaube immer lahmer, immer blasser, immer kälter, so daß er zuletzt nur noch wie ein Wissen um das Heil ist und ab und an in Sehnsucht nach dem Ewigen aufflackert, bis er endlich verlöscht, auch im Sterben noch ein Geheimnis, da kein Mensch weiß, wann der Glaube wirklich gestorben ist, wann Jesus einen Menschen aufgibt. Welches Unglück ist aber diesem Unglück gleich? Welcher Kummer hat die Höhe dieses Kummers? Die heilige Schrift enthält viele Gräber, die traurigsten unter ihnen sind die Gräber erloschenen Glaubens, darunter Apostelgräber, wie die des Judas und des Demas, und Pfingstgräber, wie die des Annanias und der Saphira. Ja, noch mehr, sie *enthält ganze Massengräber gestorbenen Glaubens*, wie diejenigen der Gemeinde zu Sarden, von der der Herr sagt: Du hast den Namen, daß du lebest, und bist tot.

O, wie der Abendwind grau und kalt um Stätten, wo Pfingstfeuer erloschen sind, weht! Alle Asche beißt, aber am stärksten, dünkt mich doch, die des Glaubens. Man kann von ihr nicht sagen, wie Luther von der Asche der Märtyrer sagte: Sie stäubt in alle Lande — nein, sie beißt in alle Augen, daß tiefe Tränen fließen, selbst im Himmel bei den starken Engeln Gottes! O Gott, bewahre uns alle vor dem Tode des Glaubens.

Meine Brüder! Wenn der Glaube selbst im Sterben ein Geheimnis ist, kann kein Christ wissen, wie es mit seinem Glauben steht. Um so dringender wird die Frage, wie und wo sollen wir denn unseren Glauben bewahren, damit er nicht Schaden nimmt und stirbt. Die Seele müßte ja sündlos sein, um ein würdiges Gefäß des Glaubens zu sein. Hören wir, was der Apostel sagt: Habet den Glauben in einem reinen Gewissen.

Im Gewissen wird der Mensch sich seiner Fehler und Sünden mit einem eigentümlich andringenden Ernst bewußt. Ein reines Gewissen ist also ein Gemütszustand, in welchem er bei sich keine bewußten Sünden zuläßt, und ein unreines, böses Gewissen ist ein Gemütszustand, wo der Mensch trotzdem, daß er das Schlechte als solches erkennt, es dennoch tut. Wenn nun der Glaube in einem reinen Gewissen bewahrt werden soll, so heißt das soviel als, er verträgt sich nur noch mit unbewußten Sünden, also mit solchen, die dem Menschen noch nicht zur Erkenntnis gekommen sind. Man kann das dem vergleichen, wenn ein Mensch auf seinem Gut Wölfe oder in seinem Hause Hausdiebe entdeckt. Solange er davon nichts wußte, lebte er mit ihnen in tiefem Frieden, nun aber, da die Erkenntnis gekommen ist, ist es aus mit dem Frieden und er ruht nicht eher, als bis er die eingesessenen Feinde beseitigt hat.

Also ernst und noch viel ernster steht es mit dem Christenleben. Sobald etwas als Sünde erkannt und ins Gewissen gefahren ist, kann der Glaube an Jesus Christus sich damit nicht mehr vertragen, oder aber es entsteht tiefer Seelenzwiespalt. Selbstverachtung, große Christentrauer — ein Zittern und Zagen des Glaubens bis zur Gefahr seines Verlöschens. Da nun das Evangelium alle Sünde aufdeckt und das Gewissen immer zarter und schärfer macht, so ist klar, daß der Glaube sich zuletzt auch mit dem kleinsten und feinsten Unrecht nicht mehr verträgt, wir also durch ihn in einen Kampf getrieben werden, wo es sich sozusagen selbst um Groschen und Pfennige handelt.

Daher finden wir auch, daß der Apostel Paulus durch den Glauben an Christus sich in eine beständige Seelenunruhe versetzt und sich einem Wettläufer ähnlich fühlt, der sich fast bis zur Lebensgefahr anstrengt, um das Ziel zu erreichen. Welches hohe Gut wird auf dieser Erde mühelos

erworben? Welcher Siegeskranz fällt spielend in den Schoß? Sollten die ewigen Güter und Kränze leichter erlangt werden? Nicht umsonst schildert der Heiland die Auserwählten als solche, die Tag und Nacht zu Gott beten.

Teure Brüder des gleichen großen und heiligen Glaubens an Jesus Christus, wir stehen am Ende unserer Versammlung. Wir gehen auseinander, ein jeder zu seinem Volk, in sein Land, an seine Arbeit, in seine Freuden und Leiden, seine Nöte und Kämpfe. Wir gehen gestärkt und erfreut auseinander, wir gehen gefestigt und geheiligt auseinander. Wir bleiben untereinander verbunden durch das Geheimnis des Glaubens. Wir danken dem Herrn für diese Tage des Gebetes und der Belehrung, der Tröstung und der Heiligung. Wir danken den Gemeinden dieser Stadt, die mit ihrer Teilnahme und ihrem Gebet uns wohlgetan haben. Gott der Herr breite segnend über diese Stadt, uns alle und unsere evangelische Kirche seine gnädig segnende Hand und schütze uns. Er erhalte in uns allen den Glauben. Er ist der Sonnenschein unseres Lebens und das Licht unserer Zukunft. Laßt uns immer füreinander beten, auf daß, wenn diese Erde für uns zu Ende geht und wir in jener Welt anlangen, wir das letzte Geheimnis des Glaubens, die ewige Seligkeit und Herrlichkeit bei Gott samt allen Gläubigen in Jesus Christus erlangen mögen. Amen.

Bericht über die Sitzung des internationalen Ausschusses der Allgemeinen evangelisch-lutherischen Konferenz zu Hannover vom 17. September 1908.

Anwesend: Sup. Kaiser-Radeberg, Vorsitzender, Prof. Dr. Lundström-Upsala und Pastor Wasen aus Schweden, Pastor van Wijk-Amsterdam, Pastor Schaffnér-Paris, Pastor Hübener-Miltitz, Pfarrer Lehmann-Callenberg, Protokollant. (Bischof v. Scheele und Dompropst Bonds waren leider abgehalten zu erscheinen.)

Nach Eröffnung der Sitzung durch Sup. Kaiser gab Herr Prof. Dr. Lundström einen auch schriftlich zu den Akten niedergelegten Bericht über das kirchliche Leben Schwedens und seine Beziehungen zur Allgemeinen evangelisch-lutherischen Konferenz. Die Schwedisch-lutherische Konferenz in Stockholm (Vorsitzender Prof. Berggren-Upsala) sendet einen Gruß. Die Generalsynode der Schwedisch-lutherischen Kirche 1903 war reich an Initiativen. Die Mehrzahl der Bewohner Schwedens ist trotz Sekten, Sozialdemokratie und antichristlicher Presse lutherisch, die Ernstgesinnten verschiedener Richtungen schließen sich zusammen, die Taufe wird allgemein begehrt, die Unsitte der Laientaufe läßt nach. Das sittliche Leben ist durch die Abstinenzbewegung, die ja freilich auch hier und da eine bedenkliche Seite gezeigt hat, etwas gehoben. Der Unterschied der Stände und Klassengegensatz ist nicht so scharf, wie anderwärts; der Volksunterricht gut geordnet, die Werke der Barmherzigkeit und kirchlichen Jugendpflege blühen. Freilich auch über Abnahme des Abendmahlsbesuches, zum Teil auch der Gottesdienste ist zu klagen. Mit einem schönen Worte des Königs Gustav: „Mögen alle guten und wahren vaterländischen Elemente sich zu gemeinsamer Arbeit gegen schlimme und staatsauflösende Kräfte sammeln. — Ich hoffe und erwarte von meinem Volke, daß es Gottes Namen und sein Wort heilig hält," und dem Wunsche: „Mehre der Herr in uns aus Gnaden die Liebe, aber auch den Glauben, die Treue, die Geduld und die

lebendige Hoffnung," schloß der lichtvolle, eingehende Bericht über Schwedens kirchliche Zustände.

Man wünscht u. a. in der sich anknüpfenden Besprechung, daß die Verhandlungen der Allgemeinen evangelisch-lutherischen Konferenz auch in Schweden, z. B. in der theologischen „Tidskrift" und „Svenska Kirketidende" verbreitet werden, kleinere Broschüren, z. B. die von Prof. D. Ihmels gehaltenen Vorträge: „Wer war Jesus" ꝛc., „Auferstehung" ins Schwedische übersetzt werden, namentlich bis zur nächsten Allgemeinen evangelisch-lutherischen Konferenz, die ja in Upsala gehalten werden soll.

Pastor v. Wijk gibt hierauf Bericht über Holland: Sieben Mitglieder und vier Gesellschaften sind dort für die Allgemeine evangelisch-lutherische Konferenz gewonnen worden. Vertreter lutherischer Theologie gibt es in Holland kaum. Brand und Völter, die lutherischen Dozenten, stehen auf entgegengesetztem Boden, doch hofft man, daß der Höhepunkt des Radikalismus überschritten sei; manches ist schon besser geworden. Man hat z. B. positive Gottesdienste eingerichtet, die Gemeinden wehren sich mehrfach gegen ungläubige Pastoren. Blühende Gemeinden sind in Arnhem, aber auch die Sekten sind rührig. In den Großstädten sind zum Teil unübersehbare Gemeinden, z. B. Amsterdam mit 40000 Gliedern. Dort gibt es auch deutsche Gottesdienste, ebenso im Haag. Es fällt in Holland nicht auf, wenn in einer Familie jedes Glied einer anderen Kirche oder Sekte angehört; zu beklagen ist die Religionslosigkeit der Schulen; ein junger Mann von 18 Jahren z. B. hatte keine Ahnung von der Bedeutung des Oster- oder Weihnachtsfestes ꝛc. — Mit Dank nimmt man diese Mitteilungen entgegen und wünscht, daß die dort herausgegebene „Wartburg" sich für die Allgemeine evangelisch-lutherische Konferenz interessiere, ebenso möchte man, daß Herr Pastor v. Wijk die Ausschußmitglieder weiter über die Zustände Hollands informiere.

In Frankreich, so berichtet Pastor Schaffnér, hat man neuerdings neben der theologischen Zeitung „le Temoignage" ein Gemeindeblatt, eine Omnibuszeitung in 5000 Exemplaren sechsmal im Jahre erscheinend, gegründet. Prof. Vaucher wirkt in Segen auf die jüngere Geistlichkeit ein, es gibt vier lutherische und fünf reformierte Professoren. Die sogenannte „Innere Mission" hat guten Fortgang. An manchen Stellen werden lutherische Gemeinden von reformierten Geistlichen bedient. Die Trennung von Staat und Kirche hat stellenweise den Lutheranern große Wunden geschlagen; vielen Eingewanderten erschweren es die verschiedensten Verhältnisse, sich zu ihrer Mutterkirche zu halten. Durch die protestantische Umgebung von Montbéliard geht vielfach ein gläubiger lutherischer Zug. Nicht selten

geht den Nachkommen der Eingewanderten Nationalität und Bekenntnis ihrer Kirche verloren; mit einem lutherischen Gesangbuch von 250 Liedern will man den Sinn für die lutherische Kirche festigen. Für Liturgien nach Form und Inhalt der deutschen hat der Franzose in seiner Lebhaftigkeit nicht besonderen Sinn, ihm kommt es auf den schönen „sermon“ besonders an. Pastor Schaffnér dankt für die materielle und moralische Unterstützung des Gotteskastens. Man trägt ihm einen herzlichen Gruß an dortige Gemeinden auf.

Die Beziehungen zwischen Deutschland und Dänemark einerseits, wie auch zwischen Dänemark und Schweden andererseits, sind durch politische Verhältnisse oft erschwert; in Dänemark wird deutsche Theologie eifrig studiert, wie auch die dortigen wissenschaftlichen Arbeiten im Kreise der Allgemeinen evangelisch-lutherischen Konferenz viel Verständnis und Teilnahme finden. Betreffs Norwegens will man wegen der dortigen inneren kirchlichen Kämpfe eine zuwartende Stellung einnehmen, jedoch die Beziehungen zu einzelnen nahestehenden Persönlichkeiten fortsetzen. Ebenso will man Amerika gegenüber den Versuch, Anschluß zu gewinnen (trotzdem man sich dort neuerdings wegen Aufnahme der Vereinslutheraner zurückgezogen hat), fortsetzen. Auch mit Australien und Afrika sind Beziehungen angeknüpft worden. Pastor Schaffnér wünscht eine noch volkstümlichere Ausgestaltung der Allgemeinen evangelisch-lutherischen Konferenz. Dieser Wunsch soll weitergegeben werden. Mit Dank gegen Gott für die Einigkeit im Geiste schließt der Vorsitzende die hochinteressante Ausschußsitzung.

Druck von Ackermann & Glaser in Leipzig.

